Sphinx

.869
J.13

Library of

Princeton University.

SPHINX

Monatsschrift

für

Seelen- und Geistesleben,

herausgegeben

von

Hübbe-Schleiden.

PRINZEN WILHELM
ROSENHÖHE
BIBLIOTHEK

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

VII Jahrgang. 1892. Dreizehnter Band.

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn.
(Appelhans & Pfenningstorff.)

Printed in Germany

Digitized by Google

(RECAP)

~~(ANNEX A)~~

6483
.869
V.13

Inhalts-Übersicht
des
Dreizehnten Bandes.
Siebenter Jahrgang
1892.

Aufsätze und Berichte.

Seite

Ludwig Deinhard: Okkultistische Forschung in Italien 147
— Okkultistischer Reisebericht aus Italien. I. Eusapia Palladino 349
Dr. Eugen Dreher: Zur Lösung des Rätsels. Ein Beitrag zur Lehre des Hypnotismus 267
Adolf Engelbach: Das Evangelium des Kampfes . . 194
Arthur Fitger: Mozart 201
Werner Friedrichsort: Was die Welt braucht! . . 102
Dr. Ernst Hallier: Du sollst nicht töten! Ästhetische Rücksichtslosigkeiten 64
Marg. Halm: Zweierlei ist not. Eine metaphysische Plauderei 207
Dr. med. Franz Hartmann: Was ist Theosophie? . . 197
Lazar Baron von Hellenbach (posthum): Der Glaube des neunzehnten Jahrhunderts 289
Emil Baron von Hoenning O'Carroll: Träume. Selbsterlebtes 353
Dr. jur. Hübbe-Schleiden: Unser erweitertes Programm. Was wir wollen 1
— Das Streben nach Vollendung und dessen Voraussetzung 5
— Einiges und geistiges Christentum 97
Carl Kiesewetter: Fausts geschichtliche Persönlichkeit. (Mit Abbildungen) . . . . . 15, 153, 248 u. 359
Dr. Raphael von Koeber: Die Seelenlehre des Okkultismus. (Mit neun Abbildungen) . . . . . 257 u. 314
Dr. jur. Ludwig Kuhlenbeck: Giordano Bruno. Nach den „Lichtstrahlen" aus seinen Werken 131
— Der Wert der Persönlichkeit 212
— Die christliche Persönlichkeitsidee 305
Fritz Lemmermayer: Das Wesen der Dichtkunst . . 297

496446

Seite

Dr. Freiherr Carl du Prel: Die Seelenlehre vom Standpunkte der Geheimwissenschaften . . . . 49, 161 u. 216
Wilhelm von Saintgeorge: Der Tolstoianer. Eine Entgegnung 76
— Da die Zeit erfüllet war. Eine Besprechung . . 171
Johannes Tennhardt: Das innere Wort 56

Novellen und Erzählungen.

Walter von Appenborn: Lichtmärchen. (Mit Abbildungen) 144
Eva A. von Arnim: Dem Tag entgegen. Novelle 24, 113, 233 u. 337
Leopold Engel: Zeit und Ewigkeit. Eine Phantasie . . 33
Hugo Grothe: Vision. Eine Skizze 209
Marie Const. Hoch: Wahrheit oder Wahn? Erinnerungsblätter. (Mit Abbildung) . . . . . 137 u. 225
Hans Kindermund: Möchte kein Engel sein! Eine Humoreske 127
Eugen Aus: Unsere Dummheiten. Eine Humoreske . . 43
P. K. Rosegger: Die junge Klosterschwester. Eine Erzählung 105
M. von Saint-Roche: Der wahrste Freund. Dem Leben nacherzählt 72
— Zwei Frauen. Nach dem Leben gezeichnet 322

Gedichte.

Agemo: Erkenntnis 32
Hans Arnold: Sprüche in Versen 135
Carl Busse: Das Selbst 303
August Butscher: Rose und Distel 111
Charles Buttgerald: Dein anderes Ich 266
— Das Originelle 302
Richard Dehmel: Jesus der Künstler. Traum eines Armen 129
Leopold Engel: Rückblick 152
— Kurzsichtiges Urteil 352
Franz Evers: Des Zukünftigen Wort 200
— Nachtpfauenauge 336
Frank Forster: Der Seelenfalter 80
— Ich stand im Thalesgrunde 101
— Zuspruch 211
— Das Leid 313
Bruno von Hermar: Die neue Lehre 232
Hugo Grothe: Nachtphantasien. Nachtbild. Nachtwanderung 335

Seite

Friedrich Hertrich: Gnome 47
— Dem erlösten Dulder 104
— All-Eines. 206
Fritz Lemmermayer: Uralt 112
Rudolf Lothar: Der Wert des Lebens. Ein Mysterium 310
Hans von Mosch: Hinauf! 4
— „Zu Gott!“ 48
— Warum? 128
— Frühling! 193
Menetos: Schutz 63
Felix Riedmüller: Schein und Sein 176
— Den thörichten Schulweisen 296
Wilhelm Ressel: Wenn dich ein Ideal erfüllt! . . . 196
— O trag! 358

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Anmeldungen Sterbender . . . . . 83, 181 u. 274
Der eigene Doppelgänger. 273
Giebt es gute Geister, die uns beschützen? 84
Maria von Mörl (Stigmatisation) . . . . . 275 u. 370
Ein Triumph des Okkultismus 81
Stigmatisation in Amerika 369
Die Suggestion im Dienste der Berliner Kriminaljustiz 177
Telepathie 83, 178, 181, 274
Ein Triumph des Okkultismus 81
Mark Twain über Telepathie 178
Tod und Leben von Bodenstedt 371
Vorahnung der Todesart 275
Unendlichkeit 276
Wahrträume . . . . . 180 u. 273
Wer redete? 182
Zweites Gesicht 180

Bemerkungen und Besprechungen.

Autorität oder Selbstbestimmung? Zur Beleuchtung der Kaiserrede 277
Unser vierzehnter Band 384
Die historische Geschwätzigkeit der Biographen 377
Budha-Gaya 377
Erkenntnis 96
Der ideale Sinn des Deutschtums 183
Der geschichtliche und der ideale Faust 282

Seite
Das Gebet des Moniſten 89
Gnade 89
Herders Philoſophie der Geſchichte in einer Stunde 379
Profeſſor Oskar Korſchelts Apparate . . . . . 88 u. 285
Leixners ſoziale Briefe 86
Manethos: Aus überſinnlicher Sphäre 384
Materialismus oder Spiritismus? 281
Gabriel Max' Darſtellung der Seherin von Prevorſt 86
Milde 288
Moltkes Unbefangenheit 378
Das Myſterium der Zeitalter 185
Zur okkultiſtiſchen Forſchung in Italien 382
Ottmanns Bücherſchatz 187
Wert oder Unwert der Perſönlichkeit 377
Pſychologie der Suggeſtion 380
Reichtum 96
Religion und Lebensweiſe. Die Quinteſſenz der Lebensweisheit 186
Die Religion und Moral der Zukunft 278
Schein und Sein 288
Die Seherin von Prevorſt . . . . . 86 u. 280
Die Sonnenäther-Strahlapparate . . . . . 88 u. 285
Sphinx-Regiſter. Pränumerations-Einladung 187
Für und wider den Spiritismus 381
Materialismus oder Spiritismus? 281
Spiritiſtiſche Familienkreiſe. Selbſtüberzeugung v. d. Unſterblichkeit 280
Zwei ſpiritiſtiſche Neuheiten aus Frankreich 383
Spiritiſtiſche Thatſachen und übereilte Hypotheſen . 381 u. 382
Pſychologie der Suggeſtion 380
Suggeſtionismus und Homöopathie 186
Die überſinnlichen Thatſachen 381
Aus Urdas Born 279
Der Vollendete 96
Der Wandervogel 288
Wiedergeburt und Wiederverkörperung 89
Ein Zeichen der Zeitwende 183

Anregungen und Antworten.

Du ſollſt nicht töten! 372
Eigener Geiſt oder fremde Geiſter? 283
Nicht Umkehr, ſondern Einkehr! 192
Ethik und Äſthetik 188
Guter Wille und Erfahrung 192
Was iſt Ideal-Naturalismus? . . . . . 90 u. 192
Idealismus und Vernunft 284
Vollendung der Individualität . . . . . 94 u. 189

Seite
Korschelts Ätherstrahlapparate 285
Mitwirkung unserer Leser 96
Privatbesitz und Gemeingut 373
Seelen- und Geistesleben 91
Du sollst nicht töten! 372
Was soll man dabei thun? . . . . . 92, 188, 188 u. 373
Nicht Umkehr, sondern Einkehr! 192
Die Verbreitung der Sphinx 376
Die Vollendung der Individualität . . . . . 94 u. 189
Wesen und Form 287
Wiederverkörperung 191
Zeit totschlagen oder ausnützen? 375

Abbildungen.

Fausts geschichtliche Persönlichkeit.
„Faustturm", ein Teil des Klosters Maulbronn 17
Lichtmärchen.
Heliante 144
Wahrheit oder Wahn? Erinnerungsblätter.
Auf dem Mons Palatinus 137
Die Seelenlehre des Okkultismus.
Figur 1: Das fahrende Gespann. Leib, Seele und Geist . . . 263
„ 2: Das Pferd geht durch 263
„ 3: Der Kutscher ist gefesselt 264
„ 4: Die Zügel dehnen sich 264
„ 5: Der Kutscher schläft ein 265
„ 6: Der Tod. Der Kutscher läßt den Wagen zertrümmert zurück 265
„ 7: Sinnbildliche Darstellung des Menschenwesens . . 320
„ 8: Der Tod. Die spiritistische Ansicht 319
„ 9: Der Zustand nach dem Tode. Die okkultistische Ansicht . 321

Kunstbeilagen.

„Zu Gott!" Von Fidus . . . . . gegenüber Seite 48
„Du sollst nicht töten!" Von demselben . . . „ „ 64
Niemand kann zween Herren dienen. Von demselben „ „ 128
Heliantens Traum. Von demselben . . . . . „ „ 144
Maria von Mörl. Nach einem Ölgemälde von Gabriel Max „ „ 208
Zauber der Unschuld. Von Fidus . . . . „ „ 224
Frühlingslust. Von demselben . . . . . „ „ 352
Das Original aller Faustbildnisse. Phototypie einer Radierung nach Rembrandt von Jan Joris van Vliet „ „ 368

Praktiſche und billige

Original-Einbanddecken

in Ganz-Leinwand

für alle Bände der „Sphinx“

ſind durch jede Sortimentsbuchhandlung und direkt von uns zu beziehen.

Preis je 80 Pfennige.

Gut in Original-Einband gebunden liefern wir jeden einzelnen **Band für 7 Mk. 20 Pfg.**

Broſchiert koſtet jeder einzelne Band 6 Mark; jedoch berechnen wir für vollſtändige Lieferung der erſten zwölf Bände der „Sphinx“

zuſammen nur 60 Mark broſchiert.

Braunſchweig, im Mai 1892.

C. A. Schwetſchke und Sohn.

(Appelhans & Pfenningſtorff.)

SPHINX

XIII, 73. März 1892.

Unser erweitertes Programm.

Vom

Herausgeber.

Was wir wollen.

Kein Gesetz über der Wahrheit! Unter diesem Wahlspruch unsres Ideal-Naturalismus wollen wir alle versprengten Scharen des Idealismus sammeln auf dem Boden der Natur. Die Wahrheit ist für uns das Wesen auch der Weisheit und der Schönheit.

Wir hangen nicht an irgend welchen Dogmen und Symbolen, in die sich die Wahrheit irgendwo und irgendwann gekleidet hat; noch schwören wir auf etwelche Gesetze und Begriffe, in denen bestimmte Zeiten und besondere Kulturen wechselnd sich ausprägen. Wir kämpfen aber vor allem für die Wahrheit, daß jedem Individuum ein eignes ursächlich fortwirkendes Wesen zu Grunde liegt. Mit dem Festhalten dieser metaphysischen Erkenntnis aller Völker aller Zeiten streben wir zugleich nach Hebung des ethischen und ästhetischen Bewußtseins.

Alles, was in unserer Monatsschrift beurteilt oder dargestellt wird, soll womöglich unter dem Gesichtspunkte des höchsten Ideals betrachtet werden; und dies ist Vollendung in dem Wahren, Guten, Schönen auf Grundlage der Natur. Daß dies jedoch eine Entwicklungsstufe ist, die jede Individualität dereinst erreichen muß, diese Erkenntnis, welche dem älteren Idealismus und dem neueren Realismus fehlt, ist der Grundstein des Ideal-Naturalismus, des bewußten Aufwärtsringens und Vollendungsstrebens.

Es fragt sich nun, wie wir dies Streben durchzuführen gedenken.

Wir wollen Niemanden in seinen Glaubensanschauungen stören. Wer Befriedigung findet in den Formen seiner Kirche oder in den gerade augenblicklich anerkannten Dogmen seiner Wissenschaft, den wollen wir nicht ärgern. Wir wenden uns nur an alle Gleichgesinnten und Mitstrebenden, daß sie mit uns sich zum Gedankenaustausch und zu gemeinsamer Geistesarbeit vereinigen.

In den Religionen aller großen Kulturzeiten ist ein Weisheitskern enthalten. Diese Wahrheit ist nur Eine, kann nur Eine sein. Was eine Religion von andern unterscheidet, ist demnach nur deren

zeitweilige (exoterische) Form; das allen Gemeinsame dagegen muß jener innere (esoterische) Wahrheitskern sein. Dies aber ist offenbar das Streben nach Erkenntnis des über unsre Sinne hinausgehenden Wesens aller Dinge und nach einem inneren Leben, in dem dieses sich verwirklicht, oder kurz: das Streben „weiser und besser" zu werden. Dies ist das Kennzeichen aller derer, die ihr Ziel in innerer Vollendung suchen, d. i. aller wahren „Mystiker." Denn Mystik im eigentlichsten Sinne ist nichts als der Kern der Religiosität, gelöst von allen Formen positiver Religionen.

Ebensowenig aber, wie wir uns an den Wortlaut der Lehren irgend einer Kirche ketten wollen, sondern nur den tiefern Sinn und Geist derselben gelten lassen, so sind wir uns auch bewußt, daß in der schulgemäßen Wissenschaft zeitweilig Theorien und beliebte Anschauungen von kurzsichtigen Geistern zu tyrannischen Dogmen aufgeworfen und von den ihnen byzantinisch Nachschwätzenden als unfehlbar ausposaunt werden. Hier wollen wir vor allem freies Denken und selbständige Forschung und Bethätigung für Jedweden.

Und wie in der Religion und Wissenschaft, so suchen wir auch in den andern Formen alles Menschenlebens nur das Wesen, welches sich uns überall im guten Wollen und im wahren Können offenbart. So wie wir in der Medicin einer Heilkunst „von Gottes Gnaden" stets den Vorzug geben vor bloß angelerntem Wissen und vor etwaiger schulgerechter Stümperei, ebenso scheint uns auf dem Gebiete des Rechtslebens und der Volkswirtschaft jede wirkliche Hebung ungerechter Verhältnisse im heutigen Kulturleben eine Erösung aus „Gesetz' und Rechten, die wie eine ew'ge Krankheit sich forterben."

Nicht minder nehmen wir auch in der Dichtung, sowie in der bildenden Kunst und der Musik lebhaften Anteil an jeder gottgeborenen Schaffenskraft, die sich mit genialer Selbständigkeit von der trägen Nachahmung konventioneller Formen und Anschauungen befreit. Wir lieben überall die Wahrheit in wahrhafter Darstellung. Freilich ist es nicht die Wahrheit der häßlichen, schmutzigen, gemeinen Natur, die wir suchen und als Muster anfstellen. Wirklichkeit mag diese sein und auch „Natur" nach Shakespeares allbekannter Fassung: that's the nature of the beast! („Das ist nun einmal die Natur der Bestie!"). Diejenige Wahrheit der Natur aber, die uns als Ziel vorsteht, ist nur die höchste Stufe der Entwickelung in der Natur des Geistes und der Seele wie des Körpers — ist das Ideal des Wahren, Guten, Schönen.

Wir bilden uns nicht ein, zu wissen, was das Wesen jedes Dinges ist, wir wissen vielmehr, daß kein Sterblicher die reine (absolute) Wahrheit weiß, noch wissen kann. Wir streben nur danach, dies Wesen, diese Wahrheit überall zu finden und zum Ausdrucke zu bringen. Wohl aber erkennen wir die Richtschnur, welche uns zu diesem Ziele führt, in jenen übereinstimmenden Grundzügen der Weltanschauung aller intuitiv begabten Geister unserer Rasse so im Abend- wie im Morgenlande vom Uranfange unserer Kultur an bis zur Gegenwart.

Durch die philosophische Erkenntnis aller dieser Denker zieht sich wie ein roter Faden auch dasjenige hindurch, was frühere Zeiten „Okkultismus" nannten, ja selbst die uralt bekannten Thatsachen, welche man heute unter dem unklaren Sammelnamen „Spiritismus" zusammenfaßt. Trotz Irrtum, Täuschung und Betrug, die zweifellos auf diesem Felde wuchern, können wir die Wichtigkeit der echten Thatsachen dieses Gebietes als Erkenntnisgrund der Wahrheit nicht mißachten. An dem Vorkommen solcher Thatsachen aber wird Niemand mehr zweifeln, seitdem die exakte Physiologie die merkwürdigen Erscheinungen des Hypnotismus und ähnlicher Seelenzustände festgestellt und in den Kreis ihrer eingehenden Untersuchungen gezogen hat.

Wir bezeichneten im Titel unserer Monatsschrift bisher unsere Anschauung ganz allgemein als „übersinnliche" — mit gutem Grunde; denn das Wesen aller Dinge ist nicht unmittelbar mit unsern Sinnen zu erfassen. Kräfte können wir stets nur durch ihre Wirkungen in und an Stoffen wahrnehmen; und ebenso kann man das innere Wesen eines Menschen weder sehen, noch hören, noch schmecken, noch riechen, noch betasten, sondern nur erkennen, insofern es sich in den Gesichtszügen, in der Gestalt, in Wort, Schrift oder sonstiger Darstellung äußert. Die Berechtigung unserer Anschauungen haben wir in unseren bisherigen zwölf Bänden hinreichend „geschichtlich und experimentell" sowie durch Sammlung von Thatsachen, welche sie veranschaulichen, nachgewiesen; und wir glauben jetzt über die Zeit des heißesten Kampfes um das „Übersinnliche" hinaus zu sein.

Wir haben schon bisher auf die ethische und die ästhetische Verwertung unserer Anschauungen in allem Leben und Streben besonderes Gewicht gelegt. Hierauf werden wir auch fernerhin unser Augenmerk hauptsächlich richten. In zweifacher Hinsicht aber wollen wir jetzt unser Arbeitsfeld erweitern.

Erstens wollen wir die Nutzanwendung unserer Anschauungen in allen Zweigen des socialen Lebens und der Kunst durchführen und in möglichst weitem Umfange in den gegenwärtigen Interessen des Tages und des Jahres aktuell zur Geltung bringen.

Zweitens wollen wir, mehr als bisher, Gemeinverständlichkeit erstreben. Bisher galt es zunächst, uns in akademisch gebildeten Kreisen Eingang zu verschaffen. Dies ist uns gelungen. Mögen weitere Kreise sich jetzt unserem Einflusse erschließen. Dazu sollen uns nun auch die Mittel der Dichtung und der Kunst dienlich sein.

Wir rufen wieder Alle, die an unseren Bestrebungen teilnehmen wollen und wirksam teilnehmen können, — wir rufen sie auf zu rüstiger Mitarbeit; und alle unsere Leser bitten wir, für die Verbreitung unserer Monatsschrift zu wirken.

Möge stets der Kreis derer wachsen, die sich unter unserem Wahlspruch scharen:

„Kein Gesetz über der Wahrheit!"

Hinauf!

Von

Hans von Mosch.

Es drängt und treibt und wogt und schwillt
Das Herz in tiefster Brust!
Das Auge blitzt so glutenwild,
In Thaten-Drang und -Lust!
Zu scharfem Hiebe zuckt die Faust
Das blitzend breite Schwert!
Die Muskel bebt, von Kraft durchbraust,
Vom Götterstrahl bewehrt!
Den Himmel stürmend flieht der Geist
Von Welt zu Welten fort,
Sein Ziel „des Lichtes Urquell" heißt,
Die Heimat sucht er dort!
Zum Urquell will der „Gott" zurück,
Der in die „Form" gebannt:
Drum flammt so heiß er aus dem Blick,
Drum zuckt so wild die Hand!

Das Streben nach Vollendung
und dessen Voraussetzung.

Von

Hübbe-Schleiden.

Als Prediger genügt der Tod!
(Wahlspruch des Kalifen Omar.)

Geburt und Tod — zwei gleich geheimnisvolle Vorgänge — bilden die äußersten Grenzen eines Menschenlebens. Seltener werden wir durch andere Erlebnisse unmittelbar auf das Rätsel hingewiesen, welches für uns ganz besonders die Thatsache der Geburt in sich birgt; um so öfter jedoch — und um so dringender je älter der Mensch wird — mahnt der Tod ihn an das uralte Problem des Daseinsrätsels. Nur wenige Menschen freilich lassen während ihres Lebens den Gedanken, daß sie selber einmal sterben müssen, sich ernst zum Bewußtsein kommen. Wohl kein Mensch ist aber so gedankenlos, so herzlos, daß, wenn auch kein anderes Ereignis seines Lebens, nicht doch wenigstens der Tod eines geliebten Wesens ihm die Fragen aufdrängte: Überdauert unsere Wesenheit den Tod? — Werden wir die, welche wir geliebt, einst wieder sehen, wieder lieben?

Tritt der Tod nun an den Frager selbst hinan, so läßt er wohl den Pfarrer rufen, und der soll dann in der einen Stunde für ihn thun, was er, wenn er verständigen Gebrauch von seiner Zeit gemacht hätte, sein ganzes Leben hindurch würde selbst gethan haben. In der Regel kann der Geistliche nichts thun, als nur den Schein noch wahren und den Sterbenden mit kindlichen Vorstellungen und Sinnbildern, mit altgewohnten, in der Jugend liebgewonnenen Versicherungssprüchen trösten und ihn damit mehr betäuben als befriedigen. — Was ist denn aber das, was jeder Mensch thun sollte, um Glückseligkeit im Leben zu erlangen und im Sterben Trost zu finden?

Er sollte nicht nur — wie es jeder weiß — nach allem Guten, Wahren, Schönen streben, sondern sollte sich auch darüber klar werden: Warum streben wir, bewußt oder unbewußt, — warum strebt alles, was in der Natur lebt, nach Verbesserung, Veredelung, Vervollkommnung? Ist dies der Mühe wert, wenn unser Erdenleben nur so kurz ist und wir unser Ziel doch nicht erreichen, ja, verhältnismäßig immer nur geringen Fortschritt machen können im Vergleich zum höchsten Ideale, das uns vorschwebt?

Digitized by Google

Vervollkommnung ist thatsächlich der Grundzug aller „Entwickelung". Das Streben nach Erkenntnis und Verwirklichung des höheren Ideales und zuletzt des höchsten Zieles ist Sinn und Zweck aller Philosophie und Kunst, auch aller Wissenschaft und Technik. Streben nach Vollendung ist die Triebfeder aller Kultur und ist zugleich das Wesen der Erlösung.

Was anders war und ist die Grundlage der Lehren aller wahren Weisen als dies Streben? Und was anders ist die Würde und die Weihe aller wahren Kunst, als nur den Menschen zu erheben und seiner Seele die Fittiche zu leihen, mit denen sie sich zu ihrem Ideale aufschwingt? Alles andere ist Mißbrauch, keine Kunst, keine Philosophie! — Und sollen nicht die Wissenschaft und die Erfindungen der Technik doch auch nur dem Menschen dazu dienen, sich zu vervollkommnen und die Erstrebung höherer sittlich-geistiger Ziele ihm zu erleichtern?!

Vor allem ist aber das Streben nach Vollendung das Wesen wahrer Religiosität. Im allgemeinsten Sinne freilich wird man Religiosität als das Gefühl eines übersinnlichen, gut und gerecht geordneten Weltzusammenhangs bezeichnen können. Je mehr sich aber dies Gefühl vertieft, um desto mehr treibt es zur Unterordnung und zur Hingabe an diese übersinnliche Weltordnung und zum Streben nach Vollendung, nach dem Ziel, für das man sich in diesem Weltdasein bestimmt fühlt und erkennt. Den Menschen aus einem sinnlichen und äußerlichen in einen geistigen und göttlichen umzuwandeln, ihn also dem Ziele der Vollendung näher zu führen, ist der Endzweck aller wahren Religion. Die äußerliche Kirchlichkeit steht freilich oft im scharfen Gegensatz zur echten Religiosität. Das Wesen des religiösen Menschen aber besteht allein in seinem Streben nach Vollendung.

In allen Kulturreligionen hat dies Streben seinen Ausdruck gefunden, so schon in den morgenländischen Systemen, vor allem in der indischen Religionsphilosophie, nicht minder auch im Esoterismus des Judentums und des Mohammedanismus (bei den Kabbalisten, Talmudisten und den Sufis). Im Christentume aber ist sogar das einzige Ziel die Lehre Christi: „Ihr sollt vollkommen sein, wie Gott!" [1]) Nur insofern sein Leben selbst den Weg zu diesem Ziele weist, sagt Christus: „Komm, und folge mir nach!" [2]) Alle seine andern Lehren dienen nur eben diesem Zwecke; auch das „Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst" ist bloß ein weiterer Ausdruck für den Hinweis auf den Weg zum Ziele der Vollendung. Das Johannis-Evangelium legt Jesus sogar die Worte in den Mund: „Stehet nicht geschrieben in eurem Gesetz: Ich habe gesagt, ihr seid Götter!" [3]) Und der Berufung zu diesem Ziele erinnerten sich sowohl Paulus wie auch Petrus: „Wir sind göttlichen Geschlechts" und „sollen göttlicher Natur teilhaftig sein". [4])

---

[1]) Matth. V, 48; XIX, 21.

[2]) Matth. X, 38; XVI, 24; XIX, 21; Markus VIII, 34; X, 21; Lukas IX, 23; XIV, 27; Joh. XII, 25 und 26.

[3]) Joh. X, 34 und Psalm 82, 6.

[4]) Ap. Gesch. XVII, 29 und 2. Petri I, 3 und 4.

Insofern die Kirche nun das Christentum zum täglichen Gebrauche für das Weltleben herrichtete, mußte dieses religiöse Streben nach dem höchsten Ideal gegen die praktische Anforderung zurücktreten, zunächst die allerniedrigsten Leidenschaften der Menschen zu zügeln. Anerkannt jedoch ist dieses höchste Streben nach Vollkommenheit als Zweck und Aufgabe des Christen von allen Konfessionen der christlichen Kirche; und thatsächlich ist dies Ziel zu jeder Zeit erstrebt worden, vor allem, aber nicht allein, im Klosterleben, auch schon von den Gnostikern und später von der großen Schar christlicher Mystiker aller Richtungen, unter den Deutschen von dem Meister Eckhart und seinen Schülern, ebenso von Jakob Böhme und von der ununterbrochenen Kette seiner Nachfolger in der praktischen Mystik bis auf unsere Gegenwart.

Selbst Augustinus wagte den Satz auszusprechen [1]): „Jeder ist das, was der Gegenstand seiner Liebe ist. Liebst du das Irdische, so wirst du Erde sein. Liebst du Gott — was soll ich sagen? — so bist du Gott!" Eckhart bringt unter vielen andern Sprüchen gleicher Sinnesrichtung folgenden [2]): „Unde sô der mensche in sich selber gât, sô findet er gôt in ime selber"; und Schefflers (Angelus Silesius') „Cherubinischer Wandersmann" [3]) ist voll von Sinnsprüchen, die diesen Grundgedanken ausdrücken. Als einer der weniger tiefen, aber leichter verständlichen sei hier erwähnt:

Mensch bleibe nicht ein Mensch;
du mußt aufs Höchste kommen!
Bei Gotte werden nur
die Götter angenommen.

„Gott" ist im höchsten Sinn der Mystik die Einheit des Alls, in welcher das, was sich in unserem Bewußtsein erst als Keim zeigt, als die allumfassende „Vernunft" vollendet gedacht wird. Insofern ist das letzte Ziel des religiösen Strebens die Vollendung in „Gott". [4]) Von anderen Versprüchen, in denen Angelus Silesius dies ausspricht, seien erwähnt beispielsweise hier noch folgende [5]):

Gott ist wahrhaftig nichts;
und so er etwas ist,
So ist er's nur in mir,
wie er mich ihm erkiest.

In Gott wird nichts erkannt;
er ist ein einig Ein:
Was man in ihm erkennt,
das muß man selber sein.

Kurz gefaßt, kann man sagen: Die Gottheit der Individualität, der Wesenheit in jedem Wesen, ist das Grundgeheimnis aller

[1]) Talis est quisque, qualis ejus dilectio est. Terram diligis? Terra eris. Deum diligis, quid dicam? Deus es.

[2]) In Pfeiffers Ausgabe Nr. 55 — [3]) Glatz 1675.

[4]) Hierüber noch hinaus liegt der esoterische Begriff dieser „Vollendung in Gott", die Verwirklichung des absoluten Seins. Exoterisch werden aber auch schon viele der Vorstufen zu dem obigen Strebensziel als „Gott" bezeichnet.

[5]) „Cherub. Wand." I, 200 und 285, ähnlich 278 und sonst.

Religion.[1]) — Jedoch ist dieser Grundgedanke auch von weltlichen Schriftstellern oft als selbstverständlich ausgesprochen worden; so mehrfach von Goethe, wie er u. a. sagt[2]):

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken!

Unerwartet ist dagegen wohl für manchen die Thatsache, daß selbst die neuzeitlichen Materialisten dieses anerkennen und vertreten, wenigstens in morphologischem Sinne, wie es Leopold Jakoby in den kurzen Satz zusammenfaßt: „Die Menschen stammen von Tieren ab und müssen zu Göttern werden." Dieser Erkenntnis stimmt begeistert sogar Ludwig Büchner zu.[3]) Am geistreichsten und nachdrücklichsten aber wird diese Lehre — wieder als ein Aufruf zu dem Streben nach Vollendung — von dem prophetischen Individualisten Friedrich Nietzsche vorgetragen[4]):

„Ich lehre euch den Übermenschen. Der Mensch ist etwas, was überwunden werden soll. Was habt ihr gethan, ihn zu überwinden? —

Ihr habt den Weg vom Wurm zum Menschen gemacht, und vieles ist in euch noch Wurm. Einst waret ihr Affen, und auch jetzt noch ist der Mensch mehr Affe, als irgend ein Affe. —

Seht, ich lehre euch den Übermenschen! — Der Übermensch ist der Sinn der Erde."

Welchen Sinn hat aber all dies Streben nach Vollendung, wenn ein jeder sich doch sagen muß, daß er dieselbe auch im längsten Erdenleben nicht erreichen kann, daß ihn der Tod viel eher ereilen muß, als er auch nur halbwegs die Bahn durchlaufen, seine Aufgabe erledigt haben kann? — Sehen wir einmal davon ab, daß weitaus die meisten Menschen in ihrer Kindheit, Jugendblüte oder ersten Mannheit sterben. Das volle „Menschenleben währet 70 Jahre und, wenn es hoch kommt, 80 Jahre". Welches Ideal der Vollendung Einer sich nun auch gesetzt haben mag, jeder von uns heute Lebenden wird sich doch sagen müssen, daß es kaum einen Zweck hat, solchem Ideale nachzuleben, nachzustreben, wenn uns dazu keine weitere Zeit und Gelegenheit geboten wäre, als das eine Menschenleben, und wenn darauf keine weiteren Lebenszeiten folgten, in denen wir dies angefangene Streben fortsetzen und in denen wir's vollenden können! „Was hilft mich's — sagte richtig folgernd der Apostel Paulus[5])

---

[1]) Ähnliches, wenn auch in etwas anderm Sinne sagt sogar schon Ludwig Feuerbach in seinem „Wesen des Christentums" 2. Aufl., Leipzig 1843, S. 227.

[2]) „Zahme Xenien" III. — Ebenderselbe Gedanke findet sich auch in Plotins „Enneaden".

[3]) Im „Kraft und Stoff" in dem Kapitel „Der Mensch", 15. Aufl., Leipzig 1883, S. 274; angedeutet auch in seiner eignen Schrift: „Der Mensch ꝛc.", Leipzig 1872, S. 167ff, und neuerdings wiederum in einem Aufsatze im Oktoberheft 1890 der „Deutschen Revüe" (Breslau und Berlin), S. 86: „Über Vergangenheit und Zukunft des Menschengeschlechts im Sinne der Entwickelungstheorie."

[4]) „Also sprach Zarathustra", Leipzig (Fritzsch) ohne Jahr, I, S. 9.

[5]) 1. Korinther XV, 32; ähnlich Jesajas XXII, 13.

— so die Toten nicht auferstehen? Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!"

Man muß schon gar kein sittlich-geistiges Ideal oder doch noch einen sehr kindlichen Begriff von der „Vollendung" haben, wenn man glauben kann, den Zweck seines Strebens und die Bestimmung seines Daseins schon in einem Menschenleben erfüllen zu können! Das ist ungefähr dasselbe, wie wenn ein Kind glauben wollte, daß es ein Professor würde, nachdem es nur eine Klasse seiner Schule durchgemacht hat.

Wenn ideale Vollendung oder Vollkommenheit überhaupt etwas bedeuten soll, so muß doch mindestens dazu das Überwinden der menschlichen Fehler, Schwächen und Unvollkommenheiten, die Aneignung aller möglichen Erfahrung und eine hohe Stufe gereifter Erkenntnis erfordert werden. Einen wie unendlich kleinen Bruchteil aller möglichen Erfahrungen indes gewährt doch selbst das reichste Menschenleben! Und wie niedrig ist noch die Erkenntnisstufe, welche die große Masse der jetzt lebenden anderthalb Milliarden Menschen erreicht hat! Wird aber beispielsweise der Arme und Elende jemals Gelegenheit haben, die Versuchungen zur Herrschsucht und zur Schlemmerei zu überwinden, die sich eben nur dem Mächtigen und Reichen bieten? Und wie viele Menschenleben brauchen diese wohl dazu, um solche Unvollkommenheiten abzulegen?! Schon allein der Umstand, daß ein jeder Mensch in einem Leben nur einem Geschlechte, dem männlichen oder dem weiblichen, angehört, also in dem einen Lebenslaufe nur einige der spezifischen Erfahrungen dieses einen Geschlechtes machen kann, zeigt, wie beschränkt und unbefriedigend alles sittlich-geistige Streben nach Vollendung für denjenigen sein muß, der dieses sein Streben auf sein einmaliges Erdenleben beschränkt wähnt.

Selbst der alternde Goethe, dessen Leben doch gewiß so reich an Leistungen und Errungenschaften war, wie das von nur sehr Wenigen, sagte einst zu Eckermann [1]):

„Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriffe der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag."

Ebenso gründete Kant auf die Forderung der für jeden Menschen notwendig zu erreichenden Vollkommenheit sein „Postulat der Unsterblichkeit":

„Dieser unendliche Progressus ist nur unter Voraussetzung einer ins Unendliche fortdauernden Existenz desselben vernünftigen Wesens möglich. Also ist das höchste Gut, praktisch, nur unter der Voraussetzung der Unsterblichkeit der Seele möglich; mithin diese, als unzertrennlich mit dem moralischen Gesetz verbunden, ein Postulat der reinen praktischen Vernunft." [2])

Die Thatsache des Strebens nach Vollendung, das sich als Ent-

---

[1]) Eckermann: „Gespräche mit Goethe", am 4. Februar 1829; bei Reclam II, 39. Vergl. auch I, 93 und 116ff. (oder 2. Originalaufl. I, 154).

[2]) Im IV. Abschn. seiner „Kritik der prakt. Vernunft" (bei Kehrbach und bei Kirchmann S. 147). Im Grunde genommen kann man sogar die ganze Wiederverkörperungslehre als eine naturgemäß gefolgerte Erweiterung der Kantschen Unsterblichkeitslehre bezeichnen.

wickelungstrieb in allen Lebeweſen zeigt, hat die Annahme der Fortſetzung unſeres Daſeins nach dem Tode und der Wiederkehr ins Leben zur Vorausſetzung. Wie könnte dieſer Trieb im Menſchenweſen liegen, wenn er nie Befriedigung finden könnte, und da doch gerade die Beſten, die am ſchnellſten voranſchreiten, ſich am wenigſten befriedigt fühlen?! Sollte dieſer Strebenstrieb in uns hineingelegt ſein können, wenn er nur für irgend etwas anderes, nicht aber für uns ſelbſt Zweck hätte, — wenn nicht jede Weſenheit ihr endliches Beſtimmungsziel erreichen könnte? — Unmöglich!

Es iſt kein leerer, ſchmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne der Thoren.
Im Herzen kündet es laut ſich an:
Zu was Beſſerm ſind wir geboren;
Und was die innere Stimme ſpricht,
Das täuſcht die hoffende Seele nicht.

(Schiller: Die Hoffnung.)

Als daher Leſſing die „Erziehung des Menſchengeſchlechts“ als einen offenbar in der Weltordnung liegenden Plan anerkannte, ward er folgerichtig zu der weiteren Erkenntnis geführt, daß auch jedes Einzelweſen dieſes Ziel der göttlichen Vollendung einſt erreichen müſſe, und daß alſo jeder ſo lange immer wieder die Gelegenheit des Weiterſtrebens haben müſſe, bis er dieſes Ziel endlich in ſich verwirklicht habe. Dieſes ſpricht er in dem folgenden Schluſſe ſeiner Abhandlung unter obigem Titel (§§ 93—100) aus:

Eben die Bahn, auf welcher das Geſchlecht zu ſeiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Menſch (der früher, der ſpäter) erſt durchlaufen haben. — „In einem und demſelben Leben durchlaufen haben?“

Das wohl nun nicht! — Aber warum könnte jeder einzelne Menſch auch nicht mehr als einmal auf dieſer Welt vorhanden geweſen ſein?

Iſt dieſe Hypotheſe darum lächerlich, weil ſie die älteſte iſt? weil der menſchliche Verſtand, ehe ihn die Sophiſterei der Schule zerſtreut und geſchwächt hatte, ſogleich darauf verfiel?

Warum könnte auch ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menſchen bringen können?

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun uns die Ausſichten auf ewige Belohnungen ſo mächtig helfen?

Warum ſollte ich nicht ſo oft wiederkommen, als ich neue Kenntniſſe, neue Fertigkeiten zu erlangen geſchickt bin? Bringe ich auf einmal ſo viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnet?

Darum nicht? — Oder weil ich es vergeſſe, daß ich ſchon dageweſen? Wohl mir, daß ich das vergeſſe! Die Erinnerung meiner vorigen Zuſtände würde mir nur einen ſchlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergeſſen muß, habe ich denn das auf ewig vergeſſen?

Oder weil ſo viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu verſäumen? Iſt nicht die ganze Ewigkeit mein?

In weiterer Ausführung dieſes Leſſingſchen Gedankens ſagt Dr. Paul Goldſcheider ſehr mit Recht[1]):

[1]) „Sphinx“, Augnſtheft 1890, X S. 82.

„Das Menschengeschlecht wird durch „Gott" erzogen. Wozu? Zur Vollkommenheit, zur Gottähnlichkeit.

Wer ist nun aber dieses Menschengeschlecht? Erfordert nicht die Gerechtigkeit Gottes ebenso wie die Denknotwendigkeit schlechthin, daß es alle Menschen umfaßt? Läßt sich mit der einen oder mit der anderen in Einklang bringen, daß nur gewisse Teile desselben unter der Gunst glücklicher Verhältnisse die Früchte dieser langen Arbeit, dieses wohlgeordneten Erziehungsplanes, genießen sollten? — Gewiß nicht. — Und welches wären denn überhaupt diese Geschlechter? Alle jenen ungezählten Menschenmengen, an welche die „Offenbarung" nicht herangedrungen ist, kämen gar nicht in Betracht? Alle jene Millionen mal Millionen, welche die einzelnen Stufen der Entwickelung bezeichnen, sind verwelkte, abgestorbene, wertlose Keime? Man bahnt sich gewissermaßen über ihre Leiber hinweg den Weg zur Festung der göttlichen Vollkommenheit; und die Glücklichen umfaßt jene verhältnismäßig kleine Zahl der letzten Ausläufer in dieser langen Entwickelung?

Nimmermehr; wir mögen so urteilen, wenn wir die Absicht haben, uns verzweiflungsvoll und mißmutig von der Weltbetrachtung zurückzuziehen und mit den anderen als Tropfen im Ocean zu verschwinden. Wenn wir aber in uns selbst die Kraft ewiger Dauer und die Anlage zu göttlicher Vollkommenheit fühlen, so müssen wir auch allen den anderen, den minder Glücklichen, gestatten, festen Fuß zu fassen in der Weltentwickelung und gleichwertig mit dem Höchsten zu sein und zu werden. Wenn das Menschengeschlecht erzogen wird, so wird jeder einzelne erzogen, so muß jedem einzelnen die Möglichkeit gewährt werden, den ganzen Segen der Erziehung an sich zu erfahren."

Sind wir von einer Gerechtigkeit der Weltordnung überzeugt, so müssen wir auch annehmen, daß allen Wesenheiten auf irgend eine Weise die gleichen Möglichkeiten (Chancen) der Entwickelung gegeben sein müssen. Nun kann aber offenbar aus einem Botokuden oder einem Hottentotten in seinem einen Leben kein Goethe oder Kant werden. Um bis zu solcher geistigen Reife und weiter bis zur endlichen Vollendung zu gelangen, bedarf es notwendig für ihn einer Reihenfolge von verschiedenen Lebensläufen mit Wechsel der Gestaltungen und des Bewußtseins.[1])

Für den, der die Thatsache der Fortsetzung unsres Daseins in späterer Verkörperung erkannt hat, gewinnt erst das Streben alles Lebenden nach Verbesserung und geistiger Vollendung Zweck und Bedeutung; und es ergiebt sich somit andrerseits als die stillschweigende und meistens unbewußte Grundvoraussetzung des Strebens nach Vollendung die Fortdauer unsrer Individualität und die Wiederverkörperung.

Eine andere Möglichkeit der Erfüllung dieses Strebens ist nicht gegeben. Nehmen wir auch mit der Kirchenlehre und mit dem empirischen Spiritualismus[2]) an, daß das Bewußtsein der Verstorbenen

---

[1]) Ich habe eben diesen Grundgedanken eingehend durchgeführt in meiner Schrift: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe" (Braunschweig 1891). Dort gebe ich die induktive Erschließung und Ausdenkung dieser Thatsache, hier deren wichtigste Anwendung auf das praktische Leben. Ich verweise hierzu auch auf meine Beantwortung der Anregung über „die Vollendung der „Individualität" am Schlusse dieses Heftes.

[2]) Hiermit ist nicht die philosophische Richtung gemeint, sondern die verschiedenen Schulen des germanischen Spiritismus, die Anhänger Swedenborgs und Davis'.

nach dem Tode die Nachwirkungen der von ihnen im Leben gegebenen Ursachen in entsprechender Art und Dauer erfährt, daß sie die Früchte ihres guten Wollens, Denkens und Thuns in freudigen Empfindungen genießen oder von den Folgen ihrer Irrtümer und Unthaten gequält werden; geben wir auch ferner zu, daß dann ein Fortschritt vom unreineren Sinnlicheren zum reineren Geistigeren, also vom unvollkommeneren zum vollkommeneren Zustande stattfindet: so ist doch dieses alles immer nur ein Ausklingen des persönlichen Bewußtseins, eine Reinigung des Wesenskernes der Individualität von diesen Schlacken der Persönlichkeit. Das aber müssen wir entschieden in Abrede stellen, daß noch nach dem Tode ohne Neu-Verköperung das Ziel aller individuellen Entwickelung erreicht und das Streben nach Vollendung ganz erfüllt werden könnte.

Dieses ist in keiner Hinsicht möglich — als was man sich auch die Entwickelung vorstellen und wie immer man sich die Vollendung denken mag — aus vielen Gründen nicht; vor allem schon nicht aus demselben Grunde, warum eine allseitige Entwickelung auch in einem, selbst dem längsten Erdenleben nicht vollendet werden kann, weil nämlich die persönlichen Anlagen und Entwickelungsmöglichkeiten, welche durch eine Geburt gegeben werden können, immer nur beschränkte sind und sein müssen. Eine Allseitigkeit der Entwickelung ist im Leben einer Persönlichkeit bis zum Tode und in ihrem noch so langen Fortleben nachher nie möglich, weder leiblich, noch geistig, noch auch ethisch.

Handelt es sich doch im kosmischen Entwickelungsprozeß um Darstellung immer vollkommenerer Gestalten. Diese äußere Darstellung kann selbstverständlich nur im leiblichen Dasein geschehen. Der charakteristische Grundzug der Evolution ist Kraftansammlung in dem Brennpunkte der Individualität, deren immer vollendetere Darstellung im leiblich-organischen Leben und Steigerung des Bewußtseins in immer mächtigeren Individualformen. Dieser Prozeß kann sich natürlich nicht in einem „Jenseits", sondern nur in der stofflichen Welt des äußeren, objektiven Daseins vollenden.

Gilt es ferner sich alle geistigen Fähigkeiten anzueignen und alle Erfahrungen durchzumachen, so ist klar, daß dieses ebenfalls nur im äußeren, „wirklichen" Leben, nicht in irgend welchen Bewußtseinszuständen nach dem Tode möglich ist.

Nicht anders ist es endlich mit der ethischen Vervollkommnung. Eine Veredlung und Vergeistigung der Persönlichkeit, soweit es deren Anlagen gestatten, wird allerdings auch nach dem Tode statthaben; um jedoch die Individualität zu vollenden, muß alle Persönlichkeit überhaupt ganz überwunden werden. Zu solcher Vollkommenheit hat sie sich alle nur denkbaren sittlichen Errungenschaften anzueignen. Viele aber, ja die meisten derselben kann man sich allein im vollen leiblichen Leben erwerben; nur in diesem ist man den Versuchungen ausgesetzt, die es zu überwinden gilt; nicht mehr, wenn man gestorben ist.

Die Daseinslust, das Lebenwollen, welches sich in jedem Wesen als der Grundkern kund thut, ist auch thatsächlich nur auf das leibliche

Dasein erpicht[1]) und will sich nicht mit einer oder wenigen Daseinsformen begnügen; dies Luststreben kann nicht Ruhe finden, bis es nicht alle wirklich durchgekostet hat. Die Lebensmüdigkeit des sterbenden Greises ist nicht Unlust am Leibesleben überhaupt, sondern Ermattung der nur ihre Aufgabe beendenden Persönlichkeit; keineswegs aber giebt der Sterbende im Innern die Hoffnung auf ein besseres Leben auf, das er vielleicht in kindlicher Vorstellungsweise richtig als ein körperlich gestaltetes, aber als „Auferstehung seines Fleisches" auffaßt, und das er auch nur unter dem Drucke der Kirche oder weltlicher Lehre ohne näheres Verständnis „geistig" nennt.

Wäre überhaupt Entwickelung außerhalb des leiblichen Erdenlebens, also in irgend welchen „besseren, geistigen" Zuständen nach dem Tode, möglich, so wäre auch schon jede einmalige, dann also ganz unnötige Verkörperung in diesem leidenvollen Erdendasein eine zwecklose Grausamkeit der Weltordnung, oder vielmehr alles Dasein wäre dann nur eine Welt-Unordnung. Nun es aber, um zur absoluten Vollendung zu gelangen, gilt, alles durchzumachen, alles zu erleben, alles zu erlernen, alle Unvollkommenheiten abzulegen, so ist klar, daß, wenn dazu unzweifelhaft eine irdische Verkörperung nötig ist, wie dies ein jeder an sich selbst gewahrt, dann auch ebenso unzweifelhaft unzählige Male Rückkehr in dieses organische Leben notwendig sein muß.

Mögen daher etwaige Zustände des „Himmels" oder der „Hölle", des „Paradieses" oder des „Fegefeuers", des „Sommerlandes" oder des „Mittelreiches" auch noch so lange dauern — vielleicht Jahrtausende für manche Individualitäten —: soll ein Fortschritt in der Steigerung der kosmischen Entwickelung stattfinden, so muß die Individualität in das organische Leben zurückkehren; es muß also Wiederverkörperung eintreten.

Soweit die Frage der Unmöglichkeit einer Vollendung „jenseits des Grabes" vom Standpunkte der Entwickelung aus betrachtet! Noch weniger ist Vollendung des religiösen Strebens nach Erlösung in einem „Leben nach dem Tode" denkbar; und soweit haben die christlichen Theologen, übereinstimmend mit allen Weisen, recht, wenn sie behaupten: um Erlösung zu erlangen, muß die „Besserung" und „Bekehrung" in diesem Leibesleben stattfinden. — Wenn es gilt, sich von der „Welt" loszusagen und dem idealen Vorbild Christi „nachzufolgen", so ist klar, daß man dazu, wie der Meister selbst, auch in der Welt leben muß; und handelt es sich darum, diese „Welt zu überwinden", so muß man dazu selbstverständlich sich in eben dieser Welt befinden.

Daß diese Aufgabe nicht außerhalb des Leibeslebens gelöst werden kann, erkennen alle Religionen an; nur das aber verkennt die christliche Dogmatik, daß wer dieses Ziel in seinem gegenwärtigen Leben nicht erreicht, solange mittelst Wiederverkörperung vor dieselbe Aufgabe dieses leidenvollen Daseins gestellt werden wird, bis endlich auch in ihm das „Erlösungsbedürfnis" voll erwacht und ihn zur göttlichen Vollendung

[1]) „Erpicht" wohl auch im eigentlichsten Sinne; doch wie schwer begreift der Mensch, daß Leben ein Befassen mit „Pech" ist?!

führt. Die Wiederverkörperung wird jedoch auch mehrfach ausdrücklich im Neuen Testament gelehrt, so u. a. im Matthäus XI, 14 und XVII, 10—13, im Markus IX, 11—13, im Lukas I, 17, im Johannes IV, 36 und 37, VIII, 58 und IX, 1—3; ebenso ist der tiefere Sinn des Paulinischen Wortes (Römer VI, 23) „Der Tod ist der Sünde Sold" nur der, daß der Tod immer wiederkehrend für die Individualität notwendig wird, solange sie noch „sündigt", d. h. noch nicht vollkommen ist und ihren Daseinslauf noch nicht vollendet hat.

Allerdings aber ist diese Thatsache der Wiederverkörperung bisher in Europa selbst den ernstlich nach Erlösung und Vollendung ringenden Mystikern nur selten zum Bewußtsein gekommen. Um so anerkennenswerter für diese! Wenn sie dennoch nach Vollendung strebten, trotzdem sie sich sagen mußten, daß sie dies in ihrem gegenwärtigen, persönlichen Dasein nicht erreichen konnten, und doch nicht erkannten, wie dies anders möglich sei, so war dies sowohl ein Beweis ihres hohen Idealismus, wie auch ihrer richtig ahnenden Intuition. Für alle diejenigen aber, welche *diese* Stufe noch nicht erreicht haben, wird eine unerläßliche Vorbedingung ihres Fortschritts *die* Erkenntnis sein, daß *Wiederverkörperung* die gegebene *Voraussetzung* des *Strebens nach Vollendung* ist.

Wir sehen also, daß, vom *wissenschaftlichen* Standpunkt des Entwickelungsgedankens, wie vom *religiösen* der Erlösung aus betrachtet, die Vollendung der menschlichen Wesenheit nur durch Wiederverkörperung im Leibesleben stattfinden kann.

Was nun die weitest Vorgeschrittenen in unserm heutigen Kulturleben bedürfen, ist eine Vereinigung ihres inneren, sittlich-geistigen Bewußtseins, ihres Gefühles einer Möglichkeit höherer Erkenntnis und Daseinsvollendung, kurz ihrer *Religiosität*, mit ihrer *Wissenschaft*. Beide müssen unter gemeinsame Gesichtspunkte des streng naturgesetzlichen Wirkens auf sittlicher Grundlage gebracht werden. Diese Aufgabe erfüllt die Erweiterung des bisher anerkannten Begriffes der Kausalität auf das geistige und sittliche Leben, wo sich dieselbe als eine selbstthätig gerechte Weltordnung gestaltet.

Wenn jemals eine Einigung zwischen *Wissenschaft* und Religion gefunden werden soll, so ist sie nur auf dieser Grundlage des Strebens nach erlösender Vollendung als einer streng kausalen und naturgesetzlichen Entwickelung der Individualität mittelst Wiederverkörperung möglich. Eine solche Vereinigung wissenschaftlichen Denkens mit dem religiösen Streben nach göttlicher Vollendung, das allein ist eine

„wissenschaftliche Religion!"

Fausts geschichtliche Persönlichkeit.

Von

Carl Kiesewetter.

Hört ihr Christen mit Verlangen
Nun was Neues ohne Graus,
Wie die eitle Welt thut prangen
Mit Johann, dem Doktor Faust.

(Fliegendes Blatt aus Cöln.)

Faustkommentare sind heutzutage wohlfeil wie Brombeeren, und sogar die Zeilen in Goethes gewaltiger Dichtung hat man gezählt; ja, man hat sich endlich dahin verstiegen, in den Personen der Tragödie nur Personifikationen philosophischer Begriffe zu sehen, aber um die zu allen großen und verrückten Gedanken Anlaß gebende Person hat man sich wenig gekümmert. Im großen und ganzen begnügt man sich mit der Annahme, daß in der Reformationszeit ein oder mehrere Abenteurer mit Namen Faust gelebt haben, und führt, wenn es hoch kommt, die zeitgenössischen Zeugnisse an, ohne zu versuchen, ob sich nicht aus denselben ein einheitliches Bild herausgestalten läßt, welches uns den historischen Faust in ziemlich sichern Zügen darstellt. Und doch ist dies nicht allzuschwer.

Der Name Faust begegnet uns als der eines Zauberers zuerst in einem Briefe des berühmten Historikers und Theologen Trithemius von Sponheim (1462—1516) vom 20. August 1507 an den kurpfälzischen Mathematiker und Hofastrologen Johann Wirdung zu Haßfurt.[1]) Derselbe hatte viel von Faust gehört und erfahren, daß dieser nach Haßfurt zu kommen beabsichtigte, weshalb er sich an seinen Freund Trithemius, welcher den Wundermann kennen gelernt hatte, mit der Bitte um Auskunft wandte. Trithemius stellt nun Faust von Würzburg aus folgendes sehr unrühmliche Zeugnis aus:

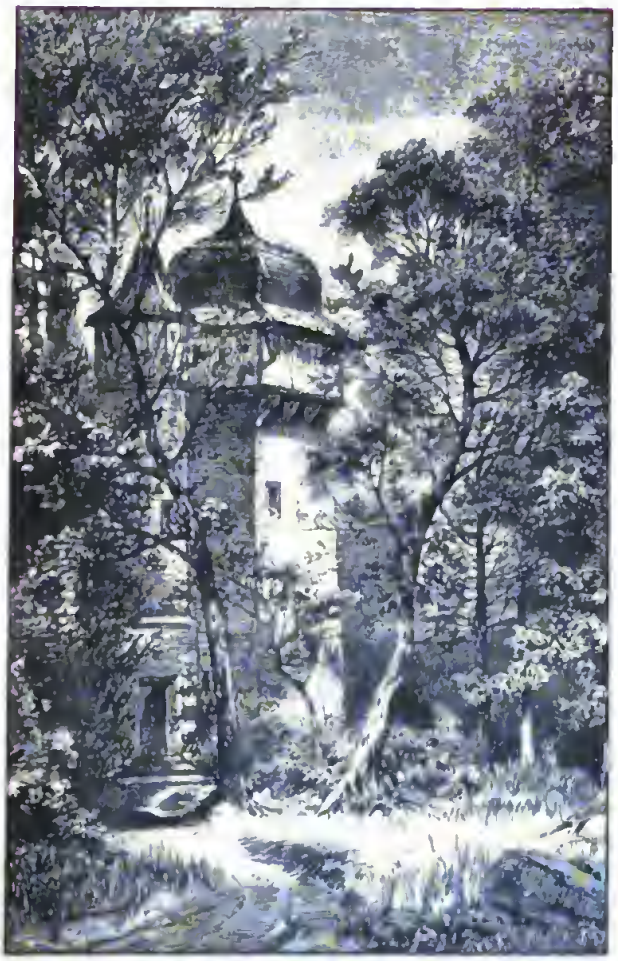
[1]) Johannis Trithemii, abbatis Sponhemensis epistolarum familiarium libri duo, Haganoae, ex officina Petri Brubachii, 1536. 4°. p. 512. Epist. Trith. ad Ioann. Virdungum de Hasfurt, mathematicum doctissimum. — Wirdung hatte u. a. Melanchthons Vater die Nativität gestellt. Vgl. Corpus Reformatorum 629.

„Jener Menſch, über welchen du mir ſchriebſt, Georg Sabellicus, welcher ſich den Fürſten der Nekromanten zu nennen wagte, iſt ein Landſtreicher, leerer Schwätzer und betrügeriſcher Strolch, würdig, ausgepeitſcht zu werden, damit er nicht ferner mehr öffentlich verabſcheuungswürdige und der heiligen Kirche feindliche Dinge zu lehren wage. Denn was ſind die Titel, welche er ſich anmaßte, anders als Anzeigen des dümmſten und unſinnigſten Gelſtes, welcher zeigt, daß er ein Narr und kein Philoſoph iſt? So machte er ſich folgenden, ihm konvenierenden Titel zurecht: Magiſter Georg Sabellicus, Fauſt der Jüngere, Quellbrunn der Nekromanten, Aſtrolog, Zweiter der Magier, Chiromant, Aeromant, Pyromant, Zweiter in der Hydromantie. — Siehe die thörichte Verwegenheit des Menſchen; welcher Wahnſinn gehört dazu, ſich die Quelle der Nekromantie zu nennen; wer in Wahrheit in allen guten Wiſſenſchaften unwiſſend iſt, hätte ſich lieber einen Narren, denn einen Magiſter nennen ſollen. Aber mir iſt ſeine Nichtswürdigkeit nicht unbekannt. Als ich im vorigen Jahre aus der Mark Brandenburg zurückkehrte, traf ich dieſen Menſchen in der Nähe der Stadt Gelnhauſen an, woſelbſt man mir in der Herberge viele von ihm mit großer Frechheit ausgeführte Nichtsnutzigkeiten erzählte. Als er von meiner Anweſenheit hörte, floh er alsbald aus der Herberge und konnte von niemand überredet werden, ſich mir vorzuſtellen. Wir erinnern uns auch, daß er uns durch einen Bürger die ſchriftliche Aufzeichnung ſeiner Thorheit, welche er dir gab, überſchickte. In jener Stadt erzählten mir Geiſtliche, er habe in Gegenwart vieler geſagt, daß er ein ſo großes Wiſſen und Gedächtnis aller Weisheit erreicht habe, daß, wenn alle Werke von Plato und Ariſtoteles ſamt all' ihrer Philoſophie ganz aus der Menſchen Gedächtnis verloren gegangen wären, er ſie wie ein zweiter Hebräer Esra durch ſein Genie ſämtlich und vorzüglicher als vorher wieder herſtellen wolle. Als ich mich ſpäter in Speier befand, kam er nach Würzburg und ſoll ſich in Gegenwart vieler Leute mit gleicher Eitelkeit gerühmt haben, daß die Wunder unſeres Erlöſers Chriſti nicht anſtaunenswert ſeien; er könne alles thun, was Chriſtus gethan habe, ſo oft und wann er wolle. In den Faſten dieſes Jahres kam er nach Kreuznach, wo er ſich in gleicher großſprecheriſcher Weiſe ganz gewaltiger Dinge rühmte und ſagte, daß er in der Alchymie von allen, die je geweſen, der Vollkommenſte ſei und wiſſe und könne, was nur die Leute wünſchten. Während dieſer Zeit war die Schulmeiſterſtelle in gedachter Stadt unbeſetzt, welche ihm auf Verwendung von Franz von Sickingen, dem Amtmann deines Fürſten, einem nach myſtiſchen Dingen überaus gierigen Manne, übertragen wurde. Aber bald darauf begann er mit Knaben die ſchändlichſte Unzucht zu treiben und entfloh, als die Sache ans Licht kam, der ihm drohenden Strafe. Das iſt es, was mir nach dem ſicherſten Zeugnis von jenem Menſchen feſtſteht, deſſen Ankunft du mit ſo großem Verlangen erwarteſt."

Ohne jetzt das Zeugnis des Trithemius näher zu beſprechen, gehe ich zu dem des Conrad Mudt, latiniſiert Mutianus Rufus (wegen ſeines roten Haares ſo genannt), über. Mutianus Rufus († 1526) lebte als Canonicus in Gotha, war ein Freund Reuchlins wie Melanchthons und als einer der gebildetſten Humaniſten bekannt. Derſelbe ſchreibt in einem vom 7. Oktober 1513 datierten, an Heinrich Urbanus zu Kloſter Georgenthal gerichteten Brief[1]) über Fauſt:

„Vor acht Tagen kam ein gewiſſer Chiromant nach Erfurt mit Namen Georg Fauſtus, der Heidelberger Halbgott, ein reiner Prahler und Narr. Seine

[1]) Conradus Mutianus Rufus: Epistolae in W. E. Tentzelii Supplementum historiae Gothanae primum. 1701. p. 95. Ep. 120.



„Hauſthurm,“
ein Teil des Kloſters Maulbronn.

und der wahrsagerischen Aufschneider Profession ist eitel. Das rohe Volk bewundert ihn. Ich hörte ihn in der Herberge aufschneiden und habe seine Frechheit nicht gezüchtigt, denn was kümmert mich fremde Thorheit?"

Beide Zeugnisse verbürgen die Existenz eines magische Künste ausübenden Menschen von sittenlosem, ausschweifendem und prahlerischem Charakter, Namens Faust, welcher bei ihnen jedoch — abweichend von allen spätern Nachrichten — den Vornamen Georg anstatt Johann führt. Beide sprechen ganz offenbar von ein und derselben Person, obschon nach Trithemius der eigentliche Name des Zauberers Sabellicus gewesen und er sich die Bezeichnung Faustus junior nur als eine Art nom de guerre beigelegt zu haben scheint.

Dieser Umstand bringt Düntzer zu der Annahme,[1]) daß thatsächlich unser Zauberer vielleicht Savels — latinisiert Sabellicus — (eine Anlehnung an das Zaubervolk der Sabeller oder den 1506 gestorbenen italienischen Humanisten Marcus Antonius Sabellicus verwirft Düntzer) geheißen und sich nach einem für uns verschollenen, damals aber noch bekannten berühmten ältern Magier Namens Faust Faustus junior genannt habe. Reichlin-Meldegg hingegen will in dem verschollenen ältern Faust den bekannten Mainzer Buchdrucker Johann Fust sehen,[2]) allein mit Unrecht, denn vor dem 18. Jahrhundert findet sich nirgends auch nur die mindeste Andeutung, daß der schlaue Mainzer Geschäftsmann und Drucker teuflischer Künste geziehen worden sei. Erst der englische Dechant Humphrey Prideaux und der Altdorfer Professor Johann Conrad Dürr bringen den Zauberer Faust mit dem Drucker Fust in Verbindung. Ersterer sagt:[3])

„Johann Faust erfand zuerst die Buchdruckerkunst zu Mainz, und, weil man ihn deswegen vor einen Zauberer hielt, ward hier in England die Historie von ihm gemacht, die unter dem Namen Doktor Faust herumging."

Prideaux ist hier in einem groben Irrtum befangen, denn Marlowe's „Doktor Faustus," den er offenbar meint, ist aus dem Volksbuch von 1587 entstanden und schließt sich eng an dasselbe an. Bezieht sich aber Prideaux' Notiz auf die seltsame Schrift: „The second report of Doctor John Faustus, containing his appearances, and the deedes of Wagner. Written by an English gentleman Student in Wittenberg, an University of Germany in Saxony." (London 1594. 4°, neu: Cornhill 1680, 4°), so ist zu bemerken, daß diese sich an das 1594 erschienene Volksbuch von Wagner anlehnt, Faust in Wittenberg leben und sterben läßt und — wie Marlowe's Faust — kein Wort über den Zauberer Faust als Erfinder der Buchdruckerei oder den Drucker Fust als Zauberer enthält. Die Ähnlichkeit der Namen hat Prideaux wie Dürr zu ihrer scheinbar sehr plausibeln Hypothese verführt. Letzterer behauptet,[4]) die ganze Faustsage sei eine Erfindung der

---

[1]) Scheible: Kloster V. S. 32 ff.
[2]) Scheible: Kloster XI. S. 326 ff.
[3]) Prideaux: „Altes und neues Testament" (deutsche Übersetzung). Berlin 1725. 4°. Th. I. S. 221.
[4]) J. G. Schelhorn: Amoenitates litterariae, 1726. S. 50—80.

Mönche, welche den Buchdrucker Johann Fust wegen des großen Schadens, den er ihnen durch seine Kunst zugefügt habe, als Zauberer verschrieen haben sollten. Auch erwähnt er die zuerst bei Walch vorkommende,[1]) jeder Begründung entbehrende,[2]) angeblich von dem Niederländer Heinrich Schorus herrührende Sage, daß der Drucker Johann Fust in Paris für einen Zauberer gehalten worden sei. Für beide Behauptungen des Altdorfer Professors findet sich nirgends ein Beleg; ja, der bekannte bayerische Chronist Aventinus schreibt sogar bezüglich der Mönche:[3])

„Wo die Kunst nicht erfunden wer worden, weren die alten Bücher alle verlohren worden. Man will in den Stifften vnd Klöstern nichts mehr schreiben; die haben vor Zeiten die Bücher geschrieben, die Schul auffgehalten."

Der Drucker Fust kann also nicht als ein berühmter älterer Zauberer Faust, von dem jede Nachricht fehlt, angesprochen werden. Die Bezeichnung Faustus junior muß daher eine andere Bedeutung haben.

Den Schlüssel zu einem richtigen Verständnis der Bezeichnung Faustus junior giebt uns die Nachricht des Mutianus Rufus. Derselbe schildert einen — wie oben schon gesagt — mit dem Faustus junior des Trithemius identischen Georg Faust, welcher wie ersterer auch durch gotteslästerliche Reden Anstoß erregt, denn Rufus sagt in seinem Brief noch:

„Gegen ihn sollten sich die Theologen erheben, statt daß sie den Philosophen Reuchlin zu vernichten suchen. Ich hörte ihn neulich in der Herberge aufschneiden ꝛc."

Diesen Georg Faust nennt Rufus nun den „Heidelberger Halbgott", denn anstatt Helmitheus Hedebergensis haben wir in der — wie schon Düntzer bemerkt[4]) — von Tentzel sehr inkorrekt besorgten Ausgabe der Briefe des Rufus ganz offenbar Hemitheus Hedelbergensis zu lesen. So ist Hedelberga z. B. die latinisierte Wortbildung, mit welcher auch Melanchthon, der dort studierte — was für die Geschichte Fausts nicht ohne Bedeutung ist —, Heidelberg bezeichnet, und die Bezeichnung der Halbgötter als *ἡμίθεοι* kommt bereits bei Hesiod[5]) und Isokrates[6]) vor. Der „Heidelberger Halbgott" ist nun nicht als eine ironische Äußerung des Rufus, sondern — analog dem Titel des Faustus bei Trithemius — als eine neue bombastische Bereicherung desselben, welche Faust selbst hinzugefügt hatte, zu betrachten. Bereits Düntzer faßt den „Heidelberger Halbgott" so auf und meint, daß sich Faust wohl eine Zeit lang auf dieser berühmten Universität herumgetrieben haben möge.[7]) — Und diese Vermutung ist eine Thatsache, denn Faust hat in Heidelberg studiert. Reichlin-Meldegg hat diese Entdeckung gemacht, ohne deren Tragweite zu erkennen. Er sagt:[8])

„Nach einem Inskriptions-Verzeichnisse der philosophischen

[1]) Decas fabularum. F. g. 178. 181.
[2]) Schaab: Erfindung der Buchdruckerkunst, I S. 237 ff.
[3]) Chronica ad ann. 1447.
[4]) Scheible: Kloster, Bd. V. S. 36.
[5]) Hesiod: Werke und Tage, V. 160.
[6]) Isokrates: Opera. Basil. 1594. p. 134. 452. 464 u. 480.
[7]) Scheible: Kloster, Bd. V. S. 37.
[8]) Scheible: Kloster, Bd. XI. S. 330.

Fakultät zu Heidelberg, war ein Johann Faust im Jahre 1509 bei ihr als lernendes Mitglied eingeschrieben. Ein Johann Faust kommt in den actis philosoph. Heidelb., tom. III. fol. 36 a, unter dem Dekanate des Mag. Laurentius Wolff von Speier, Baccalaureus der Theologie im Jahre 1509, als der erste unter denen vor, die am 15. Januar 1509 ad baccalaureatus gradum de via moderna ordine, quo supra notatum, admissi sunt. Er ist mit den Worten angeführt: Johannes Faust ex Simmern. Außer ihm stehen in derselben Promotion noch 15 andere."

Dies stimmt völlig zur Angabe des ältesten Faustbuches von 1587, denn hier heißt es im ersten Kapitel:

„Als Dr. Faust eines gantz gelernigen vnd geschwinden Kopffs, zum studiern qualificiert vnd geneigt war, ist er hernach in seinem Examine von den Rectoribus so weit kommen, daß man jhm in den Magistrat examiniert, vnd neben jhm auch 16 Magistros, denen ist er im Gehöre, Fragen vnd Geschicklichkeit obgelegen vnnd gesieget, Also daß er seinen Theil genugsam studiert hat."

Die Universität, wo diese Promotion stattfand, nennt das alte Faustbuch nicht, fügt aber hinzu, daß Faust seine Studien in Krakau fortsetzte, womit alle noch zu nennenden Zeitgenossen übereinstimmen. Das Manuskript aber, wonach das älteste Volksbuch über Faust kompiliert wurde, hat der Frankfurter Buchdrucker Spieß aus Speier erhalten.

Spieß sagt in seiner zu Frankfurt a/M. vom 4. September 1587 datierten Vorrede, daß seit langem nach des „weitbeschreyten" Zauberers Faust, „der noch bey Menschen gedechtnuß gelebet", Geschichte große Nachfrage gewesen sei. Er habe deshalb nicht unterlassen, „bey Gelehrten vnnd verständigen nachzufragen, ob vielleicht diese History schon allbereit von jemandt beschrieben were, aber nie nichts gewisses erfahren können, biß sie mir newlich durch einen guten Freund von Speyer mitgetheilt vnd zugeschickt worden", um sie durch den Druck zu veröffentlichen. Aus Speier aber stammte Fausts Universitätslehrer Laurentius Wolff, und die Annahme ist nicht ausgeschlossen, daß derselbe Notizen über seinen berühmten und berüchtigten Schüler gemacht habe, die sich — da er als katholischer Theologe unverehelicht starb — vielleicht auf in Speier lebende Verwandte vererbten, von denen sie Spieß erhielt.[1]) Spieß arbeitete diese Notizen — oder ließ es thun — zu einem Roman aus, der viele echte Züge, wie den auf die Promotion bezüglichen, enthielt, ohne natürlich in allen biographischen Angaben historische Treue zu beanspruchen. Ja, es lag sogar in der Natur der Sache, daß viele Details verändert werden mußten. So wurde — vielleicht aus Rücksicht auf noch lebende Verwandte Fausts — sein Geburtsort nach Roda im Altenburgischen verlegt, und die allzeit geschäftige Sage wob später ihre Schleier noch dichter, als die geschichtliche Person ganz in Vergessenheit geraten war;

[1]) Auf autobiographische Notizen Fausts komme ich unten zu sprechen.

daher stammen z. B. die Angaben, als ob Salzwedel, Anhalt ꝛc. ꝛc. der Geburtsort Fausts gewesen sei. Ähnlich erging es mit der Universität, wo Faust seine ersten Studien machte: Spieß verschweigt Heidelberg diskret, ohne einen andern Namen zu nennen, während der zwölf Jahre später schreibende Widmann das Studium Fausts, welches naturgemäß in die Zeit vor der Reformation fällt, weil die Fausttradition einen noch schroffern, in jenem Zeitalter unvermeidlichen polemisch-protestantischen Charakter, als sie bis zu Spieß besaß, erhalten hatte, nach Ingolstadt — der Hochburg der katholischen Theologie — verlegt.

Daß meine Vermutung, Spieß habe verschiedene biographische Daten aus Rücksicht auf Verwandte Fausts verändert, keine allzukühne ist, ergiebt sich aus folgender Thatsache: In den „Historischen Remarquen, Über D. Johann Faustens, des Schwartz-Künstlers, Geführtes Leben, Und dessen Ausgang, Nebst andern sich hierbey Ereigneten Begebenheiten. Auch was sonst von Faustens Büchern ohne Grund ausgestreuet worden", (Zwickau, 1722) heißt es Seite 7:

Daß im 16. Jahrhundert „das Faustische Geschlecht im römischen Reich in gutem Angedenken und Flor gewesen" und „stehet Dr. Fausts als eines Juristen Wappen in demjenigen Wappenbuch, welches 1579 zu Frankfurt am Main in 4° herausgekommen. Es enthält im blauen Felde eine zugeschlossene Faust (nach dem Geschlechtsnamen) und über dem offenen Helm einen Adler mit güldener Krone auf dem Kopfe, zweien ausgestreckten Flügeln und Füßen."

Auch 1704 lebte ein sehr geachteter Mediziner Dr. Johann Michael Faust in Frankfurt, welcher eine Ausgabe des englischen Alchimisten Philaletha (Thomas Vaughan) veranstaltete.[1]) Auch der Frankfurter Chronist Lersner nennt eine alte Frankfurter Patricierfamilie Namens Faust und bildet deren Wappen ab. — Wenn nun auch die Frankfurter Familie Faust nicht als Verwandte des Zauberers[2]) nachgewiesen sind, so ist es doch nicht unmöglich, daß sie solche waren. Hat doch, da nach dem Volksbuch Faust ein Sohn armer Bauersleute war, ein reicher Vetter den begabten Jüngling studieren lassen. Sicher aber trug die Frankfurter Familie den Namen des Zauberers, und zur damaligen Zeit konnte schon die Rücksicht darauf Spieß bestimmen, diverse biographische Daten der Originalnotizen zu verändern.

Aber nicht nur über den Ort, wo Faust studierte, sondern auch über seinen Geburtsort giebt uns die Notiz der Heidelberger Universitätsakten Aufschluß. Nach ihr stammt Johann Faust „ex Simern". Unter Simmern verstehe ich aber nicht die Stadt Simmern im Regierungsbezirk Koblenz, sondern das frühere Fürstentum Simmern resp. Pfalz-Simmern. Es dürfte vielleicht manchem Leser auffallend erscheinen, daß ich annehme, im Universitätsprotokoll sei Fausts Herkunft nach dem Vaterland anstatt nach der Vaterstadt bestimmt. Doch ist diese Sitte, sich nach dem Vaterland zu nennen, unter den Gelehrten des Mittelalters sehr

[1]) „Eckartshausen: Aufschlüsse über Magie. München, 1791. Bd. II. S. 431.
[2]) Auch in Schlesien existierte eine adelige Familie Namens Faust.

gewöhnlich; ich erinnere an die Theologen Richardus Anglus, Petrus Lombardus († 1164), Alanus ab Insulis († 1202), an Duns und Michael Scotus, an die Mathematiker Robertus Linconiensis (ca. 1140), Leopold von Oesterreich (um 1200), Johannes Saxonicus (um 1380), Henricus de Hassia († 1397), Johannes Antonius Campanus († 1477), Cornelius Gemma Frisius (1508—1558), Georgius Joachim Rhäticus (geb. 1514) u. a. m., wodurch meine Annahme belegt und zulässig wird. — Das Fürstentum Simmern gehörte aber seit 1436 zur Kurpfalz mitsamt dem Städtchen Knittlingen und dem Kloster Maulbronn. Knittlingen ist zuerst im Jahre 835 erwähnt[1]) und heißt anfänglich Cnudelingen, dann Cnutelingen, Cnuttelingen, Cnuddelingen und Cludelingen; Knittlingen zuerst im Jahre 1295. Es wechselte im Laufe der Zeit oft und viel die Herren, gehörte meist dem Kloster Maulbronn zu und war samt diesem dem Bischofsstuhl von Speier untergeben.[2]) Im Jahre 1504 entspann sich der Reichskrieg wegen des bayrischen Erbes gegen die Pfalz, den Herzog Ulrich von Württemberg im Frühjahr eröffnete, und am 2. Juli 1504 wurde zu Knittlingen Herzog Ulrich das Kloster Maulbronn samt dem eroberten pfälzer Gebiet vertragsgemäß abgetreten. Knittlingen aber ist nach Zeitgenossen Fausts, die ihn zum Teil persönlich kannten, der Geburtsort Fausts, so nach Johann Wier, Melanchthon u. a. m., welche wir noch kennen lernen werden. Und zwar herrscht bei dieser Bezeichnung seines Geburtsortes die entweder mundartliche oder durch Versehen aus Cnutelingen entstandene Schreibart Kundlingen vor; erst Lercheimer hat die richtigere Form Knütlingen.[3])

Es bleibt nun noch die Frage zu lösen, warum Trithemius und Rufus den in Knittlingen geborenen und in Heidelberg studierenden Johann Faust unter dem Namen Georg Sabellicus, Faustus junior, und Georg Faust kennen. Die Lösung ist nicht so schwierig. Wenn wir bedenken, daß Faust am 15. Januar 1509 Baccalaureus wird und somit ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren ist, so wird es wahrscheinlich, daß er 1506, als ihn Trithemius kennen lernte, als Bacchant umherstrich und zur Bemäntelung seiner schlechten Streiche den Namen Georg Sabellicus als nom de guerre führte. Diesem Pseudonym hängt er verblümt seinen wahren Namen Faust an und will durch die Bezeichnung „junior" nicht auf einen ältern berühmten Zauberer hinweisen, sondern nur andeuten, daß der Georg Sabellicus in Wahrheit „der junge Faust" ist. Demnach wäre der Zauberer um das Jahr 1490 geboren, womit eine später zu erwähnende Angabe eines Volksbuches, daß er 1491 geboren sei, übereinstimmt. Als Bacchant oder älterer fahrender Schüler unterrichtete er wie Tausende seinesgleichen kleine ABC-Schützen, mit welchen

[1]) Beschreibung des Oberamtes Maulbronn. Herausgegeben vom Königl. statistischen Bureau. Stuttgart, 1870. S. 240—252.

[2]) Beschreibung des Oberamts Maulbronn. S. 178.

[3]) „Christlich bedencken vnd erjnnerung von Zauberey" u. s. w. 1585. Abschnitt: „Von gemeinen gauckelbuben".

ſich der Sechzehnjährige, als er in Kreuznach unter Sickingens Schutz eine Schule aufgethan hatte, jugendlichen Verirrungen hingegeben haben mag. Dabei war er, wie der ganze Zaubermythus beweiſt und worauf wir noch ausführlich zurückkommen werden, ganz offenbar hervorragend mediumiſtiſch begabt und wurde deshalb von Freunden des überſinnlichen Phänomenalismus', wie Wirdung und Sickingen, aufgeſucht, obſchon die Mangelhaftigkeit ſeines Wiſſens und die Unverſchämtheit ſeiner Prahlerei Männern wie Trithemius und Rufus nicht verborgen bleiben konnte.

Nach der ſchlimmen Kreuznacher Affaire läßt er ſein Pſeudonym Sabellicus fallen; er wird in Heidelberg unter ſeinem wahren Namen inſkribiert und gebraucht auf weiteren Zügen nur noch den falſchen Vornamen Georg, bis er — durch den Erfolg kühn gemacht — auch dieſen ablegt und der ſtaunenden Mitwelt als der Zauberer Johann Fauſt gegenübertritt. — Als ſolcher tritt er uns im Jahre 1516 in Kloſter Maulbronn entgegen. Darüber heißt es:[1])

„Im Jahre 1516 hatte Maulbronn einen Mann beherbergt, den zuerſt die Volksſage und hernach eine lange Reihe deutſcher Dichter dem Reiche der Wirklichkeit entrückt hat, der aber doch ſo gut wie jeder von uns Anſpruch machen kann, gelebt zu haben: D. Johannes Fauſt aus Knittlingen. — Nach der Erzählung, die in Maulbronn noch geht, hat Fauſt hier, eine Stunde von ſeiner Heimat, zuletzt eine Freiſtätte gefunden, und wirklich bemerkt ein altes Verzeichnis der Äbte von Maulbronn zu dem Namen des Abtes Johannes Entenfuß[2]) (1512—1525), daß dieſer ſeinem Landsmann Fauſt Unterſchlauf gegeben habe. Entenfuß und ſeine unmittelbaren Vorgänger waren gar große Freunde von prachtvollem Bauweſen; wohl möglich, daß ihm Fauſt Hoffnung machte, die leeren Geldkiſten durch Künſte der Goldmacherei wieder gefüllt zu ſehen. Noch vor wenigen Jahren befand ſich zwiſchen dem Rebenthal und dem jetzigen Oberamtsgericht ein zugemauertes Laboratorium, das den Namen Fauſtsküche trug, und auf dem öſtlichen Eckturm des Kloſterzwingers, der bald Fauſtturm, bald von dem darauf befindlichen Sommerhaus Luſtturm heißt, ſoll er ein ſchreckliches Ende gefunden haben."

Die Nachricht von Fauſts Aufenthalt zu Maulbronn ſoll auch nach Sattler[3]) auf „gulen Nachrichten" beruhen. Indeſſen iſt nur Fauſts Aufenthalt zu Maulbronn während der gedachten Zeit, keineswegs ſein ſagenhaftes Ende, das eine ganze Anzahl Orte geſehen haben wollen, nachgewieſen.

(Fortſetzung folgt.)

---

[1]) Schott: Beſchreibung des Oberamtes Maulbronn. Vaihingen. 1841. 8°. S. 19.

[2]) Entenfuß war aus Unteröwisheim, 2 Stunden von Knittlingen, und Jugendfreund und Schulkamerad Fauſts. Reichlin-Meldegg bei Scheible: Kloſter. Bd. XI. S. 330.

[3]) Sattler: Hiſtoriſche Beſchreibung des Herzogthums Würtemberg, III 192.

Dem Tag entgegen.

Novelle

von

Eva A. von Arnim.

„Ich hab von ferne, Herr, deinen Thron erblickt,
„Und hätte gern mein Herz vorausgeschickt,
„Und hätte gern mein müdes Leben,
„Schöpfer der Geister, dir hingegeben.

J. C. Hermes.

Frau Natalie lehnte den Kopf zurück in die Kissen des Fauteuils; sie gähnte unverhohlen, nicht einmal die Hand hob sie, es zu verstecken; das war ja nicht nötig, sie war eben allein, ganz allein, und das war entsetzlich langweilig. Ungeduldig traten die elegant beschuhten Füßchen den schwellenden Smyrnateppich, während die Hände im Schoß mit den blitzenden Ringen ein rastloses Spiel trieben. Als nun die große Uhr im anstoßenden Eßzimmer zu schlagen begann, horchte sie auf und zählte halblaut mit: „Eins, zwei, drei" — — — und so fort bis sieben. „Und ich dachte, es wäre schon acht!" seufzte sie und rang die Hände in stiller Verzweiflung; dann sandte sie einen ergebungsvollen Blick zu der buntgemalten Zimmerdecke empor, griff nach der weggeworfenen Stickerei und zog die Lampe ein wenig näher heran, doch im nächsten Augenblick flogen Seide, Nadel und Fingerhut schon wieder beiseite, der Sessel rollte zurück und sie schritt dem Nebenzimmer zu; es war doch möglich, daß sie sich vorhin verzählt hatte, vielleicht war es schon acht Uhr und damit die Erlösung nicht mehr fern. Leider bereitete nun der Augenschein dieser Hoffnung ein schnelles Ende; daß es mindestens noch eine Stunde dauern würde, bis einer der erwarteten Gäste erscheinen konnte, das war ihr zur schrecklichen Gewißheit geworden, als sie zurückkehrend im Rahmen der Thür stehen blieb und den kleinen, reich ausgestatteten Raum überblickte.

Zwanglos standen die Polstermöbel umher, regellos, doch nicht ungeordnet; bunter Damast bekleidete sie alle, aber auch nicht ein Stück glich dem andern in Form oder Farbe, hier ein kokettes Stühlchen mit vergoldetem Gestell und hochrotem Kissen, dort ein Lehnsessel in mattem

bläulichen Ton, wie geschaffen für nebelgraue Träume, daneben ein purpurner Diwan, kurz, eine zusammengewürfelte Gesellschaft, das Ergebnis einer Laune; warum auch nicht? war es doch eine liebenswürdige Laune. Leise knisterte das Feuer im Kamin, ein süßer Duft durchwallte den Raum, der von einem rosigen Lämpchen freundlich erhellt, so behaglich und wohnlich wie möglich aussah, und doch erschien er der jungen Frau ungemütlich und verödet. Ein Frösteln durchlief ihre schöne, schlanke Gestalt, während ein halb scheuer, halb trauriger Blick den Kaminsims streifte. Dort stand hinter geschliffener Glasplatte die lebensvolle Photographie eines jungen Offiziers mit lachenden Augen und langem Schnurrbart. Zwei und ein halbes Jahr waren nun vergangen, seit jenem Sturz mit dem Pferde, der ihm das Genick brach und Natalie zur Witwe machte. Es war eine selten glückliche Ehe gewesen, der der Tod ein so jähes Ende bereitete, denn die so früh Vereinsamte war nicht nur schön und geistvoll, unter dem knappen dunkelblauen Gewand, das ihre Gestalt umschloß, schlug auch ein warmes Herz, — so warm und fröhlich, daß es eine Lust war.

Natalie richtete sich auf, der Spiegel drüben zwischen den dicht verhangenen Fenstern warf ihr Bild klar und deutlich zurück; sie nickte ihrem Spiegelbild zu.

„Hübsch bist du!" rief sie leise, und ein Lächeln ließ die schimmernden Zähne sehen, „aber für wen?" Sie trat dicht an den Spiegel und strich die rotbraunen Löckchen ein wenig aus dem feingeschnittenen, aber farblosen Gesicht.

„Schweißfuchs," murmelten die tiefroten Lippen, und die graugrünen Augen funkelten, „aber tadelloses Vollblut."

Das hatte neulich der Rittmeister von Wellhof von ihr gesagt, was ihr eine wohlmeinende Freundin natürlich nicht vorenthalten konnte. Unleugbar war das eine Roheit, trotz der darin enthaltenen Anerkennung; Natalie fand das auch, und seit jenem Ausspruch war der Rittmeister sozusagen in Bann und Acht erklärt, obgleich er bis dahin unbestreitbar Aussichten gehabt hatte, Herz und Hand der Vielbegehrten zu erringen. Nun that sie kühl und fremd und war sogar ein paarmal für den Sünder nicht zu Haus gewesen; dem war es zwar recht peinlich, doch nahm er's auch nicht allzuernst, was die Sache selbstverständlich nur verschlimmern konnte.

Natalie hatte indessen ihr Spiegelbild einer eingehenden Musterung unterworfen und dies und jenes an der einfachen, aber mit sichtlicher Sorgfalt geordneten Toilette zurechtgerückt, dann schob sie den Fenstervorhang ein wenig beiseite und schaute durch den schmalen Spalt hinaus auf die beschneite Straße. Lautlos rollten die Wagen vorüber, nur ab und zu ein klingelnder Schlitten, dann alles wieder still; die Laternen warfen ihre langgestreckten Schatten über den in seiner winterlichen Decke doppelt hellen Erdboden, drüben aber unter den hohen schneebedeckten Bäumen lagerte tiefe Dunkelheit. Die Straße war nur an einer Seite von Häusern begrenzt, statt des interessanten oder neugierigen Gegenüber

dehnte sich der große Park der Residenz scheinbar endlos vor den Blicken der Beschauerin aus. So dunkel und kalt lag auch das Leben vor ihr, dachte sie; das liebebedürftige Herz hatte eben niemand, dem es seinen Reichtum mitteilen durfte. Was lag ihr schließlich an der Bewunderung, die ihr so überreich zuteil wurde; um sich auf die Dauer davon befriedigt zu fühlen, war sie doch nicht eitel genug, aber dreißig Jahr, das ist kein Alter, um einen dunklen Weg allein zu gehen. Sie blickte den schnurgeraden, aber fast völlig finsteren Pfad, der das Dickicht des Parkes durchschnitt, hinab; war das nicht ein Lichtstrahl in der Ferne? Wirklich, der aufgehende Mond warf seinen Schein wie ein helles Band quer über den noch im tiefen Schatten liegenden Weg.

„Licht auf den Weg", flüsterte Natalie, „warum immer an der Erde kleben? hinauf, hinauf!"

Sie wandte sich ins Zimmer zurück, das ihr nun plötzlich weit behaglicher erschien; mit wenigen Schritten stand sie vor einem kleinen Tischchen, das, mit Büchern, Broschüren und Zeitungen bedeckt, dicht neben dem Kamin stand; ein dickes Heft zog sie hervor, anscheinend eine Zeitschrift.

„Zwischen Himmel und Erde" stand mit großen Buchstaben auf dem Deckel, darunter ein Pentagramm und in kleinerem Druck: „Organ der psychologischen Gesellschaft zu M."

Die junge Frau ließ sich in einen Sessel sinken, den sie so nahe an das Feuer rückte, daß die glühenden Kohlen ihren Schein auf die engbedruckten Blätter warfen, als sie dieselben nun hastig suchend umschlug.

„Christentum und Mystik von A. Baron von Sassen." — Ja, das war es, was ihr eben durch den Kopf ging. Sie las es nicht zum ersten Mal, das zeigten die Bleistiftzeichen, die hier und da eine Stelle hervorhoben; so war auch das Motto des Aufsatzes mit einem Kreuzchen versehen; es lautete:

„Das nur heißt Leben:
„Ringen und Streben
„Auf dunklen Wegen
„Dem Tag entgegen!"

Flüchtig glitt Nataliens Auge über die ersten Seiten hin, achtlos blätterte sie weiter, der überwiegend philosophisch gehaltene Inhalt der Abhandlung mochte ihr mit seinem klaren, kühlen Für und Wider wohl nicht ganz zusagen. Augenblicklich wenigstens dürstete sie, wenn nicht nach Aufregung, so doch nach Anregung. Endlich traf sie auf einen Absatz, den ein Strich längs des Randes begleitete, dort begann sie aufmerksam zu lesen:

„Von Feinden, ja sogar von angehenden Freunden der Sache hört man unzählige Male die Frage: Die Existenz einer übersinnlichen Welt angenommen, was nützt die Beschäftigung mit derselben? Man hat sich über diesen Punkt nie recht beruhigen können, spricht von Neugier, Spielerei mit gefährlichen Dingen, Irrenhaus u. s. w. Und doch ist die Beantwortung dieser Frage für jeden, der ihr nur einigermaßen näher getreten ist, eine

so überaus einfache. Schon allein der Beweis des Daseins der unsterblichen Seele, der sich auf Grund der oben angeführten Experimente den Materialisten gegenüber führen ließe, würde genügen, unseren Bestrebungen die Berechtigung zu sichern.

„Doch ich will nicht von dem reden, was sein könnte und doch nicht ist; denn es ist eine alte Geschichte, daß diejenigen, die die Empfindung ihrer unsterblichen Seele verloren und somit ihr kostbarstes Gut vergeudet haben, niemals zu überzeugen sind, daß das in ihnen Betäubte und für den Augenblick Vernichtete dennoch einst zur Rechenschaft gezogen werden könnte. Das aber ist eine Thatsache: Der Verkehr mit der übersinnlichen Welt gewährt dem erdenwallenden Kämpfer Zuversicht und Frieden; und sei es ein noch so schwacher Abglanz des strahlenden Jenseits, der Lichtschein ist doch da und beleuchtet milde den langen, dunklen Weg und giebt eine Ahnung von dem Ziel, zu dem die steinige Straße doch endlich führen muß. Ich möchte jene mystische Wissenschaft dem Mond vergleichen, der selbst nur der Widerschein einer fernen Sonne, dennoch dem Wanderer den finsteren Waldpfad erhellt.

„Das, was uns die Zukunft bringen wird auf dem Gebiete der Heilung Kranker, ist noch zu sehr von nebelhaften Schleiern umgeben, als daß es als Waffe wider unsere Gegner dienen könnte. Trotzdem ist es mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß in dieser Hinsicht Geist und Wille großes leisten können, sofern lautere Beweggründe — —"

Natalie ließ das Buch in den Schoß sinken, das nun Folgende vermochte sie augenscheinlich für den Augenblick nicht zu fesseln, sinnend starrte sie in die Gluten, so traumverloren, als sei's das flammende Morgenrot der befreiten Seelen. An ihrem Geist zogen wechselnde Bilder vorüber, sie gedachte des erwarteten Freundes, und der dunkle Weg schien ihr gar nicht so trostlos; vielleicht wandelte es sich leicht und sicher an seiner Hand, an seiner Hand, die er ihr als Stütze fürs Leben bieten würde. Ja, er würde es thun, das stand beinahe fest, er zeichnete sie sichtlich aus, er, der Gesellschaftsscheue suchte eingestandenermaßen, um sie zu treffen, größere Festlichkeiten auf, lange Abende brachte er in ihrem Hause zu, allein mit ihr und ihrer alten Tante, philosophierend, disputierend oder auch wohl ganz schweigsam in seinem Fauteuil lehnend, im stillen Genügenlassen am traulichen Beisammensein.

Geraume Zeit mochte sie so gesessen haben, die Uhr im Nebenzimmer hatte längst die achte Stunde verkündet, da endlich erscholl die Klingel an der Eingangsthür und gleich darauf erschien das weißbeschürzte Zöfchen.

„Gnädige Frau, der Herr Hauptmann — — —"

„Schön, Auguste, ich lasse bitten, abzulegen."

Er trat über die Schwelle, langsamen, gleichmütigen Schrittes, klein und zierlich von Gestalt, aber trotz der eleganten Zivilkleidung in Gang und Haltung den gewesenen Offizier keinen Augenblick verleugnend.

„Guten Abend, gnädige Frau"; seine Stimme, weder besonders hoch, noch besonders tief, weich und müde, fast bis zur Klanglosigkeit verschleiert, hatte dennoch einen eigenen Reiz, vielleicht gerade durch diese Müdigkeit,

dieſe vollkommene Leidenſchaftsloſigkeit, die nicht von eines Tages Arbeit, ſondern von der Laſt eines Lebens herzurühren ſchien.

„Willkommen, Herr von Saſſen!“

Man reichte ſich die Hände, dann wanderte der tadelloſe Seidenfilz des Gaſtes auf ein Seitentiſchchen und ſein Beſitzer ſchritt dem Ofen zu. Dort ſtand er nun, die kalten Finger reibend und über dem Kaminfeuer wärmend, die Augen unverwandt auf die Glut gerichtet, dieſe großen, glänzenden, ſeltſam ruhigen Augen, denen die zuſammenſtoßenden Brauen einen ſchwermütigen Zug verliehen.

„Sie werden heute mit mir fürlieb nehmen müſſen“, unterbrach endlich Natalie die tiefe Stille, „Tante Bertha hat ſich erkältet und muß das Bett hüten.“

Eine Bewegung ſtummen Bedauerns war die einzige Antwort des ſchweigſamen Gaſtes.

„Draußen iſt es ſo kalt,“ begann die junge Frau nach einer Weile wieder, die Nippesfiguren auf dem Kaminſims zurechtrückend, „drum ließ ich gut einheizen, ich weiß ja, daß Sie die Wärme lieben.“ Nichts als eine Verbeugung voll ritterlicher Dankbarkeit, dann wieder eine längere Pauſe.

„Ich erwarte heut noch einen Gaſt, Herr von Saſſen,“ ſagte Natalie endlich, ſie war dicht neben ihn getreten und heftete nun den Blick voll unverhohlener Spannung auf ſein geſenktes Geſicht, ſie zögerte ein wenig, ehe ſie fortfuhr, und eine leichte Verlegenheit malte ſich auf ihren Zügen.

„Es iſt mein Hausarzt, Doktor Schmidt; ich hoffe viel Intereſſantes zu lernen aus Ihrem Geſpräch mit ihm.“

Er lächelte, nicht ſpöttiſch, etwas überlegen und halb wie in freundlichem Mitleid, dann wandte er ſich zu ihr und ſah ſie voll an: „Sie fürchten ſich, gnädige Frau, die Beſchäftigung mit der überſinnlichen Welt erſcheint Ihnen doch beſorgniserregend? Sie dürfen es meiner Freundſchaft ſchon zutrauen, daß ich Sie nur ſolche Pfade führe, die, gleichviel ob geiſtig oder leiblich, ungefährlich für Sie ſind. Ihre Nerven ſind doch auch ſonſt nicht die ſchlechteſten!“ und er lächelte wieder.

Lachend und voll verdächtigen Eifers ſtellte ſie die untergeſchobenen Beweggründe in Abrede, um ſich ſchließlich mit einem erregten Seufzer in die Tiefen eines Polſterſtuhles ſinken zu laſſen. Er folgte ihrem Beiſpiel und dem Winke ihrer Hand, der ihn zum Sitzen einlud. Einen Augenblick legte er die Hand über die Augen, das Haupt geſenkt, wie in tiefes Sinnen verloren, ſo daß nur die breite, gewölbte Stirn mit der tief einſchneidenden Schnebbe des kurzgeſchorenen dunkelblonden Haares und die edlen Formen des Hinterkopfes ſichtbar blieben.

„Im Grunde genommen, gnädige Frau,“ begann er endlich ſich emporrichtend, ihrem Proteſt ſchien er keinen Glauben zu ſchenken, „im Grunde genommen haben Sie ganz recht. Wohl glaube ich heut, meiner ſicher zu ſein, aber Gott allein weiß, wohin der Forſchungstrieb oder um's beim rechten Namen zu nennen, wohin mein Egoismus mich noch führen mag. Griff ich doch ſchon einmal mit frevelhafter Hand nach einer jungen Seele und

zerstörte im maßlosen Begehren mein einziges Kleinod, die Wonne meines Lebens — — Uebrigens gedachte ich heute nicht zu experimentieren," brach er schroff ab, „es ist viel zu kalt, man ist an solchen Tagen mehr als je durch die Materie gefesselt und niedergehalten. Aus diesem Grunde sandte ich am Vormittag meine Geige her, hoffentlich raubt mir der hochweise Herr Mediziner diesen Aufschwung nicht durch allzulanges Bleiben."

Man ließ nun den erwarteten zweiten Gast und alle übernatürlichen Dinge einstweilen beiseite und die Unterhaltung bewegte sich so recht gemütlich im alltäglichen Geleise dahin, bis Herr von Sassen plötzlich ausrief: „Gnädige Frau, jetzt ist's mir klar, woher mir dies rätselhafte Gefühl Ihrer Nähe kommt, da Sie mir doch augenblicklich ziemlich fern sind. Sie saßen in eben diesem Fauteuil, ehe ich kam, und dachten, — ja woran denn gleich? es ist ein bißchen unbescheiden, aber ich glaube, Sie dachten an mich!" Natalie errötete leicht. „Jawohl, Sie haben ganz recht," antwortete sie und langte die aufgeschlagene Broschüre herbei, „und dies hier las ich."

„Zuviel Ehre für mich, gnädige Frau. Und es hat Sie wirklich ein wenig interessiert, meine langweilige Abhandlung zu lesen? Ach, ich sehe schon, die angestrichenen Stellen haben Ihnen am besten gefallen. Hier dies Stückchen Mondscheinpoesie! Nun ja, Sie sind eben eine echte, rechte Frau — —"

„Aber Herr von Sassen!"

„Nicht diese beleidigte Miene! Es war aufrichtig gut gemeint, ich dachte, Ihnen etwas Angenehmes zu sagen. Ich glaubte, es wäre das höchste Ziel jeder Frau, ein Weib zu sein, in des Wortes schönster Bedeutung, sowie unsereins darnach strebt, ein ganzer Mann zu sein. Habe ich damit so ganz unrecht, gnädige Frau? nein, ich sehe, Sie stimmen mir bei. Verständnis für mancherlei Philosophie traue ich Ihnen zu, dessen können Sie sicher sein, mehr vielleicht als manchem Manne; aber wenn das Herz auch einmal zu Worte kommt und schließlich gar Recht behält, das gefällt Ihnen doch besser!"

So war denn der Friede hergestellt, sozusagen das Unheil im Keime erstickt und man plauderte in herzerfreulichster Einigkeit, als, wie ein schriller Mißklang, der Glockenton dazwischen fuhr, der den Einlaß begehrenden Doktor ankündigte.

Es war eine wunderliche und gar schweigsame kleine Gesellschaft, die sich eine halbe Stunde später um den Eßtisch reihte. Der dicke Doktor mit dem kahlen Schädel und der goldenen Brille konnte die Aehnlichkeit mit einem Bullenbeißer nicht verleugnen, der knurrend den Gegenstand seines Hasses und Mißtrauens umkreist. Er war der einzige, der viel und hastig aß, wobei er sich im stillen vornahm, der jungen Hausfrau bei seinem nächsten Besuch die Perfidie ihrer Einladung klar zu machen. Diese, im Gefühl der drückenden Situation, zerkrümelte verlegen ein Stückchen Brot nach dem andern, frug den Doktor nach dem Ergehen von Frau und Kindern, sprach vom Wetter und was dergleichen interessante Dinge mehr sind; Sassen dagegen begann augenscheinlich die Sache be-

luſtigend zu finden, er ſtrich befriedigt den blonden Schnurrbart und in den ſonſt ſo ſchwermütigen, blauen Augen wetterleuchtete es voll Spott und Kampfesluſt. Doktor Schmidt, dem der Baron von Saſſen durch ſeine Schriften über Hypnotismus, Telepathie und verwandte Dinge wohlbekannt war, hatte denſelben in ſeinem Innern ſchon lange als einen gefährlichen Feind auf dieſem Gebiete betrachtet und war daher nichts weniger als angenehm überraſcht, den bisher nie Geſehenen ſo unvermutet zu treffen; aber Meſſer und Gabel entfielen ihm und ſein Mund öffnete ſich in ſprachloſem Entſetzen, als ſich der Unheimliche freundlich lächelnd zu ihm wandte: „Es iſt merkwürdig, Herr Doktor," begann er, ſich behaglich zurücklehnend, „es iſt merkwürdig, daß gerade Perſonen, die ihrem Äußern nach gar nicht dafür geeignet ſcheinen, ja, die ſogar gern widerſtreben würden, wenn ſie nur könnten, ſehr oft wunderbar empfänglich für Gedankenübertragung ſind."

Der Angeredete rückte unruhig auf ſeinem Stuhl hin und her, war nicht mehr im ſtande, auch nur das Geringſte zu eſſen, als Natalie ihm eine Schüſſel reichte, und murmelte unverſtändliche Worte, indeſſen Saſſen unbeirrt fortfuhr: „So war es mir z. B. ſehr intereſſant, zu beobachten, wie Sie, Herr Doktor, meinen unausgeſprochenen Weiſungen folgten. Sie ergriffen die Gabel, das Glas Wein oder verbeugten ſich vor unſerer liebenswürdigen Wirtin, ganz wie ich es wünſchte." Es war gut, daß die gewandte Hausfrau in dieſem Augenblick die Tafel aufhob; der Doktor ſtieß empört ſeinen Stuhl zurück und verbat ſich dergleichen Unſinn in faſt beleidigenden Worten; dem anderen ſchien das wenig Eindruck zu machen, im Gegenteil ſprach er die Abſicht aus, den Aufgeregten zu hypnotiſieren, das würde gewiß recht bemerkenswerte Thatſachen ergeben, und dabei lächelte er herablaſſend, das war dem Doktor doch über den Spaß.

„Mich, Herr Baron," rief er nach Luft ſchnappend, „mich laſſen Sie ungeſchoren mit Ihrem Hokus Pokus!"

„Ich bitte, Herr Doktor! — ereifern Sie ſich nicht unnötig; aufdrängen werde ich mich Ihnen niemals mit meiner Überzeugung; aber ich möchte Sie doch an den Ausſpruch Ihres berühmten Kollegen, Herrn Profeſſor Dr. N. in München, erinnern, in dem er behauptet: wer überſinnliche Einflüſſe abzuleugnen verſucht, der ſtände überhaupt nicht auf der Höhe ſeiner Zeit!"

Natalie hielt es nun doch für geraten, einzugreifen; ſie warf Saſſen einen bittenden Blick zu und verlangte dann energiſch Frieden. Es gelang ihr auch, die lauten Ausbrüche des Streites zu dämpfen; aber der Doktor ſchalt noch immer leiſe in ſich hinein, als man ſich ſchon lange wieder im Wohnzimmer häuslich niedergelaſſen hatte. Plötzlich fuhr ſein Gegner herum, aus dem Wortſchwall tauchten die Worte „zaubern, lügen oder trügen" auf.

„Ich will nicht hoffen, Herr Doktor, daß Sie Gottes Wort gegen mich zu Felde führen wollen." Er war vor den Erboſten hingetreten, ſeine gewöhnliche Ruhe hatte ihn ganz verlaſſen: „Galten Ihre Worte mir? Ich warne Sie!"

„Natürlich meinte ich Sie, Herr Baron; aber das muß Ihnen ja

gleichgültig sein, die Spiritisten sind ja alle Gottesleugner, auch Sie sind kein Christ — —"

„Halt!" Ohne Kraftaufwand sprach Sassen dies Wort, aber mit großer Entschiedenheit, dabei flammten seine Augen und die zierliche Gestalt schien zu wachsen. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! So steht es in Ihrer Bibel, die auch die meine ist!"

Doktor Schmidt stand sprachlos vor den durchbohrenden Augen, die dieselbe zwingende Gewalt zu haben schienen, wie die leise, weiche Stimme, die nun schon wieder in größter Ruhe fortfuhr: „Sind Sie denn selbst ein Christ? Welchen Namen gab man Ihnen in der heiligen Taufe? Sie wissen es nicht mehr!"

Und er bewegte die Hände in einiger Entfernung von Stirn und Schläfen des gänzlich Verstummten, gleichsam Erinnerung und Gedanken wegfächelnd. Doktor Schmidt bot ein Bild tragikomischer Verzweiflung, als er auf Befragen seinen Vornamen nun wirklich nicht zu nennen wußte; Hülfe suchend blickte er von dem einen zum andern, kratzte sich hinter den Ohren und zog an den steifen Manschetten, vergebens, er konnte sich nicht besinnen, schließlich brach er in die angstvollen Worte aus: „Wenn das meine Frau wüßte!"

Natalie und Sassen konnten kaum das Lachen verbeißen, doch bald siegte die Gutmütigkeit der ersteren, und sie bat den Baron durch Zeichen, der unerquicklichen Szene ein Ende zu machen. Der fächelte seinem unglückseligen Opfer Luft zu und machte eine Bewegung, als nehme er ihm einen Schleier vom Gesicht. Das genügte.

„Gustav heiße ich", rief Doktor Schmidt aufatmend, „ja, Gustav, Gustav!" wiederholte er noch ein paarmal ganz vergnügt.

„Sie haben hier ein interessantes Beispiel von Halbhypnose gesehen", sagte Sassen; er that als habe man eine gern geleistete Gefälligkeit von ihm verlangt, und als müsse er nun bescheiden den Dank ablehnen, fuhr er fort: „Bitte, bitte, keine Ursache, ich habe es sehr gern gethan."

Der Doktor sah ihn ganz verblüfft an, dann zog er ziemlich unvermittelt seine Uhr, schützte einen Krankenbesuch vor, verabschiedete sich kurz von der Hausfrau und verschwand mit einem scheuen Blick auf den „Hexenmeister."

Sassen warf sich auf einen Stuhl und lachte leise, aber herzlich; doch nur einen Augenblick, dann war er wieder ernst wie zuvor; seine Heiterkeitsausbrüche glichen überhaupt stets nur kurzen, bleichen Sonnenblicken am dunkelbewölkten Herbsthimmel.

„Ein närrischer Kauz!" sagte er zu Natalie, die mit vorwurfsvollem Gesicht vor ihm stand, „mit solchen Leuten disputiert man nicht, die grault man einfach hinaus; und wie Sie sehen, genügt dazu eines der gewöhnlichsten Kunststückchen".

„Und Sie hatten wahrhaftig Lust, den Doktor zu hypnotisieren?"

„Glauben Sie im Ernst, gnädige Frau, daß es mir Vergnügen bereiten könnte, in der Philisterseele dieses Mannes zu wühlen? Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit gegen Ihren Gast, aber an mein Christentum

darf mir keiner rühren, das ist einmal mein wunder Punkt, und nun bitte ich um etwas Musik, das wird uns beiden wohlthun." — —

Ein süßes, flehendes Adagio war verhallt; Sassen ließ Geige und Bogen sinken, seine weitgeöffneten Augen schimmerten in feuchtem Glanz und seine Wangen begannen sich lebensvoller zu färben. Natalie, noch halb im Bann der kaum verklungenen Melodie, blätterte gedankenlos in dem Notenheft, das vor ihr auf dem Klavier stand. „Ich kann nicht anders, Herr von Sassen," sagte sie endlich, sich nach dem seitwärts Stehenden umschauend, „ich kann nicht anders, ich muß noch einmal das berühren, was Sie Ihren wunden Punkt nennen. Sind Sie wirklich ein Christ?"

„Wer ist ein Christ, gnädige Frau?" Er war jählings erbleicht, „wer darf nach Recht und Gewissen sich so nennen? Vor Jahren, ach, es ist lange her, da frug mich meine Braut dasselbe; ich Unseliger durfte ihr nicht einmal sagen, daß ich danach strebe, es zu sein, wie ich es ihr heute versichern könnte; der Wahrheit gemäß mußte ich bekennen, daß ich ein Gottesleugner sei, und sie entsetzte sich vor mir!"

„Sie waren verlobt?"

Natalie sah erstaunt zu ihm auf. Er antwortete nicht, stumm hob er die Geige empor, leidenschaftlich fuhr der Bogen über die Saiten, eine abgerissene Weise, zum Schluß ein schroffes, sprödes Pizzikato, ein Schauer lief durch seinen Körper.

„Wollen Sie es hören, gnädige Frau, wie ein armer Teufel sein Glück verlor?"

Und auf ihre stumme Zustimmung erzählte er dann mit seiner leisen, verschleierten Stimme, die, obgleich nur in Momenten der höchsten Leidenschaft sich zu vollkommener Klarheit entfaltend, dennoch so eindringlich, ja fast aufregend klang. (Fortsetzung folgt.)

Erkenntniß.

Von

Agemo.

Durch eigne That versank ich in des Lebens Wahn.
Ich bin's, der lebt und stirbt und wieder lebt;
Durchlaufen habe ich unzähl'ge Mal' die Bahn
Im Kreis des Rads, das seine Speichen senkt und hebt.

Gefangen bin ich, schmacht' in schweren Banden,
Gefesselt und verstrickt in Lebens Pein;
Mein Herz sehnt sich nach fernen Heimatlanden,
Hinaus aus dieser Nacht der Welt, dem Sein.

Zeit und Ewigkeit.

Eine Phantaſie.

Von

Leopold Engel.

Es war eine luſtige Geſellſchaft, welche ſich an einem Abend bei meinem jüngſtverheirateten Vetter verſammelt hatte, um die Geburtstagsfeier ſeiner jungen Frau würdig zu begehen. — Mit welchem Anſtande wußte die junge Hausfrau ſich in dem munteren Kreiſe zu bewegen, mit welcher Liebenswürdigkeit ſorgte ſie für die leiblichen Bedürfniſſe ihrer Gäſte! Nichts entging ihren Augen, und wo irgend an der reichen Tafel ihr wachſamer Blick einen leeren Teller oder ein leeres Glas bemerkte, ſogleich beorderte ſie mit leiſem Kopfnicken oder leis geflüſterten Befehlen die bedienenden Geiſter, dieſem Mangel abzuhelfen. War das wirklich dasſelbe ſchüchterne Mädchen von vor drei Monaten? Dieſe Sicherheit des Auftretens, dieſe wohlthuende Ruhe, die alle ihre Anordnungen auszeichneten, ließen wahrhaftig den Verdacht aufkommen, es wären nicht ein und dieſelbe Perſon, welche jetzt, einer Königin gleichend, das Zepter des Hausweſens mit unnachahmlicher Grazie führte und welche vor drei Monaten errötend und einem geängſtigten Rehe gleich am Altar ein leiſes „Ja" hauchte. Wahrhaftig, mein Vetter hatte Glück, viel Glück, vielleicht mehr, als er verdiente! — Er hatte ja auch Zeit gehabt, lange genug unter den Jungfrauen des Landes zu ſuchen und zu wählen. Er iſt reich, unabhängig, hatte Zeit zu tauſenderlei Vergnügungen, Bällen, Konzerten u. ſ. w., während unſereiner, ein armer, ins Joch der ſtets ſich gleichenden Alltäglichkeit geſpannter Kommis, nichts weniger als Zeit hat, ſich nach einer anmutigen Lebensgefährtin umzuſehen. Unſereiner muß zufrieden ſein, wenn er bei der großen Lotterie des Eheſpiels nicht gerade eine Niete erwiſcht, zum ſorgfältigen Auswählen der Nummer iſt aber keine Zeit. — Kein Wunder, daß mein Vetter ſo vergnügt ſtrahlt in dem wonniglichen Behagen, von aller Welt um ſolche Frau beneidet zu werden. — In der That, ſie iſt auch eine Perle; jedermann bewundert dieſe glänzende Sonne, die ſein Heim erleuchtet und erwärmt, wie ſelbſtverſtändlich alſo, daß er, der früher ſoviel Zeit hatte für ſeine Freunde und lärmende Zerſtreuungen, jetzt plötzlich gar keine überflüſſige Zeit für

dieſe findet, ſondern ſich nur ſeiner liebreizenden Frau allein widmte. Sehr begreiflich, nur allzubegreiflich, ich würde geradeſo handeln.

Neulich erſt hielt er mir eine glänzende Lobrede über ſein Glück, und wenn man ihn ſo anſieht, wie er dort am Tiſche ſitzt, das Auge ſprühend, die Wangen gerötet, jede Bewegung ſeines reizenden Weibchens mit den Blicken verſchlingend, wahrlich, dann muß man ſich geſtehen, der Mann iſt glücklich. Und zwar ſoll dieſes Glück ewig dauern, wenigſtens beteuerte er dieſes neulich mit ſolcher Beſtimmtheit, daß ich an der Ewigkeit des Glückes nicht zu zweifeln wage.

Neben meinem Vetter ſitzt ein älterer, würdiger Herr, mit hoher Denkerſtirn und klaren, durchdringenden Augen, die vergnügt in die Welt hineinblitzen. Das iſt der berühmte Aſtronom H., ein ſehr geachteter, geehrter Herr, deſſen epochemachende Entdeckungen an dem geſtirnten Himmel ihn berühmt gemacht haben, weit hinaus über die Grenzen unſeres engeren Vaterlandes. Mit dieſem trotz ſeiner Gelehrſamkeit recht gemütlichen alten Herrn iſt jetzt mein Vetter in ein anſcheinend recht anregendes Geſpräch geraten, das augenſcheinlich auch die Nächſtſitzenden immer mehr intereſſiert. — Schade, noch kann ich nicht recht verſtehen, was dort ſo lebhaft verhandelt wird, darf meine Aufmerkſamkeit auch nicht ausſchließlich nach dort richten, da ich ja Unterhaltungspflichten gegen meine ganz allerliebſte kleine Tiſchnachbarin, einen Backfiſch von etwas über 16 Jahren, zu erfüllen habe; — aber jetzt wenden auch die übrigen Tiſchgenoſſen ihre Aufmerkſamkeit ausſchließlich dem Aſtronomen zu, und — „Wie meinen Sie, mein Fräulein? — Ah, ſo, — Sie möchten auch gern zuhören, was dort die allgemeine Aufmerkſamkeit ſo in Anſpruch nimmt! O, ſehr gern, jedenfalls wird der Herr Profeſſor intereſſanter und lehrreicher zu ſprechen wiſſen, als ich es vermag, wenn ich Ihnen die Annehmlichkeiten des letzten Balles oder Eisfeſtes zu ſchildern ſuche. Auch mir liegt daran, zu lernen, wo die Möglichkeit ſich bietet. Bitte, hören wir alſo aufmerkſam zu, was der Herr Profeſſor ſpricht!"

Der würdige Herr hatte gerade ein Pauſe in ſeiner Rede gemacht, um ſich mit einem Glaſe vorzüglichen Rheinweins zu ſtärken, jetzt ſetzte er das geleerte Glas wieder nieder und begann in liebenswürdigem Tone:

„Sie ſprachen ſoeben, mein lieber Herr, von der Kürze dieſes Lebens und bedauerten, daß die Zeit Flügel habe, die mit Windeseile entflieht, uns von dem ſo kurz genoſſenen Augenblick nichts als die Erinnerung zurücklaſſend, die auch nur allzubald in das Meer der Vergeſſenheit verſinkt. — Ja, es iſt wahr, die Zeit iſt kurz bemeſſen, und für uns arme Erdenwürmer entſchwindet ſie nur zu ſchnell, aber vielleicht iſt gerade das Bewußtſein, die Zeit nicht bannen, ihren ſtürmenden Flug nicht aufhalten zu können, die rechte Würze des genoſſenen Augenblickes, der uns ſchal und widerwärtig erſcheinen würde, wenn nicht eine weiſe Führung es verſtanden hätte, Schmerz und Freude nur tropfenweiſe durch die entſchwindende Zeit uns zuzuführen, die ſonſt beide tödlich wirken könnten. Aber glauben Sie doch nicht, meine Herrſchaften, daß alles, was die Zeit uns bringt, mit dem verrauſchten Augenblick verloren ſei; o nein, alles liegt wohl ab-

konterfeit, von dem Tage der Schöpfung an bis zu dem jüngst verfloſſenen Augenblicke, aufgeſpeichert in dem Raume der Ewigkeit. Alles iſt vorhanden in einzelnen Bildern, die nur des Augenblickes harren, um belebt vor die Seele des Beſchauers zu treten. Wäre das nicht, ſo könnte die kühne Phantaſie des Künſtlers nicht in unbekannte Räume dringen, um dort, aus dem großen Sammelbecken aller Geſchehniſſe, einen ſchwachen Abglanz des einſtigen Ereigniſſes ſich zu erringen, und dieſes dann in Worten oder Werken ſeinen Mitmenſchen vor die Augen zaubern. Er iſt der Berufene, der, mit durchdringendem Willen begabt und das geiſtige Auge geöffnet, hinaufdringt in das Reich der Ewigkeit, dort ſein inneres Auge ſättigt an den herrlichen aufgeſpeicherten Schätzen und ſodann wieder hinabſteigt zu ſeinen Menſchenbrüdern, um ihnen den koſtbaren Raub zugänglich zu machen und ſie zu ermuntern, ein Gleiches zu thun. — Ich ſehe, meine Herrſchaften, Sie ſehen mich alle recht verwundert an und verſtehen nicht ganz, wie ich das alles meine. Ich habe aber nicht die Abſicht, unverſtändlich zu ſein, und will mich klarer faſſen. — Die beiden Lebensfaktoren, ohne welche ein Leben, ſo wie wir es gewohnt ſind, undenkbar ſein würde, heißen Licht und Wärme. Das Licht iſt es, welches uns erſt die Freude des Daſeins verſchafft, die Möglichkeit, all' die Herrlichkeiten, womit die verſchwenderiſche Natur uns umgiebt, zu bewundern, während die Begleiterſcheinung des Lichtes — die Wärme — es ermöglicht, den Körper zu erhalten, ihn geſchickt zu machen zur Behauſung eines ſeeliſchen Ichs, das ohne ihn vorerſt wohl nicht zur Selbſterkenntnis und Selbſtbeſtimmung gelangen würde. Aber ſo ſchnell auch das Licht die ungeheuren Räume durcheilt, ſo brauchen ſeine Schwingungen dennoch eine gewiſſe, mathematiſch teilbare Zeitgröße, bis es von ſeiner Quelle aus die Objekte erreicht, die ſeinen Strahlen ausgeſetzt ſind. Unſere Sonne z. B. ſteigt nicht dann als glühender Feuerball über den uns ſichtbaren Horizont auf, wenn unſer Auge dieſe majeſtätiſche Leuchte ſich erheben ſieht, ſondern bereits eine kurze Zeit früher; die von ihr ausgehenden Lichtſchwingungen treffen unſer Auge ſpäter, als ihr Körper ſich bereits in gerader Linie mit demſelben befindet, und umgekehrt glauben wir die ſinkende Sonne noch am Horizont, während ſie ſich in der That bereits unter demſelben befindet. Dabei ſehe ich ab von der bekannten Brechung des Lichtes in der Atmoſphäre, die ihrerſeits bei der aufgehenden Sonne gerade das Umgekehrte bewirkt. — Je weiter die Entfernung, um ſo größer wird der Unterſchied zwiſchen wahrer und ſcheinbarer Beſtrahlung. Fixſterne, welche in ungeheueren, unſchätzbaren Entfernungen am nächtlichen Himmel blitzen, können vor Jahrzehnten bereits erloſchen ſein, ohne daß ihr Gefunkel für den Beobachter verſchwindet. Der letzte Strahl, den eine plötzlich erlöſchende Sonne in die Unendlichkeit hinausſchickt, braucht vielleicht hunderte von Jahren, ehe er unſere Erdſphäre erreicht. — Nun iſt es aber auch augenſcheinlich, daß ein Weſen, begabt mit den Augen des Geiſtes, die nicht abhängig ſind von den mangelhaften Bedingungen unſeres Körpers, je weiter es ſich von der Erde entfernt, nicht die Dinge ſieht, wie ſie ſich gerade auf der Erde geſtalten, ſondern rückwärts in die

Vergangenheit ſchauen würde, ſo, wie die von dem Erdballe ausgehenden reflektierten Strahlen alle Ereigniſſe als Spiegelbild in das Univerſum hinausſenden. Die Erde iſt umgeben von einem Gewirr von Schwingungskreiſen, von denen jeder einzelne fernere Kreis eine andere frühere Zeitperiode bedeutet. Iſt es dem gedankenſchnellen, körperloſen, alles Irdiſchen entkleideten Geiſte möglich, dieſe Kreiſe einzuholen, ſo wird er ſich nach Belieben in die Urzeiten unſerer Erde, bis zur jüngſten Vergangenheit verſetzen können; ja, er wird die Geburt der Erde ebenſogut beſchauen können, als in nächſter Nähe unſere hieſige gemütliche Tafelrunde. — Das Gleiche wie von unſerer Erde, gilt von jedem Weltenkörper. Gelüſtet es alſo ein Weſen, eine genoſſene Freude ewig zu genießen, ſo ſuche es als freigewordener Geiſtmenſch nur jenen Ring zu erfaſſen, welcher einſtens das Abbild jenes Freuden-Augenblicks in die Unendlichkeit führte, und er wird im Anſchauen dieſes Bildes, ſich verlierend in die Ewigkeit, ſeine Freude ewig genießen können. — Zeit, meine Herrſchaften, iſt nur ein relativer Begriff, den wir uns geſchaffen haben, denn wer ſagt uns, daß das, was wir einen Zeitraum nennen, auch nur für andere höhere Weſen den Wert einer Zeitperiode beſitzt? Wir ſind gewohnt, die Sekunden wenig zu ſchätzen; für uns ſcheint eine Sekunde kaum beachtbar, und dennoch baut ſich aus dieſen Sekunden ein Jahrhundert allmählich auf. Betrachten Sie durch ein Mikroſkop einen Waſſertropfen, in dem Infuſorien ſich befinden. Sie können da ſehen, wie in den von uns ſo wenig beachteten Sekunden ganze Generationen entſtehen und vergehen, und doch bedeutet dieſes Entſtehen und Vergehen für jene kleinen Tiere ein Leben! Ein Leben, das nach unſerer Schätzung nach Sekunden mißt, aber ſicherlich doch auch Geburt, Jugend, Alter und Tod in ſich ſchließt. Wie nun, wenn auf jenen Planeten, welche ebenfalls unſere Sonne umkreiſen, gleiche Verhältniſſe gelten hinſichtlich des Jahres, wie auf unſerer Erde, d. h. daß ein Sonnenumlauf des Planeten für die Lebensdauer ſeiner Bewohner ein Jahr bedeutet, in welchem Altersverhältnis dürfte da ein Jupitermenſch zum Erdenmenſchen ſtehen? Er würde, die Umlaufszeit des Jupiter verglichen mit der unſerer Erde, erſt ein Jahr zählen, demnach noch in den Windeln liegen, während der Erdenmenſch bereits faſt 12 Jahre zählt. Verhielte ſich das nicht ganz ähnlich, wie die Lebensdauer der Waſſerinfuſorien zur Lebensdauer des Menſchen? Schreiten wir nun noch weiter zu den Sonnen, die ſich um eine Centralſonne drehen (denn die Wiſſenſchaft hat längſt feſtgeſtellt, daß unſere Sonne eigentlich ein Sonnenplanet iſt, der ſich mit Tauſenden anderer Sonnen um ſeine Centralſonne dreht): welche ungeheuren Zeitmaße erhalten wir da, vergleichen wir ein Sonnenjahr mit unſerm elenden Kalenderjahr. Und doch müſſen dieſe Zeitmaße meßbar ſein, denn ein gewaltiger Wille zwingt alle dieſe Weltkörper zur regelrechten Umlaufszeit, ein Wille, der imſtande ſein muß, alle dieſe Zeiten zu überſchauen, da er ſie ſonſt nicht hätte feſtſtellen können. Eine ungeheure Zeitverſchwendung macht ſich da geltend, gleichmäßig ruhig gleiten Körper ihre Bahnen, ohne ſich zu verwirren, aber der Menſch kommt, wagt es,

Digitized by Google

all das unermeßlich Große mit den unbedeutenden Maßstäben seines winzigen Erdenlebens messen zu wollen, spricht von Zeit und wieder von Zeit und will die Ewigkeit einschachteln in die engen Begriffe der 24 Stunden seines Tages. Er schafft sich den Begriff Zeit, und es giebt doch keine Zeit, nur Ewigkeit und Dasein." —

Hier schloß der Astronom und eine lebhafte Debatte schloß sich an das Gehörte. Auch meine kleine Nachbarin schlüpfte zu dem freundlichen alten Herrn, um sich noch eine Auskunft zu holen, wieviel Jahre wohl die Sonne brauche, um ihre Centralsonne zu umkreisen; und da die Hausfrau, meine schätzenswerte neue Cousine, soeben das Zeichen zur Aufhebung der Tafel gab, so benutzte ich den Augenblick, um in einem stillen Winkel des lauschigen Salons, der so reizende, von blühenden Blumen umgebene Siestaplätze bot, über das Gehörte nachzudenken.

Ah, da sitzt es sich behaglich! — Meine Cousine hat sich nämlich einen besonderen Schmollwinkel zurechtgemacht, eine Nische des großen Zimmers, völlig von blühenden Kamelien und exotischen Gewächsen umgeben. Es ist ein reizendes Spähwinkelchen, wo man, selbst ungesehen, den großen Salon mit all den Paaren, die jetzt gruppenweise und einzeln plaudernd denselben durchwandeln, überschauen kann. — Ach, wie behaglich ruht es sich doch auf dieser schwellenden Ottomane! — Ja, ja, mein Herr Vetter hat Geschmack, er versteht es, sich und andern das Leben behaglich zu machen. Wer es doch auch so haben könnte, wie zufrieden wollte ich dann doch sein, jetzt und allezeit! — Hm ja, allezeit! — Der Professor sagt ja, es gäbe keine Zeit! — Hm ja, nun denn also — jetzt und ewig! Ewig? — Alle Wetter, nein, das wäre doch verzweifelt langweilig, ewig so auf der Ottomane zu liegen; nein, nein, zeitweise wohl — aber ewig — brrr, das wäre zu viel! — Übrigens, mein Herr Professor, ich kann Ihnen doch nicht so ganz Recht geben. Warum soll es keine Zeit geben? Sitzen Sie nur einmal stundenlang wie angenagelt auf dem Kontorstuhle, da werden Sie schon sehen, daß es sehr wohl Zeit giebt und sogar recht lange Zeit, die dem Vorgeschmack der Ewigkeit nichts nachgiebt. So ein kleiner kaufmännischer Jahresabschluß z. B. dürfte Ihnen die Begriffe von Zeit und deren Wert doch einigermaßen begreiflich machen. — Ich wünschte eigentlich doch, einmal so einen Blick in diese geschilderten Zeitenkreise zu werfen, sei es auch nur, um Ihnen zu beweisen, daß Sie da sehr gelehrt klingendes, aber eigentlich doch recht verdrehtes Zeug geredet haben. — Na, — das ist nur so ein frommer Wunsch, der doch nicht erfüllt wird — aber — hm, was ist das? — Ist die Luft hier so heiß? — mir wird so schwül — so — — sollte dieser merkwürdige Zustand eintreten, der mich schon manchmal erfaßte? Mir war sodann, als würde ich losgelöst von meinem Körper, ich fühlte ihn wohl, aber er schien mir dann nur wie ein schlotterndes Kleid anzugehören, das auch blos automatisch die Bewegungen des Körpers mitmacht. Mein eigenes Ich war alsdann ein anderes, freieres, das mit offenem Blick die verschlossensten Gedanken im Herzen der Menschen lesen konnte, noch ehe der Mund diese ausgesprochen hatte. Ein bekannter Spiritist sagte, ich hätte

Anlage zum Medium; darunter stellte ich mir immer ein nervöses, krankhaftes Individuum vor; aber das bin ich doch nicht und — jetzt, ja — jetzt packt es mich wieder kalt, — es friert mich, — ich werde mich ausstrecken auf die Ottomane, dann wird's vergehen, so — so. — Wie das in den Ohren braust, ein Schleier senkt sich über meine Augen — ach, ich glaub', ich sterbe. — — —

Nein, jetzt ist's vorüber. Ach, mir ist nun wohl, ich will aufstehen. — Doch was ist das? Ich schwebe in die Höhe, der Wille nur allein hebt mich, ohne daß ich ein Glied zu rühren brauche, und dort auf jener Ottomane, dort — liegt mein Körper ausgestreckt und scheint zu ruhen, während ich doch hier leibhaftig stehe, so gesund wie stets. Ist das ein Blendwerk, was soll das heißen? — Ah, da kommt ja der Professor, der Astronom auf mich zu. Merkwürdig, wie sanft er lächelt, welch verklärter Ausdruck des Antlitzes, das hatte ich vordem gar nicht bemerkt. Er reicht mir die Hand und spricht: „Mein lieber Freund, du wolltest einen Blick in jene Sphären werfen; nun gut, du bist jetzt frei von deinem lästigen Körper, laß ihn dort schlafen, bis wir wiederkehren, und gehe mit mir, um zu schauen von dem, was du vorhin gehört!"

„So soll mein Wunsch doch erfüllt werden?"

„Gewiß! Deswegen komme ich jetzt zu dir! Reich mir die Hand! — Jetzt durch die Kraft des Willens hinauf zum Äther! — — — Schau her, da liegt sie unter uns, — die Erde, — ein glänzender Ball, umstrahlt vom Glanz der Sonne, der ewigen Licht- und Wärmespenderin. Jedoch bevor wir ihren ersten Kreis verlassen, so höre erst noch folgendes: Du bist jetzt ein freier Geist, unabhängig von den Banden deines Körpers, und mußt erst lernen, in die neue Umgebung dich zu schicken. Die beiden Triebfedern, die dir in diesem freien Zustande alles schaffen und gewähren, heißen Wille und Liebe. Verstehe das letzte Wort in seinem wahren Sinne. Alles, was Thatkraft, Neigung, ernstes und begeistertes Streben, Lust zu einer Sache in sich schließt, umfaßt das eine Wort Liebe. Kein Wort begreift in sich so viel wie dieses, kein Wort ward aber auch mißbraucht wie dieses. Liebe als die treibende Kraft vereint sich mit dem festen Willen, und sodann steht auch die That vor deinem Auge. Im Leben widerstrebt die Materie der vollendeten That durch viele zu besiegende äußere Hindernisse, hier im Reich des freien Geistes ist der durch Liebe getriebene Wille auch schon Vollendung des Gewollten. — Nun komm, wolle mit mir enteilen in die Unendlichkeit, den Blick gerichtet auf den schimmernden Erdball, so siehst du alle Zeitperioden, die er durchstürmt, im Bild vorüberziehen, denn für das Auge des Geistes giebt es weder hindernde Entfernung, noch für den Geistkörper materielle Hindernisse. — Wolle also! — Was siehst du nun?" — — —

„Ich sehe die Völker der Erde, wie sie jetzt leben. Sie schaffen und raffen. Ach, welch ein Eilen und Treiben, welch geschäftiges Durcheinander, — welch Jagen nach Glück und Ehre, — nach Ruhm und Geld. — Genuß ist das Ziel, nach welchem alle streben, Macht und Herrschen das Bestreben der Menge, wie des Einzelnen. Es ist ein tolles Bild, dieses

Gehetze und Gerenne, dieſes gegenſeitige Überbieten an Schlauheit, Liſt und, wie ich leider ſehe, auch Betrug. — Sage, waren alle Zeiten ſo? Laß mich zurückſchauen um 1000 Jahre!"

„Wolle nur!"

„Wohlan, ich will! — Ha, wie das wirbelt auf der Oberfläche. In toller Haſt ſeh' ich im Augenblick die Jahrhunderte vorüberziehen, ſo ſchnell, daß ich ſie faſt kaum erfaſſen kann, doch jetzt, jetzt wird es ruhiger und klar. — Das iſt das Reich des großen Frankenkaiſers Karl. Ich ſehe, wie dieſer ſtarke Glaubensheld die Völker zu bekehren ſucht. — Ich ſehe aber auch, wie Gewalt vollbringt, was Liebe, Sanftmut nur vollziehen ſollte. Das war der Wille des Heilandes nicht, das Evangelium der Liebe mit Schwert und Blut zu verbreiten. Hier ſehe ich die erſten Wurzeln eines Wahnes, der durch die Inquiſition zur höchſten Blüte wuchs. — Nein, fort, ich eile weiter. — Die Jahrhunderte entfliehen wieder in raſendem Tanz, — jetzt ſehe ich — ja — das iſt Rom! — Das ungeheure Römerreich breitet ſich aus vor mir! — Sei mir gegrüßt, du Cäſaren-Stadt, die uns den Inbegriff der Kultur des Altertums bedeutet! Aus dir leuchtete der Menſchheit ganzes Wiſſen, das uns noch jetzt mit ſtaunender Bewunderung erfüllt. — Laß mich genau dir in das Antlitz ſehen. — Doch wehe, welch ein entſetzliches Bild der Verderbnis zeigſt du mir! Unter dem glänzenden, äußeren Deckmantel des reifen Geiſtes Einzelner ein wüſtes Chaos grauſer Leidenſchaften, Parteihaß, verderbte Sitten, Schwelgerei, Gewaltthätigkeit, Erpreſſung, Sklaverei erſchaut mein Blick, wohin ich mich auch wende. Das ſanfte Licht, das dort im Oſten glüht und einer neuen Zeit Erwachen verkündet, jenes Licht, um das ſich Scharen frommer Gläubigen ſammeln, du ſuchſt es zu erſticken durch unerhörte Grauſamkeit. Ich will ſie nicht mehr ſehen, jene Zeit des trügeriſchen Glanzes — hinweg von ihr — hinweg! — Wieder fliehen die Jahrhunderte dahin, — jetzt ſehe ich den Erdkreis wieder klar, — das iſt die Zeit des Heidentums, ich ſehe die Gemüter befangen von dem Aberglauben des Götzendienſtes. Iſt denn kein Volk auf Erden, das unſere Lehren von einem ewigen Weltenlenker treu bewahrt? — Doch ja, dort in einer Wüſte ſeh ich ein Volk am Fuße eines Berges lagern, deſſen Gipfel, umhüllt von Wolken, Geheimniſſe zu bergen ſcheint. — Es iſt der Sinai — der Geſetzesberg, den nur mit heiligem Schauer mein Blick erfaſſen kann. — Hier offenbart der Herr ſich ſeinem Volke mit majeſtätiſcher Kraft, und kurze Zeit darauf — murrt ſchon das Volk. — — Doch laß das Ziel mich ſehen, das verborgen weiter, tiefer in jenen dem Geiſt erſchloſſenen Räumen der Unendlichkeit. — Da, jetzt zeigt die Erde ſich in ihrem Urzuſtande, Ungetüme ungeheurer Art bewohnen ſie, doch weit und breit iſt jetzt kein Menſch zu ſehen, Jahrtauſende entſchwinden, gewaltige Erdrevolutionen ſtürzen Berge, ſchaffen neue. Waſſer und Feuer ringt um die Herrſchaft, Wolken, heiße Dämpfe wirbeln durcheinander, ein Dröhnen, Donnern, Toſen erſchüttert des Erdballs Feſten, der glühend, immer glühender wird. — Jetzt, das iſt der Moment, da ihn der Sonne Schoß gebar, die Mächtige, die ihn noch jetzt erhält,

schleudert ihn von sich in den unendlichen Raum, den sie selbst durcheilt, doch hält sie mit magnetischem Band ihn fest und zwingt ihn zum Umlauf, zur Ordnung nach gegebenen Gesetzen. — Warum, o Sonne, giebst du diesem Ball ein Leben, warum nur hast du diese Stätte geboren, auf der so großes, so unendlich tiefes Leid und Weh wird herrschen? Die Stätte, die dem Menschen nicht Heimat ist, nein, eine Fremde stets, die freudlos, schmerzvoll er bewohnen wird, gezwungen nur, nicht selbstgewählt?"

„Komm, eile wieder zurück zu jenem Zeitenringe, dem du angehörst, damit dir auf diese Fragen Antwort wird," so tönte ernst die Stimme meines Begleiters, „achte aber während des Fluges auf den inneren geistigen Kern des Menschen, wie dieser sich entwickelt im Laufe der Jahrtausende!" — „Nun denn, zurück also, von wo wir ausgegangen!" ———

„Wir sind zurück; ich schaute und durchschaute die gesamte Vergangenheit der Erde in Blitzesschnelle!"

„Und wie sahst du den Menschen?"

„Ich habe erkannt, daß von den ältesten Zeiten an der Mensch dem sprießenden Baume gleicht, der auch erst Knospen, Blätter, Blüten treiben muß, damit die Frucht sich bilden kann!" —

„Ganz recht, und diese Frucht heißt „Freiheit des Geistes!" — O das ist eine köstliche Frucht, die ausgereift noch nicht am Lebensbaume prangt, doch deren ersten vielversprechenden Ansatz das Auge des ewigen, fürsorglichen Lebensgärtners wohl bemerkt. — Die Geistesfreiheit jedes Einzelnen ist mühsam erst erzogen worden durch den Druck der Völker, Zwang, dem zu entraffen die Geißel des Schicksals schonungslos einhieb auf längst entschwundene Generationen. Diesen geistigen Schatz, früher nur selten teilhaftig einzelnen hehren Geistern, zu verteilen an jeden Einzelnen, der Begehren trägt und frei sich von den Fesseln des Aberglaubens, Fanatismus, der Dummheit und Trägheit machen will, das ist das Ziel der Menschheit. Jetzt erst kann jeder die Freiheit des in uns schaffenden ewigen Geistes erlangen und in sich die strahlende Leuchte der Wahrheit entzünden aus eigener Kraft, um das höchste Ziel des Strebens zu erreichen, — ein echter wahrer Mensch zu sein. — Nicht jedem standen in früheren Zeiten Wege und Thore so geöffnet als wie jetzt. Mit Schmerzen und Kämpfen mußte die Menschheit sich durch Jahrtausende erringen, was nun Gemeingut geworden, denn das Erringen der Erkenntnis treibt auch noch jetzt den Menschen aus seinem Paradies des Friedens und der Glückseligkeit, wenn er zu früh von dem verbotenen Apfel nascht; und oftmals haben die Völker letzteres gethan, um die erlangte Kenntnis nur zum raffinierten Lebensgenuß zu nützen, oder auch sich in Verkehrtheit zu verstricken. Dann folgte stets die Geißel, vernichtet wurde scheinbar, — doch nur um wieder aufzubauen. — Die Zeiten, die darüber hinstürmten, kamen niemals in Betracht. Gilt es, das Glück des Ganzen zu erreichen, so schreitet die Vorsehung Schritt für Schritt, denn sie verfügt über Ewigkeiten, um zum Ziele zu gelangen."

„Und dieses Ziel, meinst du, wäre das Glück sowohl des einzelnen Geschöpfes als auch das der Völkerschaften?"

„Gewiß, das Glück, gefunden in der rechten Selbsterkenntnis und in dem Fortschreiten zur Vollendung des Geistes, unbekümmert um Zeit und Ewigkeit! Ein Jeder hat an sich da eine gewaltige Arbeit zu leisten, alle Kräfte anzuspornen, jede Gelegenheit zu ergreifen, sich innerlich zu vollenden, um das Ziel zu erreichen, ein echter, wahrer Mensch zu sein, d. h. wert und würdig zu werden, das Abbild seines Schöpfers genannt zu werden. Zu diesem Zwecke wurden Welten erschaffen, damit die Menschheit Raum gewinne, leiblich zu leben, und zu diesem Zwecke wurde ihm ein Körper gegeben, damit er, durch diesen gebunden, eine kurze Probe ablege, wie weit er seinen Geist entfesseln kann; trotz aller körperlichen Hindernisse. Durch seinen Körper lernt er erst äußerlich, dann innerlich empfinden. Was uns an unserem Fleische wehe thut, wird übertragen auf den innern Menschen. Erfahrung und Belehrung, Schmerz und Freude prägen unser Ich erst zu der Münze, die dem Charakter Wert verleiht; und sind wir so gestählt, ist unser Ich erwacht, so fällt das Körperkleid, um aufzusteigen in die Regionen des Friedens, des Lichtes, der fortschreitenden Vollendung, außer den Grenzen der Zeit, in den Schoß der Ewigkeit zum immerwährenden freudevollen Dasein.

Unsere Zeit ist zwar noch lange nicht das erträumte goldene Zeitalter, aber die Frucht ist auch noch nicht gereift. Während früher nur einzelne auserkorene Völker eine bestimmte Kultur erreichten, die die Freiheit des Geistes ermöglichen hilft, so steht jetzt der Erdkreis dem Einfluß offen, den Wissenschaft und Künste auf die Gemüter ausüben. Zwar wuchert auch das Unkraut unter dem gesäeten Weizen, doch kann es nicht mehr die goldene Geistessaat ersticken.

Kommt die Zeit der Ernte, so ist der goldene Völkerfrieden auch erschienen und alle Völker einen sich in einem Ziele, Menschen und Brüder zu sein im Lichte der Wahrheit.

Ich lese nun in dir zwei Fragen! — Die eine, was wird aus jenen, die Vorkämpfer unseres Jahrhunderts waren, sind diese ausgeschlossen von dem Genuß des nahen Zieles, können sie nie erreichen, was uns leichter wird zu erfassen? — Wie könnte das? — Giebt es nur Dasein in der Ewigkeit zum Zwecke der Vollendung, so ist auch der Begriff Zeit geschwunden und löst sich auf in Entwickelungsperioden, die wir Zeiten nennen, die Vertreter jener längst geschwundenen Geschlechter sind auch dann fortgeschritten im freien Geistesleben und genießen längst vielleicht, was wir noch suchen müssen; was wir noch mühsam uns erringen hier auf Erden; — durch den Körper zum Selbstbewußtsein zu gelangen, ist für jene eine Zeitperiode, die längst schon überwunden, längst vollendet.

Die zweite Frage lautet, ob die Menschheit sich bewußt ist solcher Ziele, die ich dir enthülle. — Die meisten sind es wohl nicht, doch schadet das nur wenig. Ein jeder Mensch, der jetzo auf dem Erdenballe lebt, der dort so glänzend dir zu Füßen liegt, nimmt ungeahnte Eindrücke täglich in sich auf, die kaum beachtet, dennoch Scherflein sind zum großen Schatze der Erkenntnis. In dem bewegten Umgang mit seinesgleichen, im alltäglichen Gespräch empfängt er Segnungen unseres freieren Geistessprühens,

die Wunder noch in früheren Zeiten bedeuteten. Er sieht es nicht als Wunder an, benutzt, genießt die Früchte des geistigen Fleißes unserer Zeit; und kommt dann einst die Zeit, die man das Sterben nennt, so hat er in der Schule unseres schnelleren Lebens doch Schätze unbewußt gesammelt, die ihn befähigen können, fortzuschreiten auf der Bahn des inneren Lebens. — Es ist ja Zeit genügend in der Ewigkeit, wir zählen ja nicht die Jahre bis zum Ziel, wird es nur erreicht, dann kümmert keinen eine Kette irdischer Jahre. — Wohl dem, der sich bewußt ist, wohin die Erdenreise eilt, um sie zu nützen für das Dasein in der Ewigkeit. Verloren wird so viel an günstigen Momenten, denn der Mensch ist noch derselbe wie in früheren Perioden, er faßt die kurze Spanne, die wir Leben nennen, als sein Alles auf, will diese nutzen durch Genuß von allem, was an Freuden ihm sein Leben bietet, und hat darum wenig Zeit zum Suchen nach der echten Lebensperle. Ein Tropfen nur im Weltmeer ist seine Lebenszeit in der Ewigkeit. Bedenke das, wenn du zurückkehrst zu den Deinen, die dort unten im Tanz und Spiele sich ergötzen, Zeit zu vielen Dingen finden, die sie abgestohlen von der Vorbereitungsschule zu der Ewigkeit." — — —

Kaum hatte mein Begleiter ausgesprochen, als ich ein eigentümliches Ziehen in der Herzgegend empfand; das Bild der Erde, das noch soeben hellglänzend vor meinen Augen sichtbar war, verdunkelte sich, wurde immer matter, und gleichzeitig erstand anfangs in schwachen Umrissen, dann immer deutlicher das Abbild jenes lauschigen Winkels, in dem ich mich auf die Ottomane hingestreckt hatte. Während ersteres stets undeutlicher wurde, klärte sich das letztere immer mehr und — jetzt — ja wahrhaftig, ich ruhe ja ausgestreckt auf der Ottomane, genau so, wie ich mich erinnere, mich niedergelegt zu haben. — Habe ich geträumt? — Mir scheint es, und nein, doch wohl nicht. — Ah, ich höre ja Musik — wahrhaftig, man tanzt — und dort in jenem kleinen Zimmer am Ende des Saales haben sich die älteren Herren zusammengethan und spielen Karten. — Wo ist nur der Professor? — Ah, dort steht er an eine Säule gelehnt, allein, ruhig, niemand beachtet ihn, denn jetzt, wo alles, was jung ist oder sein will, der Göttin des Tanzes huldigt, hat man keine Zeit mehr für ihn und seine gelehrten Reden. — Sein Auge trifft mich, er sieht mich an so ernst, so bedeutungsvoll, — o, ich muß ihm einige Worte sagen, damit er sieht, daß seine Lehren nicht für mich verloren sind. Schnell gehe ich zu ihm und sage: „Lieber Freund, auch diese tanzenden Paare werden einst in der Ewigkeit die Zeit noch finden müssen, nach der Perle des wahren Menschentums zu suchen; mögen sie das Ziel dann nur erreichen!"

Verwundert schaut er mich an und sagt: „Ja, ja, junger Mann, — ganz recht — und — Sie tanzen nicht? Wollen Sie die Zeit der Jugend nicht benutzen?" — Lächelnd auf einige junge Mädchen weisend, fährt er fort: „Sehen Sie doch, welch ein Kranz reizender Damen!" —

Er hat mich offenbar nicht verstanden. — Ich glaube doch, es war wohl nur ein Traum! —

Unsere Dummheiten.

Eine Humoreske,

frei nach[1])

Eugène Aus.

Ja, sprach einst der Liebe-Gott auf einem Rundgang durch die Welten zu dem General-Direktor unsrer Milchstraße, — ja, was ist denn das für ein kleines Ding da? Das habe ich auch noch gar nicht gesehen!

— Herr, antwortete der hohe Beamte, es sind nun schon einige Millionen Jahrtausende her, seit Ihr zuletzt diese Gegend mit Eurem Besuch beehrt habt; seitdem haben unsre Sonnen Junge bekommen.

— Das da unten scheint mir aber recht schlecht geraten zu sein, meinte der Ewige.

— Ach ja, die kleine Erde ist allerdings nicht die bestgeratene in ihrer Familie; nnd sie wird jetzt immer schlechter, seitdem Menschen darauf leben.

— Ei, ei! sagte der Liebe-Gott.

— Ich bin schon nahe dran gewesen, dies Geschlecht ganz auszurotten, da es offenbar aus einem mangelhaften Keim entsprossen.

— Nur nicht gleich so ganz und gar! sagte der Allmächtige.

— Ich weiß, erhabener Vater, Ihr liebt keine Gewaltmittel. Ich habe es indes nicht verantworten mögen, einen Ball, der andern ein so schlechtes Beispiel giebt, kreisen zu lassen, ohne den großen Rat der Sternbilder um seine Ansicht zu befragen. Freilich, alle, mit Ausnahme des Skorpions, waren für Geduld.

— Die hat man wahrhaftig nötig und recht viel davon, seufzte der Welten-Schöpfer. Eine ganze Ewigkeit warte ich nun schon auf die Vollendung meines Werkes, aber jeden Morgen fängt's wieder von vorne an. Es scheint, daß ich mich nie zur Ruhe setzen soll.

— Und dabei giebt's dort unten Leute, die glauben, Ihr hättet überhaupt nur eine Woche lang gearbeitet und hättet von dem ersten Sonntag an die Arme übereinander geschlagen.

---

[1]) Nach dem Französischen auf Grundlage eines Auszuges aus „Nos bêtises“ (eigentlich Brutalitäten, Gemeinheiten) in Papus' „Science Occulte“, Paris 1891, S. 361 flg. bearbeitet; der Schluß ist hier hinzugefügt. (Der Herausgeber.)

— Ja, wer wird sich denn auch wundern, daß sich diese Kinder keinen Begriff von der Unendlichkeit machen können! Von mir pflegen sie sich immer seltsame Vorstellungen zu machen.

— Das eben ist's, was mich empört! Ich mag diesen Menschen von Zeit zu Zeit die besten und erleuchtetsten Lehrer zu ihrer Aufklärung senden, alle kommen bald von dort zurück, gequält, verbrannt, vergiftet, gekreuzigt, gesteinigt oder auf irgend eine andere Weise schauderhaft zugerichtet!

— Nur immer gelassen! sagte der Ewige. Sollte es denn wirklich auf der kleinen Kugel da viel schlimmer zugehen als auf anderen?

Darauf wandte sich der General-Direktor an einen hinter ihm herwandelnden Stern, welcher sich, der Befehle seines Herrn gewärtig, in respektvoller Entfernung hielt: — Laß den Direktor der 7,324,746sten gelben Sonne heraufkommen!

Eine Sekunde später erschien dieser Beamte in unterthänigster Haltung.

— Es handelt sich um die Erde, redete ihn der General-Direktor an.

— Mach Deinen Bericht kurz und schnell, setzte der Liebe-Gott hinzu, ich habe noch sehr viel zu thun.

— Allerhöchster Vater, begann der Direktor unsrer Sonne, im System, das ich verwalte, macht mir dieser Erdplanet am meisten Kummer. Es ist fast unmöglich, dort Ordnung und Vernunft aufrecht zu halten. Alle großen Seelen, welche ich hinunterssende, um den Menschen Weisheit und Liebe zu lehren, werden stets verhöhnt und hingemartert; ihre Lehren werden immer wieder durch geistlose Verzerrung in den Händen selbstsüchtiger Priester zu Werkzeugen der Verdummung und Knechtung der Völker mißbraucht. In allen Stücken wird Euer erhabener Wille dort mißachtet. Schamlos tritt man die elementarsten Gesetze Eurer bewundrungswürdigen Natur mit Füßen. Nur die niedrern Tiere leben noch ihrer Natur gemäß, wenigstens solange ihnen dies die Hand des Menschen nicht erschwert. Das Höchste an Greueln aber leistet der Mensch, indem er dabei Eure Allmacht anruft; und die schauerlichsten Frevelthaten werden dort in Eurem heiligen Namen verübt. Ihr seiet es, behaupten sie, der alle diese Scheußlichkeiten, Morde und andren Verbrechen vorschreibt. Während sich die Besseren darauf beschränken, Euch zu verfluchen, bleibt als einziger Trost für die Unglücklichen nur noch die Hoffnung, daß Ihr vielleicht gar nicht da seiet; denn man treibt die Grausamkeit der Barbarei sogar so weit, die hülflosen geängstigten Gemüter glauben zu machen, daß Ihr, nicht zufrieden damit, sie in ihrem Erdendasein fortwährend zu quälen, ihnen auch noch nachher ewige Höllenstrafen auferlegtet, im Vergleich mit denen ihre irdischen Leiden noch Annehmlichkeiten seien.

— Ich habe das schon oft gesehen seit Anbeginn der Welten, sprach der Liebe-Gott; man ruft mich in der Regel an, wenn man die größten Dummheiten begeht, und giebt mir dann die wunderlichsten Namen. Doch fahre nur fort, ohne Beschönigung!

— Alle Arten von Namen giebt man Euch dort, hoch erhabner Herr! Einige nannten Euch Moloch; sie sperrten, um Euch zu gefallen,

junge Mädchen und kleine Kinder in eine riesengroße eherne Fratzengestalt ein, und ließen sie darin während ihrer Festtage ganz langsam braten. Andere legten Euch den Namen Teutates bei und glaubten, daß Ihr fordertet, man müsse Menschen auf großen Steinen langsam verbluten lassen. Noch andere stellten sich Euch als eine Frau vor, die ihnen als schreckliche Göttin beföhle, alles zu erwürgen, was ihnen unter die Hände fiel. Die aber, welche Euch Jehovah nannten, ließen sich überreden, daß Ihr ihnen geboten hättet, ganze Völkerstämme niederzumetzeln und auch nicht die Säuglinge an der Mutterbrust zu schonen; ja, sie glaubten, daß, wenn sie auch nur ein einziges Leben übrig ließen, Ihr selbst sie durch Eure Vertilgungs-Engel würdet umbringen lassen. Die zuletzt ihnen gegebene Religion des Friedens und der Liebe aber ward von Priestern wieder so verdreht, daß sie auf Scheiterhaufen zu Eurer Verherrlichung, ich weiß nicht, wie viele Millionen armer Menschen rösteten. Noch in unsern Tagen proklamieren Anhänger eben dieser friedfertigen, liebevollen Religion Euch als den Gott der Kriegsheere; und jeder Sieger eilt in seinen Tempel, um Euch die von Mord-Kugeln durchlöcherten Fahnen zu weihen und Euch Danklieder zu singen, daß Ihr ihnen so viel Feinde zum Abschlachten gabet. Ebenso fährt man auch noch zu unserer Zeit in einem alten Kulturlande dieses abscheulichen kleinen Erdballs jedes Jahr ein vermeintliches Bild von Euch auf einem heilig gehaltenen Riesenwagen umher und viele glauben, Euch sich selbst zum Opfer darzubringen, indem sie sich von den Rädern dieses Fuhrwerkes zermalmen lassen. Nicht sehr weit entfernt davon spricht man beim Schalle von Trompeten einen Unglücklichen heilig, der kein besseres Mittel fand, Euch in Euren Geschöpfen zu verherrlichen, als sich vom Ungeziefer aufzehren zu lassen.

— Das ist doch wirklich eine wunderbare Schwärmerei, sagte der Liebe-Gott. Dies ist der erste Planet, auf dem man so etwas ersonnen hat. Und dabei sagt man noch, mein Werk geringschätzend, es gäbe nichts Neues unter der Sonne!

— Und überdies, fuhr der Sonne-Direktor fort, die Thorheiten, die man Euch selber beilegt! Als Saturn sollt Ihr Eure eigenen Kinder haben verspeisen wollen; und diese Mahlzeit soll nur dadurch vereitelt worden sein, daß Euch die Mutter Felsblöcke statt ihrer Kinder vorsetzte. Als Jupiter sollt Ihr zur Erde hinabgestiegen sein, um dort allerhand tolle Streiche zu verüben. Als Jehovah sollt Ihr Abraham den Rat gegeben haben, seine Frau für schnödes Geld zu prostituieren, indem er sie für seine Schwester ausgab, und dergleichen vieles mehr.

— Dieser Planet scheint allerdings von einer Geistes- und Gemüts-Krankheit der schlimmsten Art ergriffen zu sein. Welches Mittel wendest du denn an, um diese Geistesstörungen zu heilen?

— Wir verwenden diesen Augenblick einige Einspritzungen von Wissenschaft.

— Sehr gut, und wie wirkt dies?

— O, es hilft wohl. Aber, geschwächt, wie die Gehirne dort nun

einmal ſind durch alle Schrecken ihrer Prieſterlehren, können jetzt die Wirkungen der Wiſſenſchaft ſelbſt in geringen Doſen kaum ertragen werden, und ſie fangen an, auf andere Art zu faſeln.

— Nun, ſo geht es überall und immer in der Welt! Laß nur ihre Gelehrten jetzt nicht ebenſo unduldſam und hochmütig werden, wie ſonſt ihre Prieſter. Erſchrick aber auch nicht, wenn ſich dieſe Symptome zeigen; und ja keine Änderung in der Behandlung! Fahre nur fort mit der Wiſſenſchaft in ſtarker Doſis. Sie heilt dieſes Übel immer, obwohl ſie es anfangs ſelbſt hervorruft. Es iſt die beſte Arznei unſerer Apotheke. Haben ſie denn ſchon das Protoplasma entdeckt?

— Jawohl, erhabner Vater, doch wenn Ihr die Folgerungen wüßtet, die ſie daraus ziehen!

— Warum ſollte ich denn die nicht wiſſen?! Sie glauben zunächſt, das Leben ſei ein Mechanismus, in dem nicht ſich Kraft darſtellt, deſſen Wirkung er iſt, ſondern der vielmehr, ſelbſt ohne ſinnvolle Urſache, erſt die Kraft, den Geiſt, die Seele verurſacht. Das iſt gerade ſo thöricht wie die Kinderlehre, in der man mich als einen Töpfer vorſtellt, der den Menſchen aus Lehm bildet und ihn belebt, indem er drauf bläſt, ebenſo kindlich, weiter nichts! Dieſe Forſcher ahnen noch nicht, daß bei jedem Schritte, den ſie thun, nur ich es bin, den ſie entdecken, und daß ſie am andern Ende ihrer Fernrohre und Mikroſkope nichts anderes wahrnehmen als mich ſelbſt. Seit Anbeginn der Zeiten macht mich dies im voraus lachen!

Der Direktor der Milchſtraße und der Herr unſerer Sonne fingen ebenfalls zu lachen an, wie es ſich für die Subaltern-Beamten ſchickt, wenn ſie ihren Herrn in heitrer Stimmung ſehen.

— Doch, da fällt mir ein, fuhr der Gebieter fort, was machſt du denn mit ihren Seelen, wenn ſie zu dir kommen? Ich hoffe, daß du ſie nicht mit denen aus beſſeren Welten vermengſt!

— Ich habe Befehl gegeben, antwortete der Direktor, ſie an einem eignen Orte abzuſchließen. Dort ſucht man ſie zunächſt von ihren ſchlimmſten Dummheiten zu reinigen. Aber das iſt faſt unmöglich, ſo tief haben die falſchen Vorſtellungen und die laſterhaften Neigungen in dieſem Weſen Wurzel gefaßt. Die Einen ſchelten darüber, daß es keine Hölle giebt für die, denen ſie die Verdammnis androhten; die Andern ſind entrüſtet, daß ſie dort das Paradies nicht finden, das man ihnen verſprochen habe. Alle verlangen mit lärmendem Ungeſtüm die Verwirklichung ihrer Hirngeſpinſte und verläſtern Euch, erhabenſter Vater, weil Ihr ſie getäuſcht habet. Die aber, welche an nichts glaubten, proteſtieren, daß man ſie an dieſen Ort bringt, da ſie gar nicht tot ſeien, ſondern nur träumten.

— Laß ſie doch träumen, ſoviel ſie wollen, und gieb auch den Andern alles, was ſie nur verlangen!

— Wie das, erhabner Herr?!

— Ich habe dies Verfahren in verſchiedenen Welten ſchon verſucht, und es gelang vollkommen.

— Ihnen allen ihre Paradiese geben?! rief der Sonne-Direktor aus. Aber Ihr könnt Euch kaum denken, wie sinnlos und einfältig ihre Vorstellungen noch sind.

— Je sinnloser, um desto schneller werden sie ihrer überdrüssig. Dann werden sie bessere Ziele suchen, und auf diese Weise werden sie zuletzt doch einen richtigern Begriff bekommen von der Ewigkeit.

— Es sind aber welche darunter, die sich einbilden, daß sie die ganze Ewigkeit hindurch die zwölf Apostel und die vier Evangelisten anzuschauen und den Chor der Engel singen zu hören hätten.

— Warum nicht? Laß sie doch ihre Apostel anschaun, so lange das ihnen Spaß macht, und laß sie die Engel singen hören, bis ihnen die Ohren gellen. Mag auch mancher in seinem Paradiese selbst Jahrtausende lang hinbrüten, für sie alle wird schon der Tag kommen, wo sie schreien: „Nun genug, genug! Laßt uns hinaus, hinaus!“ Dann gieb ihnen den Thorschlüssel, und ich versichre dir, sie kommen dahin schon nicht wieder. Wenn sie aber so alles zur Übersättigung durchgekostet haben, werden sie sich von allem entwöhnen und sich schließlich von den Außendingen in ihr Innres wenden und erkennen, daß sie dort allein ihr wahres Selbst, ihre Glückseligkeit und ihren Frieden finden. Dann werden sie auch aufhören, einander zu quälen und zu neiden und zu hassen; ein jeder wird dem andern helfen, für ihn sorgen und ihn trösten. Und wer endlich mich selbst in sich selber erkennt, der wird dann seinen Gott auch über alles lieben, und wird ihn in jedem seiner Nächsten lieben so wie in sich selbst.

Gnome.

Von

Friedrich Hertrich.

Wie ich auch dich forsche, göttliche Natur,
Üb'rall Schönheit und Vollkommenheit!
Nur der Mensch bewölkt die Sonnenflur
Durch die Schuld und Herzenshärtigkeit.

„Zu Gott!“

Durch die Nacht, dem Strahl entgegen,
Aufwärts, immer aufwärts nur,
Klomm ich hoch die felſ'gen Stufen,
Unentwegt des Lichtes Spur!
Denn ich bin von deinem Weſen,
Bin ein Teil von deinem Geiſt;
Heiß im Buſen flammt das Sehnen,
Das mich dir entgegen reißt!
Kann dich denken nicht und nennen,
Fühle nur, ich werde dein,
Immer mehr und mehr geläutert
Durch Millionen-faches Sein! —
Auf des Erdballs höchſten Stufen,
Rings umwogt vom Nebelmeer,
Schrei ich flehend dir entgegen,
Allgewalt'ger, hoch und hehr!
Kann dir's nicht in Worten ſagen,
Marternd den Gedankenlauf,
Breite ſehnend nur die Arme:
„Heilger Schöpfer, nimm mich auf!!!“

H. v. M.

„Zu Gott!“

Die Seelenlehre

vom Standpunkte der Geheimwissenschaften.

Von

Carl du Prel

Dr. phil.

Unser Wissen ist Stückwerk. Die Erfahrungswissenschaften, welche wir betreiben, sind weit davon entfernt, abgeschlossen zu sein; und es ist vorweg gewiß, daß immer neue Wissenszweige entstehen werden. Es kann also vorläufig auch keine Rede davon sein, daß unsere Philosophie, unsere Weltanschauung irgendwie vollendet sein könnte, und es ist dieß umsoweniger der Fall, als gerade die für die Begründung einer Weltanschauung wichtigsten Naturerscheinungen uns vorzugsweise dunkel und rätselhaft sind. Die Astronomie umfaßt das größte Weltstück und hat die exakteste Ausbildung erfahren; aber mit der Erkenntnis des bloß äußeren Naturschauplatzes ist philosophisch wenig gedient und im Anblick der Gestirne erfahren wir Eindrücke, die mehr oder weniger in der Gefühlssphäre stecken bleiben und wobei uns die Welt als ein großes Fragezeichen erscheint.

Schränken wir aber unseren Blick auf die Erde ein, so sind wir nicht minder mißlich daran. In der Mineralogie z. B. ist das Meiste klar und verständlich, aber philosophischen Gewinn können wir daraus nicht ziehen. In der Biologie dagegen, die ungleich wichtiger ist, wimmelt es von Rätseln. Der Mensch aber, die höchste aller irdischen Naturthatsachen, ist zugleich das größte aller Rätsel. Nicht einmal nach seiner physiologischen Seite ist er ganz begreiflich; die Psychologie aber, die sich mit seinen höchsten Funktionen beschäftigt, ist so sehr der Kampfplatz der Meinungen, daß die entgegengesetztesten Definitionen des Menschen vorliegen. Von der Psychologie hängt nun aber gewissermaßen das Schicksal der ganzen Philosophie ab; denn der Mensch kann nur erklärt werden aus seinen höchsten Funktionen heraus, die Natur aber nur aus ihrer höchsten Erscheinung, und das ist eben wieder der Mensch, welcher die Blüte der uns bekannten Schöpfung ist. Der Philosoph also, welcher Metaphysik treibt, ohne vorher der Psychologie gerecht zu werden, gleicht einem Botaniker, der in der Erklärung eines Obstbaumes von dessen Frucht absehen wollte.

Die Naturthatsachen sind nun einmal für die Erklärung der Welt nicht gleichwertig. Wir müssen also die Versuche, das Welträtsel zu

lösen, vertagen, bis wir vorerst das Menschenrätsel gelöst haben, und zwar vor allem das Rätsel der menschlichen Seele.

Damit haben sich nun aber von jeher die größten Philosophen beschäftigt, und doch ist der Gegensatz zwischen Materialisten und Spiritualisten heute noch so scharf, wie je, ja sogar schärfer, weil beide Parteien zum immer präziseren Ausdruck ihres Stichwortes und seiner Begründung gelangen. Die Zweifler schließen daraus, daß die Seele zu den unlösbaren Problemen gehört, von denen es nicht nur heißt: Ignoramus, sondern sogar: Ignorabimus.

Sollen wir nun wirklich die Flinte ins Korn werfen? Ich glaube das nicht. Ein definitiver Verzicht, die Kardinalfrage aller Psychologie zu lösen, wäre erst dann geboten, wenn es bewiesen wäre, daß die Lösung der Seelenfrage auf dem richtigen Wege gesucht worden. Das ist aber eben nicht der Fall, und es läßt sich sogar beweisen, daß ein falscher Weg eingeschlagen wurde.

Es ist sehr erklärlich, daß man in der Erforschung des Seelenproblems von dem ausging, was uns über den Menschen bekannt ist; mit anderen Worten: daß wir den Inhalt unseres Selbstbewußtseins analysierten, um über die Seele klar zu werden. Man hielt es für ganz von selbst verständlich, daß Seelenlehre und Bewußtseinsanalyse identische Begriffe seien. Das war aber eine petitio principii, eine unbewiesene Voraussetzung. Es könnte ja immerhin sein — die Logik wenigstens hat gegen eine solche Hypothese nichts einzuwenden —, daß die Seele überhaupt nicht in unserem Selbstbewußtsein anzutreffen wäre; daß das Licht unserer Selbsterkenntnis nicht bis in die Tiefe unseres Wesens hinabreicht. Aber auch das ist möglich, daß das Thatsachenmaterial, auf dessen Grundlage eine Seelenlehre zu errichten ist, ungenügend erforscht, ja daß gerade die wichtigsten Thatsachen übersehen worden wären.

In der That sind beide Bedenken gerechtfertigt. Wir haben die Seele am unrichtigen Orte gesucht, und haben am richtigen Orte die entscheidenden Thatsachen übersehen.

Das erste Bedenken, daß die Seele überhaupt nicht in unserem Selbstbewußtsein liegt, läßt sich gar nicht abweisen. Denn was ist unser Selbstbewußtsein? Offenbar nur ein Spezialfall des Bewußtseins, von dem es sich nicht durch das Organ unterscheidet, sondern durch das Objekt. Das Selbstbewußtsein ist das nach Innen, auf unser eigenes Selbst, gerichtete Bewußtsein. Von beiden muß demnach das Gleiche gelten; das eine, das Bewußtsein, ist nun aber biologisches Entwickelungsprodukt. Es ist eine biologische Thatsache, daß die Entwickelung des Bewußtseins parallel geht mit der Zunahme an Organisation. Das komplizierteste Lebewesen, der Mensch, ist zugleich im Besitze des entwickeltsten Bewußtseins. Aber selbst beim Menschen ist das Bewußtsein kein fertiges, es bleibt hinter seinem Objekt, der Welt, zurück. Schon der Anblick des gestirnten Himmels belehrt uns, daß sich unser Wissen zu dem, was wir nicht wissen, verhält wie ein Tropfen zum Ozean. Nur weniges von dem, was ist, gelangt durch die Kanäle unserer Sinne

in unser Bewußtsein. Wir wissen, daß alle unsere Sinne beschränkt sind, nicht bloß der Anzahl nach, sondern jeder einzelne bezüglich seiner Leistungsfähigkeit. Unser Auge ist nur für das siebenfarbige Spektrum, für die Farben des Regenbogens eingerichtet. Das Spektrum hat aber diesseits, wie jenseits, ein Verlängerungsstück von unbekannter Ausdehnung; es giebt ultrarote und ultraviolette Strahlen; solche, die auf einer zu geringen, und andere, die auf einer zu großen Anzahl von Ätherschwingungen in der Sekunde beruhen. Solche unsichtbare Strahlen lassen sich durch physikalische Apparate nachweisen, die empfindlicher sind, als die Retina. In ähnlicher Weise sind aber alle unsere Sinne beschränkt. Es giebt ferner Kräfte in der Natur, welchen überhaupt kein menschlicher Sinn korrespondiert, und die erst wahrnehmbar werden, indem sie sich in andere Kräfte verwandeln. Für magnetische und elektrische Vorgänge haben wir keine Sinne. Wir haben fünf Sinne; wenn aber die Materialisten in ihrem bescheidenen Kausalitätsbedürfnisse daraus schließen, daß die Materie nur fünf Eigenschaften habe, so könnte man mit gleichem Rechte sagen: es giebt keine Sonne, weil es Blinde giebt. Endlich ist aber noch zu konstatieren, daß wir überhaupt nicht die objektiven Naturvorgänge wahrnehmen, sondern nur deren Einwirkung auf uns, nicht Ätherschwinguugen, sondern Licht, nicht Luftschwingungen, sondern Töne; wir haben also gewissermaßen ein gefälschtes Weltbild, nur thut dies unserer praktischen Orientierung keinen Eintrag, weil diese Fälschung gesetzmäßig in konstanter Weise verläuft.

Kurz, unser Bewußtsein erschöpft nicht seinen Gegenstand, die Welt, weder quantitativ, noch qualitativ; was aber eine künftige biologische Entwickelung bringen mag, wissen wir nicht.

Das Gleiche muß aber vom Selbstbewußtsein gelten, als einem bloßen Spezialfall des Bewußtseins, und zwar sogar in erhöhtem Grade; denn während dem Bewußtsein immerhin schon eine lange biologische Vergangenheit vorhergeht, so daß es vielleicht schon eine hohe Sprosse der Leiter bildet, ist dagegen von einem Selbstbewußtsein, oder wenigstens von einer eigentlichen Selbsterkenntnis, erst *vom Menschen an* die Rede; es bildet also die erste Sprosse, ist nur in seinem ersten Ansatz gegeben. Um so wahrscheinlicher also ist es, daß es sein Objekt, unser Selbst, nicht erschöpft. Damit ist aber jener Psychologie, die sich auf Selbstbewußtseinsanalyse beschränken will, das Urteil gesprochen; sie widerspricht der Entwickelung.

Unser Selbstbewußtsein beleuchtet nicht einmal die physische Seite unseres Wesens vollständig. Die organischen Funktionen, Verdauung, Ernährung, Wachstum, Herzthätigkeit ꝛc., verlaufen im gesunden Körper unbewußt. Aber auch in unseren rein psychologischen Funktionen, in Gefühlen und Gedanken, erfassen wir noch nicht das Wesen der Seele. Die Materialisten behaupten sogar, daß auch damit nur das Wesen unseres Körpers erfaßt sei, daß Gedanken und Gefühle nur Funktionen des Körpers seien. Nun ist es allerdings ganz unlogisch und nur eben bei den Materialisten gebräuchlich, das cum hoc in ein propter hoc zu

verwandeln; aber unbeſtreitbar iſt es ja, daß Gedanken und Gefühle an körperliche Zuſtände gebunden ſind und parallel mit dieſen verlaufen. Darauf beruht das Plauſible des Materialismus. Da nun aber der Streit darüber, ob dieſe Gebundenheit ein bloßes Koordinationsverhältnis enthält oder ein Kauſalitätsverhältnis, ſchon ſo alt iſt, wie die Pſychologie ſelber, ohne zu einem Austrag gekommen zu ſein, ſo halte ich es für geboten, dieſen Forſchungsweg ganz zu verlaſſen und die Seele auf einem anderen Wege zu ſuchen.

Dem Bisherigen gemäß können wir dabei den Satz an die Spitze ſtellen: die Seele liegt nicht im Beleuchtungskreiſe unſeres Selbſtbewußtſeins. Sie liegt im Unbewußten.

Hier könnte nun der Zweifler ſofort verſucht ſein, zu folgern: wenn die Seele im Unbewußten liegt, ſo kann ſie daraus auch nicht hervorgezogen werden; die Seelenfrage muß demnach vertagt werden bis zum Eintritt einer biologiſchen Vertiefung des Selbſtbewußtſeins.

Aber ſo ſchlimm ſteht die Sache denn doch nicht. Die Unbewußtheit der Seelenfunktionen erſtreckt ſich nur auf den Prozeß; vom Reſultat aber fällt manches in unſer Bewußtſein, wie wir noch ſehen werden. Es iſt nun eine ziemlich konſtante Erſcheinung, daß Unbewußtes und Bewußtſein nur abwechſelnd zur Geltung kommen. Schon bei der genialen Produktion ſehen wir die Verſchleierung, im Hypnotismus aber die Unterdrückung des ſinnlichen Bewußtſeins als Bedingung ſolcher Phänomene, die dem Unbewußten angehören; das erinnerungsloſe Erwachen aber iſt ein weiterer Beweis für dieſen Antagonismus.

Dieſer Antagonismus nun beweiſt unbeſtreitbar einen Dualismus in unſerem Geiſtesleben; aber wir finden uns auch ſofort vor die wichtige Frage geſtellt, ob nur ein Dualismus innerhalb des Gehirnlebens vorliegt, oder ein Dualismus von Gehirn und Seele. Im erſteren Falle wäre mit einem Doppel-Ich zu rechnen, deſſen beide Hälften von der phyſiologiſchen Pſychologie umſchloſſen wären; im letzteren Falle dagegen müßten wir jene Definition des Menſchen anerkennen, welche ſchon vor hundert Jahren Kant aufgeſtellt hat: Ein Subjekt, welches in zwei Perſonen zerfällt. Die eine Perſon unſeres Subjekts wäre dabei phyſiologiſcher, die andere pſychiſcher Natur. Ob nun dieſe Definition richtig iſt, hängt ganz und gar davon ab, ob alle Geiſtesthätigkeit an das Gehirnleben gebunden iſt, oder ob ſich aus dem Unbewußten auch ſolche Funktionen hervorlocken laſſen, die ſich von den an das Gehirn gebundenen toto genere unterſcheiden, für die wir alſo ein anderes Organ vorausſetzen müſſen. Erſt in dieſem letzteren Falle hätten wir im Unbewußten eine Seele gefunden.

Die Kantiſche Definition des Menſchen iſt ohne Einfluß auf die Pſychologie geblieben, weil die Wiſſenſchaft jenes Thatſachenmaterial, welches die empiriſche Grundlage für dieſe Definition bildet — und welches Kant leider auch nicht kannte — noch bis heute in unverantwortlicher Weiſe vernachläſſigt. Die Thatſachen, um die es ſich handelt, bilden den Gegenſtand der Geheimwiſſenſchaften, die bekanntlich noch heute das Aſchenbrödel ſind.

Unſer Mißerfolg in Bezug auf die Seelenfrage liegt alſo in der That an den oben angegebenen zwei Umſtänden: zuerſt hat man die Seele am falſchen Ort geſucht, nämlich im Bewußtſein, ſtatt im Unbewußten; dann aber, als man das Unbewußte in die Forſchung hereinzog — und auch das erſt in der jüngſten Zeit — hat man am richtigen Orte die unrichtigen Thatſachen betont, nämlich die, welche ein unbewußtes Gehirnleben, nicht aber die, welche ein Seelenleben neben dem Gehirnleben beweiſen.

Wer die Thatſachen der Geheimwiſſenſchaften anerkennt, findet ſich daher auf die Kantiſche Definition des Menſchen zurückverwieſen. Er nimmt ſie nicht willkürlich an, ſondern notgedrungen. Er wird dann ſagen, daß die Seele unſerem irdiſchen Bewußtſein unbewußt iſt, daß ihre Funktionen nur abwechſelnd mit den bewußten in die Erſcheinung treten, daß dieſe Funktionen von den bewußten ganz und gar verſchieden ſind, und daß ſie mit der Rückkehr des ſinnlichen Bewußtſeins wieder unbewußt werden.

Damit iſt eine reale Doppelheit unſeres Weſens gegeben, ein Dualismus von Seele und Gehirn — deſſen moniſtiſche Auflöſung uns noch beſchäftigen wird — nicht bloß ein Dualismus innerhalb des Gehirnlebens. Das Bewußtſein, an die Sinne und das Gehirn als Organ gebunden, umfaßt nur die eine Hälfte unſeres Weſens, die irdiſche Erſcheinung; von dieſer aber iſt eine andere Weſenshälfte zu unterſcheiden, die vorläufig als die nichtſinnliche bezeichnet werden mag. — Kant ſagt: „Ich geſtehe, daß ich ſehr geneigt bin, das Daſein immaterieller Naturen in der Welt zu behaupten und meine Seele ſelbſt in die Klaſſe dieſer Weſen zu verſetzen.“ In Anbetracht der gleichzeitigen irdiſchen Natur des Menſchen fährt er fort: „Die menſchliche Seele würde daher ſchon in dem gegenwärtigen Leben als verknüpft mit zweien Welten zugleich müſſen angeſehen werden, von welchen ſie, ſofern ſie zu perſönlicher Einheit mit einem Körper verbunden iſt, die materielle Welt allein klar empfindet.“ .... „Es iſt demnach zwar einerlei Subjekt, was der ſichtbaren und unſichtbaren Welt zugleich als ein Glied angehört, aber nicht eben dieſelbe Perſon, weil die Vorſtellungen der einen, ihrer verſchiedenen Beſchaffenheit wegen, keine begleitenden Ideen von denen der anderen Welt ſind, und daher, was ich als Geiſt denke, von mir als Menſch nicht erinnert wird, und umgekehrt.“ [1])

Nun giebt es allerdings Leute, welche ſagen, daß die „Träume eines Geiſterſehers“ der vorkritiſchen Periode Kants angehören und nur eine Satire auf Swedenborg und den Geiſterglauben ſeien. Dieſe Anſicht wird aber vollſtändig durch die Thatſache widerlegt, daß Kant 22 Jahre ſpäter, alſo *nach* dem Erſcheinen der „Kritik der reinen Vernunft“, Vorleſungen hielt, in denen er ganz die gleichen Anſichten ausſprach, und zwar im Anſchluß an Swedenborg, deſſen Vorſtellungen er „erhaben“ nennt.[2]) Den wichtigſten Teil dieſer Vorleſungen habe ich, weil ſie ſich in den Geſamtausgaben nicht finden, neu herausgegeben.[3]) Ein paar Ausſprüche daraus will ich anführen:

[1]) Kant: Träume eines Geiſterſehers. 14. 20. 26. (Kehrbach).
[2]) Pölitz: Kants Vorleſungen über die Metaphyſik. (1821).
[3]) Kants Vorleſungen über Pſychologie. (1889). Vgl. d. Folgende S. 75. 76. 79.

„Das Leben besteht in dem commercio der Seele mit dem Körper; der Anfang des Lebens ist der Anfang des commercii, das Ende des Lebens ist das Ende des commercii. Der Anfang des commercii ist die Geburt, das Ende des commercii ist der Tod. Die Dauer des commercii ist das Leben. Der Anfang des Lebens ist die Geburt; dieses ist aber nicht der Anfang des Lebens der Seele, sondern des Menschen. Das Ende des Lebens ist der Tod; dieses ist aber nicht das Ende des Lebens der Seele, sondern des Menschen. Geburt, Leben und Tod sind also nur Zustände der Seele." .... „Mithin bleibt die Substanz, wenngleich der Körper vergeht; und also muß auch die Substanz dagewesen sein, als der Körper entstand." .... „Das Leben bei dem Menschen ist zweifach: das tierische und das geistige Leben. Das tierische Leben ist das Leben des Menschen als Mensch; und hierzu ist der Körper nötig, daß der Mensch lebe. Das andere Leben ist das geistige Leben, wo die Seele, unabhängig vom Körper, dieselben Aktus des Lebens auszuüben kontinuieren muß."

Wie man sieht, enthält Kants Seelenlehre alle nötigen Bestandteile. Er lehrt, daß die Seele im Unbewußten liegt, und die Gleichzeitigkeit der beiden Personen unseres Subjekts; er lehrt Präexistenz und Unsterblichkeit. Unbekümmert darum hat die spätere Psychologie nur wieder die eine Person unseres Wesens erforscht, die mit der Geburt beginnt und mit dem Tode endigt, und so erklärt es sich, daß wir schließlich beim Materialismus anlangten.

Kant war sich aber auch darüber klar, daß die Geheimwissenschaften es sind, auf welchen die Seelenlehre aufgebaut werden muß. Darum eben trat er mit einem Geisterseher, mit Swedenborg, in Verbindung, was allerdings nicht ganz zu seiner Zufriedenheit ausfiel. Wir aber, bei ungleich reichhaltigerem Thatsachenmaterial, können die Seelenlehre im Sinne Kants restituieren.

Zuvor aber müssen wir uns darüber klar werden, was die Wissenschaft gegen die alte Seelenlehre einzuwenden hat, welche Fehler also in der neuen zu vermeiden sind. Die alte Seelenlehre ist dualistisch, sie unterscheidet im Menschen den sterblichen Leib und die unsterbliche Seele, ohne deren Verbindung erklären zu können. Die moderne Wissenschaft verlangt aber eine monistische Erklärung des Menschen. Darin hat sie Recht.

Die alte Seelenlehre sucht die Seele im Selbstbewußtsein, worin doch nachweisbar nur solche geistige Funktionen sich finden, die an ein körperliches Organ, die Sinne und das Gehirn, gebunden sind. Indem nun die berechtigte monistische Anforderung angewendet wurde auf eine am unrechten Orte gesuchte Seele, war der Materialismus nicht zu vermeiden. Einen Monismus des Menschen stellt man nämlich allerdings her, wenn man die an das Gehirn gebundene Geistesthätigkeit zur Funktion des Gehirns macht. Ein Monismus wäre aber auch dann hergestellt, wenn es gelänge, den Körper und den körperlich bedingten Geist, statt sie auseinander abzuleiten, aus einem gemeinschaftlichen Dritten abzuleiten. Wir nun, die wir ohnehin bereits eingesehen haben, daß die Seele nicht in den bewußtgeistigen Funktionen liegt, sondern im Unbewußten, besitzen eben an diesem Unbewußten dieses gemeinschaftliche Dritte, und eine solche Seelenlehre ist monistisch.

Um aber der an sie gestellten Anforderung ganz gerecht zu werden, muß die monistische Seelenlehre eine Seele nachweisen können, deren Verbindung mit einem Körper erklärbar ist, wobei also der Körper das

Produkt der Seele ist. Mit anderen Worten: es muß eine organisierende Fähigkeit der Seele nachgewiesen werden, vermöge welcher sie einen Körper zu bilden vermag. Nehmen wir diese Anforderung als erledigt an — sie soll sogleich berücksichtigt werden — so wäre damit das Unbewußte noch immer nicht in eine Seele verwandelt, sondern erst in einen blind organisierenden Willen. Diese Blindheit und bloße Willensnatur des Unbewußten wäre erst dann beseitigt, wenn ihm auch ein Vorstellen und Denken zugesprochen werden könnte, aber wohlgemerkt, ein solches Vorstellen und Denken, welches nicht zusammenfällt mit dem körperlich bedingten Vorstellen und Denken, sondern vom Körper ganz unabhängig ist. Das Unbewußte muß also nicht bloß organisierend, sondern so organisierend sein, daß es einen mit einem Erkenntnisapparat, Gehirn, versehenen Körper zu bilden vermag. Nehmen wir auch diese Anforderung als erledigt an — auch sie soll gleich berücksichtigt werden —, sind wir dann bei der Seele angelangt? Hat sich dann das Unbewußte in eine Seele verwandelt?

Noch immer nicht. Vielmehr haben wir noch immer bloß den Schritt von Schopenhauer zu Hartmann gethan, bei welchem das Unbewußte nicht mehr blind ist, sondern organisiert und vorstellt, aber mit der Weltsubstanz zusammenfällt. Es ist also nur der Materialismus überwunden und der blinde Panthelismus Schopenhauers, aber nicht der Pantheismus.

Eine mit Recht sich so nennende „Seelenlehre" muß nicht nur einen metaphysischen Wesenskern im Menschen nachweisen — wie Schopenhauer und Hartmann —, sondern eine metaphysische Individualität der Seele. Genügten wir auch dieser Anforderung — und auch das soll geschehen — erst dann hätten wir eine eigentliche Seele. Sie würde im Unbewußten liegen; aber weil sie die Vorstellungsfähigkeit hätte, wäre sie nicht selber unbewußt, sondern bloß für den irdischen Menschen ungewußt, dem Gehirn-Bewußtsein unzugänglich. Eine solche, an sich bewußte Seele verwandelt sich also in ein Subjekt.

Um nun aber dieses Subjekt vor der Verwechslung mit der Person des sinnlichen Bewußtseins zu schützen, um also zu betonen, daß diese Seele nicht in der Bewußtseinsanalyse zu finden ist und daß sie, wenngleich an sich bewußt, doch von unserer irdischen Person ungewußt ist, habe ich dieses Subjekt das transcendentale Subjekt genannt. Das hat mir nun manchen Vorwurf eingetragen, hauptsächlich von Solchen, die weder Kant, noch die Geheimwissenschaften kennen. Aber auch ein Kritiker, welcher Kantische Philosophie vom Katheder herab doziert, warf mir Mißbrauch der Kantischen Terminologie vor. Ich verweise ihn hiermit auf die „Kritik der reinen Vernunft", wo sich der Ausdruck „transcendentales" Subjekt dreimal findet[1]) und worunter Kant dasselbe versteht, was er sonst in zahlreichen Stellen das „intelligible" oder auch das „absolute"[2]) Subjekt nennt.

[1]) Kant: Kritik der reinen Vernunft. 296. 402. 699. (Kehrbach).
[2]) Kant: Prolegomena. § 46.

Das innere Wort.

Von

Johannes Tennhardt.[1])

Man redet heutzutage so viel vom innern Worte Gottes. Ist denn außer der heiligen Schrift oder der Bibel noch ein anderes Wort Gottes?

Ja, es ist außer der heiligen Schrift noch ein anderes und näheres Wort Gottes, so man das innere Wort nennet.

2. Hat denn solches innere Wort Gottes auch Grund?

Ja, Grundes genug in der heiligen Schrift selbst und in der Erfahrung.

3. Wie soll ich das verstehen?

Also, daß die ganze heilige Schrift aus dem inneren Worte geflossen und, eigentlich davon zu reden, nichts anders als ein Ausdruck des innern Wortes Gottes ist. Denn was solches lebendige Wort in den Propheten und Aposteln innerlich gesprochen, das haben diese äußerlich geprediget und aufgezeichnet, woraus dann die heilige Schrift oder das sogenannte Bibel-Buch entstanden ist.[2])

4. Haben nur die Propheten dieses innere Wort gehabt?

Obschon die Propheten, als außerordentliche Zeugen Gottes, freilich einen näheren Zugang zu Gott und demnach dieses Wort in einem höheren Grade und mehrern Ein- und Ausfluß gehabt, so hat es doch auch andern

---

[1]) Der Verfasser lebte 1661 bis 1720. Dieser Aufsatz ist ein Auszug aus seiner Schrift „Kurze und gründliche Unterweisung vom Innern Worte Gottes, um der Einfältigen willen in Frag und Antwort gestellet von Einem Liebhaber Desselbigen (I. Aufl. 1711, II. Aufl. 1712, III Aufl. 1726). — Die inneren Erlebnisse, von denen hier die Rede ist, werden fast ganz übereinstimmend von allen Mystikern aller Zeiten und aller Kulturvölker geschildert. Man könnte dies „praktischen Ideal-Naturalismus" nennen, denn es handelt sich hier nur darum, die ideale Natur im Menschen zu erwecken und zur Geltung zu bringen. Das innere Wort ist wesentlich nichts anderes als das, was man gewöhnlich „das Gewissen" nennt; es kann sich aber so entwickeln, daß es deutlich vernehmbare Auskunft giebt, nicht nur in allen ethischen Fragen, sondern auch in allen andern Lebenslagen, die für den Fragenden selbst oder für seine „Nächsten" von eingreifender Wichtigkeit sind. Dies „innere Wort" im Menschen ist der in ihm werdende und wachsende „Gott" oder, richtiger gesagt, der „Christus", d. h. das Einswerden im Geiste mit der Gottheit.

[2]) 1. Petri 1, 10. 11. 19—21; 2. Tim. 3, 16; Tit. 1, 3.

frommen und gottgetreuen Seelen daran nicht gefehlet, die es gewiſſermaßen Alle auch zu Propheten und Gottesfreunden gemacht hat.[1])

5. Hat denn dieſes innere Wort auch im neuen Teſtamente fortgewähret?

Da hat es ſich erſt recht völlig in den heiligen Menſchen hervorgethan, nachdem das Wort ſelbſt Menſch worden.[2])

6. Vielleicht hat es ſich aber nach der Apoſtelgeſchichte Kap. 2 nur im Anfang des neuen Teſtamentes bei den apoſtoliſchen Zeugen Jeſu Chriſti ſo ſonderlich hervorgethan?

Nein, ſondern auch bei allen wahren und rechtſchaffenen Chriſten folgender Zeiten bis auf den heutigen Tag. Wiewohl freilich auch bei Jeglichem nach ſeiner Fähigkeit, und nachdem er ſich dazu angeſchicket hat.[3])

7. Sollten ſich wohl noch heutzutage ſolche Leute finden, die dieſes Wort wahrhaftig haben und Gott in ſich reden hören?

O ja; und es werden ſolche meiſtenteils durch die wider ſie ergehende Verfolgung genugſam bezeichnet, wiewohl auch noch manche im Verborgenen ſein mögen, ſo dieſer gnädigen An- und Einſprache gewürdiget werden.[4])

8. Was iſt denn eigentlich dies innere Wort?

Es iſt nichts anderes als eine unmittelbare freundliche Rede Gottes in Chriſto Jeſu durch den heiligen Geiſt mit ſeinen Kindern in dem inwendigſten Grunde ihrer Seelen, zu ihrer täglichen Unterweiſung und zu ihrem ewigen Heile; davon Tauler inſonderheit und, die ſeines Geiſtes und Sinnes voll waren, ſehr viel erfahren und geſchrieben haben.[5])

9. Sind aber nicht auch ſolche Ausſprüche zur Beweiſung dieſes innern Wortes anzuführen, welche ſolches allen Menſchen zugeleget haben? (Siehe die Fragen 5 u. 6.)

Das innere Wort iſt freilich auch in allen Menſchen, aber nicht auf einerlei Art und Weiſe, ſondern auf eine andere Art iſt es in den noch Unbekehrten, auf eine andere Weiſe aber in den Gott gehorſamen Herzen.

10. Wie iſt es denn in den noch Unbekehrten?

Als ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens, welchen Jedermann auch wider Willen hören muß, und der ſeinen Richterſtuhl inſonderheit in dem Gewiſſen des Menſchen aufgeſchlagen hat, welches in der That nichts anderes als Gottes richterliche Stimme in der Seele iſt.[6])

11. Muß man denn der Stimme Gottes im Gewiſſen in allem gehorſam ſein?

Ja, in allem, ſoviel man jederzeit kann, wenn man anders der freundlichen Stimme Gottes in ſich gewahr werden und dieſelbe genießen will, dazu die genaue Beobachtung jener die rechte Vorbereitung iſt. (Siehe Fr. 19.)

---

[1]) 5. Moſe 8, 3 (Matth. 4, 4); 5. Moſe 30, 11—14 (Röm. 10, 6—8); 5. Moſe 29, 29; 4. Moſe 12, 6—8; 24, 5. 4; 1. Sam. 3, 1. 7. 21; 2. Sam. 23, 1—3; Nehem. 9, 20. 30; Hiob 4, 12; 32, 8; 42, 5; Jeſ. 50, 4. 5; Amos 3, 7. 8; Weisheit 7, 27.

[2]) Joh. 1, 14; Luc. 17, 20. 21; 1. Kor. 2, 7. 8; Kol. 1, 25.

[3]) Joh. 6, 45 (Jeſ. 54, 13); 1. Joh. 2, 20. 27; Hebr. 8, 10. 11 (Joel 2, 28. 29).

[4]) Pſalm 51, 20. 21.

[5]) Weisheit 7, 21—28, Pſalm 73, 25. 26; Luc. 21, 33; Röm. 8, 9; 2. Kor. 13, 5.

[6]) Röm. 2, 13—16; Hebr. 4, 12. 13; 1. Moſe 6, 5; Weisheit 4, 20; 12, 1. 2.

12. Wie läßt sich denn das innere Wort in den Gott gehorsamen Seelen hören?

Als eine freundliche Vaterstimme, als ein recht evangelisches Fried- und Freudens-Wort voller Geist, Leben, Liebe, Huld, Gnaden und Seligkeit.[1])

13. Wie offenbart sich aber dieses Wort im Herzen solcher wahren Kinder Gottes?

Das lässet sich durch die Gnade Gottes besser erfahren als aussprechen. Um mit einem Worte aber darauf zu deuten, so gehet es fast damit zu, wie dorten stehet: 2. Kor. 4, 6; 1. Kön. 19, 9—13; Apostelgesch. 2, 1. 2.

14. Ist die Art der Offenbarung dieses Worts in allen Kindern Gottes gleich?

Nein, sondern in dem einen offenbart es sich mit einem stillen und sanften Sausen oder einer lieblichen, Leib und Seele durchdringenden Bewegung, in dem andern mit einem vernehmlichen und durchdringend-kräftigen, aber seiner Art und Herkunft nach unaussprechlichen Wort.[2]) Ja, in einer Person offenbart es sich jetzt so, dann anders, je nachdem die Person dann und nun vor Gott gestellet und seiner Einwirkung und Einsprache fähig und bedürftig ist.[3])

15. Läßt sich solches Wort zu allen Zeiten, und so oft man es begehret, hören?

Was die vernehmliche Stimme desselben anbelanget, so höret man solche eben nicht immerfort, am allerwenigsten, so man es etwa auch aus geistlicher Eigenliebigkeit über alle Kleinigkeiten gerne hätte, sondern mehr in wichtigen Angelegenheiten und in großen Leibes- und besonders Seelen-Nöten, darin es sich gemeiniglich bei gutwilligen Herzen das erste Mal dergestalten eröffnet. Dabei ist jedoch nicht zu leugnen, daß, je getreuer die Seele diesem innern Worte in allen seinen An- und Einsprüchen wird, und je näher sie Gott in Christo Jesu und seiner heiligen Nachfolge kommt, je mehr und öfter sie dasselbe auch in sich zu hören gewürdigt werde.[4])

16. Läßt sich solches auch zur Nachtzeit hören und vernehmen?

Ja, und zwar wohl am allermeisten[5]): Denn ob es schon an sich allezeit bereit ist, sich zu unsrer Unterweisung in uns und von uns hören zu lassen, auch sich des Tags über in den Seinigen, so oft es ihnen besonders nötig, auf ihr demütiges und ernstliches Bitten und Begehren offenbaret, so eröffnet es sich doch am liebsten und am meisten dann, wenn alle Sinne und Affekte schweigen und in stiller Aufmerksamkeit mit einander einwärts in den Grund der Seele gekehret sind, was aber, wie es die Erfahrung lehret, bei der ohnehin stillen und geschlossenen Nacht viel füglicher als am offenen und alles gleichsam eröffnenden und vor die Sinne legenden Tag geschehen mag; wie denn auch ein einsamer und abgeschiedener Ort, insonderheit im Anfang, vieles dazu beiträgt.

17. So sollte es denn noch besser im Schlaf selbst geschehen können?

Da geschiehet es auch wohl bei denen, die dem Herrn ihren Schlaf in Wahrheit heiligen und in demselben auch ihr Herz zu ihm wachen

---

[1]) Matth. 9, 2. 22; Joh. 3, 29; 4, 5—26; 6, 63; 14, 15. 16; 17 ganz; 20, 11—29; 21, 4—19; Offenb. Kap. 2 und 3 ganz.

[2]) 2. Kor. 12, 1—4; Offenb. 1, 1—10. — [3]) Gal. 1, 12. 16.

[4]) Joh. 14, 15—23. — [5]) Weisheit 18, 14—16.

laſſen; wie denn Wachſamkeit und innerſte Aufmerkſamkeit hierbei allerdings von nöten iſt.[1])

18. Wie kann man aber gewiß und verſichert ſein, daß es wahrhaftig das Wort des lebendigen Gottes ſei, was man höret?

So wie die Propheten und Apoſtel des göttlichen Worts in ihnen gewiß waren, ſo gewiß man der An- und Einſprache ſeines eigenen Gewiſſens in ſich iſt und ſein kann, ja ſo gewiß ein Kind Gottes der Erhörung ſeines Gebets, der Innewohnung Chriſti und des Zeugniſſes des heiligen Geiſtes von ſeiner Kindſchaft und ſo ferner in ſich iſt: ſo gewiß kann man auch deſſen in ſich ſein und bleiben. Denn es bezeuget und rechtfertiget ſich ſelbſt in den Herzen derjenigen, die es hören, gegen alle Ein- und Widerſprüche der Vernunft und falſchen böſen Geiſter, dergeſtalten, daß man getroſt und freudig auch diesfalls mit Paulo ſagen kann: Ich weiß, an wen ich glaube ꝛc. 2. Tim. 1, 12.

19. Wie kommt man denn zu Anhörung dieſes innern Worts, oder wie hat man ſich dazu vorzubereiten und anzuſchicken, daß man ſolches in ſich hören und vernehmen möge?

Die beſte und bewährteſte Vorbereitung dazu iſt, daß man zuvörderſt ſeinem eigenen gottgeregten Gewiſſen in allem, was es uns ratet oder verbietet, getreulich und fleißig nachkommet.[2]) Darnach gehöret inſonderheit dazu: 1) Verleugnung und Ablegung der Liebe des Irdiſchen.[3]) 2) Keuſchheit und Mäßigkeit in allen Dingen.[4]) 3) Rechtſchaffene Nunterkeit und Wachſamkeit.[5]) 4) Unverdroſſene Auswartung der Gott gelegenen Zeit und Offenbarungsſtunde.[6]) 5) Am allermeiſten aber ein ernſtlich und unabläſſig *inneres Gebet*, welches jedoch mehr mit einem ſteten, ſtillen und gelaſſenen Seufzen, Hungern und *Dürſten* nach dieſer Gnade, als mit vielen auch innerlichen Worten, und großer Wirkſamkeit geſchehen muß.[7])

20. Wie hat man ſich aber äußerlich in Stellung oder Regierung ſeines Leibes dazu anzuſchicken?

Anfangs iſt es ſehr gut, wenn man ſich zu dem Ende in's Verborgene niederſetzet[8]) oder kniet[9]) oder leget[10]), je nachdem es ein jegliches zu Einſammlung und Beruhigung ſeiner Sinne am beſten bei ſich befindet; dabei man ſich aber vor Schläfrigkeit und fremden Bildern und Gedanken wohl zu verwahren und dagegen ernſtlich zu kämpfen hat.[11])

21. Wie hat man ſeine innerlichen Sinne und Gedanken dabei zu regier n? Hat man ſie etwa in allerhand aufſteigende Betrachtungen von Gott und göttlichen Dingen zu führen, und alſo mehr in dem Haupt als in dem Herzen dabei zu wirken?

Zu einiger Vorbereitung können endlich ſolcherlei gute Betrachtungen wohl dienlich ſein[12]), je näher man aber dem Gehör des innern Wortes

---

[1]) Hiob 33, 15—30. — [2]) Luc. 16, 10—12. — [3]) Luc. 14, 33.
[4]) Weish. 1, 4—7; Luc. 21, 34; Röm. 13, 11—14.
[5]) Pſalm 57, 8. 9; Luc. 12, 35. 36.
[6]) Pſalm 25, 5; Kap. 27, 14; Jeſ. 40, 31; Jak. 5, 7. 8.
[7]) Pſalm 42, 2. 3; Weish. 9 ganz; Sir. 51, 18; Luc. 11, 9—13.
[8]) 5. Moſ. 33, 3; Luc. 10, 39. — [9]) 4. Moſ. 24, 4; Pſalm 95, 6.
[10]) Pſalm 63, 7; 139, 3. — [11]) Sir. 23, 2. 4; Eſr. 14, 14. — [12]) Sir. 6, 37.

kommen will, je mehr muß man seine auch innerliche Sinnen gefangen nehmen und zusammen halten[1]) und damit sich mit tiefster auch innerlicher Beugung und Demütigung in den Grund des Herzens versenken, als in welches sich das Wort sonderlich einsäet, einschreibet und ausspricht[2]), welches mit seiner magnetischen Glaubenskraft und Begierde dasselbige, wie ein hungriges oder durstiges Kind die süße Milch seiner Mutter aus deren Liebesbeüsten, an und in sich ziehet[3]), und aus dem auch unser Wort aufsteiget und geboren wird.[4])

22. Wenn man abee übee alle solche Bezeugungen dennoch nichts vernimmt, wie hat man solches anzusehen?

Ist dein Herz und deine Bezeugung rechtschaffen, auch deine Angelegenheit von sonderlicher Wichtigkeit, so wird sich das Wort des Herrn gewiß in dir eröffnen, es sei nun mit einer deutlichen Stimme, oder mit heilsamen Gedanken, oder mit heiligen Bewegungen, je nachdem es ihm dermal gefällig und dir verträglich ist. Dabei hast du dich aber ja zu hüten, daß du dir nicht selbsten nach deinem eigenen Willen und Gefallen eine „göttliche" Antwort bildest, oder von einem fremden und falschen Geist einbilden lässest. Solltest du aber ja durchaus nichts vernehmen, so prüfe dich, ob nicht noch eine verborgene Schuld und Hindernis an dir sei und du noch eine heimlich herrschende Sünde in und an dir habest, die dich und deinen Gott von einander scheidet, welche du denn alsobald durch herzgründliche Demütigung, Bekenntnis und Buße abzuthun hast.[5]) Und ob auch dieses nicht wäre, oder auch darüber nichts erfolgen sollte, so weede demnach nur nicht müde, dich stets zu ihm einzuwenden, er wird sich dir schon zu rechter Zeit mit seinem Wort der Gnade und der Liebe in deinem Inwendigen offenbaren.[6])

23. Du sagst: man soll sich hüten, daß man sich nicht eine göttliche Antwort von dem eigenen odee einem fremden Geist einbilden lasse; wie kann man denn dies von dee Stimme Gottes in sich unterscheiden?

Die Stimme des eigenen Geistes giebt sich genugsam zu erkennen, indem sie gemeiniglich aus ungeduldiger Eigenliebigkeit von uns selbst in unsern Sinnen gestaltet und ausgedrückt wird, und das Herz unvergnügt lässet.[7])

Was aber die Stimme eines Feindes anlangt, er mag sich auch verstellen, wie immer er will, so ergeht doch solche niemals (wie die Stimme Gottes) in dem Grund des Herzens (in der eigentlichen Wohnung Gottes), sondern nur in der Vorkammer der Sinnlichkeit. Zudem ist ste kalt, ungeschmack und unkräftig; da hingegen die Stimme Gottes voller Macht, Kraft und Nachdruck ist. Jene lässet überdies das Herz allezeit leer, finster, trocken, dürre, hart, rauh, ungeschlacht und ungebessert; da hin-

---

[1]) 2. Kor. 10, 7; Phil. 4, 7. — [2]) Jer. 31, 33; Matth. 13, 19.
[3]) 5. Mos. 11, 18; Psalm 131, 2. — [4]) Hiob 8, 19; Matth. 12, 34.35.
[5]) Jes. 1. 12—18; Offenb. 3, 14—19. Siehe abee auch Psalm 22, 2—6.
[6]) Psalm 23, 3; 34, 5; 11 ganz; 42, 12; Habak. 2, 3. 4; Sir. 6, 18—37. Auch: Sprüche 2, 3—6; Hohel. 3, 1—4; Röm. 8, 26, 27.
[7]) Ezech. 13, 2—6; Kol. 2, 18; Sir. 34, 5.

gegen die Stimme Gottes jederzeit einen gnädigen Regen und Segen zur wahrhaftigen und täglichen Besserung und Erquickung desselben mit sich bringt oder nach sich zieht.[1]) Und ob jene schon auch zuweilen eine Lust und Ergötzlichkeit mit sich zu führen scheinet, so ist es doch nur ein Blendwerk und Kitzel der Phantasie, oder auch des subtilen Fleisches, oder eigenen Geist, womit dieser, wenn man ihm ja aus Übereilung und Unvorsichtigkeit einigen Platz giebt, nachgehends nichts als Unlust, Bitterkeit und Betrübnis erwecket. Demnach kann man solche falsche Stimme noch wohl von der Stimme Gottes unterscheiden, wenn man diese nur jemals wahrhaftig in sich gehöret und gefühlet hat.[2])

24. Ist es aber genug, daß man das Wort des Herrn also in sich höre, und darf man es dabei bewenden lassen?

Nein, sondern man muß demjenigen, was man von demselben zu seiner Unterweisung und so ferner gehört hat, auch getreulich und mit großem Fleiß nachkommen, (will man anders dieser Gnade nicht wiederum verlustig werden) und darinnen beständig fortfahren[3]), welches den gottliebenden Seelen um so viel leichter ist, nachdem dies Wort insonderheit alle dazu nötige Kraft in sich führt und mit sich bringt.[4])

23. Was hat man denn davon, wenn man dieses Wort also in sich höret?

All das Gute, was die ganze heilige Schrift und insonderheit der 19. und 119. Psalm (der von diesem innern Wort vornehmlich handelt) von dem Worte und Gesetze Gottes ausspricht, und was die Sprüche Salomo, das Buch der Weisheit und der weise Sirach von der göttlichen Weisheit, als dem Ausquell dieses Wortes, zeugen.[5]) Du magst sein, in welchem Stande, Alter oder Anliegen du immer willst, so wird dich solches allezeit an- und unterweisen, was du thun und unterlassen sollst, und dich lehren und führen, wie es dir dann und nun am nötigsten und seligsten ist und sein wird.

In dem Regentenstand wird es dich lehren, die besten Verfassungen in deinem Ort und Land zu machen und zu unterhalten, auch alle zweifelhafte Rechts- und Gerichtsfälle auf das beste und gründlichste zu unterscheiden.[6])

In dem Lehrstand wird es dich gelehrter machen denn alle deine Lehrer, es wird dir ohne deine sinnliche Mühe und Überlegung sagen und in den Mund geben, was du jetzt und nun zu heilsamer Überzeugung dieser oder jener Seelen reden sollst; ja es wird dich auch lehren, alle Geister recht gründlich und unbetrüglich zu prüfen und zu unterscheiden, und so ferner, und also einen wahrhaftigen Propheten, Priester und Gottesfreund aus dir machen.[7])

---

[1]) Psalm 68, 10; Offenb. 3, 20. — [2]) Joh. 8, 42—47; 1. Joh. 4, 1—6.

[3]) Jak. 1, 21—25; Joh. 7, 37; Kap. 8, 31. 32; Kap. 15, 4—7.

[4]) Joh. 6, 63; Phil. 4, 13.

[5]) Sprüche 3, 13—26; Kap. 8 ganz; Weisheit 6, 13 bis Kap. (7, 8, 9 u.) 10 ganz; Sir. 4, 12 bis Kap. 6, 18—37; Kap. 14, 21; Kap. 15, 1—10; Kap. 24 ganz; Kap. 51, 18; 5. Mos. 4, 33. 36; Kap. 5, 24; Baruch 3, 20 ꝛc.

[6]) Sprüche 8, 14—16; 1. Kön. 3, 16.

[7]) Psalm 119, 99; Sir. 39, 1; Matth. 10, 19. 10; Joh. 7, 38.

In dem Hausstand oder gemeinen Leben wird es dich lehren, dein Weib, Kinder und Gesinde göttlich zu regieren, deine Haus- und Feldgeschäfte auf das beste und dergestalten anzuordnen, daß sie dir an dem steten Umgang mit Gott und also an dem Geistlichen und Ewigen kein Hindernis seien.[1])

In Summa: es wird dich in guten und gesunden Tagen lehren, allenthalben und bei allem vor, in und mit Gott zu wandeln[2]), in kranken und Leidens-Tagen aber alles mit Geduld und demütiger Gelassenheit zu ertragen[3]), ja, auch endlich in der letzten Todesnot die sterbliche Hütte wohlgemut und mit Freuden abzulegen, und in deinen ewigen Ursprung wieder frei und siegreich einzugehen.[4])

Dieses alles, und noch mehr, als sich mit Menschen- oder Engels-Zungen aussprechen läßt, hat man von diesem Wort und also wahrhaftig einen Vorschmack des ewigen Lebens, da eine selige Seele Gott lauterlich und auf das allertrauteste und vollkommenste in sich sehen und hören wird.[5])

26. Warum ist denn dieses Wort sowohl vor alters als auch bis dahero[6]) noch so unbekannt geblieben?

Weil der arme gefallene Mensch, nachdem er sich einmal von dem lebendigen Gott und dessen wahrhaftigem Wort in sich ab- und auf die Kreatur hinaus gewandt, lieber alles mit Erweiterung seiner Sinnen außer sich, als mit Verleugnung, An- und Einziehung derselben sein Heil in sich hat wieder suchen wollen. Dazu dann die gleichgesinnten blinden und verführerischen Lehrer und Leiter viel geholfen, welche das arme Volk immerhin getrost auf das Äußere gewiesen[7]), und diejenigen, so auf das inwendige Wort und Kraftwesen in der That und Wahrheit gedrungen, verketzert und verfolgt haben[8]), bis endlich wegen der großen und immer steigenden Bosheit und Undankbarkeit dieses innere Wort den meisten Menschen verdecket und entzogen, und sie bis auf diese nunmehr aufgehende Gnadenzeit in ihrer Blindheit gelassen worden, außer etlich Wenigen und Einfältigen, welche den Herrn noch immer im Verborgenen gesuchet, und denen er sich dann auch bisher besagter Maßen von Zeit zu Zeiten geoffenbaret hat.[9])

27. Hebet aber dieses innere Wort das äußere Wort der Schrift nicht auf?

Durchaus nicht, sondern es richtet es vielmehr auf, indem eines mit dem andern harmonieren und überein kommen muß[10]), gleichwie eines aus dem andern, und zwar dieses aus jenem, geflossen.[11])

28. Was hat denn dieses innere Wort an sich für Vorzug vor dem äußern?

---

[1]) Hiob 29 ganz; Weisheit 7, 16—21; Sir. 14, 21—27.
[2]) 1. Mos. 17, 1. — [3]) Hiob 1, 21; Kap. 2, 10; Weish. 10 ganz.
[4]) Weish. 9, 15—19; Luc. 2, 25— 32. — [5]) 1. Joh. 3, 1. 2; 1. Kor. 15, 28.
[6]) Laut der vielen und schweren Klagen Psalm 74, 9; Hos. 4, 2; Jak. 35, 10. 11; Psalm 14, 1—3; 23, 2—4; Röm. 3, 10. 18; Jerem. 10, 21; Joh. 8, 37. 38.
[7]) Jer. 7, 3. 4; Kap. 8, 8; Matth. 15, 1—20.
[8]) Jer. 26, 7; Kap. 43, 2; Weish. 2, 12.
[9]) Psalm 25, 14; Matth. 11, 25; 1. Kor. 1, 26. — [10]) 1. Joh. 1, 1—4.
[11]) 2. Tim. 2, 16. Daher fördert auch das innere Wort nur das Lehramt: Röm. 15, 18; 2. Kor. 2, 17.

So viel die Quelle Vorzug vor dem Bächlein, die Seele Vorzug vor dem Leibe, ja in gewiſſem Maße, ſo viel der Geiſt Vorzug vor dem Fleiſch oder Buchſtaben an und für ſich ſelbſten hat[1]), ſo viel das evangeliſche Wort der Gnaden Vorzug hat vor dem Wort des Geſetzes[2]), und ſo viel derjenige, ſo mit eigenen Augen ſiehet, Vorzug hat vor demjenigen, der mit fremden Augen ſiehet.[3])

29. Kann man ſolches Wort, nachdem man es ein- und andermal gehöret, auch wieder verlieren?

Ja, wenn man deſſen getreuer An- und Unterweiſung nicht von Herzen gehorſam wird; wiewohl es ſich auch aus andern (zur Frage 22) gemeldeten Urſachen eine Zeit lang verbergen und zurückziehen kann.

30. Kann man aber auch wiederum dazu kommen, wenn man es einmal verloren hat?

Ja, wenn man ſich nur nicht ſelbſt brandmalet und gefühllos machet und ſeinem noch je und je ergehenden Anklopfen in dem Gewiſſen nicht mutwillig widerſtrebet, ſondern ſich in wahrer Herzensbuße und obangezeigter Ordnung (Fr. 19) bald, weil es noch heute heißet[4]), wieder zu ihm kehret und einwendet.[5])

---

[1]) Joh. 5, 37—40; Kap. 6, 63, mit 2. Kor. 3, 16 zuſammen gehalten.
[2]) Hebr. 12, 18—25.
[3]) Joh. 3, 11. 32; Kap. 4, 39—42; Kap. 5, 37—44; Kap. 7, 37—39; 1. Kor. 2, 1—5; Jer. 23, 22.
[4]) Pſalm 95, 8. — [5]) Offenb. 3, 19. 20.

Schutz.

Von

Menetos.

Haſt du ein rechtes Leid,
Verhüll' dich in Geduld;
Das iſt ein feines Kleid,
Und macht dich los der Schuld.
Sei du der Roſe Bild
Mitten im Dornenhag —
Die Dornen ſind der Schild,
Der ſie beſchützen mag!

Du ſollſt nicht töten!

Äſthetiſche Rückſichtsloſigkeiten.

Von

Ernſt Hallier.

Wir leben in einer ſonderbaren Zeit! Täglich hört man unſer Zeitalter rühmen als dasjenige der Humanität und der feineren Bildung, und täglich iſt man Zeuge der unmenſchlichſten Grauſamkeit gegen unſere Mitgeſchöpfe. Die Zahl derjenigen iſt keine geringe, welche die Jagd nicht anſehen als ein unvermeidliches Handwerk, ähnlich dem Metzgerhandwerk oder dem Kriegshandwerk, ſondern als einen Sport und ein Vergnügen! Unbegreiflich! Sicherlich wird doch niemand behaupten wollen, daß das Metzgerhandwerk empfänglicher mache für Bildung des Gemütes, und daß der Soldat mit menſchlicheren Geſinnungen aus dem Kriege zurückkehre. Und wie kann es bei der Jagd wohl beſſer ſein, wo man nicht einmal im offenen, ehrlichen Kampf einem Feinde gegenüber ſteht, ſondern mit feigen, hinterliſtigen Schußwaffen aus ſicherem Hinterhalt die meiſt völlig harmloſen Tiere bekämpft, die man nicht ohne die Hülfe der Hunde zu erbeuten vermag.

Gerecht waltet die Weltordnung über dem Menſchengeſchlecht!

Der Menſch klagt über die Verwüſtungen der Nonne, des Kiefernſpinners, der Wurzelmaus, der Feldmaus und zahlloſer anderer Geſchöpfe. Aber das fällt ihm nicht bei, den eigentlichen Urheber dieſer zahlloſen Kalamitäten, nämlich ſich ſelbſt, anzuklagen.

Was hat denn der Nonne ſo große Gewalt gegeben, als das Wegſchießen und Wegfangen des Kukuks, der Stare und zahlreicher anderer Vogelarten! Wer iſt denn Schuld an der Vermehrung der Wurzelmaus als der Menſch, welcher die Füchſe, die Wieſel und andere nützliche Tiere ausrottet! Warum vermehren ſich die Feldmäuſe in ſo unglaublichen Zahlen, als weil man die Buſſarde und alle größeren Raubvögel, ja ſelbſt die Raben, Dohlen und Krähen wegſchießt! Man ſucht mit unſäglicher Mühe und mit großen Koſten über die Borkenkäfer Herr zu werden, nachdem man ihnen durch die Vernichtung der verſchiedenen Spechtarten und der Spechtmeiſe den Weg zu ſo ungeheurem Überhandnehmen geebnet hat.

„Du sollst nicht töten!“

„Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los?" so fragte der Gärtner,
„Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,
„Maulwurf, Erdfloh, Wespe, die Würmer, das Teufelsgezüchte?" —
„„Laß sie nur alle, so frißt Einer den Anderen auf.""

Das ist ein treffendes Wort des großen Dichters.

Unglaubliches vollbringt der Mensch in seinem Wahn! Wenn ein Jäger auf seiner Laufbahn 50 Adler geschossen und auf diese Weise den König der Lüfte ausgerottet hat, so wird er nicht nur gefeiert vom blinden Volk, sondern auch von Organen wie die Gartenlaube, welche der europäischen Kultur vorauszuschreiten wähnen! Glaubt doch selbst ein Referent einer der besten Zeitungen [1]) bei Gelegenheit einer Besprechung von Hippels Arbeit über „die Tierquälerei in der Strafgesetzgebung" den heiligen Hubertus in Schutz nehmen zu müssen!

Was nützen denn die Tierschutzvereine, wenn sie nicht Front machen gegen die gefährlichsten Tierquälereiveranstaltungen, gegen die Jagd, wie sie jetzt betrieben wird, gegen das Vogelhalten, gegen die Menagerien, Tiergärten und andere Arten, die Tiere zum Sport des Volkes zu mißbrauchen, gegen die Abrichtung und Dressur der Tiere für Volkstheater und Volksgärten, gegen Wettrennen von Pferden und Hunden, gegen Hahnenkämpfe, gegen das Halten von Luxushunden und Hauskatzen, gegen die Abgeschmacktheit der Frauen, sich Vogelflügel oder ganze ausgestopfte Vögel auf den Hut zu setzen und gegen unzählige andere Dinge, die mit Grausamkeiten verknüpft sind.

Es giebt kein einziges Tier, welches nicht für diejenige Gegend, in welcher es lebt, im Haushalt der Natur, also auch im Haushalt des Menschen, von einigem Nutzen wäre. Das gänzliche Ausrotten der Adler in Gebirgsgegenden ist von sehr zweifelhaftem Wert, um von der Vernichtung der Eulen und der kleineren Raubvögel gar nicht zu reden. Auf dem herrlichen Rundgemälde von Berninger, welches das alte Memphis in Ägypten zur Zeit des Auszuges der Kinder Israel darstellt, schweben hoch oben über dem Palast des Pharao große Vögel. Es sind Lämmergeier, in den großen Stromgebieten heißer Erdstriche überaus nützlich durch Beseitigung der Tierleichen. Ihre Vernichtung hat in solchen Gegenden den Ausbruch ansteckender Krankheiten zur Folge. Während des vorigen Winters hätte das gefallene Wild zahlreichen Aasvögeln zur Nahrung dienen können, statt faulend die Luft zu verpesten. Bei den Pilgerfahrten der Islambekenner nach Mekka kommt häufig die Pest oder eine andere ansteckende Krankheit zum Ausbruch, welcher viele tausende von Pilgern zum Opfer fallen. Hätte man die Hyänen, die Schakals und andere nützliche Tiere geschont, so wäre dieser Übelstand entweder gar nicht vorhanden oder er würde wenigstens einen weit milderen Charakter zeigen, denn jene Krankheitsherde entstehen durch das massenhaft sich anhäufende gefallene Vieh. Die Bewohner von Kaschmir sind sehr erzürnt auf die Europäer, weil dieselben ihnen die Tiger wegschießen, welche dem zu großen Überhandnehmen der

[1]) Allgemeine Zeitung. München 1891 Nr. 218. Beilage Nr. 183 vom 8. August.

wilden Rinderherden Einhalt thun. Ähnliche Übelstände wie bei Mekka, wenn auch in kleinerem Maßstabe, herrschen in der Nähe aller größeren Städte. Wo eine Krankheit oder irgend ein anderes verheerendes Unheil die Menschheit befällt, da kann man in der überwiegenden Mehrheit der Fälle überzeugt sein, daß der Mensch selbst durch sein blindes Eingreifen in das Gleichgewicht des Naturlebens das Verderben heraufbeschworen hat.

Dafür zunächst ein Beispiel. Die Stubenfliege ist sicherlich ein wichtiges Glied im Haushalt der Natur, denn sie gehört zu den Aasvertilgern. Da sie ihre Eier in faulende Substanzen legt, so werden diese von den ausgebrochenen Larven verzehrt. Aber diese nützliche Rolle kann sie nur im Freien spielen. Im Zimmer, in der menschlichen Wohnung sollte man sich vor den Fliegen hüten wie vor der Pest, denn da sie sich auf alle faulenden Massen setzen, so tragen sie die Keime von zum Teil ganz entsetzlichen durch Bakterien hervorgerufenen menschlichen Krankheiten mit sich umher und setzen sie auf die Speisen, ja auf den Menschen selbst ab. Wenn man bedenkt, auf was für Substanzen sich die Fliege überall niederläßt, so muß man zugeben, daß sie in einer menschlichen Wohnung das ekelhafteste aller Ungeziefer ist. Mit Recht sagt Dr. Karl Francke in seinem soeben erschienenen vortrefflichen Werk,[1]) daß die Abwesenheit der Fliegen während der wärmeren Jahreszeit in der Wohnung eines Menschen ein zuverlässiges Prüfungsmittel für seine Reinlichkeitsliebe sei. Freilich ist die Vertilgung von Fliegen nicht leicht, denn, namentlich auf dem Lande in der Nähe von Stallungen und Düngerhaufen kommen täglich neue Scharen zum Fenster herein, wie denn Goethe sagt:

Tausend Fliegen hatt' ich am Abend erschlagen;
Doch weckte mich eine beim frühsten Tagen.

Man soll daher der Stubenfliege den Krieg erklären überall, wo man sie antrifft. Dazu hege man die insektenfressenden Vögel, d. h. man hege alle Vögel, denn auch die Körnerfresser bringen ihren Jungen Insektenlarven, Blattläuse und Würmer. Der beste Vertilger der Fliegen ist aber nächst dem Fliegenschnäpper die Schwalbe. Dieser in so mannigfacher Weise nützliche, zutrauliche Vogel ist ein wahrer Freund des Menschen. Eine Schwalbe zu töten oder ein Schwalbennest auszunehmen, wäre geradezu Frevel. Zu meiner großen Freude habe ich gesehen, wie in manchen Ortschaften die Schwalbe gewissermaßen Haustier geworden ist, indem sie frei aus- und einfliegt, auch im Hause nistet.

Ein ausgezeichneter Fliegenvertilger unter den Insekten ist als solcher wenig bekannt: ich meine die gewöhnliche Wespe, vor der die meisten Menschen eine so thörichte Furcht an den Tag legen. Im August v. J. hatte ich eine große Freude in Starnberg (Oberbayern) im Gasthaus zu den sieben Quellen an einem jungen Ehepaar, welches gerade beim Mittagsmahl saß und die Wespen mit kleingeschnittenem Fleische fütterte. Namentlich *eine* Wespe kam immer wieder, um neuen Vorrat zu holen. Die guten Leute hatten nicht die geringste Furcht vor dem Stich der Wespen und mit vollem Recht, denn keine Wespe sticht, wenn sie nicht vorher

[1]) Die menschliche Zelle. Leipzig 1891, S. 610.

gereizt worden ist. Daß in dem nahen Bernried während des vergangenen Sommers die Wespen sehr bösartig geworden sind und bisweilen Menschen gestochen haben, kann man den Tierchen wahrlich nicht verdenken; denn böse Buben hatten ihnen mutwillig sämtliche Nester zerstört. Ich wäre froh, wenn ich Wespennester in meiner Behausung hätte, denn ich bin wiederholt Zeuge davon gewesen, was für ausgezeichnete Fliegenvertilger die Wespen sind.

Die Wespe erhascht ihre Opfer im Fluge. Hat sie eine Fliege erhascht, so setzt sie sich mit ihr an eine Fensterscheibe, verzehrt das Genießbare und läßt das Ungenießbare zu Boden fallen. Also man fürchte sich nicht vor den Wespen, sondern halte sich ruhig, schlage nicht nach ihnen, sondern lasse sie gewähren; dann wird man nicht gestochen werden.

Freilich giebt es Leute, welche der Natur in solcher Roheit gegenüberstehen, daß sie alles Lebendige töten. So traf ich zu Anfang des Sommers ein gut gekleidetes Ehepaar mit einem etwa 10jährigen Mädchen. Ein schöner Goldkäfer lief über den Weg. Statt nun das Kind über die Schönheit, den zweckmäßigen Bau und die Nützlichkeit des Käfers zu belehren, feuerten die „lieben" Eltern dasselbe an, das harmlose Tier zu zertreten. Diesem Unfug zu steuern, kam ich zu spät; aber ich konnte mich nicht enthalten, in Gegenwart der Eltern dem Kinde zuzurufen: „Schämst du dich denn gar nicht, ein Geschöpf Gottes zu töten, welches dir nicht das Geringste zu Leide gethan hat?"

Im bayerischen Hof in Starnberg fütterte ich die Sperlinge, diese äußerst nützlichen, vielfach verkannten Vögel. Ein Bube von etwa 12 Jahren, Sohn begüterter Eltern, welche dort im Gasthof wohnten, schoß auf meine Gastfreunde mit einem Teschin. Und Leute, die ihre Kinder zu solchen Roheiten erziehen, wollen noch klagen über Verschlechterung ihrer Dienstboten und über Verwilderung des Volkes!

Die Jagd, wie sie gegenwärtig betrieben wird, gereicht dem Menschen wie der ganzen Natur zum Verderben. Wo hört man z. B. in Tirol noch einen Singvogel? Alles ist öde und still in den Waldungen. Vom Professor bis zum Hirtenbuben läuft alles hinaus und schießt, legt Leimruten und tötet alles, was in den Weg kommt. Und was gab ein Herr, der sich zu den Gebildeten zählt, mir zur Antwort, als ich ihm über diese Zustände mein Bedauern ausdrückte? „Ja, wir müssen doch zeigen, daß wir die Herren der Schöpfung sind!" O thörichte Einfalt! Hat Gott seine Geschöpfe dazu erschaffen, daß der Mensch seine Roheit an ihnen ausübe und sie vernichte?

Es giebt leider noch viele Leute, welche die Jagd für einen noblen Sport halten. Bei rohen Jägervölkern ist das der Fall, und das Mittelalter hatte von jenen diese Ansicht aufgenommen. Sollen wir denn in unserer angeblich so hohen Kultur die rohesten Auswüchse mittelalterlichen Lebens fortpflanzen? Die edelsten Naturen haben sich von jeher gegen die Jagd ausgesprochen; so, um nur einige zu nennen: Schiller in dem Gedicht „Der Gemsjäger"; Friedrich Theodor Vischer, der große Ästhetiker,

welcher ein ausgezeichneter Scheibenschütze war, aber niemals auf ein Tier geschossen hat; ferner Hieronymus Lorm, welcher sagt:[1] „Wer sich nicht schämt, kein Talent zum modernen Kavalier zu haben, der mag ohne Scheu eingestehen, daß die Jagd, als Vergnügen betrachtet, etwas Unmenschliches und Barbarisches sei, und daß er nicht einsehen könne, weshalb sie als Notwendigkeit nicht wie das Schlachten des Rindviehs und der Schweine ausschließlich denjenigen überlassen wird, die dafür eingelernt und bezahlt sind. Kann der Unterschied des Mordwerkzeuges in der That ein Vergnügen begründen? Ich las von einem tapferen französischen Offizier, der die blutigsten Gefechte in Afrika mitgemacht und im Laufe von zwanzig Jahren selten einen Tag hatte, an dem er sich nicht mit Säbel und Flinte gegen Araber hätte wehren müssen. Und derselbe Offizier fand es unbegreiflich, grausam, abscheulich, auf einen angstzitternden Hirsch zu schießen, den wehrlosen Auerhahn zu beschleichen, ein flüchtiges Häschen um seines armen Lebens willen zu verfolgen."

Ich bin mit diesem berühmten Schriftsteller vollkommen einverstanden: Die Jagd darf nicht verpachtet werden, sondern man muß sie auf die handwerksmäßigen, von der Regierung anzustellenden Jäger beschränken. Es ist unglaublich, was die Jagdpächter für Unfug anrichten! Einst hatten sich in den Sachsensümpfen in Thüringen in der Nähe von Jena einige Paare Kibitze niedergelassen. Leichtlich konnten sich diese schönen Vögel an der für sie günstigen Örtlichkeit einnisten und vermehren und der Gegend nicht nur einen neuen Naturzweig, sondern auch einen beträchtlichen Nutzen gewähren. Was aber hatte ein Sonntagsjäger, ein Friseur Namens Hahn zu thun? Er ging eiligst mit der Flinte hinaus und vernichtete die junge Ansiedelung. Ein Landwirt, Namens Helmbold, den ich fragte, weshalb er denn die für die dortige Gegend so nützlichen Krähen wegschieße, gab mir die überzeugende und geistreiche Antwort: „Daß sie wegkommen". An den südlichen Alpenseen, am Gardasee und am Lago maggiore haben sich im vorigen Sommer seltene südliche Vögel gezeigt; sogar Flamingos sollen gesehen worden sein. Statt nun abzuwarten, ob diese Vögel sich zur Zierde der ganzen Gegend ansiedeln würden, ist man hinausgezogen mit Mordgewehren, zu Wasser und zu Lande und hat die interessanten Gastfreunde gemordet. Oder wäre es kein Mord, wenn jemand, der nicht den geringsten Beruf dazu hat, dessen Handwerk es nicht ist, ein harmloses Geschöpf aus dem Hinterhalt tötet?

Eine große Zierde unsrer Meeresufer und inländischen Seengebiete sind die Möwen. Wie traurig, wenn man die Leichen dieser Vögel, die wohl von kleinen Fischen sich nähren, aber zumeist von solchen, welche für den Menschen ungenießbar sind, in Blumenläden, Putzläden oder gar auf Gräbern oder bei kirchlichen Feierlichkeiten in ausgestopftem Zustande sieht, — um der geschmacklosen und gefühllosen oder gedankenlosen Damen nicht zu gedenken, welche die Flügel oder auch wohl die ganzen Vögel auf ihren Hüten tragen! Solche Damen werden oft im Geschmack von

[1] Der Naturgenuß, S. 111.

ihren Dienstmädchen beschämt. Als einst eine Professorsgattin in Jena sich mit sehr aufgedonnertem Kopfputz ins Theater begab, rief von der Galerie aus ein Dienstmädchen im thüringischen Dialekt dem anderen zu: „Gucke, gucke, Ricke, die hat 'n ganzen Garten uf'n Koppe!"

Die Jagdfrage wird wohl gleichzeitig mit der Forstfrage ihre Lösung finden. Die Verstaatlichung des gesamten Forst- und Jagdwesens kann nur noch eine Frage der Zeit sein. Sollte ihre Lösung aber noch lange hinausgeschoben werden, so steht zu befürchten, daß der Mensch mit der gänzlichen Ausrottung der Vögel und der Säugetiere bereits vorher wird fertig geworden sein.

Mindestens ebenso grausam wie die Jagd ist das Gefangenhalten der Vögel im Käfig. Die wenigsten Leute denken daran, welche unerhörte Grausamkeit sie begehen, wenn sie diese freiesten Geschöpfe aus ihrem herrlichen Element herausnehmen und sie in enge Gefängnisse sperren. Am allermeisten trifft das die heimischen Vögel. Der Kanarienvogel ist seit Jahrhunderten bei uns gefangen gehalten und gezüchtet, er hat daher das Freiheitsgefühl vielleicht bis auf eine schwache Ahnung verloren. Wenn man aber einen heimischen Vogel seiner Freiheit beraubt, so ist das ebenso grausam, als wenn man einen Menschen an der Kette im dumpfen Gefängnis festschmiedet.

Im Frühjahr v. J. zog ich von München nach Schwabing hinaus. Dort freute ich mich, der Natur näher zu sein, früh schon zwischen zwei und drei Uhr den Jubelgesang der aufsteigenden Lerchen, später das süße Gezwitscher der Schwalben zu hören. Aber wie ward mir die Freude versalzen, wenn ich rohe Menschen hinausziehen sah auf das Riesenfeld, ausgerüstet mit Leimruten und abgerichteten Lockvögeln, um bei der ersten Dämmerung des Morgens die liebliche Lerche wegzufangen, in demselben Augenblick, wo sie emporsteigen wollte, um mit Jubel das neue Licht zu begrüßen und dem Schöpfer zu danken.

Gleich in den ersten Tagen hörte ich zu meinem Entzücken den Schlag zweier Nachtigallen. Aber wie war ich enttäuscht, als ich bemerkte, daß dieselben bei einem meiner Nachbarn im engen auf dem Balkon hangenden Käfig eingesperrt waren und daß ihr Gesang nur ein Klagelied war über den Verlust ihrer Freiheit!

Wer es über sich gewinnt, heimische Vögel gefangen zu halten, und zwar meistens noch obendrein in Sonderhaft, der ist sicherlich kein wahrer Naturfreund, sondern er denkt nur an sich und an seinen augenblicklichen Sinnenkitzel. Ein Gartenbesitzer aber, der selbst auf kleinem Raum möglichst viele Nistkästchen und künstliche Nester für die heimische Vogelwelt anbringt, zeigt dadurch ein warmes Herz für Gottes Geschöpfe und bereitet sich selbst einen unversiegbaren Quell der reinsten Freuden. Ähnliche Freuden aber kann sich im kleinen jeder Mensch bereiten, wenn er auch nur über ein einziges kleines Dachfenster zu verfügen hätte, denn fast alle Speisereste unseres Haushalts dienen den Vögeln zur Nahrung. Auf diesen Punkt komme ich später noch zurück.

Gehen wir nun zunächst zu anderen Tieren über. Das Halten von

Luxushunden sollte unter allen Umständen erschwert werden. Der Hund ist einer der treuesten Gefährten des Menschen. Der Hund gehört aber nur dem Metzger, dem Jäger, dem Besitzer eines einsamen Gehöftes, dem Schäfer 2c.

Durch das Halten eines Luxushundes begeht man nicht nur ein Unrecht gegen sich und seine Familie, sondern gegen die gesamte Einwohnerschaft. Wir wollen ganz davon absehen, daß manche Hunde bissig sind, daß sogar manches Menschenleben den Hunden zum Opfer fällt. Auch von der Hundswut wollen wir hier nicht weiter reden. Aber jeder Hund trägt im Innern seines Körpers eine ganze Anzahl der ekelhaftesten Parasiten umher, häufig außerdem noch andere auf der äußeren Haut. Niemals sollte man sich von einem Hunde lecken lassen, wenn man nicht Gefahr laufen will, den abscheulichsten Krankheiten ausgesetzt zu werden. Der Hund beherbergt allein drei verschiedene Arten von Bandwürmern, welche durch seine Zunge auf den Menschen übertragbar sind. Die Zahl der bösartigen Krankheiten, welche vom Hund auf den Menschen übergehen können, ist ausnehmend groß. Wer sich darüber belehren will, der lese die Schriften des Professors Zürn in Leipzig, welcher eine ganze Reihe von Artikeln veröffentlicht hat unter dem Titel: „Wider den Hund".

Wer es nun nicht vermeiden kann, Hunde zu halten, der gebe ihnen wenigstens Gelegenheit, ihrem Naturtriebe zu folgen, sonst verfallen sie in dieselben Laster wie der Mensch, wie wir das ja leider zum größten Skandal täglich in den Städten an öffentlichen Orten sehen können.

Ein dringendes Bedürfnis wäre eine hohe Steuer auf das Halten von Katzen. Wir wollen davon absehen, daß die Katze ein Raubtier ist, welches besonders da, wo kleine Kinder im Hause sind, schon manches Unheil angerichtet hat. Ganz unglaublich aber ist die Anzahl der Vögel, welche alljährlich von den Katzen gemordet werden. Als Mäusefänger ist die Katze nur selten unentbehrlich. Eine gute, sauber gehaltene Falle thut dieselben Dienste mit größerer Sicherheit.

Für die Vereine gegen Tierquälerei giebt es unendlich viel zu thun. Die Tierwelt ist doch wahrlich von Gott nicht geschaffen zum Sport und zum Vergnügen des Menschen, sondern um ihrer selbst willen. Tierquälerei sind aber alle Wettrennen von Pferden, Hunden und anderen Tieren; — der Hahnenkämpfe, Stierkämpfe und ähnlichen Unfugs gar nicht zu gedenken. Nicht minder ist es Tierquälerei, wenn Tiere abgerichtet werden, um in Volksgärten und Tingeltangeln zur Belustigung des Publikums zu dienen. Die Zuschauer lachen über die Produktionen, ohne daran zu denken, welchen furchtbaren Schindereien und Qualen die armen Geschöpfe ausgesetzt werden, bevor sie irgend ein Kunststück erlernen, welches doch von äußerst geringem didaktischem Wert ist. Nur zu oft sind solche Schaustellungen dazu angethan, rohe Menschen in ihrer Gefühllosigkeit gegen die Tiere zu bestärken.

Auch die Menagerieen sind wahre Tierquäleranstalten. Man lernt kaum etwas in ihnen, im Gegenteil bekommt man durch sie völlig falsche Vorstellungen vom Tierleben. So z. B. sind nach den Beobachtungen

von Pechuel-Löſche und anderen berühmten Reiſenden die ſogenannten reißenden Tiere in der Wildnis gar nicht ſo gefährlich, wie die Tierbändiger und Jäger uns glauben machen wollen. Sperrt man aber ein Tier in einen Käfig, bringt es in ein ungewohntes, für dasſelbe gefährliches Klima und ſetzt es allen möglichen Mißhandlungen aus, dann muß es ja toll werden. Bei ſolcher Behandlung fällt auch der Menſch in Raſerei.

Mit den zoologiſchen Gärten ſteht es nicht viel beſſer als mit den Menagerieen. Man ſollte nur ſolche Tiere halten, denen man ihre volle Freiheit gewähren kann. Die meiſten Zoologen ſind einig darüber, daß in einem ſolchen Garten gar wenig zu lernen iſt. Eine gute Abbildung mit einer korrekten biologiſchen Schilderung iſt weit lehrreicher. Die zoologiſchen Gärten werden ja auch faſt immer gemißbraucht als Volksgärten mit Bier- und Weinkneipen, Biermuſik, Feuerwerk u. dgl. Gottes Geſchöpfe ſind aber zu edel, um zu ihrer Qual dem Publikum als Beluſtigungsmittel zu dienen.

Aber auch das Ausſtopfen der Tiere für zoologiſche Sammlungen und Muſeen iſt im ganzen von keinem hohen Wert. Etwas ganz anderes iſt es mit Skeletten und Spirituspräparaten. Kinder ſollte man durchaus von der Jagd auf Käfer und Schmetterlinge zurückhalten. Durch ſolche Dinge werden ſie nur zur Grauſamkeit und zur Mißachtung der Natur angeleitet. Ein Knabe, welcher wirkliches Intereſſe für die Inſektenwelt hat, wird in jeder Schulſammlung oder in einem Muſeum Gelegenheit haben, ſeine Formenkenntniſſe zu bereichern. Die Hauptſache iſt und bleibt die Beobachtung der Tiere im Freien, welche um ſo lehrreicher ausfallen wird, je weniger man die Geſchöpfe in ihren Lebensverrichtungen ſtört.

Nur auf dieſe Weiſe wird der wahre Naturfreund ſeine Luſt an der heimiſchen Tierwelt haben und ſie ſtudieren. Wie ſchöne Beobachtungen macht ein jeder, wenn er auch nur die Sperlinge füttert! Wie rührend iſt es anzuſehen, wenn die kaum flügge gewordenen Jungen von ihren Eltern gefüttert werden! Einſt hatte ſich ein junger weiblicher Sperling durch die obere Fenſterklappe in eines meiner Zimmer verflogen. Ängſtlich flatterte er hin und her. Vorſichtig öffnete ich das ganze Fenſter. Sofort ſetzte ſich das Sperlingsweibchen auf das Fenſterbrett. Es war aber noch zu zaghaft, um den Flug ins Freie zu wagen, vielmehr ſchaute es ſich nach allen Seiten um und ließ ſeinen Klageruf erſchallen, immer lauter und ängſtlicher. Endlich antwortete das Männchen von ſeinem gegenüberliegenden Dach aus. Sogleich kam es auch geflogen, berührte ſein liebes Weibchen mit dem Schnabel und flog zum Neſte; das Weibchen natürlich gleich hinterdrein.

Ähnliche Beobachtungen kann man faſt täglich machen. — Wenn man die Tiere friedlich beobachtete, ſtatt ſie zu quälen und zu morden, ſo würde die Biologie längſt eine hoch entwickelte Wiſſenſchaft ſein. Möchte jeder dahin ſtreben, daß die Menſchheit wieder wie in uralten Zeiten mit der Tierwelt in Frieden lebe!

Der wahrſte Freund.

Vom Leben nacherzählt,

von

M. von Saint-Roche.

Einer jener grauen, bleiſchweren Novembertage lag über der Hauptſtadt, in deren farbloſem Lichte alles trüber erſcheint, und die des Menſchen Herz wie in traumhaften Bann legen, als ſollte es den Winterſchlaf beginnen, wie Mutter Natur.

Auch in das trauliche Mädchenzimmer lugte zwiſchen dem Epheu, der das Fenſter umrankte, nur ein Stück farbloſer Himmel herein; kein einziger, goldner Strahl der Lebenſpenderin hauchte Licht, Wärme, Hoffnung über das junge, geknickte Menſchenkind, das regungslos auf den Knieen lag, das totblaſſe Antlitz auf den gerungenen Händen ruhend, die am nächſtſtehenden Stuhl unwillkürlich einen Stützpunkt geſucht hatten, als der ungeahnte Schlag den Körper und nahezu das Herz gebrochen hatte.

Sie war nicht ohnmächtig; die Natur hatte dem jungen, geſunden Mädchen die momentane Wohlthat, die kurze Friſt des Vergeſſens verſagt. — Man klopfte oft an ihre Zimmerthüre, man rief ihren Namen, — ſie hörte es nicht.

Neben der Herrin lag ein weißer, großer Seidenpudel und ſah mit ſeinen ſchwarzen, ausdrucksvollen Augen unverrückt auf ſie; leiſe wimmerte das gute Tier von Zeit zu Zeit, dann trat es noch näher und leckte ſanft die Hände der Regungsloſen.

Doch heute ſah und hörte Luiſe ihren Liebling nicht; die Außenwelt war ihr entſchwunden, in ein Chaos für ſie verſunken; die Welt ihres Herzens aber, ſo voll treueſter Liebe und reinen, ſüßen Vertrauens für den Einzig- und Erſtgeliebten, — die war zertrümmert zu dieſer Stunde.

Sich jäh erhebend drückte ſie die Hände an die pochenden Schläfen; war ſie wahnſinnig? war's ein Traum? oder doch ſchreckliche Wahrheit?!

Thränenlos, brennend, weit geöffnet ſtarrten die großen Augen in das Weite und fielen dann auf mehrere Bögen eng beſchriebenen, blauen Briefpapieres, das, halb verſtreut, umher lag.

Ein Wehlaut entrang sich der Brust; sie raffte die Papiere auf und den zarten Körper schüttelte ein Zittern; dann preßte die Ärmste sein letztes Liebeszeichen an das Herz.

Er, er hatte es ja selbst geschrieben, ihr Walter! Dem ihr Leben, ihr Lieben, ihr Glauben und Hoffen gehörte. Welch eine Welt des Schmerzes und der Angst hatte sie um ihn gelitten, seit er im August von ihr geschieden, um mit dem deutschen Heere gegen Frankreich zu ziehen! Wie war jeder Pulsschlag ein Gebet, Gott möge ihn beschützen, ihn ihr zurückführen, damit sie ihr ganzes fürderes Leben ihm als treuliebendes Weib angehören könne, — immer wieder mußte sie den Dolch in die tödliche Wunde stoßen, immer wieder mußten ihre Augen über die Zeilen fliegen:

„Er wolle sie nicht unglücklich machen," — ein schauerliches Lachen entfuhr der gequälten Leserin bei diesen Worten — „er habe eingesehen, daß ohne die genügende Vermögensbasis keine Ehe glücklich werden könne, und er gebe ihr ihr Wort zurück, sie solle ihm verzeihen! In diesen großen Tagen des Heldentums wolle er seinem eignen Herzen gegenüber kein Feigling sein; aber er bitte sie, ihr Freund bleiben zu dürfen" — ein verblichenes Veilchensträußchen fiel aus den Blättern, das schickte er ihr als letztes Liebeszeichen, als Abschied.

Verblaßt, welk — duftlos, — tot — wie ihr Leben, wie ihre Liebe. Sie warf das Haupt zurück und vergrub die Finger in dem wallenden, aschblonden, lockigen Haar; Nacht außen — Nacht innen — gepflückt — und verworfen.

Ein irres Lächeln glitt über die totblassen Züge, — sie nahm mit rascher Gebärde einen naheliegenden Hut, lauschte einen Augenblick, und eilte dann pfeilschnell hinaus, die Treppen hinab, in fliegender Hast durch die belebten Straßen, immer weiter, immer weiter, bis sie an den großen Waldgarten kam, der an die Stadt grenzte.

Sie sah nicht, wie sich die Vorübergehenden nach der Gestalt im schlichten schwarzen Kleide mit den wehenden Locken umwandten; sie hörte keine der Bemerkungen, als sie vorbeihastete; sie fühlte nicht den eiskalten Regen, der immer stärker, immer dichter herniederzurieseln begann — sie strebte nur einem Ziele zu, sie hatte nur einen Gedanken mehr.

Die Erde hatte nicht länger Raum für sie; sie glaubte an der Stirne das Brandmal der an ihr verübten, schmachvollen Untreue zu tragen, — alles ging unter in dem Gedanken daran, — Glaube, Eltern, — Gottvertrauen!

Als endlose Wüste, als unermeßliche Leere lag das Leben vor ihr, — Walter hatte ihr alles genommen. Sie fühlte nur mehr, daß sie ewiges Vergessen, ewige Ruhe suchte.

So irrte das arme Wesen weiter; ohne mit dem äußern Aug' zu suchen, ohne zu schauen, fand sie instinktmäßig den Weg, den Ort ihres Begehrens.

Durch die fahlgelben Wiesen des großen Parkes, die keine Blume mehr schmückte, rauschte in graubraunen Wellen der tiefe Mühlbach, der

im Sommer die Landschaft so lieblich belebte, wenn seine Ufer lebendig grünten und die Vögel im Gebüsch sangen und zwitscherten.

Dicht daneben stand der alte, knorrige, große Weidenbaum; der Blitz hatte ihn gespalten und düster reckte er nun seine kahlen Äste in die naßkalte, neblige Luft. Unter ihm stand Luise einen Augenblick still; nochmals preßte sie die Hand mit dem Briefe an das Herz und küßte nun zum letztenmal die grausamen, todbringenden Zeilen.

Keine Seele war weit und breit.

Der Wind strich durch die Äste, daß sie leise rauschten und stöhnten; wie eine leise Stimme kam es von ihnen: „Du unglückseliges Menschenkind, blick auf zu mir! des Herrn Blitze haben mich zerklüftet, Sein Sturm rüttelt an meinem Mark, — aber Seine Hand läßt mich dennoch leben! Seine Macht läßt mich im Lenz neu grünen! Laß dich warnen, kehre um!"

Umnachtet von Schmerz, tot der Hoffnung, hörte Luise die Mahnung nicht. — Nochmals schweifte ihr Blick ringsum, wortlos Abschied nehmend vom Dasein; dann trat sie noch ein paar Schritte vor, — schon bespülten die hochgehenden Wellen ihre Fußspitzen, — sie schloß die Augen, breitete die Arme aus und war daran, sich vornüber zu neigen, da! — ein Ruck, ein stoßweises Zerren nach rückwärts, das vom Saum ihres Kleides ausging; — ihre wankenden Füße mußten dem Retter nachgeben, dessen scharfe Zähne fest in der Kleiderschleppe hafteten. Mit an den Boden gestemmten Füßen, sich mit ganzer Kraft an das Gewand hängend, zerrte und zog das treue Tier sie in schnellen, kurzen Rucken weg vom Uferrand, über den vorbeiführenden Kiesweg, bis auf die Wiese an der andern Seite. Es wallte und wogte vor ihren Augen, sie blickte nicht hinter sich und sank am Rasen vor Todesschwäche in die Kniee. Da erst ließ der Hund das Kleid los; ein freudiges Bellen rief die fast Besinnungslose ins Leben zurück; die Vorderpfoten auf ihre Schulter legend, leckte der Pudel der Herrin eiskalte Wangen, ihre Haare, ihre Hände, sprang eine kurze Strecke weg, um sie in fröhlichen Sätzen zu umkreisen, um sich dann nach seiner treuen Heldenthat sanft und demütig vor ihr niederzulegen, das aufmerksame Auge nicht von ihr wendend, ihre leiseste Bewegung beobachtend.

Der Hut des Mädchens war zu Boden gefallen und der Nordsturm fuhr durch die regenfeuchten Locken. Wie nach schwerem Traum strich sie mit der Hand über die Stirne, dann senkte sie das Haupt, es in das seidenweiche Haar des edlen Tieres drückend. Unbemerkt, unbeachtet war ihr der kluge Pudel gefolgt, war nicht von ihrer Ferse gewichen am vermeintlich letzten, schwersten Gange ihres Lebens, ihr ein *wahrer* Freund.

In krampfhaftem Schluchzen hob und senkte sich Luisens Brust, — endlich erleichterten Thränen ihr bis zur Verzweiflung gequältes Herz. „Dank Dir, mein treues Tier, Dank Dir!" flüsterte sie, den schönen Kopf sanft liebkosend.

Noch zuckte und bebte ihre Seele unter der Geißel des irdischen Leides, und doch war ihr, als glätte eine sanfte Hand die Wogen ihres

Innern, als dränge ein mildes Licht ihr bis ins tiefſte Herz, ſie plötzlich mit einer klaren Erkenntnis erfüllend. Nicht mehr allein, nicht ganz verlaſſen fühlte ſie ſich mehr, ſondern mit überwältigender Macht überkam es ſie, daß ſie gewagt hatte, Desjenigen zu vergeſſen, der die Liebe iſt.

Dieſe Erkenntnis aber rief reuevolle Scham in ihr wach, und in ihrer Hilfloſigkeit betete ſie wie ein verirrtes Kind: „Vergieb, o Du milder Gott, vergieb mir, was ich thun wollte! Gieb meinem Herzen Kraft, daß ich's ertrage, laß meinem Leben den himmliſchen Strahl, der mich rettete in dieſer ſchweren Stunde, daß ich zu Dir finde, mich an Dich halte, an Dich allein! Meinen Schmerz aber, meine Schmach, die wandle Du, o mein Herr, in Segen für ihn! Deine Hand ſchütze ihn vor dem Kugelregen, Deine Macht erhalte ihn dem Leben, — nicht mir, — denn Dein Wille geſchehe, mein Gott, nicht der meine!"

Sie blickte auf; eine ſchwere Laſt war von ihr genommen; wie neugeboren rang ſich die Seele aus dem Weh empor und in ſelbſtloſer Liebe hatte ſie Kraft zu opferwilligem Vergeben gefunden.

Ein zitternder Schauer überlief ſie bei der Erinnerung an das, was ſie noch vor einer Stunde gedacht, gethan; wie Verwunderung kam's über ſie, daß ihr verzweifelter Schmerz die Stimme übertönen konnte, die nun ſo laut in ihrem Innern ſprach, ſo ſanft und doch ſo übermächtig, — das war Gott! — ſie kam ſich ſo klein, ſo ſchwach und elend vor, — dies Fühlen überwältigte ſie.

Noch immer kauerte ſie da auf feuchtem Raſen und lauſchte dieſer Stimme; und nach und nach ward es ruhiger und klarer in ihr. Zwar fühlte ſie ihn ſtets noch, den zuckenden, nagenden Schmerz um den Verlornen, — aber eine andre neue, unendlich beruhigende Gewißheit hatte nun die Oberhand darüber. — Ihn, — Ihn hatte ſie nicht verloren, den Ewigen, Unnennbaren! Ihn hatte die Qual ihres Herzens ihr erſt recht zugeeignet als unwandelbaren, wahrſten Freund!

Den Tolstoianern.

Eine Entgegnung von Wilhelm von Haintgeorge.

Mit dem letzten Dezemberheft hat Dr. Conrad die Leitung der bis dahin von ihm mit Geist und Umsicht redigierten Monatsschrift „Die Gesellschaft“ abgegeben. Diesem letzten Hefte hat er wohl kaum mehr seine volle Aufmerksamkeit zugewendet; denn sonst würde er die kleine novellistische Skizze unter obiger Überschrift von Neuschotz de Jassy, welche sich in dies Heft eingeschlichen hat, wohl schwerlich ohne einen redaktionellen Eispfahl mit „Nicht sicher!“ seinen Lesern in den Weg gelegt haben. Verdreht doch diese oberflächliche, nur auf den faden Sinnenkitzel berechnete Szenen-Schilderung in ganz unverständiger Weise die auf das höchste Ideal gerichteten Lehren Tolstois und spricht zugleich den idealen Aufgaben der Dichtkunst Hohn, indem sie die Menschennatur so recht in ihrer alltäglichsten Gewöhnlichkeit zeigt. Auch in der „Sphinx“ freilich sollte wohl gelegentlich einmal eine solche Skizze abgedruckt werden, aber doch nur um in einer Nachschrift an den Pranger gestellt und als abschreckendes Beispiel der Journalistik gebrandmarkt zu werden. Möge uns gestattet sein, dieses Versäumnis hier kurz nachzuholen; denn dies geht uns sowie jeden an. Wir haben hier eben Das vor uns, was wir überwinden möchten, überwinden müssen — jenen Alltags-Realismus, der zuletzt immer zum Schmutz-Naturalismus führt.

In jener Skizze wird ein junger Docent geschildert, der sich für einen Anhänger Tolstois ausgiebt; dabei prahlt er ganz besonders mit dem Irrtum, daß Tolstoi die Enthaltung vom Geschlechtsgenusse als jetzt zu verwirklichendes Ideal aufgestellt habe und daß er es verwirklichen wolle. Aber eben so schwach wie die Theorien, die er vorträgt, sind auch seine Lebens-Weisheit und -Erfahrung. Er geht mit einer jungen, üppigen und reichen Witwe die Wette ein, daß sie ihn nicht seinen Grundsätzen untreu machen könne. Nichts ist nun dieser in ihn verliebten Dame leichter, als die Wette zu gewinnen; eine kindlich einfache Intrigue genügt, um ihn sich ihr zu Füßen werfen zu machen und um sie werben zu lassen.

Tolstoi selbst wird dabei als ein Schwachkopf hingestellt, der als ein „Siebziger" den Reiz am Geschlechtsgenuß verloren habe, aber auch von jungen Leuten die gleiche Entsagung fordere. Beides ist unrichtig; geht man aber auf die offenbaren Beweggründe solcher Entstellung der Thatsachen ein, dann erscheint diese als mehr denn als ein frivoles Spiel mit Unwahrheiten.

Zunächst also ist Tolstoi kein Siebziger und nichts weniger als ein Greis; er ist jetzt dreiundsechzig Jahre alt und steht in voller Manneskraft. Trotzdem er aber gleichwohl allem geschlechtlichen Umgange entsagt hat, fordert er dies nicht von denjenigen jüngeren Leuten, welche dessen noch ihrer wirklichen Natur gemäß bedürfen. Allerdings verlangt er dabei die Einhaltung des geringsten Maßes in der vernunft- und naturgemäßen Befriedigung dieses Triebes und dessen Durchgeistigung von höheren und höchsten idealen Zielen, wie sie wahrer Menschlichkeit geziemt; und zwar fordert er solche naturgetreue und vernunftgemäße Lebensweise von der jetzigen Menschheit auch, selbst abgesehen von allen höheren ethischen und ästhetischen Idealen, schon um der Gesundheit und der wahren Lebensfreude willen. Was Tolstoi bekämpft, ist nicht die Liebe, auch nicht die natürliche Geschlechtsliebe, sondern vielmehr die Unzucht und die Unnatur, welche mit diesem Triebe in und außer der Ehe getrieben wird.

Es mag hier aber wohl nicht überflüssig sein, die Ansichten und Forderungen Tolstois auszüglich zu wiederholen. Am Schlusse des Anhangs zu seiner „Kreutzer-Sonate" sagt er u. a.:

„Zwar hat niemand geradezu den Lehrsatz bestritten, daß man nicht ausschweifen solle vor der Heirat und nicht nach derselben, daß man nicht künstlich die Geburt von Kindern verhindern soll, daß man die Kinder nicht zum Zeitvertreib erziehen und nicht die Liebeshändel (in der Dichtkunst) höher als alles Übrige stellen soll, mit einem Wort, niemand bestreitet, daß Keuschheit besser ist, als Sittenlosigkeit; aber man sagt: „Wenn die Ehelosigkeit besser ist, als die Ehe, so müssen augenscheinlich die Menschen das wählen, was besser ist. Wenn aber die Menschen das thun, so wird das Menschengeschlecht aufhören. Jedoch die Selbstvernichtung kann nicht das Ideal des Menschengeschlechts sein."

. . . . In dieser Einwendung liegt ein weitverbreiteter alter Irrtum. Man sagt, wenn die Menschen das Ideal vollkommener Keuschheit erreichen, so vernichten sie sich selbst, und darum sei dies Ideal nicht wahr. Diejenigen aber, welche so sprechen, vermischen absichtlich oder unabsichtlich zwei verschiedene Gegenstände, — die Verhaltungsregel oder Vorschrift und das Ideal.

Die Keuschheit ist keine Vorschrift oder Verhaltungsregel, sondern ein Ideal, oder vielmehr eine Vorbedingung dazu.

Aber das Ideal ist nur dann ein Ideal, wenn seine Verwirklichung nur in der Idee, nur in Gedanken möglich ist, wenn es nur in der Unendlichkeit als erreichbar erscheint, und wenn demzufolge die Möglichkeit einer Annäherung an dasselbe endlos ist. Wenn das Ideal erreicht werden könnte, wenn wir uns seine Verwirklichung vorstellen könnten, so würde es aufhören, ein Ideal zu sein.

. . . . Die ganze Bedeutung des menschlichen Lebens besteht in der Fortbewegung nach der Richtung auf dies Ideal zu. Und darum schließt das Streben nach dem christlichen Ideal in seiner Gesamtheit und nach Keuschheit, als einer der

Vorbedingungen dieſes Ideals, nicht nur die Möglichkeit des Lebens nicht aus, ſondern im Gegenteil, das *Fehlen* dieſes chriſtlichen Ideals würde die Möglichkeit des Fortſchritts, und folglich auch des Lebens, vernichten.

. . . . . .

Auf welcher Stufe ein Menſch auch ſtehen mag, immer iſt für ihn die Möglichkeit vorhanden, ſich dieſem Ideal zu nähern und andererſeits kann es keine Lage für ihn geben, in welcher er ſagen könnte, er habe es erreicht und könne nicht mehr nach noch engerer Annäherung ſtreben. — Solcher Art iſt das Streben nach dem chriſtlichen Ideal im allgemeinen und ebenſo auch das nach Keuſchheit im beſonderen.

. . . . . .

Was aber ſollen die Menſchen thun, wenn ſie den Kampf nicht beſtanden haben und gefallen ſind? Sie ſollen ihren Sündenfall nicht als einen erlaubten Genuß anſehen, wie ſie ihn jetzt anſehen, wo derſelbe durch die Ceremonie der Trauung gerechtfertigt wird, auch nicht als ein gelegentliches Vergnügen, das man mit andern wiederholen kann, und nicht als ein Unglück, wenn der Sündenfall mit einer Niedrigſtehenden und ohne Ceremonie erfolgt iſt, — ſondern man muß dieſen erſten Sündenfall als den einzigen anſehen, als den Eintritt in eine *unverbrüchliche Ehe*.

Sollten Eheleute nun etwa durch ihr „Kulturleben“ alles Gefühl und Bewußtſein dafür verloren haben, *welches* Verhalten der menſchlichen Natur gemäß iſt, ſo können ſie dies ausführlich nachleſen in einem „Zweiten Nachworte zur Kreutzer-Sonate,“ welches Tolſtoi in der „Freien Bühne für modernes Leben“ (I. Heft 39, Berlin, den 29. Oktober 1890) veröffentlicht hat. Wir übergehen hier dieſe Einzelheiten. Daß Tolſtoi aber ſich gar keinen unausführbaren Illuſionen hingiebt, geht unzweifelhaft dort aus ſeiner Beſtimmung der Lebensaufgaben des Mannes und des Weibes hervor.

Die Frau — heißt es dort S. 1012 — iſt außer der ihr durch ihre ganze Exiſtenz verliehenen Möglichkeit, den Menſchen, wie der Mann, zu dienen, durch ihre Organiſation unausbleiblich zu jenem Dienſte berufen und herangezogen, der allein aus dem Gebiete der Dienſte des Mannes ausgeſchloſſen iſt.

Der Dienſt für die Menſchheit zerfällt von ſelbſt in zwei Teile:

1. die Verbeſſerung des Wohles der lebenden Menſchen,
2. die Fortpflanzung der Menſchheit ſelbſt.

Zu dem erſteren ſind vorzugsweiſe die Männer berufen, da denſelben die Möglichkeit des anderen Dienſtes verſagt iſt. Zu dem zweiten ſind die Frauen berufen, da dieſelben ausſchließlich dazu befähigt ſind.

Dieſen Unterſchied darf und muß man nicht — es wäre ſogar ſündhaft (d. h. irrig) — vergeſſen oder verwiſchen . . . . .

Nur durch ſeine *Werke* iſt der *Mann* berufen, Gott zu dienen.

Nur durch ihre *Kinder* iſt die *Frau* berufen, Gott zu dienen.

Daher wird und muß die Liebe zu ihren Kindern der Frau als Mutter ſtets eigen ſein, eine ausnahmsweiſe Liebe, gegen welche vernünftig anzukämpfen ganz vergebens iſt . . . . . Aber das Gebären, die Ernährung und Erziehung der Kinder wird nur dann der Menſchheit nützlich ſein, wenn ſie nicht einfach Kinder zu ihrer Freude, ſondern zu künftigen Dienern der Menſchheit erzieht, wenn die Erziehung dieſer Kinder im Namen der Wahrheit und zum Wohl der Menſchen vollzogen wird, d. h. ſie wird die Kinder ſo erziehen, daß ſie die beſten Menſchen und Arbeiter für andere Menſchen werden.

Eine ideale Frau wird nach meiner Ansicht diejenige sein, welche, nachdem sie sich die höchste Lebensanschauung der Zeit, in welcher sie lebt, angeeignet hat, sich ihrem Dienste als Frau, dem ihr unüberwindlich eingelegten Berufe hingiebt, eine möglichst große Anzahl von Kindern, welche nach der von ihr angeeigneten Weltanschauung für die Menschheit zu arbeiten befähigt sind, zu gebären, zu nähren und zu erziehen.

. . . . . .

Und „dabei," sagt ihr, „stirbt das Menschengeschlecht aus?!"

Erstens. Solange wir uns nicht ernstlich bemühen, keinen geschlechtlichen Umgang zu pflegen, wird es immer Kinder geben.

Aber warum denn lügen? Denken wir etwa beim geschlechtlichen Umgange daran, dem Untergange des Menschengeschlechts entgegenzuarbeiten? Oder denken wir nur daran, zu genießen? Heraus mit der Wahrheit! Ihr sagt, das Menschengeschlecht wird auf den Aussterbeetat gesetzt. Allerdings, der tierische Mensch. Und ist das etwa ein Unglück? Die antediluvianischen Tiere sind ausgestorben, auch der tierische Mensch wird aussterben — wenn man nach dem Äußeren, nach Raum und Zeit urteilt. Laßt ihn doch aussterben! Ich gräme mich um dieses zweibeinige Tier nicht mehr als um den Ichthyosaurus und dergleichen Getier — wenn nur das wahrhafte Leben, die Liebe der Wesen, welche der Liebe fähig sind, nicht aufhört. Und dieses hört nie und nimmer auf, wenn das Menschengeschlecht sich vermindert, weil es sich aus Liebe des fleischlichen Genusses enthält; sondern es wird unendlich intensiver werden, ja, es wird sich so steigern, daß ein Fortbestehen des Menschengeschlechtes für die ein wahrhaftes Leben Lebenden nicht mehr nötig sein wird.

Die fleischliche Liebe ist deshalb nur noch notwendig, damit die Möglichkeit bestehe, aus den jetzigen Menschen solche Wesen zu bilden.

Das Alles denke ich, ist deutlich genug. — Warum aber zeigt sich nun überall der böse Wille, Tolstoi gerade in diesen Forderungen der Natur mißzuverstehen?

Gegen den bloß theoretischen Asketiker hat fast niemand etwas einzuwenden, weil und insoweit er ideale, phantastische Forderungen stellt, die niemand ernst nimmt oder für ausführbar hält. Nun kommt aber Tolstoi und stellt durchaus keine übertriebenen Anforderungen, sondern vielmehr solche, von denen er sowohl in Theorie, wie Praxis zeigt, daß sie durchführbar sind und daß sie sogar der einzige Weg zu einer höheren Kulturstufe sind. Ihre Durchführung erfordert nichts weiter als den festen Willen, solche höhere Entwickelungsstufe zu erstreben und dazu sich möglichst seiner eigenen reinen Natur anzupassen. Das ist denen, die im Schlendrian ihrer Behaglichkeit nicht gestört sein wollen, peinlich. Es erfordert nicht nur, daß man sich darüber unterrichtet, was denn eigentlich die eigene Natur ist, es ist dazu auch ein besonnenes Horchen auf die Stimme der Vernunft erforderlich; nicht nur soll man den Mißbräuchen und der Unnatur entsagen, die das sogenannte Kulturleben in geschlechtlicher Hinsicht jetzt beherrschen, sondern schon um dieses zu ermöglichen, ist eine andere Lebensweise im Essen und Trinken, Arbeiten und Schlafen, Erholung und Geselligkeit von nöten und eine Änderung der herrschenden Gewohnheiten auf fast allen Lebensgebieten. Daß dies Tolstoi nicht allein verlangt, sondern auch zeigt, wie man dies machen

muß, und dadurch praktiſch auch den einzigen völlig befriedigenden Weg zur Löſung der ſozialen Frage weiſt, das iſt all denen, die das Gute und das Beſſere nicht wollen, die nur ſich und nicht die andern lieben, unbequem. Deshalb bekämpfen ſie Tolſtoi.

Für die Entſtellung der Anſchauungen Tolſtois iſt keine gültige Entſchuldigung zu finden, denn ſie ſind ſogar nicht nur in ſeinen theoretiſchen Äußerungen klar ausgeſprochen, ſondern auch von ihm ſchon dichteriſch veranſchaulicht. Eine wenigſtens annähernde Darſtellung ſeiner Lebensforderung hat Tolſtoi in ſeiner kleinen Erzählung „Wandelt im Lichte" geliefert. Dieſe empfehlen wir beſonders dem Verfaſſer jener vorerwähnten Skizze nachzuleſen und mit dieſer ſeine eigne zu vergleichen. Solche Gegenüberſtellung kennzeichnet recht eigentlich den Gegenſatz des Real- und des Ideal-Naturalismus.

Der Seelenfalter.

Von

Frank Forſter.

Siehſt du die Puppe leer am Wege liegen,
So ſonnendürr, gleichwie ein morſches Kleid,
Denkſt du des Falters wohl, der ihr entſtiegen,
Und der Verwandlung in dem Lauf der Zeit.

So auch gedenk', wenn du zu Gräbern ſchreiteſt,
Des Seelenfalters, der dem Kleid entſtieg:
Nicht Überwundnes ſei, was du begleiteſt,
Dein Sinnen folg' dem Sieger und dem Sieg.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Ein Triumph des Okkultismus.

Als einen solchen darf man doch wohl die Thatsache bezeichnen, daß das „Berliner Tageblatt", welches zu lesen gewissermaßen Bürgerpflicht jedes Bewohners der Reichshauptstadt ist, in seiner Sonntags-Beilage „Der Zeitgeist" vom 21. Dezember 1891 „Einen Ausflug ins Geisterreich" von seinem römischen Korrespondenten Dr. Hans Barth gebracht hat, und zwar nicht etwa gespickt mit Ironie und Ausfällen, wie der z. B. bei den „Münchener Neuesten Nachrichten" so sehr beliebte: „Ja, die Dummen werden nicht alle", sondern in Form eines wirklich ernsthaft gehaltenen mediumistischen Sitzungsberichtes. „Der Zeitgeist" bringt so etwas! Man traut kaum seinen Augen. Fast möchten wir es wagen, diese Thatsache als Zeichen einer wirklichen Wendung des Geistes unserer Zeit aufzufassen. Und dazu sogar noch ohne den üblichen Kommentar seitens der Redaktion, daß sie „natürlich die ganze Verantwortung für diese unerhörten Dinge ihrem Korrespondenten überlassen müsse u. s. w."

Wir gratulieren der Reichshauptstadt zu einem solchen Tageblatt, dem Tageblatt zu einer solchen Redaktion, der Redaktion zu einem solchen Korrespondenten, und diesem endlich zu einem Medium von solch' ungewöhnlicher Entwickelung, welches ihm Gelegenheit gab, den ersten Schuß in dem nun angebrochenen Kampfe abzufeuern.

Jawohl, den ersten Schuß! Denn jetzt, nachdem sich in Italien die offizielle Wissenschaft frei und offen auf dieses bisher von ihr für eitel Humbug gehaltene Gebiet geworfen hat, und die Thatsachen, als solche, einem Lombroso (siehe dessen Erklärung in der „Sphinx", Dezember 1891) zum Teil wenigstens, feststehen, wird der heiße Kampf der Erklärer beginnen und der Physiker wird eine physikalische, der Physiologe eine physiologische, der Psychiater eine psychiatrische Erklärung herbeibringen. Und der Okkultist? Ja, der hat als „unwissenschaftlicher Mensch" nach wie vor zu schweigen und sich in sein Schicksal zu ergeben, von der hehren Wissenschaft wegen seines „kindischen Geredes von Geistererscheinungen Verstorbener" ausgelacht zu werden.

Nicht alle römischen Korrespondenten deutscher Zeitungen arbeiten für solch' fortschrittlich gesinnte Redaktionen, wie die des „Berliner Tage-

blattes". Der Bericht des Korrespondenten der Wiener „Neuen freien Presse", welcher an denselben Sitzungen Teil nahm, wurde von der Redaktion dieses Blattes als undruckbar zurückgewiesen. In Wien ist man — scheint es — noch in der Ära des Antispiritismus, für welchen bekanntlich dort hohe Herren eingetreten sind, deren Andenken durch entgegengesetzte Meinungen leicht getrübt werden könnte.

Und nun zu dem Inhalt jener Sitzungs-Berichte. Es sind zwei Sitzungen beschrieben, welche am 19. und 20. November 1891 mit dem Medium Lombrosos, einer kleinen runden Neapolitanerin von etwa 35 Jahren, im Hause des Chevaliers Ciolfi in Neapel unter Gegenwart einiger Herren stattfanden.

Zuerst erfolgte genaueste Untersuchung des Sitzungs-Zimmers und der umliegenden Gemächer, dann wurden die Thüren verschlossen. Beleuchtung fand durch eine Hängelampe statt. Der Kreis wurde in üblicher Weise gebildet, die Hände des Mediums festgehalten und seine Füße dadurch kontrolliert, daß die nebensitzenden Herren die ihrigen darauf stellten. Den Lesern dieser Zeitschrift sind diese Sitzungs-Berichte so geläufig, daß wir kurz die Phänomene zusammenstellen können. Für die Herren Psychologen exakt-wissenschaftlicher Observanz haben natürlich solche Sitzungs-Berichte gar keine Beweiskraft, umsoweniger diese, welche von einem einfachen Zeitungs-Korrespondenten ausgehen, der „gar keine Übung im Beobachten solcher Phänomene besitzt, keine Fehlerquellen entdeckt, keine Kontrollversuche anstellt und endlich von Autosuggestion und Hallucination sehr wenig oder gar nichts weiß." Dessen sind wir uns hier vollkommen bewußt. Aber der durch eigene Erfahrung sachverständige Sphinxleser wird dem folgenden Bericht über die erhaltenen Phänomene gleichwohl sein Interesse nicht versagen.

Nachdem sich bei dem Medium Krämpfe eingestellt hatten, fing der in der Mitte des Zimmers befindliche runde Tisch an zu kreiseln, zu rollen und auf eine Höhe von $1^1/_2$ bis 2 Meter emporzuschweben.

Hierauf wurde halbdunkel gemacht und es begann die bekannte Erscheinung der tanzenden Flämmchen. „In jedem Gelenk völlig ausgebildete zarte Hände" fingen an, die Anwesenden am Rücken, an den Schultern u. s. w. zu berühren, laute Klopflaute bis zu der Stärke von Hammerschlägen erfolgten an den Wänden, am Plafond, an den Möbeln; Stöcke, Musikinstrumente u. s. w. flogen in der Luft umher, kurz, es „spukte" im ganzen Zimmer. Wären noch Schinkenknochen und Bratpfannen mit umhergewirbelt, der Spuk von Resau (welcher doch damals von dem nämlichen „Berliner Tageblatt" nur als Schwindel und „Radau" aufgefaßt ward) wäre fertig gewesen," sagt der Berichterstatter Dr. Barth.

Diesem Herrn wurde die Uhr aus der Tasche gezogen, auf den Tisch gelegt, das Zifferblatt plötzlich hell erleuchtet, die Uhr dann nach dem Plafond emporgetragen, dort geräuschvoll aufgezogen, der Deckel geöffnet und geschlossen, und schließlich kam sie wieder unversehrt in den Besitz ihres Herrn zurück.

Jedem Unbefangenen muß es auffallen, daß allemal, wenn es in

solchen Sitzungen recht toll zugeht, wie hier, eine „Intelligenz" genannt wird, die sich den „geschmackvollen" Namen John King beilegt. Sollte etwa in der transcendentalen Welt das John-King-Spiel ein Vergnügen sein, das dem Blinde-Kuh-Spiel unserer Kinderwelt entspricht? Sieht nicht eine solche Sitzung einem Kinder-Vergnügen ähnlich, wie ein Ei dem andern, wenn — wie es auch hier der Fall, — der ganze Spuk nach den Klängen eines Tambourins in einem gewissen Takt vor sich geht?

Die anwesenden Herren waren denn auch dieses Teiles des gebotenen transcendentalen Programms bald überdrüssig und fingen an „Geister zu citieren". Ein anwesender deutscher Bankier citierte seine verstorbene, in Neapel begrabene Gattin. Hier hat sich der Berichterstatter, aus begreiflichen Gründen, sehr vorsichtig ausgedrückt, so daß es nicht ganz klar wird, ob eine förmliche Materialisation eintrat, oder nicht. Der Bericht läßt es aber zwischen den Zeilen durchblicken, daß dies der Fall war; er spricht nämlich von einer „Erscheinung, welche auf den Mund des citierenden Herrn zwei für alle vernehmbare Küsse drückte."

Professor Lombroso, später über dieses Phänomen befragt, glaubt es durch Gedanken-Übertragung und Hallucination erklären zu können. Hoffentlich hat er bald Gelegenheit, dasselbe selbst zu beobachten. Vermutlich wird dann seine Erklärung anders lauten.[1])

Auch der Berichterstatter selbst citierte, und zwar nicht laut in italienischer Sprache, wie jener Herr — worauf eben Lombroso seine Erklärungs-Hypothese gründen konnte —, sondern in Gedanken und in deutscher Sprache. Gleichwohl trat derselbe Erfolg ein.

Einen ganz ähnlichen Verlauf hatte die zweite Sitzung am darauffolgenden Tage. Wir dürfen in der That gespannt sein auf den Fortgang dieser Sitzungen, und namentlich auf die Haltung der italienischen und auswärtigen Gelehrten, welche denselben voraussichtlich anwohnen werden. L. D.

Anmeldung einer Sterbenden.

Ein gewöhnlicher Fall von Telepathie.

Schon bei Gelegenheit meiner Mitteilung einer visionären Anmeldung einer Feuersgefahr erwähnte ich ein Pensionat in Württemberg, wo sich jenes Vorkommnis zutrug. Den Unterricht in der englischen Klasse erteilte eine Engländerin. Dieselbe war, ihres sanften Wesens halber, unser aller Liebling. Da ich sehr große Freude an fremden Sprachen hatte, nahm ich, um rascher vorwärts zu kommen, Privatunterricht neben meinen regelmäßigen Klassenstunden. Zwischen Lehrerin und Schülerin bildete sich, da wir uns gegenseitig sympathisch waren, ein fast freundschaftliches Verhältnis aus. Miß Williams war eine vornehme Erscheinung mit regelmäßigen, edlen Gesichtszügen, und das Wunderbarste an ihr waren ein Paar schwermütige, dunkle Augen, die freudig leuchten zu sehen, ich mein

[1]) Näheres darüber bringen wir im nächsten Hefte. Der Raum im Gegenwärtigen gestattet uns nicht mehr, auch noch auf Lombrosos neueste Auslassung im „Zeitgeist" vom 25. Januar d. J. einzugehen. (Der Herausgeber.)

beſtes Können einſetzte. Sie war ihrer Geſundheit wegen nach Deutſchland gekommen. Die Luftveränderung hatte aber leider nicht den erwarteten Erfolg; denn von Tag zu Tag wurde Miß Williams Geſichtsfarbe durchſichtiger und bläſſer. Ein Beſuch, den ſie von der Heimat bekam, veranlaßte ſie, nach England zurückzukehren. Darüber herrſchte große Trauer unter den Schülerinnen, und es wurde manche Thräne bei ihrem Abſchiede geweint.

Ein halbes Jahr war ſeitdem verfloſſen und wir waren ganz ohne Nachricht über ihr Befinden geblieben. Eine neue Lehrerin, welche die Schülerinnen in ſtrenger Entfernung von ſich hielt, hatte die Klaſſen- und Privatſtunden ihrer Vorgängerin übernommen. Im Franzöſiſchen hatte ich ebenfalls noch Extraſtunden. Eine ſolche hatte eben begonnen; und es war etwa fünf Uhr abends, als ich am nächſten Tiſche vor mir plötzlich Miß Williams ſitzen ſah, einige Hefte vor ſich, und mir wie gewöhnlich freundlich zulächelnd.

„Fehlt ihnen etwas, Mademoiſelle?“ fragte mich meine franzöſiſche Lehrerin, welche inzwiſchen meine Aufgaben durchgeſehen hatte und nun bemerkte, daß ich unbeweglich nach einer Richtung ſtarrte. — „„Wie kommt denn Miß Williams hierher, erwidere ich, ſehen Sie, nicht wie freundlich Sie uns winkt!““

„Mademoiſelle, ſie ſind zerſtreut, und träumen am hellen Tag; ich bitte mir doch etwas mehr Aufmerkſamkeit in der Stunde aus. Übrigens ſehe ich abſolut nichts; ich bitte Sie mir Ihren Aufſatz ſelbſt noch einmal vorzuleſen,“ erwidert die Lehrerin mit Strenge. Gehorſam komme ich dieſem Befehle nach; aufblickend aber gewahre ich, wie Miß Williams ſich erhebt, mir nochmals glückſelig lächelnd zuwinkt, und dann durch das halbgeöffnete Fenſter davonſchwebt.

Erregt ſtehe ich auf. „„Entſchuldigen Sie, Mademoiſelle Renard, ich kann heute meine Stunde nicht zu Ende nehmen, ich fühle mich ſehr unwohl.““ Beſorgt ob meines bleichen Ausſehens, begleitet mich die Lehrerin in den Schlafſaal, und ich legte mich dort völlig erſchöpft einige Zeit nieder.

Am andern Tage, als wir Mädchen eben mit dem Eſſen fertig waren, verlas der Vorſteher ein ſoeben eingelaufenes Telegramm folgenden Inhaltes: „Geſtern Abend verſchied nach kurzem Krankenlager Miß Williams, erinnerte ſich noch ihrer liebſten Schülerinnen und ſendet letzte Grüße! Die beauftragten trauernden Verwandten.“ Tief erſchüttert höre ich dieſe letzte Nachricht, da ſie mir ja zu derſelben Stunde noch erſchienen war. Bedeutſam ſah nun meine franzöſiſche Lehrerin zu mir herüber und drückte mir gleich nachher mit ſtummer Abbitte die Hand.

Emma Scholl.

Gibt es gute Geiſter, die uns beſchützen?

Erfurt in Thüringen, die Blumenſtadt, iſt mein Geburtsort. Vor zwanzig Jahren war die Stadt noch durch Feſtungswerke und Wälle eingeengt; dicht an ſolchem Feſtungswall ſtand die Fabrik meines Vaters,

in welcher täglich 300—400 Arbeiter ein- und ausgingen. In früheren Jahrhunderten war das große Hauptgebäude als Kloſter erbaut, den Petersmönchen gehörig, diente aber jetzt mit ſeinen vielen Nebengebäuden, Höfen und Gärten induſtriellen Zwecken. Mein Vater bewohnte, als er noch unverheiratet war, die Fabrik allein; der Portier hatte eine kleine Amtswohnung, die vom Hauptgebäude durch einen großen Hof getrennt war. Zu dieſer Zeit iſt meinem Vater ein unaufgeklärtes Erlebnis widerfahren, das er mir wiederholt erzählte.

An einem Winterabend ſaß er allein in ſeinem Wohnzimmer, die Fabrikräume und Hauspforten waren ſämtlich durch den Portier geſchloſſen worden, die Arbeiter ihrem Heim zugeeilt, er war in dem großen, weitläufigen Fabrikgebäude das einzige lebende Weſen. — Mein Vater, in ſeine Lektüre vertieft, wurde plötzlich durch heftiges Klopfen an ſeine Zimmerthür geſtört, ſtand auf, überzeugte ſich aber, daß niemand zu ſehen war; und in der Meinung, er habe ſich getäuſcht, nimmt er ſeinen Platz wieder ein und ſeine unterbrochene Beſchäftigung wieder auf. Doch nach kaum 10 Minuten klopft es wieder an die Thür und diesmal ſtärker und heftiger als zuvor. „Es muß alſo doch jemand mich zu ſprechen wünſchen," denkt mein Vater; er geht wieder an die Thür, aber zu ſeinem Erſtaunen iſt auch dieſes mal niemand zu ſehen, obgleich er mit dem Licht bis zur Treppe geht und hinabruft: „Iſt jemand hier?" Keine Antwort und kein Laut läßt ſich hören. Er ſetzt ſich alſo nochmals nieder; doch leſen kann er nun nicht mehr, die Gedanken beſchäftigen ſich mit dem Urheber des geheimnisvollen Klopfens, und in der Annahme, es könne ſich vielleicht jemand im Haus verſteckt halten und ſeinen Schabernack treiben, denkt er, es ſei wohl nötig, das Haus gründlich zu durchſuchen. Dennoch nimmt er nach einigem Zaudern ſein Buch wieder zur Hand, da — klopft es zum drittenmal und diesmal ſo heftig und lange, daß mein Vater raſch aufſpringend hofft nun ſicher den Störenfried zu erwiſchen, aber ververgebens, auch diesmal iſt keine menſchliche Spur zu ſehen und zu hören! Beunruhigt eilt er nun, nachdem er ſein Zimmer geſchloſſen, zum Portier, und mit Laternen verſehen, durchſuchen ſie gemeinſchaftlich das große Gebäude, vom oberſten Boden bis in die Kellerräume, in jeden Winkel ſpähend; doch es iſt alles umſonſt, es findet ſich nichts, und in der Überzeugung, daß dies „nicht natürlich" zugehen könne, kehren ſie von ihrer Wanderung zurück. Doch welch' ſchauerliches Bild bietet ſich nun den entſetzten Blicken beim Öffnen der Zimmerthür! Während ſeiner Abweſenheit iſt der größte Teil der Zimmerdecke herabgeſtürzt und der Stuhl, auf dem er geſeſſen, liegt unter Trümmern begraben am Boden. Zweifellos hätte mein Vater hier einen frühen Tod gefunden, wäre er nicht durch das Klopfen veranlaßt worden, das Zimmer zu verlaſſen.

Wer hatte nun geklopft?

Giebt es gute Geiſter, die uns beſchützen, oder war das Klopfen nur eine innerſinnliche Wahrnehmung des Geretteten, deſſen eigenes ſomnambules Bewußtſein ihn ſchützte? J. Mendius.

Bemerkungen und Besprechungen.

Gabriel Max'

Darstellung der „Seherin von Prevorst".

Professor Gabriel Max hat jüngst wiederum eine „Seherin von Prevorst" vollendet und zwar diesmal „im Hochschlaf" dargestellt. Das mit bekannter Meisterschaft ausgeführte Bild wurde Mitte Januar im Münchener Kunstverein ausgestellt. Man erblickt die Seherin im Bette liegend, mit geschlossenen Augen, die Arme in einer Haltung, welche das sie ganz erfüllende innere Leben andeutet. Vor ihr auf dem Bette liegen Bleistift und Papier; auf dem letzteren sehen wir den uns aus Kerners Tagebuch bekannten „Sonnenkreis" gezeichnet. Hierüber finden wir dort folgende Angaben:

„Am dritten Tage entwarf Frau Hauffe eine Zeichnung von zwei Kreisen. Sie entwarf diese ganze Zeichnung selbst in unglaublich kurzer Zeit, und gebrauchte zu den mehreren hundert Punkten, in die diese Kreise geteilt werden mußten, keinen Zirkel oder sonstiges Instrument. Sie machte das Ganze aus freier Hand und fehlte nicht um einen Punkt. Bei dieser Arbeit kam sie mir wie eine Spinne vor, die auch ohne sichtbares Instrument ihre künstlichen Kreise macht."

Es folgt dann eine ausführliche Darstellung der tiefsinnigen Bedeutung jener Kreise; das Ganze erinnert an die alt-indische Gedankenwelt.

Max äußerte sich: er habe dieses Bild nur deshalb gemalt, weil sich niemand sonst dieser Mühe unterzieht, er es aber für der Mühe wert hält, auch vom Standpunkt der Naturwissenschaft, das Andenken an die merkwürdige Frau Hauffe aufzufrischen.

Das Bild ist aber auch vom Standpunkte des Künstlers, wie des Okkultisten, gleich bedeutsam. Es soll durch Radierung demnächst vervielfältigt und weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden.

Dhd.

Lixners Sociale Briefe*)

sind eine lebenswahre, frisch geschriebene Schilderung der Zustände Berlins und der Berliner. Für uns sind sie um so lesenswerter, weil sie von einem Manne her-

*) Dr. Otto von Leixner: „Sociale Briefe aus Berlin", Berlin W, Friedrich Pfeilstücker 1891. Drittes Tausend. 392 S. Preis M. 4. Dem gegenwärtigen Hefte liegt ein Prospekt über dieses Buch bei.

rühren, der einen lebendigen Gottesglauben besitzt und ihn in seinem Buche kräftigst und unverhohlen zum Ausdrucke kommen läßt. Offenbar hat sich der Verfasser redliche Mühe gegeben, von seinen Berlinern möglichst viel Gutes zu sagen, überall die noch vorhandenen guten Seiten hervorzuheben, und doch ist das Gesamtbild, da er auch die schlechten wahrheitsgetreu schildert, wenn er auch dann absichtlich nicht so grell aufträgt, als er es wohl könnte, ein überaus trauriges. Abgewendet von Gott lebt der Berliner, und es ist gleich, in welche Schichten der Bevölkerung man greift, ein ödes, schales, jämmerliches Leben des Strebens nach materiellen Gütern und der Genußsucht feinerer, meist aber allerrohester Art. Die Religion ist aus den Herzen ganz entschwunden oder zum Dogmenglauben und zum Kirchenbesuch aus Schicklichkeit herabgesunken. Wo gute Werke noch geübt werden, da geschieht es meistens nur aus Eitelkeit und selten aus Liebe zum Nächsten. Den Wenigen aber, bei denen nach Leixners Erzählungen sittlicher Halt noch zu finden ist, ruht er auch nicht auf dem unerschütterlichen Grunde festen Gottvertrauens, sondern auf der Resignation. Daher reißt jeder Wellenschlag der materiellen Strömung etliche der noch, aber nur lose verankerten Seelen in das Verderben hinein.

Besonders ausführlich ist Leixner gegenüber der Socialdemokratie. Nur zu wahr ist er, wenn er vom immer rascheren Umsichgreifen der socialdemokratischen Ansichten unter den Arbeitern, die sogar die wenigen noch Andersdenkenden zur Auswanderung in die Provinz zwingen, von der rasch fortschreitenden Verrohung der Jungen und Jüngsten unter ihnen, denen nichts mehr heilig ist und die in der ekelhaftesten Gemeinheit schwelgen, und von dem durch die besten philanthropischen Absichten veranlaßten, aber gänzlich hoffnungslosen Eingreifen Gebildeter in die socialdemokratische Bewegung berichtet. Es wälzt sich in dieser eine Sturmflut der Gemeinheit heran, die nicht bloß, wenn sie zur vollen Herrschaft kommt, die Kultur, sondern auch die Menschheit überhaupt vernichten müßte.

Leixner sucht die Mittel zur Abwehr dieser Gefahr nicht in den sogenannten „geistigen Waffen", weil er sich sehr richtig sagt, daß Überredung und die besten Gründe versagen müssen, wo in den Köpfen jegliche Fähigkeit, zu überlegen, geschwunden ist und nur die blinden Leidenschaften walten, sondern findet sie in einem starken Staate, der schlimmsten Falles der Gewalt die Gewalt entgegensetzen kann, in einer weitgehendsten socialen Reform, ohne jedoch den Besitz enteignen zu wollen, vor allen Dingen aber (S. 391) „in einer sittlich-religiösen Erneuerung der höheren Schichten, herausgeboren aus dem warmen Gemüt, aus der Erkenntnis des tiefsten Wesens christlichen Geistes." Mir scheint aber, daß der Verfasser sich täuscht, wenn er glaubt, daß die höheren Schichten leichter zum wahren, lebendigen Christentume zurückgebracht werden könnten. Leichter wäre das nur insofern, als ihre Zahl geringer ist als die der socialdemokratischen Arbeiter. Sind die Besitzenden aber nicht dieselben Gottesleugner und Genußsüchtler wie die Leute aus dem Volke? Und ist der Besitz nicht immer schon das stärkste Hindernis gewesen, Gott zu finden?

Die zu Gott ernst sich Haltenden können durch ihr Wort und durch das Beispiel ihrer Thaten immer nur wenige Seelen, von den Reichen, wie von den Armen, zu Gott zurückgewinnen, und wenn eine Bewegung sich jetzt erhöbe, so innerlich machtvoll, wie einst die christliche, ehe sie zu genügender Bedeutung gelangt, wäre die gottesleugnerische, socialdemokratische Bewegung längst über alles Bestehende vernichtend hinweggebraust. Wie aber wäre zu helfen? Da ist nun leicht gesagt: Laßt uns auf Gott vertrauen, er wird schon alles zum Guten wenden! Das thut er schon in diesem und noch mehr im geistigen Leben, im Leben nach dem Tode, sicher. Hätten aber wir im Irdischen weilenden Menschen gar kein Mittel, womit wir als mit einem festen Stecken zwischen die Speichen des dem Abgrunde zurollenden Menschheitskarrens fahren und so diesen zum Anhalten bringen könnten? Ich wüßte

schon ein solches Mittel, auf das noch niemand verfallen ist, und will es hier mitteilen: Was die Alchymie erstrebte, muß vollbracht werden. Die Edelmetalle müssen durch billige Massenerzeugung entwertet werden. Daß das möglich sein muß, weiß jeder, dessen Geist (noch nicht einmal erwacht ist, sondern nur) dem Erwachen sich nähert. Dieses also möge erstrebt werden und wird erstrebt. T. B.

Die Sonnenäther-Strahlapparate

des Professors Oskar Korschelt

sind eine Erfindung allerersten Ranges. Wir wenigstens zweifeln nicht, daß sie für den instrumentellen Nachweis des Vorhandenseins von „übersinnlichen," d. h. über die fünf Sinne des verbildeten Kulturmenschen hinausgehenden Kräften den ersten wissenschaftlichen Grund legen und damit aller psychischen Forschung unwiderstehlich die Bahn brechen werden. Es ist mittelst dieser Apparate geglückt, ohne Dazwischentreten menschlicher Nerven, bloß durch Instrumente, eben diejenige Kraftwirkung festzustellen, welche Reichenbach „das Od" nannte, und welche man seit Mesmer allgemein als organischen (tierischen) oder Heilmagnetismus bezeichnet. — Wer sich über diese hervorragende Erfindung unterrichten oder durch diese Apparate Heilung suchen will, kann sich von Professor Korschelt selbst (Leipzig, Südstr. 73) kostenfrei dessen Prospekt kommen lassen oder durch jede Buchhandlung dessen kleine Schrift „Die Nutzbarmachung der lebendigen Kraft des Äthers" (Berlin 1892 bei Lothar Volkmar) beziehen.

Wir werden noch wiederholt auf diese Erfindung zurückkommen müssen und werden auch die letztgenannte Schrift in einem unserer nächsten Hefte von einem Fachmanne besprechen lassen. Hier mag zunächst nur die Bedeutung der Strahlapparate als Heilmittel hervorgehoben werden. Zu deren Verständnis sei vorweg das Folgende bemerkt:

Alle Kraft und vornehmlich alles Leben auf der Erde stammt, wie jeder weiß, von unsrer Sonne. Im (diffusen) Tageslicht sind die in den Sonnenstrahlen parallel wirkenden Kraftlinien zerstreut und dadurch fast vollständig ihrer ursprünglichen Kraftwirkung beraubt; sie wirken nach allen Richtungen durch und gegen einander. Korschelts Verdienst ist es nun, Apparate erfunden zu haben, mittelst welcher jene „lebendige Kraft des Äthers" gesammelt und in beliebiger Richtung wieder parallel ausgestrahlt oder von solchem Sammelpunkte aus in alle Teile eines Raumes (Zimmers) gleichmäßig gerichtet werden. Diese Äther-Strahlapparate wirken auf alle Lebewesen (Menschen, Tiere, Pflanzen, ja selbst Krystalle) in erhöhtem Maße gerade so wie die Sonne selbst, jedoch ohne daß ihnen deren Licht und Wärme, die im Übermaße schädlich wirken, lästig werden könnten.

Durch zahlreiche Versuche ist nun nachgewiesen, daß die durch diese Apparate ausgestrahlte Kraftwirkung dieselbe ist, wie die des Od, des Mesmerismus oder Heilmagnetismus. Auch sind die heilwirkenden Erfolge dieser Apparate ganz dieselben; sie sind über alle Erwartung glänzend, und Gesunde werden, wenn sie nicht gerade zu den durch das Kulturleben und sinnlose „Erziehung" völlig Abgestumpften gehören, durch diese Apparate zu erheblich gesteigerten, körperlichen und geistigen Kraftleistungen befähigt. Über die erstaunlichen, bereits erzielten Heilerfolge mag man sich aus den erwähnten Schriften unterrichten oder, wohl noch besser, durch eigene Versuche überzeugen. Wir warnen aber jeden, nicht von den ihm dabei gegebenen Anweisungen abzuweichen. Nichts ist thörichter als der alte Glaube, viel helfe viel; im Gegenteil, zu viel schadet sehr. Auch sind die stumpfsinnigen Kulturmenschen, denen alle feinfühlige Empfindung der Naturkinder abhanden gekommen oder systematisch ausgetrieben worden ist, besonders leicht versucht, zu glauben, solcher

Apparat wirke nicht, wenn ſie ſeine Wirkung mit ihren Nerven nicht wahrnehmen können. Uns ſelbſt hat unter andern ein leichtſinniges den Anweiſungen Zuwiderhandeln eine ſchlafloſe Nacht verurſacht, die ſtets unbehaglich iſt, ſelbſt dann, wenn ſie, wie in dieſem Falle, trotzdem merkliche Kräftigung bot.

Die Vorteile, welche ſolche Apparate vor dem menſchlichen Heilmagnetismus haben, liegen auf der Hand. Der Heilmagnetiſeur verbraucht ſeine eigene Lebenskraft, die ſich zwar in ihm leicht wieder erſetzt, jedoch immer für ihn ein Verluſt iſt. Gefährlicher ſind für ihn die körperlichen und ſeeliſchen Einflüſſe, die er trotz aller Vorſicht und trotz alles Willensaufwandes doch von ſeinen Patienten ſtets mehr oder weniger aufnimmt, und deren Überwindung wieder für ihn einen Kraftaufwand bedeutet. Iſt der Mesmeriſt gar ein innerſinnlich leicht empfänglicher Menſch, ſo erhält er auch bei der Behandlung ſeiner Kranken oft ſo häßliche, widerwärtige Einblicke in deren Charaktere, daß faſt jedem ſolchen Heilmagnetiſeur trotz größter Menſchenliebe ſein Beruf ſchließlich zur großen Laſt wird.

Größer aber noch iſt der Gewinn, daß für die Kranken ſelbſt jetzt alle Schattenſeiten des Heilmagnetismus überwunden ſind. Bekanntlich hängt die Möglichkeit der Heilung durch denſelben nicht bloß von der Kraft des Magnetiſeurs ab, ſondern — dieſe vorausgeſetzt — nur von der Gleichſtimmung des Weſens (Sympathie) desſelben und ſeines Patienten. Manche Kranke können keinen Heilmagnetiſeur finden, deſſen Weſen dem ihrigen hinreichend „ſympathiſch“ iſt. Am ſchwerſten aber wiegt der Übelſtand, daß ſelbſt die beſten Heilmagnetiſeure doch nur Menſchen ſind und als ſolche voll Unreinheiten und Unvollkommenheiten. Von dieſen Mißſtimmungen ihrer Seele und ihren Charakterfehlern geht bei jeder heilmagnetiſchen Behandlung etwas auf den Kranken über. — Alle dieſe Mängel vermeiden Korſchelt's Strahlapparate. **Hübbe-Schleiden.**

Gnade

iſt, objektiv betrachtet, innere Kauſalität (reifendes Karma), aber deren ſubjektive Geſtaltung im Bewußtſein des Begnadeten iſt in der Regel durch die Stimmung, welche das Wort „Gnade“ bei dem Empfänger vorausſetzt, ganz richtig gekennzeichnet. **W. D.**

Das Gebet des Moniſten.

Ein Gebet zu einem ſelbſtſüchtigen Zwecke iſt ein Diebſtahl, eine Schlechtigkeit. Es ſetzt auch einen Dualismus in der Natur voraus und denkt ſich dieſe ausgeſtattet mit menſchlichen Leidenſchaften. Wer aber mit Gott ſich „Eins geworden“ fühlt, der wird nicht betteln, ſondern jede ſeiner Handlungen und ſeiner innerſten Gedanken wird ihm ein Gebet ſein.
Emerſon.

Wiedergeburt und Wiederverkörperung

ſind unbedingte Gegenſätze. Die Wiederverkörperung findet nur ſo lange ſtatt, bis die Wiedergeburt aus dem Geiſte erreicht iſt. Wer wiedergeboren iſt, wird nicht wieder verkörpert. **H. S.**

Anregungen und Antworten.

Was ist Ideal-Naturalismus?

An den Herausgeber. — Mit vieler Freude ersah ich aus dem Dezemberhefte, daß die schönere Ausgestaltung der Sphinx nun gesichert ist, und sie wird gewiß nach dem erweiterten Programm einen noch sehr viel größeren Leserkreis finden. . . . .

Bei den vielen Arten und Schattierungen des Idealismus wäre es sehr lehrreich und erwünscht, wenn Sie in der Sphinx weiter ausführen möchten, was Sie unter Ideal-Naturalismus verstehen.

Mit dem aufrichtigen Glückwunsche für das Gedeihen der neuen Sphinx . . .

J. G.

Der Ideal-Naturalismus ist nicht etwa eine Geistesrichtung, die allem bisherigen Streben nach dem Ziele der Vollendung sich entgegenstellt; durchaus nicht. Er will vielmehr auf dem Bisherigen weiterbauen. Was ihn aber hiervon unterscheidet und worin er über das bisher Gedachte und Gewollte hinausgeht, ist das immer klarer werdende Bewußtsein, daß jede Individualität das Ziel ihrer Vollendung als höchste Entwicklungsstufe thatsächlich erreichen kann, erreichen muß. Diese Erkenntniß war dem früheren idealistischen Streben fremd oder kam ihm doch als nebensächlich nicht recht zum Bewußtsein; diese ist aber der „Grundstein" des Ideal-Naturalismus, d. i. alles bewußten Aufwärtsringens und Vollendungsstrebens.

„Wir gehen von dem Grundgedanken aus, daß nicht Verehrung und Nachahmung der Natur, wie wir sie äußerlich um uns her noch verwirklicht sehen, das Ziel unsres Strebens sein soll, sondern nur dasjenige Ideal der höheren und höchsten Entwicklungsstufe, welches jeder natürlich geartete und geistig entwickelte Mensch mehr oder weniger klar bewußt in sich trägt, das in ihm lebt und ihn verfolgt wie sein Gewissen, das ihm sagt: so sollst du sein und so mußt du einst werden!

Auch hat jeder nicht nur dieses Bild seines eigenen Ideales in sich; die Geschichte und die Sage zeigen es ihm schon annähernd hier und da verwirklicht, für den einen in dem Vorbild eines Helden, für den andern in dem Geiste und Charakter dieses oder jenes großen Mannes, für die meisten auch wohl als ethisches Ideal in der Gestalt eines Christus. — Aber wir sind davon überzeugt, daß solche höhere Entwicklungsstufe sich allein dadurch verwirklicht, daß sie sich aus jeder gegenwärtigen, noch unvollkommenen Natur heraus fortbildet. Deshalb widersetzen wir uns all jenen Bestrebungen, die bei dem Unwahren, Gemeinen und Unschönen verweilen, indem sie betonen, daß dies doch nun einmal menschliche Natur sei, wie

sie heute ist. Mag sie es sein! Wir können uns mit solcher Natur höchstens in ablehnendem Sinne befassen."

Wendet Jemand gegen den Grundgedanken des Ideal-Naturalismus ein, daß es für die Individualität des Einzelnen unmöglich, wissenschaftlich ganz undenkbar scheine, über den Tod ihres Körpers hinaus ihre Entwicklung zum Vollendungsziele fortzusetzen, so verweise ich auf die im wesentlichen übereinstimmende Anschauung von dieser Möglichkeit, wie sie sich in der Mystik aller Kulturvölker und in neuerer Zeit bei allen unsern größten Geistern findet, so bei Bruno, Leibniz, Lessing, Kant, Goethe, Jean Paul, Schopenhauer und unzähligen andern. Wünscht Jemand besonders meine eigene Auffassung dieser Thatsache und ihren Nachweis auf Grundlage darwinistischer Anschauungen und Haeckels „ontogenetischem Gesetz" kennen zu lernen, so nehme er meine kleine Schrift: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe" zur Hand. Doch ist natürlich Niemand, weder meine Mitarbeiter noch meine Leser, an meine besondern Ansichten gebunden. Ganz im Gegenteil; nur freies Streben, Denken, Forschen nach dem Wahlspruch „Kein Gesetz über der Wahrheit!" ist für jeden Einzelnen das wahre Geistesleben.

Diesem Zwecke also soll die „Sphinx" dienen. „Dabei soll unsere Monatsschrift sich, wohl fast konkurrenzlos, von anderen Zeitschriften nicht bloß dadurch hervorheben, daß sie von ihren Mitarbeitern den vollen Mut ihrer Überzeugung fordert und mithin auch unter andern Denen, welche übersinnliche Thatsachen erlebt haben, ein rückhaltloses Eintreten für dieselben gestattet, sondern vor allem dadurch, daß ihr die Unterhaltung und Belehrung ihrer Leser nicht ihr Selbstzweck ist. Diesen findet sie vielmehr darin, die metaphysischen, ethischen und ästhetischen Bedürfnisse zu wecken und zu heben," also nicht allein in ihren Lesern das Bewußtsein des Vollendungszieles wach zu halten, sondern auch die Überzeugung immer fester, immer klarer zu gestalten, daß die Individualität jedes Einzelnen dies Ziel erreichen kann, erreichen muß, erreichen wird.

Damit legen wir den „Grundstein des Ideal-Naturalismus."

H. S.

Seelen- und Geistesleben.

An den Herausgeber: Daß Sie den früheren, steif und akademisch klingenden Nebentitel der Sphinx gekürzt haben, halte ich für eine wesentliche Verbesserung. Mich wundert nur, daß Sie „Seelen- und Geistesleben" gewählt haben. Ich hätte vorgezogen: „Monatsschrift für Seelen- und Geisteskunde" oder „für die Kunde des Seelen- und Geisteslebens". Vielleicht auch statt Kunde — „Forschung oder Erforschung".

M. 23. I. 92. R. K.

Insofern die „Sphinx" sich nicht bloß mit der Erkenntnis des Wahren, Guten und Schönen, sondern auch mit deren lebendiger Verwertung befassen will, reichen wohl die Worte „Kunde" oder „Erforschung" nicht aus, sondern nur das „Leben" und Streben nach diesen Idealen. Dies bringt auch eine andere Zuschrift zum Ausdruck, die wir hier folgen lassen: (Der Herausgeber.)

An den Herausgeber. — Die Änderung des Nebentitels Ihrer Zeitschrift aus „Monatsschrift für die geschichtliche und experimentelle Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage" in „Monatsschrift für Seelen- und Geistesleben" scheint mir vielversprechend, denn sie läßt erwarten, daß die „Sphinx" fortan alle schwülstige Gelehrsamkeit abthun und den besser kleidenden Rock der Einfachheit anziehen wird. Was an Gelehrsamkeit auf diesem Gebiete geleistet werden konnte, das haben Sie und Ihre Mitarbeiter in den 6 Jahren des Bestehens der Monats-

schrift redlichst geliefert und Ihr für gelehrte Leute bestimmtes und für diese wohl auch zweckdienliches Werk „Lust, Leid und Liebe" erscheint mir gewissermaßen als der Abschluß dieses vielleicht notwendig gewesenen Zeitabschnittes. Sie werden gewiß nun von der Theorie zur Praxis übergehen und Ihren Lesern zeigen, wie sie in sich Seele und Geist sollen „leben" lassen. Das aber erreicht man ja nicht durch Gelehrsamkeit, sondern gerade im Gegenteil pflegt erst nach Abthun aller Gelehrsamkeit im Menschen das Suchen des Göttlichen in sich selbst zu beginnen. Zu diesem neuen Wege mein aufrichtiges Glückauf! T. B.

Was soll man dabei thun?

An den Herausgeber. — Im Programm des Dezemberheftes kündigen Sie die Eröffnung einer neuen Abteilung für „Anregungen" an. Möchten Sie nicht darin auch die Verhandlung von praktischen Fragen der Ethik zulassen, wie sie sich jedem alle Tage in den Weg stellen können? Ein solcher Fall, der mir in wenig abweichender Weise schon mehrfach vorgekommen ist, begegnete mir erst vor wenigen Tagen wieder; und ich muß gestehen, daß ich jetzt wieder, wie schon früher, mich durchaus nicht sicher fühlte, was ich dabei wohl am besten thun könnte. Freilich hat von vornherein der Grundsatz „gar nichts zu thun, sich niemals um andere zu kümmern, sondern nur um sich selbst," sehr viel für sich; stellt Tolstoi doch sogar, wenn auch mit anderen Schlußfolgerungen, das Wort der Bergpredigt: „Widerstrebet nicht dem Bösen" als ganz allgemeine Lebensregel auf. Das mag nun gut sein oder nicht; ich fühle in mir jedenfalls das lebhafte Bedürfnis, wo ich irgend kann, andern Menschen zu helfen, ob dabei dann dasjenige, dem abgeholfen werden soll, ein Böses oder ein Irrtum, ein Leiden oder eine Thorheit ist, das scheint mir Nebensache. Der erwähnte Fall ist folgender:

Am frühen Morgen eines kalten unfreundlichen Tages führte mich mein Weg durch eine ziemlich abgelegene Straße unsrer Vorstadt. Als ich in die Straße einbog, sah ich in einiger Entfernung einen Karren am Rande des Trottoirs stehen. Ein, wie mir schien, zerlumpt gekleideter Knabe, trat oder schlich sich an den Karren hinan, griff hinein, machte erst noch einige gemessene, aber große Schritte und lief dann spornstreichs davon. Er bog sehr bald in eine Seitengasse oder in ein Haus hinein, ich konnte dies in der Entfernung nicht recht unterscheiden. Um dem Kinde nachzulaufen, dazu war mein Abstand von demselben viel zu weit; und ich muß sagen, hätte ich auch selbst das Kind erwischt, ich hätte nicht sogleich gewußt, was ich dann hätte thun müssen. Sollte vielleicht einer oder der andere Ihrer Leser Rat wissen?!

Als ich an den Karren hinankam, sah ich, daß ein Korb mit frischem Brote darauf stand. Offenbar hatte der unglückliche Knabe eine Handvoll (etwa zwei oder drei) Brötchen daraus „gestohlen". Ziemlich gleichzeitig mit mir trat auch ein Bäckerjunge, aus einem Hause kommend, an den Karren heran; er hatte das Brot auszutragen.

War nun jenes hungernde Kind überhaupt zu tadeln? Nach menschlichem Rechte offenbar, denn es hatte in die menschliche Einrichtung des Privateigentums eingegriffen; ebenso gewiß aber nach objektivem, „göttlichem" Rechte nicht; denn der Hunger ist eine natürliche „göttliche" Einrichtung, die doch unter allen Umständen den zeitweiligen menschlichen Einrichtungen vorgeht. Es ist nicht Schuld des Kindes, sondern Schuld des gänzlichen Mangels unsrer Kultur an einer sozialen Organisation, daß ein solches unglückliches Kind nicht eine Pflege genießt, die seinen ganz naturgemäßen Hunger stillt, und daß die Befriedigung solches notwendigen Bedürfnisses nicht jedermann gewährleistet wird.

Nun, in jenem Falle konnte ich ohnehin nichts machen, da der kleine „Sünder" für mich ganz verſchwunden war; ſonſt wäre ich vielleicht mit ihm zu ſeinen Eltern gegangen und hätte geſehen, ob ich denen mit dem Nötigſten hätte helfen können. Einſtweilen ſah ich nur den geſchädigten Bäckerjungen vor mir, der freilich von ſeinem Schaden noch nichts ahnte. Ich ſagte ihm, was ich geſehen, und tadelte ihn, daß er ſeinen Brotkorb ſo offen, bloß mit einem Tuch bedeckt, allein ſtehen laſſe. Darauf klagte er über die harte Behandlung, die ihm bei den Bäckersleuten widerfahre, für die er das Brot austrage, und ſagte, man werde ihm den Wert des fehlenden Brotes von ſeinem geringen Lohne abziehen. Den Schaden erſetzte ich ihm, und zwar reichlich. Übrigens meinte er, ein ſolcher Diebſtahl ſei ihm noch nicht vorgekommen; ſonſt gingen hier mehr Menſchen in der Straße; aber er wolle es ſeinem Herrn doch ſagen.

H. K.

An den Herausgeber. — Sie wünſchten, daß ich Ihnen aufſchreiben möchte, was ich Ihnen mitteilte, als Sie mir von einer Einſendung hinſichtlich eines kleinen Gelegenheits-Diebſtahls erzählten. Ich komme dieſem Wunſche nach.

Mir iſt vor einigen Tagen ein ganz ähnlicher Fall vorgekommen. Es war am hellen Tage, kurz vor Weihnachten, auf der Straße. Auf der andern Seite lud ein Mann Tannenbäume und -zweige von einem Wagen und trug ſie in ein Haus. Ein kleines Mädchen ſtand dabei, das offenbar an den ſchönen, weihnachtsfeſtlich duftenden Bäumen großes Wohlgefallen hatte. Wieder ſchleppte ſich der Mann, mit mehreren Bäumen ſchwer beladen, in das Haus; haſtig griff die Kleine nach einem großen, ſchönen Zweige und lief damit, ſo ſchnell ſie konnte, über die Straße einem Thorwege zu, vor dem ich eben vorbei ging, und lief, ſich umſchauend, mir gerade in die Arme. Ich hob ſie ſamt ihrem ſchönen Tannenzweige in die Höhe — und ſah in ein kleines Engelsangeſicht. Nicht der Schreck über die plötzliche Gefangenſchaft, noch der Ärger über die Vereitelung ſeiner Abſicht konnten die Lieblichkeit des Kindes ſo entſtellen, daß es mit dem ſchlanken grünen Zweige in der Hand nicht an einen Friedensboten erinnerte. Freundlich fragte ich das Mädchen:

„Du, darfſt du das wohl, den Zweig da wegnehmen?"

„Laſſen S' mi aus", bat das Kind, ängſtlich nach der Hausthür drüben lugend, wo jeden Augenblick der Eigentümer wiedererſcheinen konnte; dann ließ es den Zweig fallen.

Ich hielt das Mädchen mit einer Hand feſt, ergriff den Zweig und ſagte:

„Ich will dem Manne dieſen Zweig abkaufen und dir ſchenken, wenn du mir ſagen willſt, was du damit willſt."

Bei dieſen Worten ging ich zum Wagen und als der Bauer herauskam, ſagte ich:

„Das Mädel da hat ſo begehrlich auf die Zweige geſchaut, dieſen möcht' ich ihr kaufen."

Der Bauer forderte offenbar zu viel, aber er erhielt das Geld.

Freudeſtrahlend empfing das Kind jetzt das ſo eroberte Tannenreis.

„Nun erzähle mir aber auch, was du damit anfangen wollteſt," erinnerte ich, mit ihm dem Thorweg zugehend, „bekommſt du keinen Chriſtbaum?"

„Des ſcho, aber i hett halt gern ſchon heut für mi ein'n g'möcht und der Sepp derft zuſchaun" — und wieder erſtrahlte ihr Geſicht.

„Aber du weißt doch, daß es unrecht war, dem Mann etwas wegzunehmen, zu ſtehlen." — Sie ward verlegen und antwortete nicht — „Und darum liefſt du auch ſo eilig davon?i"

„Nein, nein," flüſterte ſie ſcheu, „der Mann hat a ſo gnug Zweig'; aber wenn er mi derwiſcht hett, hett er mi doch g'ſchlagn."

Ich war etwas verblüfft: das war ein Stück ſozialer Frage im Munde eines Kindes. Die Wurzel des Konfliktes lag aber doch darin, daß dasſelbe etwas *für ſich* begehrt hatte, was ohne Gewalt und Beeinträchtigung anderer zu erhalten unter den beſtehenden Verhältniſſen nicht möglich war. Nach kurzem Beſinnen ſagte ich:

„Dazu hätte er eben ſo viel oder ſo wenig Recht gehabt, wie du, gewaltſam oder heimlich etwas wegzunehmen. Hätteſt du ihn um einen Zweig gebeten, hätte er dir wohl einen geſchenkt — wenn nicht, ſo hätteſt du warten ſollen auf den ſchöneren Chriſtbaum, den dir deine Eltern übermorgen ſchenken. Nun aber, wo ich dir den Zweig *geſchenkt* habe, magſt du dich auch an ihm freuen, obgleich du ihn eigentlich gar nicht nötig haſt.“

Damit reichte ich ihr die Hand zum Abſchied: — — da zuckten leiſe die geſenkten Wimpern des kleinen Angeſichts, ihre Hand zitterte in der meinen, und ihr Mund ſtammelte:

„— — wenn ich — ihn aufgeputzt hab — ſchenk ich'n — Nachbars Sepp — der heuer keinen — — —“ leiſes Schluchzen —.

Automatiſch zog ich die Uhr — faſt verſäumt!

„Behüt dich Gotti“ — Eilig ging ich weiter. F.

Die Vollendung der Individualität.

An den Herausgeber. — Trotzdem ich Abonnent und eifriger Leſer der Sphinx bin ſeit dem Anfange ihres Beſtehens, iſt es mir bisher nicht möglich geweſen, der ſo oft in dieſen Heften vertretenen Überzeugung von einer *Vollendung der Individualität durch viele Daſeinsſtufen* beizuſtimmen. Selbſt die auf wiſſenſchaftlicher Grundlage durchgeführte Darſtellung ſolcher Wiederverkörperung in dem kürzlich erſchienenen Buche „Luſt, Leid und Liebe“ [1]) hat meine Bedenken gegen dieſe Lehre nicht beſeitigt.

Daß die Individualität, wenn ſie wirklich verſchiedene aufeinanderfolgende Lebensläufe durchmacht, ſich dabei vervollkommnet, wäre ja *möglich*; daß aber eine ſolche Aufeinanderfolge von Daſeinsſtufen ſtatthaben ſoll *ohne Rückerinnerung*, alſo ohne die Vortheile der in denſelben *errungenen* Erfahrung und Erkenntnis, das iſt mir unfaßlich; das ſcheint mir ſo gerechtigkeitswidrig, daß ich es mit der in jedem natürlichen, geiſtig und ſeeliſch geſunden Menſchen lebendigen Überzeugung von einer vernünftigen Weltordnung nicht in Einklang zu bringen vermag.

Warum ſoll der Menſch mit jeder ſeiner Neugeburten wieder von vorne anfangen? Warum ſoll er nicht bei jedem Wechſel ſeiner Daſeinsverhältniſſe fortfahren auf demjenigen Grade der Vollendung in Erkenntnis und ethiſcher Reife, den er ſich mit zunehmendem Alter erworben, aber *nur* erworben hat, indem die bitteren Erfahrungen und vielen Mühen ſeines Lebens ihm in der *Erinnerung* haften? Es iſt für mich nicht abzuſehen, warum dieſe Methode, die, wie jeder aus ſeiner Lebenserfahrung weiß, auf dem *kürzeſten* Wege zum Ziele führt, in der großen Weltordnung durch eine andere, *ungewiſſe* erſetzt ſein ſollte, die das Ziel erſt in unabſehbarer Zeit, und vielleicht *nie*, erreicht?! Das ſcheint mir in einer Welt, in der ſonſt alles in irgendwelchem kauſalen Zuſammenhange ſteht nnd in der überall Analogie zu finden iſt, ſo unglaublich, daß ich nicht begreife, wie man einer ſolchen Auffaſſung Raum geben kann.

Berlin W., 22. Nov. 1891. B. H.

---

[1]) Das Daſein als *Luſt, Leid und Liebe*. Die alt-indiſche Weltanſchauung in neuzeitlicher Darſtellung. Ein Beitrag zum Darwinismus. Bei C. A. Schwetſchke und Sohn, Braunſchweig 1891.

Der hier vorgebrachte Geſichtspunkt der „Gerechtigkeit der Weitordnung“ iſt zweifellos ein ſehr ſchwer wiegender; aber ſein ganzes Schwergewicht fällt ausſchließlich auf die Wagſchale für die Wiederverkörperung. Wenn all' die Ungleichheiten und die Ungerechtigkeiten in der Welt ohne früheres individuelles Thun oder Verſchulden jedes Einzelnen, der darunter zu leiden hat, alſo durch grundloſe Willkür eines „Gottes“ verurſacht würden, dann wäre doch ſolche Weitordnung die denkbarſt ungerechte und grauſame. Ein ewig andauerndes perſönliches Bewußtſein aber wäre vollends eine teufliſch ungerechte Strafe ſelbſt für die ſchwerſten Vergehen. Man denke ſich, ein jeder Menſch ſollte in der eigenen Erinnerung ſeines perſönlichen Weſens ſtets mit allen Thorheiten, Schlechtigkeiten oder gar Verbrechen, die er je begangen hat, belaſtet bleiben: kann es eine fürchterlichere Höllenqual geben, als ſolch ein nie-endendes Ahasver-Daſein?! Das ſollte göttliche Gerechtigkeit und Liebe ſein?!

Doch man ſtelle ſich auch vor, jeder Peter Meyer und Fritz Müller ſollte bis zum letzten, fernſten Ziele ſeiner göttlichen Vollendung immer in dem Selbſtbewußtſein hängen bleiben, daß er Peter Meyer oder der Fritz Müller iſt: Würde er jenes Ziel wohl je erreichen?! Daß dies in einer bewußt andauernden Perſönlichkeit unmöglich iſt, habe ich ſchon in meinem Aufſatze „Das Streben nach Vollendung“ nachgewieſen; die Annahme der Wiederverkörperung iſt die erſte, wenn auch oft nur unbewußte Grundvorausſetzung all' ſolches Strebens. Wie unzählig viele, ganz neue Selbſtdarſtellungen der Individualität müſſen wohl nothwendig geweſen ſein, um aus dem erſt als ein Wurm verkörperten Weſen einen Affen zu machen, aus einem Affen einen Hottentotten, und aus einem Hottentotten einen Goethe, einen Kant, aus dieſen einen Chriſtus?!

Aber ſo unmöglich wie bei der kauſalen Fortentwicklung auf dem Wege zur Vollendung die bewußte Erinnerung des Erwerbes aller einzelnen Errungenſchaften iſt, ebenſo unnötig iſt ſie dazu. Mit dem Schwinden ſolcher Rückerinnerung gehen ſelbſtverſtändlich die „Vorteile“ der Erlebniſſe nicht verloren. Wäre dies der Fall, ſo könnte überhaupt gar kein Fortſchritt in der Entwicklung ſtattfinden. Daß aber thatſächlich die Erinnerung aller einzelnen Erlebniſſe und Erfahrungen, durch die man ſeine klareren Einſichten und Charakterverbeſſerungen erworben hat, keineswegs alle im Gedächtnis haften bleiben, weiß doch jeder ſchon aus ſeinem gegenwärtigen Leben; dennoch ſind uns jene Errungenſchaften unbewußt „zur anderen Natur“ geworden. Die Anlagen nun des Geiſtes und Charakters wie des Körpers, mit denen wir in jedes einzelne Leben eintreten, ſind nichts anderes als eben ſolche „Vorteile“, die wir in früheren Lebensläufen uns errungen haben und die man wohl bildlich „unbewußte Erinnerungen“ nennen könnte. In der Folge mehrerer Leben iſt es gerade ſo wie in jedem einzelnen. Wir behalten nicht alle verſchiednen Eindrücke der Art und Weiſe, wie wir unſre Weſensvorteile errungen haben; das thatſächliche Ergebnis aber bleibt uns.

Übrigens ſetzt auch jede Perſönlichkeit nach ihrem Tode für die ganze Zeit der paar Jahrhunderte, die ſie gebraucht, um in den ſogenannten Zuſtänden der „Hölle“ und des „Himmels“ ihren kleinen Kreislauf zu vollenden, ihr einheitliches Bewußtſein fort; und ſie fährt auch beim Wechſel aller ihrer Daſeinsſtufen auf der höheren ſtets da fort, wohin ſie in ihrem perſönlichen Bewußtſeinslauf ſchon vorgedrungen war. Aber jeder ſolcher Kreislauf iſt nur ein ſehr enger und verſchwindend kleiner im Vergleich zu dem der Individualität. Dieſer letztere beginnt beim All, hat ſeinen Mittelpunkt im Molekül und endet wieder in dem All. Wie könnte da wohl ein perſönliches Bewußtſein durchgehen?! Ob ſchnellere oder langſamere Vollendung dieſes Weltkreislaufes mit oder ohne durchgehendes Ich-Bewußtſein ſtattfinden kann, darum handelt es ſich nicht; es iſt dies vielmehr überhaupt ebenſo unnötig wie unmöglich!

Hübbe-Schleiden.

Mitwirkung unserer Leser.

Wir erhalten vielfach Zuschriften aus unserm Leserkreise, daß irgend ein Aufsatz, dieses oder jenes Gedicht oder sonstiger Beitrag ganz besonders gefallen, oder auch einer besonders mißfallen habe; dabei aber sind gerade oftmals diejenigen Beiträge als gut bezeichnet, welche andern Lesern weniger zusagten und umgekehrt. Uns sind alle solche Mitteilungen sehr willkommen, denn je mehr eine Redaktion sich in unmittelbarem Verkehr mit ihren Lesern weiß, desto besser ist es für sie; und diejenigen Leser, welche mit uns nach dem gleichen Ziele streben, sollten uns möglichst mit Rat und That unterstützen.

Zunächst ist nun nicht zu vergessen, daß die „Sphinx" kein bloßes Unterhaltungsblatt ist und es sich nicht zur Aufgabe setzt, womöglich jedermanns Geschmacke Rechnung zu tragen, sondern unsre Monatsschrift soll nur dem Streben nach den höchsten Idealen dienen. Aber auf dem Weg zu diesem Ziele giebt es sehr viele Stationen oder Stufen. Können wir nun auch nicht all diesen gerecht werden, so möchten wir doch allerdings möglichst vielen dienen. In diesem Gedanken an andere Leser, die doch mit ihm nach demselben Ziele streben, aber noch auf einer niedrern Stufe stehen, möge man sich manches nicht ganz Mundgerechte doch gefallen lassen! Vielleicht aber könnte manches Unschmackhafte auch für Leser berechnet sein, die auf dem gleichen Wege schon weiter vorangeschritten sind; und dabei möge man auch nicht verkennen, daß die intellektuelle Ausbildung des Menschen nicht die einzige, auch nicht die höchste Schulung ist. Wissen und Können sind wertvoll, weise und gut sein wertvoller.

Deshalb möge man sich auch nicht an einer manchmal vielleicht nicht gerade meisterhaften Form stoßen, denn es ist eine allbekannte Thatsache, daß nicht nur die Meister des Schaffens geniale Gedanken haben, sondern daß solche in ursprünglicher Unmittelbarkeit auch bei denen hervorquellen, die nur den Vorzug haben, daß sie nicht „von des Gedankens Bläße angekränkelt" sind.

In der Gedankenwelt herrscht Solidarität und Allgemeinsamkeit. Möge daher jeder nach seinen Kräften helfen und mitwirken, alle wahren, guten und schönen Gedankenkeime zu befruchten und zur Reife zu bringen! H. S.

Reichtum.

Glaube nicht, daß du etwas besitzest; denn du selbst gehörst nicht einmal dir.

Strebst du nach Reichtum, wirst du gebunden; strebst du nach Armut, wirst du befreit. **Dhammapada** (62, 75).

Der Vollendete.

Er trägt den Staub der Welt und heißt doch Herr der Herren (im Reiche des Geistes). Er trägt der Welt Elend und ist doch König der Welt. **Lao-tsé** (Tao-te-king).

Erkenntnis.

Ein einziger Augenblick wahrer Erkenntnis verschlingt eine Ewigkeit von Unweisheit. **Dhammapada** (115).

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig. — Druck von Theodor Hofmann in Gera.

SPHINX

XIII, 74. April 1892.

Einiges und geistiges Christentum.

Von

Hübbe-Schleiden.

Die „Erfüllung des Christentums" will uns Moritz von Egidy als „Einiges Christentum" bringen! — ein so hochsinniger Gedanke, daß wohl jedem Wohlmeinenden dabei das Herz aufgehen und die Pulse schneller schlagen können! Es bedurfte für uns nicht erst der vielfachen Aufforderungen aus unserm Leserkreise, um in uns den Wunsch zu wecken, uns über diese Bestrebung auszusprechen. Dies kann hier freilich nur in wenigen kurzen Sätzen geschehen; doch wird dies genügen. Als Anhalt für unsere Beurteilung bietet sich uns ein „Aufruf", den Egidy von Berlin am 21. Februar 1892 in alle Welt hinausgesandt hat, und von dem wohl auch die meisten unserer Leser irgendwie Kenntnis erhalten haben werden.

Einverstanden mit Egidy wird jeder Nachdenkende darin sein, daß ein „Einiges Christentum" nur ein undogmatisches, unkirchliches sein kann, denn die Dogmen und die Konfessionen sind es ja bekanntlich, die die Christen von einander trennen. Doch, in welchem Grundgedanken sollen denn die wenigen Christen, welche sich über die Kirchenformen zu erheben vermögen, einig sein?

Egidy sagt: in der Kraft der Liebe, der wahren, brüderlichen Liebe. — Sehr schön! Aber darin waren bisher immer schon alle über die konfessionellen Unterschiede hinwegsehenden Christen einig, ja nicht allein diese, sondern alle wahren Geistesmenschen aller Religionen. Was also will nun Egidy Neues bringen?

„Die Zeit ist nahe," sagt er, „die Zeit ist erfüllet, das Reich Gottes kommen zu machen!" Das „Reich Gottes"? Was stellt sich Egidy wohl beim „Reiche Gottes" vor? Ist das „Reich Gottes" nicht immer schon da für jeden, der in diesen Zustand eintreten will?! Und wer da betet: „Dein Reich komme!" bittet doch nur, daß auch er hierzu befähigt werden möge. Das Reich Gottes ist die nächst höhere Wesensstufe über unser bloßes Menschentum hinausliegend. Doch, wie

ſchon Jeſus ſagte: „Dies Reich iſt nicht von dieſer Welt“. Meint nun Egidy etwa, daß dies Reich Gottes ſich plötzlich doch in dieſer Welt verwirklichen werde?! — Chriſtlich iſt ſolche Erwartung mindeſtens nicht; und überdies wird ſich der Hoffende getäuſcht ſehen! — Etwas anderes wäre das Auftreten eines neuen Meſſias; dieſer aber würde gerade mit denen, die ihn erwarten, einen ebenſo ſchweren Stand haben, wie einſt Jeſus mit den Juden.

Aber ſehen wir ſelbſt davon ab, ob das „Reich Gottes“ oder das „Einige Chriſtentum“ ſich objektiv für alle, oder ſubjektiv für jeden einzelnen allein verwirklichen kann; Egidy glaubt an die Unſterblichkeit der Seele im Sinne einer Fortdauer der Perſönlichkeit nach dem Tode; wir haben die gleiche Überzeugung: iſt dann aber nicht doch ſelbſtverſtändlich, daß ſich die Gemeinſchaft der „einigen“ Geiſteschriſten um die Perſon Jeſu, des Begründers des Chriſtentums, ſchart?! und wird ſich nicht dieſe Gemeinſchaft wohl ebenſo ſelbſtverſtändlich wie eine Pyramide aufbauen, an deren Spitze eben Jeſus ſteht?! Sollte nicht das Erklimmen dieſer „Pyramide“ oder „Jakobsleiter“ der Eintritt in das „Reich Gottes“ ſein?!

Doch was war und iſt denn Jeſus? Egidy antwortet: „Er war ein Menſch!“ Das war er zweifellos, auch nach den Evangelien; „aber“, ſagt Egidy weiter, „er war nur Menſch!“ — Und was iſt er jetzt? — Der Gefragte ſchweigt.

Egidy aber redet nicht von „Jeſustum“, er will ja „Chriſtentum“. Was iſt denn nun ein „Chriſtus“? Wer iſt ein „Chriſtus“, d. h. ein Geſalbter, ein „Meſſias“? Waren etwa Plato oder Luther oder Goethe auch Chriſtuſſe? Gewiß nicht! Der Begriff des „Chriſtus“ iſt der eines Weſens, das noch ebenſo hoch über einem Plato oder einem Goethe ſteht, wie dieſe über einem Botokuden, obwohl alle ſich in menſchlicher Geſtalt darſtellen.

Sicherlich iſt die Menſchengeſtalt die höchſte Organiſationsform auf der Erde. Aber was iſt denn das, was den Menſchen von den Tieren unterſcheidet? Äußerlich, ſelbſt als der höchſtentwickelte Kulturmenſch, iſt er nur ein vollkommenes Tier trotz aller ſeiner raffinierteſten Erfindungen, und er kann teufliſcher ſein, als ſelbſt das böſeſte gereizte Tier. Innerlich aber fühlt ein jeder Menſch in ſich etwas, das ihn über ſeinen Verſtand erhebt, und das iſt die Autonomie ſeines Gewiſſens, ſein Selbſtverantwortungsgefühl und ſeine höhere Vernunft, die ihn geiſtige Begriffe und Verhältniſſe erfaſſen läßt, die er niemals aus ſeinem ſinnlichen Verſtande ableiten kann. — Egidy ſagt, er glaube an Gott, an eine Gottheit, die jeder ſich denken könne, wie er möge. Warum glaubt er aber an Gott? Das äußere Leben kann ihn dazu doch ſicher nicht bringen! Wenn man ſieht, wie ſich beſtändig alle Menſchen, hoch und niedrig, plagen, und wie alle, mit nur ganz wenigen Ausnahmen, vom Leid erdrückt ſind, ja wie oft gerade die geiſtig und ſittlich allerbeſten Menſchen „ſchuldlos“ leiden, da könnte man äußerſinnlich eher auf den peſſimiſtiſchen Gedanken kommen, daß dieſe ſcheinbar

so grausame und ungerechte Weltordnung nur die Erfindung eines Teufels sei. Und dennoch glauben wir an eine Gottheit und deren gerechte Weltordnung. Aber warum?

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nicht erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken!

In erster Linie finden wir nur in uns selbst, in unserem Gewissen und unserer Vernunft, die innere Gewißheit von dem Dasein des göttlichen Wesens; erst durch Übertragung dieses sicheren inneren Gefühls nach außen können wir auch dort ein wahrhaft göttliches Wirken erkennen. Wenn nun einer in sich dieses göttliche Wesen zur höchsten Vollendung ausgebildet hat, ganz Gewissen, ganz Vernunft, ganz Wahrheit, Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit geworden ist, dann hat er in sich die Gottheit ganz verwirklicht, dann ist er ein „Christus". Dieser also ist objektivierter Gott, so wie die Gottheit der subjektivierte Mensch ist, jener innerste Gottesfunke, der in jedem, auch dem niedersten Menschen schlummert und ihn über das Tier erhebt.

Egidy trumpft nun auf die neuzeitliche Wissenschaft, und doch will er nichts von der Gottheit Jesu Christi wissen. Diese aber ist ja gar nichts als die logische Konsequenz gerade eben jener Wissenschaft. Ob alle Grundlehren des Darwinismus richtig sind, kann uns gleichgültig sein. Wenn man jedoch nur die Entwicklungslehre anerkennt, so ergiebt sich die Göttlichkeit eines Christus als ganz selbstverständliche Schlußfolgerung. Ob man sich dabei des durch Verschulden der Kirche mißliebig gewordenen Wortes „Gott" bedient oder von einem „Übermenschen" oder auch nur von einem „vollendeten Menschen" redet, ist ganz nebensächlich. An jener Bezeichnung stößt Egidy sich vielleicht nur deshalb, weil er die Begriffe „Gott" und „Gottheit" noch *nicht* wissenschaftlich aufgefaßt hat. Dies ist freilich nicht für *jeden* nötig; doch wer, wie Egidy, das Schlagwort „vernünftige Religion" auf seine Fahne schreibt und dabei dann das Wort „Gott" obenanstellt, der ist auch genötigt, den Begriff solch eines Worts genauer anzugeben.

Aber welchen Wert könnte der Glaube an die Gottheit haben, wenn man sich dabei *nichts weiter* als eine abstrakte allgemeine Urkraft vorstellt, die sich in Naturgesetzen äußert. Letzteres ist zweifellos der Fall. Zu dieser Urkraft aber kann kein Mensch in ein religiöses Verhältnis treten, denn dies ist stets ein persönliches. *Das* allein unterscheidet Religiosität von Tugend und Philosophie, daß diese zwar das beste Wollen und Erkennen sind, jedoch ohne Beziehung der eignen Persönlichkeit zur Gottheit; der Kernpunkt aller Religiosität dagegen ruht in dem Gefühl eben dieser persönlichen Beziehung zur Gottheit. Und während der Grundkern des Strebens und der Weisheit aller großen Kulturreligionen durchaus einer und derselbe ist, unterscheiden sie sich im wesentlichen nur dadurch, daß die persönliche Verbindung von seiten der Gottheit sich für jede einzelne Religionsgemeinschaft in der Person desjenigen Meisters darstellt, der *für*

sie den Weg des Eingehens in die Gottheit neu gezeigt hat und vorangegangen ist. So ist auch *das* der einzig wesentliche Unterschied z. B. zwischen dem Buddhismus und dem Christentum, daß der buddhistische Mystiker sich in irgend welcher ferneren oder näheren Verbindung mit dem Buddha fühlt, so wie der wahrhaft religiöse Christ mit der Person Jesu, in der sich *ihm* die Gottheit darstellt.

In dieser Hinsicht bringt Egidy noch eine besonders wunderliche Äußerung vor. Er sagt: „Im Geiste geeint, harren wir der uns geborenen Führer, harren unserer *Fürsten*. Nur von ihnen geführt wollen wir eintreten in die neue Zeit." — Auch wir werden uns freuen, wenn unsere Fürsten ihren Völkern in der Nachfolge des Weges, den Christus gezeigt hat, stets mit gutem Beispiele vorangehen. Wer dazu aber erst als Unterthan der Bevormundung der Obrigkeit bedarf, der wird es wohl auf diesem Wege nicht weit bringen. Übrigens scheint es doch fraglich, ob gerade unsere Fürsten, deren Lebensaufgabe eine politische ist, sehr geneigt sein werden oder können, sich den Aufgaben des innern Geisteslebens hinzugeben. Letztere werden doch wohl kaum mit ersterer vereinbar sein, ganz abgesehen davon, daß die praktische „Nachfolge Christi" selbstverständlich stets ein „Leidensweg" ist, und ein solcher würde wohl vor allem der eines neuen Messias sein.

Am meisten hat uns an Egidys Aufruf befremdet, daß demselben eine Aufforderung zu Geld-Einzahlungen angefügt ist. Wozu dieses Geld verwendet werden soll, wird nicht gesagt, wahrscheinlich zur Agitation, und viel Staub läßt sich ja auf diese Weise aufwirbeln; auch wird es nicht schwer sein, damit die kirchlichen Gemeinschaften der nicht-katholischen Konfessionen zu lockern und zu untergraben. Solche Zersetzung des Protestantismus wird jedoch im wesentlichen nur der katholischen Kirche zu gute kommen. *Einiges* Christentum wird unserer Ansicht nach damit nicht gefördert, überhaupt niemals durch irgend ein äußeres Vorgehen, am allerwenigsten durch ein bekämpfendes, zerstörendes. *Einiges* Christentum ist immer nur *geistiges Christentum*!

Ich ſtand im Thalesgrunde.

Von

Frank Forſter.

Ich ſtand im Thalesgrunde
Und maß den hohen Berg,
Da deucht er mich bedrohlich
Ein Rieſe, ich mich Zwerg. —
Und höher noch im Sinnen
Flog ich zum Sternenheer,
Weit über Bergeshöhen —
Da ward das Herz mir ſchwer. —
Bin ich der Wurm im Staube?
Klang mir's wie ein Verzicht; —
Da ſchwang gleich einem Adler
Mein Geiſt ſich auf zum Licht. —
Auf einmal fühlt' ich ſelig:
Es bleibt der Berg ja ſtehn,
Und Sterne, nimmer endend
G e m e ſſ ' n e Bahnen gehn! —
Doch du mit Geiſtesſchwingen
Steigſt über Berg und Stern,
Das All kannſt du durchdringen,
Nichts iſt zu hoch, zu fern. —
Und iſt der Leib gebrochen,
Und f r e i dein freies Ich,
Magſt an den Himmel pochen,
Und Sterne grüßen dich! —

Was die Welt braucht!

Von

Werner Friedrichsort.

„Was die Welt braucht, das ist nicht ein von den Theologen unter Berücksichtigung gewisser Auswüchse der Privilegienherrschaft „modernisiertes Christentum", sondern die Verwirklichung neuer Rechtsideen, welche mit der Gottesgelahrtheit gar nichts zu thun haben." So schrieb unlängst ein Volksblatt gelegentlich der Besprechung einer neu erschienenen Broschüre.[1])

Tausende, Millionen denkender Menschen würden in diesen Worten ihre eigene Ansicht wiederfinden und sie bereitwilligst anerkennen, würden ohne Besinnen für die Verwirklichung ihrer Rechtsideen ihr Alles einsetzen, begeistert den Märtyrertod für ihre Überzeugung sterben und von Mit- und Nachwelt bewundert und geehrt werden; ja, wäre ihr Opfertod dann kein vergeblicher gewesen, hätte später oder früher Erfolg ihr Handeln gekrönt, so wäre in unvergänglichen Zügen ihr Name den Tafeln der Geschichte zum bleibenden Gedächtnis eingegraben. Und wofür hätten sie gekämpft? — Für die edelsten Ziele der Menschheit, für ihre Ideale, für das, „was die Welt braucht!"

Wirklich? — Braucht es die Welt? Verstehen wir, wie es der begeisterte Schreiber jener Besprechung gemeint, unter „Welt" natürlich nur unser kleines, verschwindendes Sonnenstäubchen unter den Welten des All, verstehen wir auch unter „Welt" nur einen kleinen, kleinen Teil der Bewohner dieser Erde, verstehen wir unter „Welt" sogar nur die Angehörigen einer kleinen Partei unter diesem Teil; — denn wozu wären Kampf und Tod nötig, wenn den Opfermütigen nicht eine stärkere oder wenigstens gleich starke Partei gegenüberstände? Und haben wir dann den Begriff „Welt" endlich so beschränkt, wie er der Wirklichkeit entspricht, ist es auch dann noch wirklich wahr, was in der Behauptung gesagt wird?

Wenige Zeit nur wird vergehen, „neue Rechtsideen" werden auftauchen, und immer wieder wird der gleiche Kampf sich erheben zwischen

[1]) Norddeutsche Volks-Zeitung, 2. Jahrg. Nr. 73 unter „Reklame für die evangelisch-sociale Propaganda".

dem Beſtehenden und dem als Ideal Erſtrebten, immer wieder wird das Erreichte befeindet werden von dem noch zu Erreichenden, „das Beſſere iſt der Feind des Guten!“ — Und zu welchem Zweck der Kampf? Im Intereſſe dieſer kurzen Spanne Zeit, die unſer Leben ausmacht, im Intereſſe dieſer Verkörperung, die in den meiſten Fällen, kaum zur Entwickelung gebracht, ihre Beſtandteile der Allmutter Natur zurückgiebt, im Intereſſe von etwas Vergänglichem und unter ſteter Zurückſetzung deſſen, was „die Welt in Wirklichkeit braucht“, und was nicht an Raum und Zeit, nicht an dieſe engbegrenzte Parentheſe im Buche des Lebens gebunden iſt!

Täuſchung, Sinnenſpiegelung iſt alles, was uns umgiebt, mit dieſen Trugbildern des Maja-Schleiers mühen wir uns ab, der Erforſchung der Wahrheit verſchließen wir uns, weil die bunten Flitter, mit denen Jahrtauſende das Saïsbild verhüllend umkleidet, uns zuwider ſind, weil durch all den Tand nur wenige gebrochene Strahlen des ewigen Himmelslichtes zu uns dringen, unſere Nacht zu erhellen, in der ſich's ſo gemächlich herumtappen läßt am Gängelbande kirchlicher Bevormundung, ſo unbemerkt ſündigen, lügen und trügen und ungeſtraft des blendenden Glanzes der Wahrheit ſpotten läßt. Der Wenigen Stimme, die etwas davon erkannt, „die, thöricht genug, ihr volles Herz nicht wahrten“, erſtickte unter dem Beile des Scharfrichters oder im Qualm des Scheiterhaufens. Das waren Männer, die für wahre Ideale ſtarben; ſie verſuchten es, die Geiſter ihrer Zeitgenoſſen auf das Ewige hinzuleiten, während deren individuelles Intereſſe all' deren Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.

Wohl kommt für jeden die Stunde, wo er endlich austritt aus der Reihe der für irdiſches Wohl Kämpfenden und nun die Gedanken richtet auf das, was kommen wird; aber das iſt dann der Fall in der Schwäche des Alters, in der Ermattung und Verzweiflung des Krankenlagers; und dem Geiſte, der dann in der „Matratzengruft“ nicht mehr kräftig die Schwingen zu regen vermag, bleibt nichts mehr, als die kindlichen Tröſtungen der Kirche, die leichte Aushülfe des blinden Glaubens an unverſtandene Symbole. Mit aller Kraft, die dann noch geblieben, wird der bange Zweifel unterdrückt, und das, was ein Leben lang Gegenſtand der Verſpottung geweſen, iſt dann der letzte Anker des Sterbenden. Wird der Mann, der da zum letzten Male die Hände faltet zum qualvollen Gebet, auch noch ſagen: „Das, was der Welt not thut, ſind ſociale Fortſchritte und nicht ein ernſtes, volles ſich Beſchäftigen mit überſinnlichen Fragen?“

Nein. Notwendig iſt es, daß jeder mit ganzer Kraft, noch im Vollbeſitze aller Fähigkeiten, zu prüfen, zu wählen oder zu verwerfen, an die Aufgabe herantritt, die gerade jetzt mehr denn je eine zeitgemäße iſt, wo die Bildung die weiteſten Volksſchichten durchdringt, ſo daß der Streit zwiſchen Wiſſenſchaft und Religion die Niederlage der letzteren in ihrer jetzigen Geſtalt als Staatsreligion unabwendbar macht. Die in das Gewand naiver Sinnbilder gekleideten Dogmen, das heilige Gefäß göttlichen Inhalts, wird durch die heutigen Angriffe des Skepticismus in Trümmer geſchlagen. Laſſen wir denen die Scherben, denen ſie noch nicht Steine des Anſtoßes geworden ſind. Wir aber wollen uns den wahren Inhalt ferner durch

kein Flicken, kein Modernisieren des altehrwürdigen, aber nun zertrümmerten Gefäßes noch verhüllen. Streben wir vielmehr nach gegenseitiger Ergänzung der Religion und Wissenschaft zum Heile der Menschheit!

Zur Mitarbeit hieran sind wir alle berufen; unter diesem Banner können sich alle Parteien einigen — im Streben nach „erlösender Vollendung". Das ist die Aufgabe der Gegenwart; und wird sie gelöst sein, so wird die Erkenntnis des Wahren, die dann keines Dogmas mehr bedarf, die Norm alles Handelns sein. Dann „braucht die Welt" nicht mehr die „Verwirklichung neuer Rechtsideen" durch Kampf und Streit, dann wird dies Gottesreich auf Erden ein segensreicher Aufenthalt sein für die vorwärts und aufwärts ringende Menschheit bei ihrer Wanderung durch die Welt der Körper, hinauf, stets neuen Aufgaben entgegen!

Dem erlösten Dulder.

Von

Friedrich Hertrich.

Wie hast du doch gekämpfet
Mit ird'scher Qual und Not,
Bis mitleidsvoll gedämpfet
Nun all dein Weh der Tod!

Wir schau'n auf deinen Hügel
Mit thränendem Gesicht;
Du schwingst mit freiem Flügel
Dich auf zu reinerm Licht.

Wir nagen an den Mängeln
Des zeitlich-nicht'gen Teils,
Indes du unter Engeln
Genießt des ew'gen Heils!

Die junge Klosterschwester.

Eine Erzählung

von

P. K. Rosegger.

— und jagte sich aus dem Revolver eine Kugel in die Brust.

Ein Stümper in der Selbstverneinung. Schon während des Losdrückens reute es ihn, aber die Kugel war schon da, klopfte unsanft an, und ohne auf das Herein zu warten, sprang sie in die Brust. Wie einen Toten trugen ihn zwei Holzknechte hinab in das Vaterhaus, wo ein unendlicher Jammer entstand. Denn es war das einzige liebe Kind, ein schöner Jüngling von vierundzwanzig Jahren. Der unendliche Jammer währte nur eine Viertelstunde, um einer unendlichen Freude zu weichen, wie eine solche so groß und heftig in diesem sonst doch glücklichen Hause nie gewesen war. Die Kugel hatte das Herz verfehlt, war zwischen den Rippen hinein und rückwärts zwischen den Rippen hinaus gefahren, und der Arzt sagte, es sei nichts weiter als ein neumodischer Aderlaß, weil ja der altmodische nicht mehr beliebt wäre.

Der Vater kniete beinahe nieder vor seinem schwerverwundeten Sohne und rief: „Wer hat dir denn so wehe gethan, mein Julius, daß du mich auf solche Weise hast verlassen wollen? Kannst du denn nicht alles haben, was dein Herz begehrt?"

„Vater, verzeihe mir!" antwortete der junge Mann mit schwacher Stimme, „du bist ja mein guter, teurer Vater. Doch eben weil ich alles haben kann, schon darum ist mir so langweilig geworden auf der Welt, daß ich es nicht mehr ertragen konnte."

Weil die Mutter nicht mehr am Leben war, so wurde von der Stadt vermittelst Eisenbahn und Pferden eine barmherzige Schwester geholt, daß sie den Kranken pflege und betreue, oder wenigstens die Pflege überwache, denn der Vater hatte als Hammerherr seine täglichen Obliegenheiten.

Die barmherzige Schwester war im Brautstand mit dem Heilande, und in ihrer blühenden unschuldigen Jugend war sie auch bräutlich anzusehen. Das schwarze Klostergewand um den Leib selbst schien zu zagen ob der Schönheit, die es bewachen sollte, und das schneeweiße Schild ihrer Haube stand weit hinaus, ängstlich bestrebt, dieses rosige Gesichtlein vor irdischem Staube und diese sanften himmelblauen Augen vor den blen-

denden und verſengenden Funken der weltlichen Sonne zu ſchützen. Das war die Kloſterjungfrau, die barmherzige Schweſter.

Nur ſo lange durfte ſie bei ihm bleiben, als er ſehr ſchwer krank war. Wenn er ſchlafend dalag und blaß war, der Atem ſchwach wie ein Lichtlein, das auslöſchen wollte, da ſchaute ſie von ihrem Platze am Tiſchrande auf ihn hin. Ganz verſtohlen, als ob es etwas Unrechtes wäre, blickte ſie ihn an. — Und es iſt ſo ſchade um ihn. Ehe ich fort muß, will ich ihm noch etwas ſagen, denn er hat keine Mutter und keine Schweſter.

Und eines Morgens, als er in ſeinem weißen Hemde ziemlich aufrecht ſaß auf dem Bette und mit einem Silberlöffelchen den Thee ſchlürfte, in welchen ſie ihm mürbes Gebäck hineingebröckelt hatte mit ihren zarten Fingern, da ſagte ſie: „Heute gehe ich fort, Herr Julius."

Er bat nicht, daß ſie bleibe, er ſagte nur ganz leiſe: „Ich bin noch krank."

„Wenn Sie mir nur das Eine verſprechen wollten, Herr Julius —" Sie brach ab, es war nicht die rechte Art. Wieſo konnte ſie begehren, daß er ihr, die ihm ſo fremd war, etwas verſpreche.

Der Kranke reichte ihr die magere Hand: „Ich werde es nie vergeſſen."

„Herr Julius, ich habe eine große Angſt, daß Sie es wieder thun könnten. Sie ſollten den ernſtlichen Vorſatz faſſen, das nicht mehr zu thun."

Er antwortete: „Es war aber doch etwas Gutes. Hätte ich's nicht gethan, ſo wäre ich nicht krank geworden. Und dieſes Krankſein war das Beſte, was ich je noch erlebt habe."

Die Schweſter ging nicht darauf ein, ſondern ſagte: „Sie haben Ihr Herz zu ſehr an die falſche Welt gehängt. Darum ſind Sie früh enttäuſcht worden und haben verzagt. Von dieſem Leben darf man nichts Gutes hoffen, es iſt ein irdiſches Fegefeuer, daß wir in demſelben gereinigt und gebeſſert werden und würdig der ewigen Seligkeit."

„Sie ſind ſo jung, Schweſter, und ſo geſund, und Ihr Auge ſchaut ſo froh und friſch, und Sie ſprechen ſo! Sie müßten doch glücklich ſein."

„Ich bin ſehr glücklich."

„Alſo warum verachten Sie dieſes Leben, in dem Sie ſo glücklich ſind?"

„Das irdiſche Leben kann freilich nicht glücklich machen. Ich halte mich an den lieben Herrn Jeſus. Der Heiland hat mir die Nichtigkeit dieſer Welt gezeigt und mir das Kreuz gegeben. Ich bin nur ſo glücklich, weil ich entſage und mich völlig dem Leide ergebe. Wenn ich des Abends vor dem Einſchlafen mir ſagen kann: Heute haſt du viel gelitten, ſo iſt meine Seligkeit groß."

„Wenn Sie Ihr Glück im Leide finden, dann können Sie freilich unendlich glücklich ſein auf Erden."

„Das darf ich freilich wieder nicht," flüſterte die Schweſter. „Wenn ich ein Glücksbewußtſein hätte, das hieße ja nicht leiden."

Nach einem Weilchen fragte der Kranke: „Schwester, haben Sie auch in diesem Hause zu leiden gehabt?“ Denn sie war bedient und geehrt und von allen liebreich behandelt worden. Die Schwester antwortete rasch: „Mehr als irgend einmal.“ Doch sofort setzte sie bei: „Denn wenn man jemand leiden sieht, der nicht leiden will, das thut nicht wohl.“

Er reichte ihr wieder die Hand: „Wie Sie gut sind!“ Sie war aber in ihrem Ausspruche nicht ganz aufrichtig gewesen, daher nahm sie seine Hand nicht an.

Er fuhr fort: „Es ist doch eine verfluchte Welt. Gerade die Besten müssen am meisten leiden, weil sie auch das Weh der anderen tragen. Und wenn doch einmal ein Augenblick der Freude kommt, da müssen sie ihn ängstlich fliehen, weil das Glücksbewußtsein als solches schon wieder Unruhe und Leid macht. Das Bißchen, was süß, ist der Keim zahlloser Qualen. Es ist eine unergründliche Tiefe von Elend. Und das soll so fort gehen? Fast keiner erreicht die Größe, das Erlösungswerk an sich selber zu vollbringen!“

„Das Erlösungswerk für uns hat schon ein anderer vollbracht,“ antwortete die Schwester.

„Es ist seit zweitausend Jahren nicht besser, als es früher war.“

„Erst jenseits, Herr Julius!“

„Darum rasch hinüber! Ich wollte es ja, ihr haltet mich hier fest. — Schwester, liebe Schwester! Sie haben sich ins Kloster geflüchtet. Das Lebendigbegrabensein ziehen Sie den Freuden der Welt vor. Ich wollte einen Selbstmord begehen, Sie *haben* ihn begangen.“

Sie antwortete: „Mein Selbstmord heißt — jungfräulich bleiben.“

„Schopenhauer!“ rief der Kranke aus. „Aber die Natur will ein unsterbliches Menschengeschlecht, — ein Geschlecht von lauter Elenden, die immer wieder sterben und immer wieder geboren werden müssen.“

„Müssen?“

„Sterben müssen wir. Geborenwerden? In Zukunft wieder geboren werden, das ist unser eigener Wille. Verneinen wir den Willen zum Leben!“

„Jungfräulich sein,“ flüsterte sie.

„Aber die Natur sagt, Liebe wäre das Einzige, was sich der Mühe lohnte.“

„Der Natur muß man nicht alles glauben.“

„Sie sagt, Liebe wäre unsere Lebensaufgabe, unsere Pflicht und die höchste Lust, mit keiner anderen Freude vergleichbar.“

„Herr Julius, der Natur muß man nicht alles glauben!“ sagte die Schwester gedämpft. Es war ein halb erstickter Notschrei.

„Schwester, man muß ihr gar nichts glauben, man muß ihr feind sein. Ach, und wenn man so ganz allein ist in der Feindschaft gegen die starrgewaltige Natur, da muß man verzagen.“

„Sie sehen ja, daß Sie hierin nicht allein sind,“ antwortete die Schwester.

„Ich sehe, daß ich an Ihnen einen Genossen habe, Rosalia, und darum habe ich gesagt, daß mein Kranksein das Beste ist, was ich je erlebt habe."

„Und weil mir angst war im Streite mit der Natur, darum habe ich gesagt, ich hätte in diesem Hause zu leiden gehabt mehr als irgend einmal. Aber jetzt, da ich Sie stark sehe, Julius, jetzt bin ich ganz mutig."

„Wir wollen zusammenhalten, Rosalia!"

„Das wollen wir, Julius. Und recht für einander beten, das versprechen wir uns zum Abschied."

„Zusammenhalten und auseinandergehen?"

„Wir können ja doch im Himmel zusammenkommen," sagte sie.

„Wozu bedürfte man im Himmel Kampfgenossen, wenn keine Natur zu bekämpfen ist?"

„Im Himmel keine Natur? Auch nicht ein bißchen eine?"

„Das Leben im Himmel ist ja ein übernatürliches."

„Es ist wahr," entgegnete die Schwester leise. „Ach, ich fange schon an, sündig zu denken, ich muß bald zurück ins Kloster."

„Was haben Sie denn in Ihren jungen Lebensjahren erfahren, daß Sie ins Kloster gegangen sind?"

„Was soll ich erfahren haben? Eine Base habe ich gehabt, und diese hat gemeint, ich sollte den Fehltritt meiner Eltern büßen und mein Leben lang beten, daß sie in den Himmel kämen. Daher gab sie mich früh ins Kloster!"

„Also wieder die Erbsünde! Und diese wollen Sie nicht weiter vererben. Gute, tapfere Schwester! Und da haben Sie denn viel nachgedacht über den Jammer der Welt?"

„Wir hören das in unseren Betrachtungen."

„Und ist im Kloster denn immer der himmlische Frieden?"

„Ei, im Kloster nicht. Aber nach dem Frieden im Herzen sollen wir streben. Darum beten wir und üben gute Werke."

„Und ist im eingesperrten jungen Blute denn nie ein Verlangen nach den Freuden der Welt?"

„Die Freuden der Welt sind nicht zu vergleichen mit den himmlischen Freuden."

„Und wenn Sie arme Sünder pflegen, wie mich, die so weltlich sind — so weltlich!"

„Aber Sie verachten ja auch die Welt, Julius! Eben darum darf ich Ihnen vertrauen und darf Sie bitten: wenn Sie aus der bösen Welt davon wollen, gehen Sie nicht die finstere Straße abwärts, gehen Sie dem Himmel zu."

„Giebt es im Kloster denn gar kein sündig Denken?"

„Ferne dem Abgrund ist Schwindel nicht gefährlich."

„Ist kein unseliges Weltkind unter euch, das sich selbst zu täuschen sucht mit Entsagung?"

„Kein Weltkind, Julius, nur Jungfrauen und Büßerinnen."

„Büßerinnen müssen wohl die größere Seligkeit genießen."

„Wie meinen Sie das, Julius?"

„Weil den Himmel nur der erst recht würdigen kann, welcher vorher die Erde kennen gelernt hat."

Hierauf schwieg Schwester Rosalie.

„Es muß ja so unruhig machen, immer von der Sünde zu hören und sie nicht zu kennen."

„Wünschen Sie noch etwas, Herr Julius? Ich will Sie jetzt allein lassen, man läutet zur Messe."

Er ergriff ihre zarte, weiße Hand: „Schwester, es ist furchtbar! Immer zwischen Todessehnsucht und Liebespein hin und her zu taumeln!"

„Julius, Sie müssen mir den Gefallen thun, öfters im Evangelienbuche zu lesen, ich lasse es Ihnen zum Andenken."

„Ich nehme das Geschenk nur an, wenn ich Ihnen hingegen den Schopenhauer verehren darf."

„Was soll ich mit Schopenhauer? Mein Leben ist Jesus."

„Mir wäre so viel daran gelegen, daß Sie mich verstehen könnten. Nur Schopenhauer lehrt, wie man gegen die Natur siegreich kämpfen kann."

„So will ich Ihnen zuliebe einmal ein ganz klein wenig aus dem Buche lesen. — Jetzt aber ruhen Sie, Herr Julius, Sie haben heute schon viel zu viel gesprochen."

Es steht zu vermuten, daß die Schwester recht hatte. Denn der Genesende war in den folgenden Tagen überaus unruhig. — Hat sie nicht gefragt, ob denn im Himmel gar keine Natur wäre? Und diese Natur, nach der sich jeglich Wesen offen und heimlich sehnt, wie das Kind nach dem Busen der Mutter, diese Natur soll verleugnet, bekämpft werden, solange sie noch liebevoll ihre Arme nach uns ausstreckt? Was kümmern mich die Leiden eines zukünftigen Geschlechtes! Es soll sie ertragen, wie wir sie ertragen müssen. Wenn ich schon immer so viel *muß*, so will ich auch einmal etwas *wollen*. Ich wollte nicht wollen, da haben sie mich zurückgeschleudert in das Leben; gut, wenn sie mein Nein nicht gelten ließen, so will ich *Ja* sagen. — Es war gerade, als ob der junge Mann verzweifelte an seinem Pessimismus, so erwachte in ihm plötzlich die Weltlust.

Endlich war Julius so weit genesen, daß die Klosterjungfrau abreisen konnte. An einem schwülen Juliabende trabten die zwei feurigen Schimmel vor, und die junge Schwester stieg in den geschlossenen Wagen, um dem eine Stunde weit entfernten Bahnhof zuzufahren.

Herr Julius, noch ein wenig blaß, aber sonst aufrecht, stand vor dem Schlage, und beide waren schweigsam. Er hatte ihr danken wollen für die liebevolle Wartung, die unter ihrer Aufsicht ihm zu teil geworden war, er dankte nicht. Sie hatte ihn bitten wollen, ihren Dank dem zur Zeit auf einer Geschäftsreise befindlichen Herrn Vater auszurichten für das viele Gute, welches sie in diesem Hause genossen, sie bat nicht. Er schaute sie nur traurig an, sie schlug ihre Augen zu Boden und

langte nach dem Rosenkranz, um unterwegs ihre Andacht zu verrichten.

Mittlerweile that der alte schwerfällige Kutscher bei den Pferden um und begann zu brummen: „Da haben wir den Bettel! Jetzt ist der Schimmel krumm! Der rechte Vorderfuß, just der! Accurat der rechte! Auf und auf geschwollen. Das kommt vom hölliſchen Reiten auf dem steinigen Bergweg. Ich laß keinen mehr her zum Reiten, und den Herrn selber auch nit. Ist mir alles eins. Die Rösser laß ich mir nicht ruinieren. Jetzt kann ich die Weißen ausspannen und die Rappen einspannen, die heut schon einmal haben hinauslaufen müssen. Eine saubere Wirtschaft! Na, kommt's, Bürscheln!"

Damit spannte der Alte die Schimmel mit vieler Umständlichkeit los und führte sie um die Hausecke gegen die Stallungen.

Und als der Wagen allein dastand auf dem weißen Kiesplatze und nur der junge Herr Julius daneben, sprach dieser zum Schlage hinein: „Schwester, steigen Sie doch noch einmal aus. Die Rappen sind sicher noch auf der Weide, bis er sie bringt, das dauert eine Weile."

Die Schwester stieg aus, und sie gingen beide neben einander still durch den Wildgarten unter alten Ulmen und Linden dahin in Schlangenwindungen bis zur Holunderlaube. Hier wuchs aus dem Sandwege Gras hervor, und hier waren Spinnweben gezogen im Geäst und im Laubwerk, und auf dem moderigen Rundtische, der in der Laube stand, liefen geschäftige Waldameisen. Bis zu dieser Laube waren sie gegangen, und davor blieben sie ein wenig unsicher stehen. Sie brach das Schweigen und sagte ganz leise: „Diese Zeit war nicht ohne Gefahr, nicht wahr, Julius? Doch wir haben gewacht und gebetet und uns stets vor Augen gehalten, daß wir Bruder und Schwester sind vor Gott im Himmel."

„Du solltest nicht fortgehen, Rosalia," sagte er. „Ich weiß nicht, ob ich stark genug sein werde für das, was wir uns gelobt haben."

„Lies nur fleißig im Evangelium, ich werde es dann auch noch um so lieber thun."

„Darfst du denn an mich denken im Kloster?"

„Warum denn nicht? Du bist ja mein lieber Kamerad auf der Reise zu Gott. Und im Himmel werden wir uns gewiß noch näher stehen."

„Wenn wir uns bis dahin nur nicht zu sehr verändert haben," meinte Julius. „Gerade so, wie wir heute sind, möchte ich am liebsten bei dir sein."

„Wir müssen uns in acht nehmen, Julius. Wenn du dich vor mir nicht ganz sicher fühlen solltest, so gehen wir lieber rasch auseinander."

„Ich fühle mich ganz sicher," sagte er.

„Ich habe schon etwas gelesen aus Ihrem Philosophen. Der Mann sagt, daß die Natur schrecklich falsch wäre. Anfangs locke sie so fromm und kindlich, plötzlich sei man in ihrer Schlinge und sie ziehe unbarmherzig zusammen. Wir müssen uns in acht nehmen!"

„Wenn man sich der Gefahr bewußt ist, besiegt man sie am sichersten,"

ſagte Julius. „Chriſtus und der Philoſoph haben uns zuſammengeführt, daß wir Brüder und Schweſtern ſeien und dieſes elende Leben verleugnen. — Roſalia, unſer Bund ſei in Ewigkeit!“ — Auf der Laubenbank ſaßen ſie jetzt, Julius legte ſeinen Arm um die Mitte ihres Leibes, der mit dem ſchwarzen Gewande verhüllt war, und flüſterte: „Und auf daß unſer Bund geſchloſſen und geſiegelt ſei in Ewigkeit, wollen wir uns jetzt den Bruderkuß geben.“ Auf die Stirn war er vermeint geweſen, der Bruderkuß, traf aber mit glühendſten Lippen auf den Mund, ſo ſchaurig ſüß und herb, daß die Schweſter einen tiefen Seufzer that, dann mit wildem Schrei aufſprang und davon lief, gegen den Wagen hin, um zu fliehen. — Der Wagen ſtand nicht mehr an der Stelle. Er rollte mit den Rappen beſpannt ſchon draußen auf der ſtaubigen Straße; der Kutſcher knallte mit der Peitſche in dem ſtolzen Bewußtſein, eine Kloſterjungfrau im Kobel zu haben.

Die Kloſterjungfrau aber mußte bis zum nächſten Morgen in dem Herrenhauſe bleiben, um endlich doch mit dem hinkenden Schimmel abzureiſen gegen die dunklen Kloſtermauern — zu den Büßerinnen.

Roſe und Diſtel.

Von

Auguſt Butſcher.

Ich ging luſtwandeln am Blütenhag —
Es lachten die Blumen im Maientag —,
Da pflückt' ich die ſtrahlende Roſe.
Daneben die Diſtel im Schatten ſtand,
Ich nahm ſie barmherzig dann auch zur Hand,
Bedenkend die ungleichen Loſe. —

Sie ſteckten im Mooſe, ein ſeltſam Paar,
Die eine, die blühendes Lächeln war,
Beſang ich in einer Epiſtel.
Die andere ſchaut' ich bedenklich an;
Und doch hat ihr Anblick mir wohlgethan,
Sie ſchaute ſo ernſthaft, die Diſtel. —

Und anderen Tages die Roſe fiel
Entblättert, weil eben der Tag ſo ſchwül,
Die Diſtel ſtand friſch mir im Mooſe.
Drum merke: Du dauerſt den Winter aus,
Wenn Ernſt umblühet dein Schattenhaus —
Sei Diſtel, belächle die Roſe! —

Uralt.

Von

Fritz Lemmermayer.

Lange warſt du ſchon geſtorben,
Als die Mutter dich geboren;
Tief in Sarg und Gruft gebettet,
Lag dein Leib in Staub verloren.

Und dieweil an deinem Grabe
Deine Freunde trauernd ſtehen,
Haſt du ſchon das Licht der Erde
Wieder irgendwo geſehen.

Schwimmſt, zu neuem Leid erkoren,
In dem uferloſen Strome,
Schauſt mit ſehnſuchtvollem Herzen
Auf zum blauen Himmelsdome.

Liegeſt wieder tief im Streite
Mit dir ſelbſt und mit dem Leben,
Neue Kämpfe, neues Hoffen,
Neue Schuld und neues Beben.

Siehſt an dir vorüber gleiten
Dämmernde Erinnerungen,
Aus der Ferne klagen Töne
Uralt her und längſt verklungen.

Wieder ziehn an deinem Karren
Graue, geiſterhafte Reiter,
Bis du, ach, kein Ziel erkennend,
Niederſinkſt — ein toter Streiter!

Dem Tag entgegen.

Novelle

von

Eva A. von Arnim.

(Fortſetzung.)

Faſt zehn Jahre wird's nun her ſein, ich war noch nicht 28 Jahre alt, da war mir die Welt ſchon gründlich zum Ekel; nicht, daß ich gar ſo gierig genoſſen hätte, nein, darin war mir mancher der Kameraden überlegen, aber gekoſtet hatte ich von allem und — — nun genug, ich war der Sache überdrüſſig. Es wollte mir nicht gelingen, Glück oder Befriedigung zu erlangen, die Welt war eben himmelweit verſchieden von der Vorſtellung, die ich mir in grübleriſchem Sinnen ſchon auf der Schulbank von ihr entworfen hatte, und da redete ich mich in eine Art von entſagungsvoller Stimmung hinein. Sie ſcheinen ungläubig, gnädige Frau? Ein Lieutenant, der von Entſagung ſpricht, erſcheint Ihnen als etwas Paradoxes. Sie meinen, ich hätte wohl einen Korb bekommen damals? Nicht doch! So weit hatten meine jeweiligen Schwärmereien nicht gereicht. Mit ſoldatiſcher Erziehung und martialiſcher Todesverachtung wird es Ihnen auch ſo unvereinbar gar nicht vorkommen, wenn Sie ſich erinnern, daß ja auch Prinz Siddhartha, der Buddha der alten Inder, der Kriegerkaſte angehörte. Mit den irdiſchen Dingen glaubte ich fertig zu ſein, etwa ſo, wie man ein ſchnell durchblättertes Buch beiſeite wirft; und ſo warf ich denn auch beiſeite, was ſich beiſeite werfen ließ, was im kameradſchaftlichen Kreiſe eines Regiments allerdings nicht ſehr viel iſt. Als man mich aber ein paarmal in meine Philoſophen ſo vertieft gefunden hatte, daß ich weder für Pferde, noch für Mädchen Intereſſe zeigte, hielt man mich, gelinde geſagt, für übergeſchnappt und ließ mich kopfſchüttelnd gewähren in der tröſtlichen Hoffnung auf die bekannte Vergänglichkeit derlei plötzlicher Paſſionen. Schopenhauer ſagte mir von Anfang an ſehr zu, als ich aber bis zu den Lehren des Buddha Gautama gelangt war, da glaubte ich den Stein der Weiſen gefunden zu haben. Ich fand mich ganz gut zurecht in dieſer philoſophiſchen Religion oder religiöſen Philoſophie, zumal ich ſchon auf dem Gymnaſium, von einem aufgeklärten Lehrer unterſtützt, mit den veralteten Ideen über Gott und Unſterblichkeit

fertig geworden war. Daß unſere eigenen Neigungen die Wurzel alles Leides ſein ſollten, gefiel mir ganz vortrefflich, meinen innerſten Empfindungen waren damit Worte geliehen und: hänge dein Herz an nichts, ſo kannſt du nichts verlieren! ward fortan mein Wahlſpruch. Mit dem Gedanken an die Seelenwanderung oder, richtiger geſagt, an die Wiederverkörperung vermöge des nimmerſatten Willens zum Leben konnte ich mich lange nicht befreunden, und ich war nahe daran, um dieſer einen Theſe willen den ganzen Buddhismus über Bord zu werfen. Ich konnte mich aber doch nicht von ihm trennen. Vielleicht war es der unbewußte Hochmut, der in dem Glauben an die Möglichkeit einer Erlöſung aus eigener Kraft unter Verneinung jeglicher Vorſehung oder göttlicher Allmacht lag, der mich ganz beſonders anzog, weil er meinem Charakter entſprach. Als ich mir die Sache genauer anſah, ſtanden mir die Haare zu Berge bei der Vorſtellung, daß die ganze entſetzliche Reihe von Leidenſchaften und Enttäuſchungen nach dem Tode noch einmal beginnen könnte, und die wahnſinnige Angſt vor einer möglichen Wiedergeburt trug nicht wenig dazu bei, mich ſchließlich erſt recht dem Buddhismus in die Arme zu treiben. — Doch Verzeihung, gnädige Frau, ich will Sie nicht weiter langweilen durch eine allzubreite Schilderung meines Gemütszuſtandes. Die Geſchichte hatte ſchon Jahr und Tag gedauert, ich hatte es bereits recht weit gebracht im Töten aller auf mein perſönliches Wohlbefinden gerichteten Wünſche und weidete mich an der Ausſicht auf das Nirwana, das endliche vollſtändige Erloſchenſein, das ich nun vollſtändig geſichert wähnte, als mich eines Tages der Regimentskommandeur wohlwollend ins Gebet nahm und mir ernſtlich riet, auf einige Monate Urlaub zu nehmen, da ich zum Erbarmen elend ausſähe. Damit hatte er ganz recht, es war auch kein Wunder, eſſen mochte ich nicht, Fleiſch nahm ich nach buddhiſtiſcher Vorſchrift ſo gut wie gar nicht zu mir, und nachts ging ich, ſtatt zu ſchlafen, grübelnd im Zimmer auf und nieder. Möglich auch, daß ich im Dienſt zerſtreut und ſchlaff war, und daß man mich deshalb los ſein wollte. Ich glaubte zwar meine Schuldigkeit zu thun, war freundlich gegen jedermann, that überhaupt niemandem was zu leide, alles nach buddhiſtiſcher Lebensregel; ich glaube, meine Leute verehrten mich ſchwärmeriſch und wären für ihren blaſſen Lieutenant gern durchs Feuer gegangen.

Da ich der Ausſicht auf eine Reiſezeit durchaus nicht abgeneigt war, nahm ich wirklich längeren Urlaub. Es war in den letzten Tagen des Mai und für den beabſichtigten Aufenthalt im Gebirge noch zu früh, ſo beſchloß ich, den lange verſprochenen Beſuch bei einem früheren Regimentskameraden endlich zur Ausführung zu bringen, und meldete mich bei demſelben für das bevorſtehende Pfingſtfeſt an. Er war viel älter als ich, ein etwas verſchrobener, unpraktiſcher, alter Knabe, ſonſt aber ſeelengut und von jeher mein ſpezieller Freund. Seit dem Tode ſeiner Eltern hatte er das väterliche Gut übernommen; lange hatte ich nichts von ihm gehört und wußte nur, daß er noch immer unverheiratet war und ziemlich einſam hauſte.

Wohl freute ich mich, als ich seinen Brief erhielt, der mir sagte, daß er mich mit Ungeduld erwarte, doch war diese ganz programmwidrige Freude schnell verraucht, und als ich meine Reise im Schoße eines staubigen, räucherigen Koupees angetreten, dachte ich an nichts weniger, als an das Wiedersehen mit meinem Freunde, sondern brütete über dem Hypnotismus, dessen Studium mich neben dem der indischen Religionen gerade damals auf das Lebhafteste beschäftigte.

Erst auf dem kleinen Provinzialbahnhof, mit den primitiven Gebäuden und den schnurgeraden, steifen, aber wunderschön blühenden Rotdornhecken, wachte ich auf. Und wieder ertappte ich mich auf einem ganz unerlaubten Wohlgefühl, als ich, in die verschossenen lehmfarbigen Kissen der altmodischen, aber himmlisch bequemen Chaise gelehnt, mit dem lauen Frühlingswind um die Wette dahinfuhr. Mit Staub und scharfem Luftzug brausten wir über das kleine Stückchen Chaussee, dann gings langsamer dahin auf weichem Waldwege durch reine Luft und frisches Grün. Herrliche, wohlgepflegte Pferde waren's, die mich zogen und die ihr altes, erblindetes Geschirr genau so wunderlich kleidete, wie den verwitterten Kutscher der nagelneue Livreerock. Jetzt wandte er sich mit wohlwollendem Grinsen herum, wies mit dem Peitschenstiel auf einen nahen Kirchturm und hielt mir eine längere Rede, aus der ich nur verstand, daß das Klockfelde, das Ziel meiner Reise sei.

Ich war schon wieder in meine gewohnte Lethargie verfallen, als wir vor der Thür des altersgrauen Schlosses hielten, das so recht kalt und unfreundlich in all der Frühlingspracht dastand.

Ich empfand die innigste Befriedigung darüber, daß mich das Wiedersehen meines Freundes ganz kühl ließ, um mir gleich darauf Vorwürfe darüber zu machen, denn das war ja auch eine Art Freude und Selbstgefälligkeit. Ja, es war eben weit gekommen mit mir. Eine Stunde später saß ich mit dem Grafen Otto, so hieß nämlich mein alter Kamerad, in der hohen düstern Halle; die Flügelthüren nach der weinumrankten Veranda waren zwar weit geöffnet, ich aber drehte dem Knospen und Duften da draußen beharrlich den Rücken zu und ließ mich gelangweilt über zweckmäßige Kuhfütterung belehren. So recht wie ein griesgrämiger, alter Thor.

Da plötzlich überkam mich ein Gefühl, so wonnig und süß, daß die Erinnerung daran mich noch in meiner Todesstunde entzücken wird, es rieselte durch meinen ganzen Körper wie ein elektrischer Strom, und doch war es nichts als ein leiser, kühler Luftzug, ein wohliges Wehen, das von hinten her meine Wange streifte. Ich wandte mich um und stand nun Auge in Auge mit ihr! — — Sie war unbeschreiblich reizend in ihrer weltfremden Befangenheit; nicht etwa errötend oder mit niedergeschlagenen Augen verharrte sie, hätte sie doch wohl selbst nicht gewußt, weshalb das; nein, die unschuldigen, lichtbraunen Augen sahen mich lange, lange erstaunt an; ich glaubte damals, sie wüßte nicht recht, ob sie mir auch einen Knix machen sollte, wie früher dem Herrn Pfarrer; später, da hat sie's mir freilich anders erklärt. Ganz geräuschlos mußte sie vom

Garten her eingetreten sein, denn sie stand noch in der offenen Thür, am Arme baumelte der schwarzbebänderte Strohhut und in den Händen hielt sie einen riesigen Fliederstrauß. Mir war's sofort klar, daß ich sie nicht zum erstenmal sah, und da es nicht in diesem Leben war, mußte es wohl in einem anderen gewesen sein. Es war seltsam, daß gerade in dem Augenblick, wo mir der Glaube an die Wiederverkörperung kam, mein Buddhismus den Todesstoß erhielt, an dem er sich langsam, leider nur zu langsam verbluten mußte.

Die Stimme des Grafen schreckte uns auf. „Ah, meine kleine Schwester!" rief er, stellte mich vor und frug: „Nun, willst du ihm nicht die Hand geben?" Schnell legte sie ihre Blumen auf einen der schweren eichenen Stühle, mit vergeblicher Vorsicht, es waren ihrer zu viele, sie kollerten alle auseinander und zur Erde; beide Hände reichte sie mir, dann half ich ihr den Flieder zusammensuchen und sie schenkte mir sogar ein abgebrochenes Träubchen fürs Knopfloch, weil ich gar artig darum bat, wie's sich für einen wohlerzogenen Lieutenant schickt. Ach, das liebe Mädchen!

Der alten Hexe, der alten Haushälterin meine ich, hätte ich am liebsten eins ausgewischt, als sie mit ihrem: „Comteßchen, Comteßchen, Comteß Christine!" in der Thürspalte erschien und sich nicht eher zufrieden gab, bis die zarte Gestalt zu ihr heraushuschte; das lichte Kleid flog und die blonden Zöpfe tanzten hinterdrein. „Sie ist doch ein liebes kleines Ding," sagte Otto, und der wohlwollende Blick, mit dem er ihr nachsah, zeigte, wie sehr ihm das von Herzen kam, „erst war sie mir eine rechte Last, als sie noch mit der unvermeidlichen Gouvernante einherging, nun habe ich mich so an das Schwesterchen gewöhnt, daß ich sie recht entbehren würde, wenn sie einmal heiraten sollte. Na, das ist so bald nicht zu befürchten, hier in unsere Einsamkeit kommen ja keine Bewerber."

Am Abend machten wir alle drei einen Gang auf einen nahen Hügel; am Rande eines Birkenwäldchens, das sich am Abhange hinzog, standen wir, als die Sonne glühend rot unterging. Christine hatte sich an den Arm des Bruders gehängt, sie lehnte sich an ihn und ihre Augen weilten träumerisch auf dem feurigen Ball, der am Horizont versank. Die Kirchenglocken begannen zu klingen, erst leise und weich, dann immer voller und voller, als fluteten sie unaufhaltsam näher, wie windgetriebene Meereswellen. Mir ward so feierlich zu Mute, daß ich die Hände faltete, und als Christine fragte, ob ich sie und Otto am andern Tage zur Kirche begleiten würde, versprach ich's ohne Besinnen, ich glaube, ich hätte noch weit mehr versprochen, wenn man's von mir verlangt hätte. Das Pfingstfest war eingeläutet, die Glocken schwiegen, wohl war die Sonne versunken, aber der ganze Himmel stand in Flammen — — ja, damals war die Welt noch schön!

Wir waren gar bald gut bekannt, Christine und ich; schon am ersten Abend stellten wir uns zusammen vor den Spiegel, um festzustellen, ob ich größer sei als sie, und sie hatte eine wahrhaft kindliche Freude daran,

daß ſie genau ſo groß war, wie ich. Sie war überhaupt ein Kind in vielen Dingen, trotz ihrer achtzehn Jahre, und doch fehlte ihr nicht ein gewiſſer Ernſt, ein Etwas, das mich ſchließen ließ, ſie ſei in manchem ihrem Alter weit voraus.

Das Licht in der Hand, betrat ich bei ſinkender Nacht mein Stübchen, droben im zweiten Stock; faſt erſchrocken wich ich an der Thür zurück, betäubender Duft wallte mir entgegen; auf dem Tiſche ſtand in bauchiger Vaſe ein rieſiger Fliederſtrauß, in dem ich denſelben zu erkennen glaubte, den Chriſtinens Hände vor einigen Stunden gehalten. Gern, ſo verſuchte ich mir einzureden, hätte ich die Blumen hinausgeſetzt, doch fürchtete ich der freundlichen Spenderin weh damit zu thun. Ich Verblendeter war mir nicht im entfernteſten klar darüber, daß ich mir ſelbſt wahrſcheinlich am weheſten damit gethan hätte. Der Duft ſtieg mir ſchier berauſchend zu Kopf und verſetzte mich in ein trunkenes Wonnegefühl, wo blieb da mein Streben nach dem Nirwana? Da iſt nicht Duft, noch Licht, da klingen keine Glocken, — — das Leben war es, das mich halten, das mich umgarnen wollte! Das Fenſter ſtieß ich auf, daß es klirrend gegen die alten dicken Mauern fuhr, ich wollte mich nicht berauſchen laſſen: „Laß ab von mir!“ rief ich in die Stille hinaus. Vergebens, wohl ſtrich der kühle Nachtwind um meine Schläfen, aber er führte denſelben Blütenduft mit ſich, alles erfüllt davon, da war kein Entrinnen. Ich ſchloß das Fenſter wieder, das ſchwache Licht der ſinkenden Mondſichel zitterte nun durch die altertümlichen Glasſcheiben, vielfach gebrochen zu mir herein. Ich ballte die Fauſt: „Was leuchteſt du da droben, Verführer!“

Endlich war ich zur Ruhe gekommen auf meinem Lager, doch nur zu kurzem friedlichen Schlaf, bald umtanzten mich wüſte Träume in tollem Wechſel. Doch konnte ich mich am andern Morgen nur eines Augenblicks erinnern, wo ich mich von trüben Wellen umrauſcht wähnte, die ſchließlich über mir zuſammenſchlugen.

Es war ein herrlicher, ſonnengoldiger Pfingſtmorgen, wir ſtanden alle drei zum Kirchgang gerüſtet auf dem Kiesplatz vor dem Schloß, das letzte Glockenzeichen erwartend. Chriſtine konnte ſich gar nicht ſatt ſehen an meiner Uniform, die ich dem hohen Feſttage zu Ehren angelegt hatte, ſie hatte noch nie einen Offizier geſehen und mein goldgeſtickter Kragen erregte ihre ganz beſondere Freude. Immer wieder umkreiſte ſie mich bewundernd, ſo daß ich mich ſchließlich nicht enthalten konnte, etwas gekränkt zu fragen, ob ich ihr denn in dem bunten Rock wirklich ſo viel beſſer gefiele. Da lachte ſie ſo recht herzlich, dann aber ſagte ſie ganz ernſt: „Seien Sie nicht böſe, Herr von Saſſen, ich bin wohl recht kindiſch?“

Indem begann es auch ſchon zu läuten, ſchnell klopfte ſie noch ihrem Bruder den Kalk vom Ellbogen, den er irgendwo im Vorübergehen mitgenommen, dann hüpfte ſie leichtfüßig voraus, bis zur Gartenpforte am Kirchſteig. Der gute Otto ſah recht wunderlich aus, wie er da ſo neben mir herſchritt. Der Paletot ſchimmerte ſchon bedenklich grün im hellen Sonnenſchein und der etwas vorſündflutlich geformte Cylinder war gegen den Strich gebürſtet, dazu trug er Lackſtiefel, juchtenfarbige Hand-

schuh und eine Brillantnadel im weißen Halstuch. Beinahe hätte ich gelacht, er hatte aber sein Gesicht in so feierliche Falten gelegt, da schämte ich mich doch und sah lieber nach Christine hin, die nun ganz ehrbar neben uns ging, mit dem in violetten Sammet gebundenen Gesangbuch im Arm und dem großen Kirchenschlüssel in der Hand. Die strohköpfigen Dorfkinder sprangen an uns vorbei und rissen Mund und Nase auf bei meinem Anblick, trotzdem vergaß aber keines, dem Comteßchen einen guten Morgen zu wünschen; die nickte ihnen mit fast mütterlicher Freundlichkeit zu und entwickelte dabei eine Würde, die mich in Erstaunen setzte.

Als die rundbogige Thür der Kirche laut quiekend zurückwich, frug ich den Grafen leise nach der Qualität des zu erwartenden rhetorischen Genusses, da zuckte er die Achseln und gab mir die wenig logische Antwort: „Ja, weißt Du, früher ging ich auch nicht her, aber das Schwesterchen sieht es so gern.“ Und dann hielt er den Hut vors Gesicht und sprach im stillen ein andächtiges Gebet. Auch ich faltete die Hände, aber beten konnte ich nicht, das hatte ich eben verlernt; zu wem soll der beten, der keinen Gott hat? Ich ließ nun die Augen durch das Gotteshaus schweifen, durch dieses Gotteshaus, das so gar nichts an sich hatte von jenen feuchtkalten Schauern, die an Moder und Gruft mahnen; Sonnenschein, heller, fröhlicher Sonnenschein fiel durch die hohen Fenster und erfüllte den ganzen Raum mit Freude und Licht; die Sonnenstäubchen tanzten, ein leiser Lufthauch ließ die Totenkränze an der Wand rauschend erbeben, der Taufengel schwebte hernieder von der weißgetünchten Balkendecke, seine holzgeschnitzten Locken schimmerten wie lauteres Gold im Licht der Sonne, die seine grell gemalten Gewänder mit verklärendem Schein umwob; von der Schale in seiner Hand flatterte ein gesticktes Spruchband herab und darauf die Worte: Friede sei mit Euch!

Wo war mein Friede geblieben? Am liebsten hätte ich die Hände vors Gesicht geschlagen und bitterlich geweint. All mein Ringen und Streben hatte mir den Frieden nicht gebracht, ich war nur stumpfer geworden; also noch nicht genug der Entsagung! Weiter denn, immer weiter!

Die Orgel erklang, zwar versagte ein paarmal ein oder das andere Register, auch schnurrten einige Töne jedesmal, wenn sie angeschlagen wurden, die Schulkinder plärrten aus voller Kehle und die falschen Noten waren nicht zu zählen, aber es war alles so feierlich; ich glaube, der Eifer war es, mit dem jeder das Seine that, der das Ganze so herzerhebend machte. Auch Christine sang mit, ganz leise, mit ihrem herzlieben Stimmchen, wie ein Vöglein im Walde; ich sah zu ihr hin, der Graf saß zwischen uns und ich mußte mich vorbeugen, nicht rechts, noch links schaute sie, immer gerade aus, als wäre sie ganz allein. Das enganliegende schwarze Sammethütchen mit der großen Kinnschleife gab ihr etwas Frauenhaftes, das reizend mit dem kindlichen Zug um den Mund kontrastierte. Jetzt in der Tageshelle fiel es mir auf, daß nicht nur an den Schläfen die Adern bläulich durchschimmerten, sondern daß auch die groß aufgeschlagenen Augen von dunklen Ringen umgeben waren, was ihr einen Hauch

von Schwärmerei und Schwermut, gepaart mit nervöser Reizbarkeit, verlieh.

Choral und Liturgie waren vorüber, die Predigt hatte begonnen, ich erinnere mich ihrer nicht, möglich, daß ich gar nicht zugehört habe; ich glaube aber sie war einfach und gut, selbst die Textworte waren mir zu wenig geläufig, um sich meinem Gedächtnis einzuprägen. Christine hörte mit rührender Aufmerksamkeit zu. Einmal, ihr Bruder hatte schon ein paarmal schlaftrunken genickt, beugte sie sich zu ihm und sagte ganz leise: „Bist Du müde Otto?" und von da an paßte er auf, als wolle er die ganze Predigt zu Hause aufschreiben. Beim Schlußgebet bemächtigte sich meiner eine heiße Sehnsucht, auch einmal so recht von Herzen beten zu können, aber zu wem? ich sah wieder zu Christine hin, sie hatte die Hände gefaltet, ihre Lippen bewegten sich leise und die leuchtenden Augen waren aufwärts gerichtet, sie beugte nicht das Haupt wie die anderen alle, das war so ihre Gewohnheit, ich habe es später öfter heimlicherweise beobachtet, glaube aber nicht, daß sie deshalb weniger demütig war, sie suchte wohl nur Den da droben. Als wir vor der Kirche standen und die Dorfleute grüßend vorbeigingen, es war so eine Art herkömmlicher Defilier-Cour, sagte sie: „Nicht wahr, wir haben hier eine schöne Kirchenmusik?" sie mußte unglaublich unmusikalisch sein, ich aber bejahte ohne Überlegen. Dann fuhr sie fort: „Hat das Fenster gegenüber Sie auch so geblendet, Herr von Sassen? Otto klagt immer so darüber. Er kann die Augen gar nicht offen behalten." Das gute Kind! Daß man aus langer Weile einschlafen könnte, kam ihr nicht in den Sinn. Vergnügt lief sie auf dem Heimweg im Garten umher, warf uns mit Flieder und Goldregen, während Otto die engen Handschuh von den angequollenen Fingern zog und nach seinen bequemen Alltagsstiefeln seufzte.

Ich blieb viel länger in Klockfelde, als ich anfangs gewollt, ich konnte mich, einfach gesagt, nicht trennen, aber wenn mir jemand gesagt hätte, ich sei verliebt, ich glaube, den Frechen hätte ich gefordert. Daß ich so lange brauchte, um dahinter zu kommen, war eigentlich ein Wunder bei einem, der wie ich in der großen Welt gelebt hatte; doch es war so, das ließ sich nicht nicht bestreiten, und daran war zumeist der mir eigentümliche Hochmut schuld, jene Selbstüberhebung, die mich glauben ließ, die Liebe mit all ihrem irdischen und himmlischen Zubehör sei für immer beseitigt in demselben Augenblicke, da ich sie als Hindernis auf dem Wege zum Nirwana erkannt und somit aus meinem Leben gestrichen hatte. Ich glaubte eben, zu können, was ich wollte, und das ist ja leider — oder vielmehr gottlob — fast immer eine Täuschung. Wie blind ich war, das beweist ein Vorfall gelegentlich einer Jagd am besten, der wohl geeignet gewesen wäre, sowohl Otto wie Christine aufmerksam zu machen, wenn sie nicht so vollkommen unbefangen gewesen wären. In der Folge ist's mir zwar ein Leichtes gewesen, ihr wenigstens die Unbefangenheit zu rauben, aber da war's auch mit der meinen vorbei und für uns beide zu spät. Graf Otto war ein seltsames Gemisch von mittelalterlichem Nimrod und weltverachtendem Philosophen; das ist kein Material, aus

dem man einen scharfen Beobachter schmiedet; wenn man in Wasserstiefeln, zwischen dem Stall und der Bibliothek hin und her schwankt, hat man kein Auge für junge Liebe. Kurzum, wir waren alle drei blind.

Auf hohem Wagen über Straßenstaub und Schmutz hoch erhaben, sausten wir dem Wald entgegen zu besagter Jagd. Jener Tag war über alle Begriffe schön in all seiner frischen, grünenden Poesie, noch heute, mitten im winterlichen Graus, steigt er vor mir auf in unvergänglichem Reiz, ewig unvergeßlich, wie ein liebliches Märchen! Ach, da war ich ein herzlich schlechter Jäger!

Christine begleitete uns nämlich. Erst wollte ihr Bruder sie durchaus nicht mitnehmen; auf dem Pürschgange könne sie doch nicht mit ihm gehen; kleine Mädchen hielten niemals den Mund, verscheuchten das Wild, das Gewehr könnte auch losgehen u. s. w. Sie bettelte aber so lange, doch wenigstens mitfahren zu dürfen, bis er sich mit dem Versprechen zufrieden gab, daß sie, solange wir mordlustig umherstreiften, bei der Frau des Waldwärters bleiben wolle. Schließlich brummte er noch etwas von „hinten beim Kutscher sitzen", da er selbst zu fahren beabsichtige; ich beeilte mich natürlich sofort, zu erklären, daß ich sehr gern hinten sitzen würde, und fuhr dann auch bald darauf neben dem verwitterten Johann dahin, reichlich entschädigt für die Unbequemlichkeiten des Dienersitzes, wenn sich Christine dann und wann mit einem holden Lächeln oder freundlichem Wort zu mir umwandte; gerade vor mir hingen die blonden Zöpfe über ihren Rücken herab, und ich hätte gar zu gern einmal angefaßt, ob sie wohl ebenso seidenweich seien, wie sie goldig schimmerten.

Nach einer guten halben Stunde hielten wir vor dem Waldwärterhäuschen. In der niedrigen Thür erschienen die Bewohner, mit den letzten Resten der Vesperstulle in den gebräunten Backentaschen, noch kauend, aber sehr dienstbeflissen.

„Schnell fertig gemacht," rief Otto, sich wuchtig von seinem hohen Sitz zur Erde schwingend, „der Herr Lieutenant will einen Rehbock schießen!"

Ich ließ es mir natürlich nicht nehmen, das federleichte Comteßchen vom Wagen zu heben, und begleitete sie auch in die düstere, dumpfige Stube, als die Waldwärterfrau sie hereinnötigte. Ein paar Kinder krochen da umher, die offenbar mit Kamm und Seife auf dem Kriegsfuße lebten, und es roch entsetzlich nach armen Leuten.

„Sie können unmöglich hier bleiben, Comtesse," wendete ich mich leise an Christine. „Ich setze mich draußen in die Laube," erwiderte sie ebenso. Besagte Laube war, nebenbei gesagt nur ein kahles Gerüst aus Bohnenstangen mit einigen dünnen, kränklichen Ranken als einzige Bekleidung. Als aber die Frau ihren Sprößlingen mit der Schürze die Nase putzte, indem sie sie zum „Guten Tag sagen" ermahnte und Christine wirklich die schmutzigen Händchen ergriff, da wurde mir die Sache doch zu bunt, ich machte Otto klar, daß dies ein gänzlich ungeeigneter Aufenthalt für seine Schwester sei; und so kam es, daß wir bald darauf zu vieren, die Geschwister nämlich, der Waldwärter und ich, das Gehöft verließen. Nach

eifrigem, leiſe geführtem Geſpräch zwiſchen dem Grafen und ſeinem Untergebenen hielten wir auf einer kleinen Waldlichtung an; man bedeutete mich, ein ſich nach rechts in die Kiefernſchonung ziehendes, grasbewachſenes Geſtell zu verfolgen, dann links bis zum Eichenkolk, geradeaus am kleinen Paddenpfuhl vorbei, na, und ſo weiter, bis da und dahin, wo abends ein ſtarker Bock herauszutreten pflege. Da ich wegen mangelnder Ortskenntnis etwas unvernehmlich that, gab man mir Chriſtine als Führer mit; das möglicherweiſe Unſchickliche eines ſolchen tête à tête fiel natürlich keinem auf, und ich muß geſtehen, daß ich ſelbſt in dem Augenblick und in der ländlichen Umgebung nicht daran dachte, daß man für gewöhnlich mit jungen Mädchen keine einſamen Spaziergänge unternimmt. Die beiden andern ſchlugen ſich nach links in die Büſche, während Otto mit heuchleriſchem Seufzer meinte: „Na, vielleicht treffe ich auch irgend was an, zwei Schützen auf einem Fleck iſt zu viel.“ Mir aber ſchien es mehr als wahrſcheinlich, daß ich kein Wild antreffen würde. Das geheimnisvolle Geſpräch von vorhin hatte mich mißtrauiſch gemacht, wußte ich doch ſehr gut, daß Jagdneid nur zu oft den Sieg über Gaſtfreundſchaft davonträgt; merkwürdigerweiſe war ich trotz ſonſtiger Jagdpaſſion gar nicht gekränkt darüber. Leiſe auf den Zehenſpitzen, die Hand auf dem Munde, um nur ja nichts zu verſcheuchen, ging Chriſtine neben mir her; dann und wann blieben wir ſtehen und horchten, es war alles ſtill, nur ein Käfer umſummte uns leiſe und einmal ſchreckte in weiter Ferne ein fliehender Rehbock. Endlich hatten wir den uns bezeichneten Steinhaufen am Rande des Buchenwaldes erreicht, vor uns lag eine ſchmale Wieſe und jenſeits in faſt ſchwärzlichem Dunkel die Kiefernſchonung, die mit ihren letzten vereinzelten Ausläufern bis ins graſige Grün hineinreichte; von dort her ſollte der Bock ſeinen Wechſel haben. Durch Zeichen verſtändigten wir uns, duckten uns nieder hinter einem verkrüppelten Stamm; die Büchſe hatte ich von der Schulter genommen und hielt ſie ſchußbereit in der Hand; wir lauſchten geſpannt, aber nichts regte ſich. Chriſtine kniete neben mir im Graſe, ganz dicht neben mir, ſo daß ich jedes losgelöſte Härchen auf dem weißen Halſe, jede blaue Ader an der Schläfe verfolgen konnte. Es war einer der erſten lauen Tage, erhitzt vom Gehen hatte ſie den Hut abgenommen, und ganz unbeſchattet hob ſich das edel geſchnittene Profil hell und ſcharf von dem Baumſtumpf hinter ihr ab, das ſonſt ſo blaſſe Geſicht zeigte ein wenig Farbe und die Lippen preßten ſich in atemloſer Erwartung aufeinander, ich glaubte deutlich zu ſehen, wie ſie das Öhrchen ſpitzte, während die Gazellenaugen das Dickicht zu durchdringen ſuchten. Ich weiß nicht, wie lange wir ſo geſeſſen; keinen Blick wandte ich von meiner reizenden Gefährtin, ich meinte faſt, ſie müſſe es fühlen, doch ſpurlos glitt meine Bewunderung von ihr ab, „wie Waſſer von dem Lotosblatt,“ nach blumenreicher, indiſcher Rede. Mir begann das Herz zu klopfen, vor Erwartung glaubte ich; doch war es ſicher nur ihre Nähe, die mich ſo erregte. Ich drückte die Hand vor die Augen, ſie nahm das als ein Zeichen, daß ich nun das Vergebliche unſeres Wartens einſehe, und ließ ihre ſchlanke Geſtalt ermüdet in ſich zuſammen-

ſinken. Doch nur einen Augenblick, da legte ſich ihre kleine, warme Hand mit bedeutſamem Druck auf die meine, mit der andern wies ſie nach oben. Ich ſchaute hinauf. Da, wo ſich ein ſchmaler Streifen Himmelsblau über uns wölbte, zackig eingefaßt von überhängenden Baumzweigen, da, hoch in den Lüften, wie ein ſchwarzer Punkt, aber doch ganz deutlich, zog ein Raubvogel ſeine Kreiſe. Mechaniſch legte ich die Büchſe an und zielte, der Vogel kam immer näher, ſchon ſah man den majeſtätiſchen Flügelſchlag, es war eine große Weihe, ich wollte losdrücken, — vergebens — in meiner Zerſtreutheit hatte ich vergeſſen den Hahn zu ſpannen, da war der günſtige Moment vorüber, ich ließ die Arme ſinken — enttäuſcht ſah mich Chriſtine an.

„Warum ſchoſſen Sie nicht?“

„Es war zu weit,“ log ich mit kecker Stirn.

Faſt im ſelben Augenblick ertönte aus der Richtung, wo wir die beiden andern vermuten konnten, ein Schuß, und Chriſtine rief:

„Das war Otto! Nein, das iſt aber zu toll; wir ſind doch hergefahren, damit Sie etwas ſchießen ſollten, Herr von Saſſen, und nun alarmiert er den ganzen Forſt; kommen Sie nur, jetzt iſt hier doch nichts mehr zu erwarten.“

Sie ſtand auf und wir ſchritten dem Platze zu, wo wir laut Verabredung den Grafen finden ſollten. Es dauerte auch gar nicht lange, ſo drang die Stimme des Waldwärters aus nächſter Nähe zu uns und gleich darauf tauchte auch er ſelbſt zwiſchen den Büſchen auf, wie er eifrig demonſtrierend und mit dem krummen Zeigefinger lebhaft geſtikulierend vor ſeinem Herrn ſtand. Als ich näher trat, ſah ich, daß zwiſchen beiden wirklich ein bereits ausgeweideter Rehbock lag. Mir wurde nun von dem Waldwärter aufs umſtändlichſte auseinandergeſetzt, warum gerade heute der Bock ſeinen Wechſel nicht am Steinhaufen vorbei, ſondern irgendwo anders genommen habe, und Otto ſtand mit mitleidigem Lächeln dabei, daß nur unvollkommen die Freude über den eigenen Erfolg verdeckte. Ich freute mich von Herzen mit dem alten, guten Kauz; eine anerkennenswerte Selbſtloſigkeit! Auch eine Errungenſchaft fortgeſchrittener buddhiſtiſcher Vervollkommnung, wie ich mir ſtolz ſagte. Chriſtine ſtand indes von ferne, und als ich zu ihr trat, da ſah ich, daß ſie Thränen in den Augen hatte; auf mein Zureden, ſich das erlegte Wild doch auch anzuſehen, antwortete ſie mit weinerlicher Stimme: „Nein, Herr von Saſſen, ich kann's nicht ſehen, das liebe, ſchöne Reh.“

„Aber Comteſſe, vorhin dieſer Feuereifer und nun?“ fragte ich voll Staunen.

„Ja,“ fuhr ſie fort und trocknete ſich die Augen, „ja, ſo mache ich es immer, Otto will mich deshalb gar nicht mehr mitnehmen zur Jagd, nachher thut's mir immer ſo leid.“ Und ſie ſchluchzte ganz vernehmlich. Wie froh war ich, nicht der glückliche Schütze zu ſein. Durch die Verſicherung, daß ein guter Schuß dem Tiere ein ſchnelles Ende und wenig Qualen bereitet habe, gelang es mir endlich, ſie in ihrem kindlichen Kummer zu tröſten.

Auf der Heimfahrt erzählte sie ihrem Bruder die Geschichte mit dem Habicht und bedauerte es so lebhaft, daß der Raubvogel so weit entfernt war, daß ich nicht umhin konnte, die Wahrheit zu beichten. Otto wollte sich tot lachen, doch fiel ihm an meiner Zerstreutheit, wie gesagt, nichts Besonderes auf. Christine aber war sehr empört über meine Lüge und nur schwer wieder zu versöhnen. Sie war sonst so sanft und gut, nur wenn einer die Unwahrheit sagte oder ein Tier quälte, da konnte sie ernstlich böse werden.

Sie vergab mir jedoch, als ich demütig um Verzeihung bat und Besserung gelobte; die Sonne ging nicht unter über ihrem Zorn, und wir lebten fortan in schönster Eintracht.

So gingen die Tage hin in Friede und Freude, in unglaublicher Ahnungslosigkeit. Wir streiften umher in Luft und Sonne; und der Garten des Paradieses kann dem ersten Menschenpaare nicht schöner erschienen sein, als uns der große, verwilderte Schloßpark. Mein bleiches, hohles Aussehen fing schon an, sich zu verlieren, wie mich der Spiegel belehrte; manchmal dachte ich stundenlang gar nicht ans Nirwana, dies sehnsuchtsvoll erstrebte große Nichts. Nicht daß ich es aufgegeben hätte, nein, dazu war ich viel zu hartnäckig, es war nur ein Vergessen, eine süße Narkose für den Weltschmerz, der, ich wußte es genau, vorhalten würde bis zu meinem Lebensende. — Und er hat's gethan — bis heut — und immer. —

Zu Christine hatte ich noch kein Wort gesprochen, von den mich bewegenden Ideen; wozu den lieben Kinderkopf damit beschweren, dachte ich, und wenn ich mit ihr zusammen war, hatte ich vollends alles vergessen. Desto mehr weihte ich Graf Otto in meine Mystik ein, und er hörte alles voll Interesse an, vom buddhistischen Glaubensbekenntnis bis zu Hypnotismus und Materialisation. Ich glaube nicht, daß er alles begriff, manches entging wohl seinem Verständnis, weil ihm die nötige philosophische Vorbildung fehlte, doch hörte er voll ehrfurchtsvollen Staunens zu, wenn ich von der Gestaltungskraft der Seele erzählte, die vermöge des Willens und der Vorstellung das einzige schaffende Prinzip der Welt sei. Manchmal riß er die runden, wasserblauen Augen auf voll ehrlicher Verwunderung, aber das Geheimnisvolle hatte einen ersichtlich großen Reiz für ihn, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich vermute, daß er oft stundenlang in verstaubten Winkeln seiner Bibliothek nach längst vergessenen, nekromantischen Büchern wühlte.

Aus den für den Aufenthalt in Klockfelde von mir berechneten drei bis vier Tagen waren nahezu zwei volle Wochen geworden, und der Vollmond schaute nun in meine Fenster, wo zuerst die schmale Sichel ihr dürftiges Licht gespendet hatte. Da endlich ward es auch in meinem Innern hell, aber es war noch nicht der anbrechende Tag; damals wenigstens hielt ich den rosigen Schein vielmehr für eine unheilbringende Feuersbrunst, als für die erste Verkündigung des ewigen Lichts. Oh, über die unselige Blindheit!

Ein schwüler Tag neigte sich seinem Ende zu; vergebens hatten wir

nach einem Gewitter ausgespäht. Die blauen, weißkuppigen Wolken zogen alle um uns herum, ohne sich zu entladen, und der Abend brach herein unter klarstem Himmel und schönstem Mondenschein. Im Hause war es unerträglich heiß, draußen gehen mochten wir auch nicht, es lag uns allen wie Blei in den Gliedern, so lagerten wir uns auf die Steinstufen der Veranda, wo wir den Sternenhimmel mit seinem viel tausendfachen Geflimmer über uns hatten. Kein Lüftchen regte sich; vor uns der Park in Todesstille, kein Flüstern im Laube, kein Lied der Nachtigall, nur eine große Fledermaus umkreiste uns mit lautlosem Flügelschlage. Drunten wechselten gespenstisch lange Baumschatten mit breiten, hellen Flächen, im Mondenlicht weiß wie frischgefallener Schnee, die köstlichsten Tanzplätze für Elfen und Feen. Seitwärts, wo die Bäume auseinander traten, bot sich ein Ausblick ins freie Land, meilenweit hin über Thal und Hügel bis zum fernen Horizont; dort hatte sich eine dunkle Bank gelagert, eine schwärzliche Dunstschicht, in der es dann und wann wetterleuchtend aufblitzte. Mir war es, als wälze sich der düstere Streif atemraubend auf meine Brust, wie ein furchtbares, unabwendbares Verhängnis. Und doch war die Nacht so schön, so märchenhaft schön!

Gesprochen wurde wenig, aber Christine war von einer seltsamen Ruhelosigkeit. Die Stufen auf und nieder, drunten den Weg entlang, ihre Gestalt umschwebte uns bald hier, bald da, im unsichern Schein wie ein nebelgewobener Schatten. Schon einige Tage hatte ich diese Unruhe an ihr beobachtet, besonders des Abends. Morgens sah sie dann bleich und müde aus und die Schatten unter ihren Augen waren tiefer geworden. „Bitte, Gräfin Christine," bat ich endlich, „ich möchte Ihnen den Stern zeigen, von dem wir gestern sprachen, bitte setzen Sie sich zu mir."

Sie that es, rückte aber so lange auf der Treppe hin und her, bis mein Schatten nicht mehr auf sie fiel und sie dem Monde wieder voll ins Gesicht sehen konnte; sie hatte eine besondere Vorliebe für ihn; Eitelkeit war es nicht, denn sie wußte wohl kaum, wie wunderlieblich das bleiche Licht ihre Züge verklärte.

So saß sie denn neben mir, die Händchen im Schoß gefaltet, den Kopf weit in den Nacken zurückgelegt, hell beleuchtet und in den großen, lichtbraunen Augen ein phosphoreszierendes Leuchten. Als ich die Hand ausstreckte, ihr den Stern zu zeigen, rief sie scherzend: „Nicht doch, Herr von Sassen, Sie stechen ja einem Engel die Augen aus." Und sie bog meinen Arm nieder. Wie ein Feuerstrom rann es bei der Berührung dieser kleinen, heißen Hand durch meinen ganzen Körper. Christine sah mich halb erschrocken an: „Sind Sie böse?" fragte sie leise, „Ihre Stirnader ist ja ganz angeschwollen." Ich schüttelte den Kopf. Mit ihrem Aberglauben wollte ich sie necken, aber ich brachte kein Wort heraus. Ich mußte, nur immerfort in das süße Gesicht blicken; wo nur hatte ich es früher gesehen? Vergeblich zermarterte ich mein Hirn, das allein wußte ich, wir hatten uns nahe gestanden, sehr nahe.

Auch sie sah mir forschend in die Augen, vielleicht grübelte sie über

demſelben Problem, wie ich. Der ſchöne Kopf glich in ſeiner Weiße und Bewegungsloſigkeit, einem ernſten, ſinnenden Marmorbild.

„O, wer dein Pygmalion ſein dürfte," ſtürmte es in meinem Herzen, „tauſendmal ſelig der, der dich zum Leben erwecken, dich in ſeine Arme ſchließen darf, tauſendmal ſelig der, den du liebſt!"

Ich preßte die Hände krampfhaft ineinander, um ſie nicht gleich an mich zu reißen, gewaltſam wandte ich die Blicke, ich glaube, meine Zähne knirſchten hörbar. War das Liebe —?

Als ich mich zurückwendete, ſaß ſie nicht mehr neben mir, droben auf der ſteinernen Treppenbrüſtung hockte ſie neben dem Bruder und ihr Kichern drang zu mir herunter, wie das Girren der wilden Taube.

„Otto iſt müde," rief ſie herunter, „der geſtrenge Hausherr befiehlt, daß wir ſogleich zu Bette gehen." Ich erhob mich, im nächſten Augenblick hatte ſie mir auch ſchon die Hand gereicht, eine „Gute Nacht" gewünſcht, war davon geflattert, die Treppe hinauf und im Hauſe verſchwunden. Wir folgten langſamer und mit Verwunderung ſah ich, mit welcher Sorgfalt der grauköpfige Diener die Thür hinter uns verſchloß und verriegelte, zuletzt legte er die Läden vor die Fenſter, dann rüttelte er noch einmal an der verrammelten Thür und ſteckte ſchließlich den Schlüſſel in ſeine Taſche.

„'s iſt wieder ſo heller Mondſchein heut," hörte ich ihn dem Grafen bedeutſamen Blickes zuflüſtern und: „Recht ſo, Alter," war Ottos ebenſo leiſe Antwort.

Ich blies mein Licht aus, als ich mein Zimmer betrat, war es doch ohnedem hell genug. In vollem Strom flutete der Mondſchein über die altersmorſchen Dielen, durch das offene Fenſter drang der berauſchende Fliederduft zu mir herein, — — ach, Fliederduft, ſüßer, ſinnverwirrender Fliederduft — wie in jener erſten Nacht. Welche kurze Spanne Zeit und welche Veränderung! Damals freilich zog ich keine Vergleiche; auch nicht der entfernteſte Gedanke ſchweifte zurück zum vergeſſenen Nirwana. Leben wollte ich, ich wollte mich berauſchen und weit bog ich mich aus dem Fenſter, mit voller Bruſt die Düfte der ſchwülen, berückenden Nacht zu atmen. In meinen Adern ſchlug und pochte es zum Zerſpringen, gleich einem Strome glühender Lava rann das Blut durch meinen Körper, mächtig regte ſich in mir der Wille zum Leben. Ich breitete meine Arme aus voll heißer Sehnſucht, laut hätte ich hinausſchreien mögen in die Stille, wie der Hirſch draußen im Walde; das Leben war erwacht und forderte ſein Recht.

Drunten im Park mit ſeinem köſtlichen Helldunkel mußte es jetzt herrlich ſein; Otto hatte mir gleich zuerſt einen Schlüſſel zu einer kleinen, verſteckten Seitenpforte eingehändigt. „Wenn dich nach einem nächtlichen Spaziergang oder einer Jagd vor Tagesanbruch gelüſtet," hatte er dabei geſagt, „aber ich muß dich bitten, ſchließe immer gleich wieder ſorgfältig hinter dir zu." Ich verſprach das auch, obgleich ich über ſeine Wichtigthuerei lächeln mußte. Den Schlüſſel ſuchte ich nun hervor, ich mußte hinaus, die Mauern wurden mir zu eng.

Einen Augenblick zögerte ich noch und horchte, ob ſich draußen im Korridor nicht wieder jene ſeltſamen Laute hören ließen, die ich ſchon ſeit etlichen Nächten belauſcht. Wie ein Flattern und Rauſchen war's geweſen, ein Huſchen und Gleiten, wie von ſchleppenden Frauengewändern, aber kein Schritt wurde hörbar, nur glaubte ich manchmal ein ſchwaches Seufzen zu vernehmen. Das Ganze war mir jedoch nie ſo recht zum Bewußtſein gekommen, am andern Morgen wußte ich nie, was Traum und was Wirklichkeit war. An jenem Abend blieb aber alles ſtill, und ich gelangte, ohne etwas Außergewöhnliches geſehen und gehört zu haben, über die faſt tageshellen Treppen und Flure zum Pförtchen und ins Freie. Als ich dasſelbe von außen wieder verſchließen wollte, entfiel mir der Schlüſſel, der verroſtet, wie er war, ſich gar nicht von dem Erdboden abhob und ſogleich meinen Augen entſchwand; alles Suchen war vergeblich, ich mußte mich ſchließlich begnügen, die Thür anzulehnen und beachtete nicht, daß ſie ſich von ſelbſt, durch die eigene Schwere und eine etwas ſchiefe Lage wieder öffnete, ſo Mondſchein und Nachtluft freien Eintritt gewährend.

Wie lange ich in den zugewölbten Baumgängen umhergeirrt bin, weiß ich nicht; mein Fuß ſchritt achtlos hinweg über die Tauſende kleiner Fliederblüten, die ſchon welkend, in hellen Haufen den Boden bedeckten; meine Hände ſtreiften Blätter von den Sträuchen, meine brennenden Augen vergrub ich in das kühle Grün, um es dann in alle vier Winde zu zerſtreuen. Zuletzt wußte ich gar nicht mehr, wo ich war, bei all dem Hindämmern und Träumen.

Da ſchimmerte es in mattem Silberton vor mir durchs Gezweige und als ich näher trat, ſah ich, daß es ein kleiner, melancholiſcher Weiher war. Dieſer Teil des Parkes war mir völlig fremd, noch nie hatte ich an den ſchilfbewachſenen Ufern geſtanden. Der ganze Teich war dicht mit Waſſerlinſen bedeckt, nur an einer Stelle, die Fröſche mochten dort gehauſt haben, warf die dunkle Flut des Mondes verwaſchenes Spiegelbild zurück.

Es war ein Gemälde von tief ergreifendem Reiz; zu meinen Füßen, das regungsloſe, mattſchimmernde Gewäſſer, jenſeits eine ſteile Höhe, gekrönt von alten Baumrieſen, bis ans Waſſer hinunter mit dichtem Geſtrüpp bedeckt und darüber der Mond in mildem Scheine.

(Fortſetzung folgt.)

Möchte kein Engel ſein!

Eine Humoreske.

Von

Hans Kindermund.

Die folgende Szene ſpielt in einer Kinderſtube an einem Maiabend gegen 8 Uhr. Die Mutter verſucht die Wißbegierde eines dreijährigen Philoſophen in Schlaf zu lullen.

So, Willi, nun ſchlaf endlich ein; nun iſt's genug!

Iſch bin aber doch niſch müde, Mama. Iſch mag niſch ſchlafen.

Artige Kinder, die gleich einſchlafen, kommen in den Himmel.

Wie is denn der Himmel?

Der iſt ein wunderſchöner Garten da oben, wo Gott wohnt.

Wer wohnt da denn ſons noch bei ihm?

O, nur gute Menſchen und alle artigen kleinen Knaben und Mädchen, die thun, was ihnen ihre Mutter ſagt, und die Engel.

Djennel? Wer is das?

O, die Engel, das ſind ganz wunderſchöne, hellleuchtende Weſen mit Kronen auf dem Kopfe, und die haben Flügel —

So wie die Maikäfer?

Nun, wohl nicht ganz ſo, aber doch —

Flieden ſie denn oder hopſen ſie nur, wie die Grashüpper, wenn man ſie aufjagt?

O, die Engel im Himmel jagt niemand auf. Die ſind gerade wie Menſchen, nur größer und haben Flügel.

Tönnen ſie denn aufflieden?

Gewiß.

Tönnen ſie ſiſch mir auch auf die Finnerpitze ſetzen, wie Robbi und Mehlwürmer eſſen wie Robbi?

(Robbi iſt ein Singvogel, der im Hauſe gehalten wird und ſo zahm iſt, daß er aus ſeinem Bauer herauskommt und ſich anfaſſen läßt, ſich auch dem Kinde auf die Hand ſetzt.)

Nein, Willi, das thun ſie nicht.

Haſt du denn ſchon mal Ennel deſehen?

Nein.

Mama, du machſt mir wohl was weiß?! ſagt der Kleine plötzlich ganz ernſthaft.

Nein, mein Willi, gewiß nicht!

Menſchen, die was weiß machen, mach iſch auch niſch leiden.

Aber, mein Willi, die Bibel erzählt uns viel von den Engeln.

Ja, aber wie trieben ſie denn ihre Kleider an über die Flügel?

Sie tragen ganz weite Gewänder.

Werden die denn darniſch zugeknöpft?

Ich glaube, wohl nicht.

Können denn die ganz kleinen Engel ſich anziehen, ohne daß ihre Mama ihnen hilft und ihnen die Jacke zuknöpft?

Ja, ich glaube wohl.

Aber haben denn die kleinen Engel keine Hoſen, wenn ſie ſo groß ſind wie iſch? (Willi trägt gerade ſeit kurzem ſein erſtes Paar Hoſen.)

Nein, die tragen ſie wohl nicht.

Huh — uh, iſch möſcht doch kein Engel ſein!

Warum denn nicht, Willi?

Nä, möſcht' iſch niſch!

Ganz entſchloſſen dreht er ſich im Bette herum und legt ſich auf die Seite. Für ihn ſteht es feſt: entweder einen Himmel mit Hoſen oder gar keinen!

Warum?

Von

Hans von Moſch.

Ihr ſüßen Augen
Voll lichter Pracht,
Ihr meine Sterne
In dunkler Nacht,

Warum ſo trübe,
So naß und ſtumm?
Ihr ſüßen Sterne,
Warum? — Warum?

O ſüße Luſt,
Mein „Eigen",
An deiner Bruſt —
Zu ſchweigen! —

Niemand kann
zween Herrn dienen!

Jeſus der Künſtler.

Traum eines Armen.

Von

Richard Dehmel.

So war's. So ſtand ich — dumpf, doch fühlend: ſtumm:
im roten Saal, reglos, in dunkler Ecke:
dumpf, ſtarr und fühlend: ſchwer: Stein unter Steinen —
bang: ſtarr, und fühlend! — —
Die ſchlanken Alabaſterſäulen leuchten;
vom hohen Saum der Purpurkuppel hängen
und glänzen weit ihr ſilbern Licht herab
im Doppelkreis die großen weißen Ampeln;
die roten Niſchen bergen zarte Schatten
und ſpiegeln ſich im blanken Pfeilerwerk.
Es iſt ſo ſtill. . .
Und ſtumm gleich mir und unbewegt, von Niſche
zu Niſche, ſtehn Geſtalten — Mann und Weib.
In weißer Nacktheit ſtehn ſie ſchimmernd da;
die glatten Sockelblenden werfen Strahlen;
die roten Wände füllen lebensweiche
geheime Schmelze um den Rand der Glieder;
von Kraft und Ruhe träumt der reine Stein.
Sie ſind ſo ſchön. . .
Ich aber hocke in der dunklen Ecke
und fühle meines Leibes Magerkeit
und meiner Stirne graue Sorgenfurchen
und meiner Hände rauhe Häßlichkeit.
In meinem Staub, in meinen Straßenlumpen
mißfarben angetüncht, ſo hocke ich
auf fahlem Poſtamente, ſteif und bang,
vor ihrer Nacktheit mich der Kleider ſchämend,
Stein unter Steinen. . .
Nur Einer atmet in der ſtillen Halle.
Dort in der Mitte, auf dem mattgeſtreiften
eisblaſſen Marmor, liegt — im Dornenkranz,
blutstropfenüberſät die bleiche Stirn —
ein Menſch und ſchläft. Sein weißer Mantel hebt ſich
in langen Falten leiſe auf und nieder.
Im Silberlicht der Ampeln glänzen rötlich
der ſchmale Bart, das ſchwere weiche Haar.
Hinauf zur Kuppel bebt der milde Mund;
ſo lautlos ſchön. . .
Nun kommt ein Seufzen durch den ſtummen Glanz.
Die ſtillen Lippen haben ſich geöffnet.
Im blanken Alabaſter ſpiegelt ſich
des blutbeſprengten Hauptes leiſe Regung.
Klar, langſam thun zwei große blaue Augen
empor zur Purpurwölbung weit ſich auf,

ſanft auf; und alles Rot und Weiß des großen
Gemaches überleuchtet dieſer großen
verklärten Augenſterne dunkeltiefes,
unſäglich tiefes, dunkles, ſanftes Blau.
So ſteht er auf. . .
Da ſcheinen ſich die Steine rings zu rühren,
die weißen Glieder eigner ſich zu röten,
und nur von Sehnſucht ſtarr. Er aber wandelt.
Die Dornenkrone bebt; und wie er ſacht
von Poſtament zu Poſtamente ſchreitet,
und Wen er anſieht mit den blauen Augen,
Der lebt und ſteigt in Schönheit zu ihm nieder;
Der lebt, Der lebt! —
Und ſteigend, wandelnd, aus den Purpurzellen,
in warmer Nacktheit leuchtend Leib an Leib,
folgt Paar auf Paar ihm von den Marmorſchwellen,
ſo ſtolz, ſo ſtolz, umſchlungen Mann und Weib.
Von ihren Stirnen, von den lichtbetauten
ſorgloſen Lippen ein Erwachen flieht,
der weite Saal erklingt von Menſchenlauten,
es ſchwebt ein Lied.
Es ſchwebt und klingt: „So wandeln wir in Klarheit
und wiſſen aller Sehnſucht Sinn und Ziel:
in Unſrer Schönheit haben wir die Wahrheit,
zur Freude reif, und frei zum kühnen Spiel!"
So ſchwebt das Lied. . .
Ich aber hocke in der dunklen Ecke
und fühle meiner Glieder Häßlichkeit
und meiner Stirne graue Sorgenfurchen,
und fühle neidiſch ihre warme Nacktheit
und frierend ihren Jubel — ich ein Stein.
Von Pfeiler hell zu Pfeiler tönt der Zug;
des ſtillen Wandlers Dornenkrone bebt;
ich aber bebe mit in meinen Lumpen
und warte, warte auf die blauen Augen
und will auch leben, auch ein Freier wandeln,
nicht Stein, nicht Stein! —
Und näher glänzt und klingt es um die Säulen;
vom letzten Sockel folgt ein Mädchen ihm;
er kommt! er kommt! —
Und er ſteht vor mir. Da verſtummt der Zug;
ich fühle ihre ſtolzen Augen ſtaunen,
und fühle ſeine, ſeine Augen ruhn
in meinen — ruh'n — und will mich an ihn werfen
und will ihm küſſen ſeinen milden Mund,
da brechen perlend ſeine Wunden auf,
die bleiche Stirn, die Lippe zuckt — er ſpricht,
ihm ſchießen Thränen durch den blutigen Bart,
ſpricht: „Deine Stunde iſt noch nicht gekommen!" — —
Und ich erwachte; weinend lag ich nackt;
nackt wie die Armut.

Giordano Bruno.

Nach den Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken.*)

Von

Ludwig Kuhlenbeck.

Das Bekenntnis ſeiner Weltanſchauung, welches Bruno dem Inquiſitionsgerichte zu Protokoll gab[1]) und auf Grund deſſen er am 19. Februar 1600 in Rom verbrannt ward, iſt das folgende, und — fügen wir hinzu — iſt auch das unſrige:

„Ich glaube an ein unendliches Univerſum, d. h. die Schöpfung der unendlichen Allmacht, da ich es der göttlichen Güte und Macht unwürdig erachte, wenn ſie unzählige Welten ſchaffen kann, nur eine endliche begrenzte Welt geſchaffen zu haben. Daher habe ich ſtets behauptet, daß unzählige andere Welten ähnlich dieſer Erde exiſtieren, welche letztere ich mit Pythagoras nur für einen Stern halte, wie die zahlloſen anderen Planeten und Geſtirne. Alle dieſe unzähligen Welten machen eine unendliche Geſamtheit aus im unendlichen Raume und dieſer heißt das unendliche All, ſo daß eine doppelte Unendlichkeit anzunehmen iſt, nach Größe des Univerſums und nach Zahl der Weltkörper.

In dieſem unendlichen All ſetze ich eine univerſelle Vorſehung, kraft deren jegliches Ding lebt, webt und ſich bewegt und in ſeiner Vollkommenheit daſteht, und dieſe begreife ich in doppeltem Sinne, einmal als allgegenwärtige Weltſeele, wie die Seele überall ganz im Körper zugegen iſt (und dieſe iſt eine Spur und ein Schatten der Gottheit); ſodann auf unſagbare Weiſe, inſofern Gottes Weſenheit und Gegenwart und Allmacht in Allem und über Allem iſt, nicht als ein Teil, nicht als eine Seele, ſondern auf unerklärliche Art.

Sodann glaube ich, daß in der Gottheit alle Attribute Ein und Dasſelbe ſind, und mit anderen großen Philoſophen und Theologen benenne

*) Lichtſtrahlen aus Giordano Brunos Werken, herausgegeben von Ludwig Kuhlenbeck. Mit einem Vorwort von Moritz Carriere. Bei Rauert & Rocco in Leipzig 1891, VII und 142 Seiten. Wir geben hier aus dieſer geiſtvollen Zuſammenſtellung nur ganz wenige Auszüge als Beiſpiele für die ganze Schrift, die wir unſern Leſern gern empfehlen. (Der Herausgeber.)

[1]) Docum. venetian. XI, Berti 353.

ich in ihm die drei Haupteigenſchaften, Allmacht, Allweisheit und All-Güte oder auch Geiſt, Vernunft und Liebe, wodurch alle Weſen zunächſt ihr Sein haben auf Grund der Vernunft und ſchließlich ihre Eintracht und Symmetrie auf Grund der Liebe. Dieſe Dreieinigkeit iſt über Allem und in Allem, kein Ding iſt unteilhaftig des Seins und kein Sein ohne Weſenheit, kein Ding iſt ſchön ohne die Gegenwart der Schönheit, und kein Weſen kann von der göttlichen Allgegenwart ausgeſchloſſen ſein."

Einen weiteren Ausdruck gab Bruno ſeinem Monismus unter anderm auch in folgender Geſtalt [1]):

„Das Univerſum iſt ein Einiges, Unendliches, Unbewegliches. Ein Einiges iſt die abſolute Möglichkeit, ein Einiges die Wirklichkeit, ein Einiges die Form oder Seele, ein Einiges die Materie oder der Körper, ein Einiges die Urſache, ein Einiges das Weſen, ein Einiges das Größte und Beſte, das nicht ſoll begriffen werden können, und deshalb Unbegrenzbare und Unbeſchränkbare und inſofern Unbegrenzte und Unbeſchränkte und folglich Unbewegliche.

Dies bewegt ſich nicht räumlich, weil es nichts außer ſich hat, wohin es ſich begeben könnte; iſt es doch ſelber Alles.

Es wird nicht erzeugt; denn es iſt kein anderes Sein, welches es erſehnen und erwarten könnte; hat es doch ſelber alles Sein.

Es vergeht nicht; denn es giebt nichts anderes, worin es ſich verwandeln könnte; — iſt es doch ſelber Alles.

Es kann nicht ab- noch zunehmen; — iſt es doch ein Unendliches, zu dem einerſeits nichts hinzukommen, von dem andererſeits nichts hinweggenommen werden kann, weil das Unendliche keine aliquoten Teile hat.

Es iſt nicht Materie; denn es iſt nicht geſtaltet noch geſtaltbar, nicht begrenzt noch begrenzbar.

Es iſt nicht Form; denn es formt und geſtaltet nichts anderes, — es iſt ja Alles; es iſt das Größte, iſt eins und univerſell.

Es iſt nicht meßbar und mißt nicht; es umfaßt nichts, denn es iſt nicht größer, als es ſelbſt; es wird nicht umfaßt, denn es iſt nicht kleiner als es ſelbſt. Es wird nicht verglichen; denn es iſt nicht Eins und ein Anderes, ſondern Eines und Dasſelbe. Weil es Eins und Dasſelbe iſt, ſo hat es nicht ein Sein und noch ein Sein, und weil es dies nicht hat, ſo hat es auch nicht Teile und wieder Teile, und weil es dieſe nicht hat, ſo iſt es nicht zuſammengeſetzt.

So iſt es denn eine Grenze, doch ſo, daß es keine iſt; es iſt Form, doch ſo, daß es nicht Form iſt; es iſt Materie, doch ſo, daß es nicht Materie iſt; es iſt ſo Seele, daß es nicht Seele iſt; denn es iſt Alles ununterſchieden, und deshalb iſt es Eines; das Univerſum iſt Eines."

Dieſer reine Monismus Brunos aber war zugleich ein konkreter. Er erkannte, daß das Daſein dieſer Einheit — nicht ihr abſtraktes Weſen —

[1]) Della causa, Wagner I, 280.

eine Viel-Einheit sei, und daher bekannte er sich folgerichtig auch zu einem relativen Individualismus. Ihm war völlig klar, daß, da Entwickelung der Wesenheiten oder Seelen stattfindet, diese nur eine fortwährende Wandlung in neuen Wiederverkörperungen sein kann. Dieses sprach er vielfach aus. Nur eine solcher Stellen ist diese [1]):

„Nimmer vergeht die Seele, vielmehr die frühere Wohnung
Tauscht sie mit neuem Sitz und lebt und wirket in diesem.
Alles wechselt, doch nichts geht unter.

„Damit scheint mir übereinzustimmen, was Salomo sagt, der unter den Hebräern für den Weisesten gilt:

„Was ist das, was ist? Dasselbe was gewesen ist. Was ist das, was gewesen ist? Dasselbe was sein wird. Nichts Neues unter der Sonne.““

So reich wie Bruno in tiefster innerster Erkenntnis war, so groß war auch sein Schatz an praktischer Lebensweisheit. Dafür sei hier wenigstens ein Beispiel angeführt [2]):

„Nicht wer wenig hat, sondern wer viel begehrt, ist wahrhaft arm.“

Aber wie bekannt und wie es auch nicht anders sein konnte, trat er dem Treiben, „gegen das die Götter selbst vergebens kämpfen“, mit rückhaltlosem Spotte entgegen, so in folgender Auslassung [3]):

„Als ich (1576) nach Genua kam, stellten die Mönche von Castello den angeblichen Schwanz der heiligen Eselin aus, die den Herrn getragen habe, er war umwickelt und die Mönche schrieen: „Nicht anfassen! Küßt ihn! Es ist die Reliquie jener zu benedeienden Eselin, welche würdig erachtet worden, unsern Herrgott vom Ölberge nach Jerusalem zu tragen. Betet ihn an! Küßt ihn! Reicht Almosen! Ihr werdet hundertfältig zurückempfangen und das ewige Leben erwerben!“

„O heil'ges Eseltum! O heil'ge Ignoranz!
O heil'ge Dummheit! heil'ge Frömmelei!
Dir schafft die Seligkeit ein Eselsschwanz,
Doch Wissenschaft gilt dir für Teufelei!

Was frommt es auch, der fernsten Sterne Glanz
Zu prüfen oder in der Bücherei
Zu grübeln über der Planeten Tanz?
Das Denken bricht euch noch den Kopf entzwei!

Was nützt euch, Denkern, alles Spekulieren?
Ihr dringt nicht in das Herz der Mücke ein,
Und möchtet Mond und Sonne visitieren?
Vergeblich sucht ihr stets des Weisen Stein;

Kniet in den Staub und faltet fromm die Hände,
Denn die Vernunft ist eine Satansdirne;
Drum betet, daß Gott euch den Frieden sende,
Der sonder Zweifel wohnt im Eselshirne!“

[1]) Della causa, Wagner I, 243.
[2]) Reformation des Himmels, Kuhlenbeck, 165.
[3]) Spaccio und A l'asino Cillencio, Wagner II, 232 und 287.

Dem gegenüber würdigte Bruno alles Streben nach dem Wahren, Edlen, Hohen, wo immer es ihm in seiner Zeit begegnete, und dies ist mehr als anderwärts in Deutschland ihm zu teil geworden.

„Die göttliche Weisheit hat drei Wohnstätten; zum ersten eine unerbaute, ewige, den Sitz der Ewigkeit selber, zum andern die erst geschaffene, dieses sichtbare Weltall, zum dritten die zweitgeschaffene, die Menschenseele.

— — — —

Diese innere Welt, dieser Geistesbau, ruht auf sieben Säulen, auf den sieben freien Künsten, der Grammatik, Rhetorik und Poesie, der Logik, Mathematik, Physik, Ethik und Metaphysik.

Wenn wir einen Blick auf die Geschichte der Menschheit werfen, so glänzte dieser Bau zuerst bei den Ägyptern, Assyrern und Chaldäern. Danach bei den Persern, den Magiern, den Schülern eines Zoroaster; zum drittenmale bei den Gynosophisten; zum vierten in Thracien und Lybien, bei den Jüngern eines Orpheus und Atlas; zum fünften in Griechenland bei Thales und den andern Weisen; zum sechsten in Italien bei Archytas, Archimedes, Lucretius.

Jetzt aber zum siebentenmal baut er sich von neuem auf bei den Deutschen. Ich bin kein lügenhafter Schmeichler, wenn ich den volleren Reichtum des deutschen Geistes und seine helleren Augen preise. Seit das Reich zu den Deutschen gekommen ist, findet man hier mehr Genie und Kunst als bei andern Völkern. Wer war in fernen Tagen Albert dem Großen vergleichbar, wer dem Cusaner, der je größer um so weniger zugänglich ist? Hätte nicht der Priesterrock des letzteren Genie da und dort verhüllt und seinen freien Gang gehemmt, ich würde bekennen, daß er dem Pythagoras nicht gleich, sondern größer als dieser sei. Ist nicht Kopernikus, der Mathematiker, einsichtsvoller als Aristoteles und alle Peripatetiker in ihrer ganzen Naturbetrachtung? Welch edler Dichtergeist beseelte den Palingenius mit erhabener Einsicht? Wer seit Hippokrates war dem Arzte Paracelsus gleich, des Heilkunst bis an die Wunder heranreicht? . . .

— — — —

Göttlich, ja göttlich ist der Geist dieses Volkes, das nur in solchen Studien nicht schon den Vorrang einnimmt, an welchen es bislang noch kein Vergnügen fand!“

Sprüche in Verſen.

Von

Hans Arnold.

Menſch, du Beneidenswerter, die Krone der Schöpfung biſt du!
Menſch biſt als Form du, als Welt, doch Größeres biſt du dazu!
Gott biſt du ſelber als Geiſt, wirſt Gott, trägſt Welt du zur Ruh.

Denken und Wollen.

Wünſch'ſt du, daß ſchweiget dein Wille,
Damit du zufrieden ſei'ſt,
Wünſch' dir Gedankenſtille,
Die dir dies Glück verheißt.

Sinnlich und ſittlich.

„Sinnlich", wer eigenem Willen Freund,
Dem die Form geht über das Weſen,
„Sittlich", wer eigenem Willen Feind,
Der vom Leibe zur Seele geneſen!

Pflichtgefühl.

Pflichtgefühl iſt das Gefühl der Schuldigkeit,
Und das kennt nur der, der kennt Gerechtigkeit.

Gut und weiſe.

Der Gute wird, je beſſer er iſt,
Um ſo beſſer ſprechen vom Guten,
Der Kluge wird, je weiſer er iſt,
Um ſo wen'ger ſich Klugheit zumuten.

Jeder von ſeinem Standpunkte.

Ich hab' im Leben ſo oft gefunden,
Daß man für große Narren befunden,
So die weiſeſten Menſchen waren.
Doch fand ich, daß, die ſolch Urteil bekunden,
Erſt ſelbſt von der Narrheit mußten geſunden,
Im Denken wie im Gebaren.

Kränkung.

Wenn jemand ſich gekränkt fühlt, merke,
So fehlt es ihm an Seelenſtärke!

Gekränkt ſich fühlen kann nur der,
Der noch nicht iſt des Stolzes Herr.

Deß eingebildet, eitles Ich
Hört gar zu gern noch loben ſich.

Des Edlen Seel' demütigt ſich,
Und kennt darum Gekränktheit nicht;

Doch daß ſie fühl' der ſtolze Wicht,
Dafür ſorgt Gottes Weltgericht!

Schenkung.

Schenkſt du, ſo ſchenke auch recht, thu' alſo dem Dank nicht nachlaufen,
Sonſt möcht' man halten dafür, du wolleſt ſtatt ſchenken verkaufen!

Dein Irrtum.

Plaudert jemand Geheimniſſe aus,
Über die er zu ſchweigen verſprochen,
So ziehe du folgende Lehre daraus:
Es bleibet nichts ungerochen:
Du ſelbſt biſt die Schuld, daß es alſo kam,
Drum ſchlucke den Ärger hinunter;
Du hielt'ſt ihn für einen ehrlichen Mann,
Du irrteſt, das ſtraft ſich, nun glaube du dran!

Vergleich.

Wenn jemand ſtiehlt, wem, frage ich, giebſt du die Schuld,
Dem, das ihn dazu trieb,
Oder ihm ſelber, dem Dieb? —
Wenn du dich ärgerſt, dann, denk an die Schuld doch des Diebs!
Urſach' laß Urſache ſein,
Schuld biſt du ſtets nur allein!

Wiſſen erlöſt die Seele nicht.

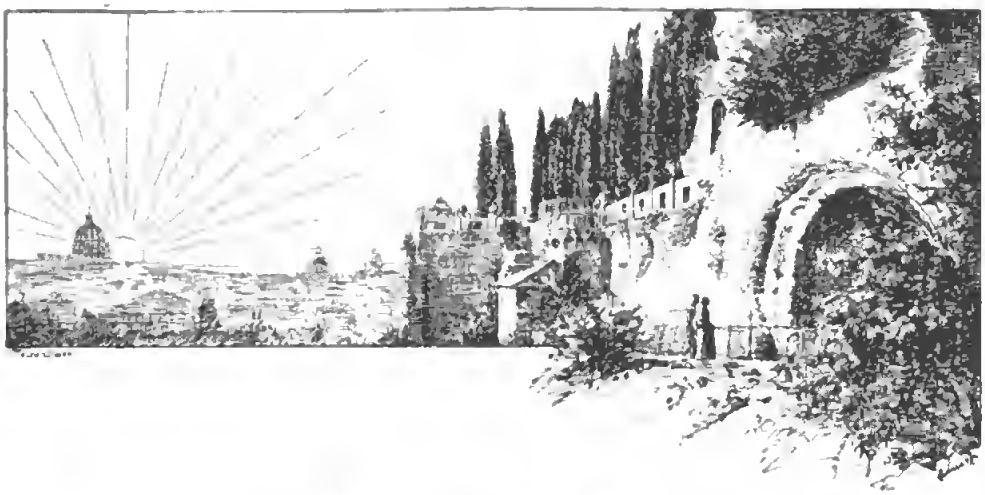
Das Wiſſen erlöſt die Seele nicht,
Es führt dich nur bis zur Thüre,
Dahinter erſtrahlt erſt das himmliſche Licht,
Das die Seele zur Seligkeit führe.

Dies Licht iſt mit Namen „Weisheit" genannt,
Es leuchtet aus Himmelshöhen.
Des Wiſſens Fackel, von dort verbannt,
Muß auf irdiſchem Boden ſtehen.

Denn das Wiſſen bleibt immer nur Kind der Welt,
Von der Form, der Materie, geboren;
Was an dieſer geſchieht, das iſt das Feld,
Das das Wiſſen ſich auserkoren.

Die Weisheit dagegen, ein Kind der Seel',
Vom Weſen dem Herzen geboren,
Durchleuchtet das Herz, daß es wandle ohn' Fehl
Den Weg, der dem Wiſſen verloren.

Den Weg, der da führt zur Glückſeligkeit,
Zu göttlich erhabenem Frieden. —
Wer von Weisheit durchleuchtet, iſt alle Zeit
So glücklich wie möglich hienieden!



Wahrheit oder Wahn?

Erinnerungsblätter

von

Marie Conſt. Hoch.

Ein jedes Band, das noch ſo leiſe
Die Menſchen aneinander reiht,
Wirkt fort in ſeiner ſtillen Weiſe
Durch unberechenbare Zeit.

Auguſt von Platen.

Es war an einem jener klaren, unbeſchreiblich ſchönen Frühlingsabende des Südens, im März 1879, als ich zum erſtenmal auf der Höhe des Mons Palatinus ſtand, inmitten der großartigen Reſte einer großen Vergangenheit, umwoben von allem Zauber ſüdlicher Natur. So völlig feſſelten mich denn auch jene Eindrücke, daß ich die Welt um mich her vergaß. Groß, majeſtätiſch ſenkte ſich der rotgoldige Sonnenball hinter St. Peter hinab. Die ewige Stadt, im erſten zarten Schmuck des Frühlings, lag, von Purpurglut übergoſſen, zu meinen Füßen. Auf dem Plateau des Jupiter-Victor-Tempels, jener uralten Kultusſtätte, welche Fabius Maximus in der Schlacht bei Sentinum 295 v. Chr. dem Gotte gelobt, und die ſelbſt einem Domitian noch ſo heilig dünkte, daß er ihr die Richtung ſeines Palaſtes anpaßte, ſtand ich jetzt und ſog mit Aug' und Seele die Schönheit des farbenfreudigen Landſchaftsbildes ein, in welchem die ewig junge Natur mit den Reſten antiker Kunſt zu einer reizvollen Einheit verſchmolz. Das Geſamtbild erhielt durch den erhabenen Bau St. Peters, deſſen Kuppel eben von den ſcheidenden Sonnenſtrahlen vergoldet ward, einen wunderbar ſchönen Abſchluß.

Schon war der letzte Strahl verglommen, als ich noch immer regungslos an den Opferſtein des Jupitertempels gelehnt ſtand, im Innerſten ergriffen den Gedanken bewegend, wie naturgemäß dem Menſchengeiſte die Anbetung der Sonne als erſte religiöſe Äußerung geweſen ſein müſſe. War ich doch in jenem Momente nicht ungeneigt,

ſelbſt die Opferſchale zu füllen und mit ihr dem erhabenen Geſtirn den Scheidegruß zuzuwinken. Da klangen plötzlich in mein weltvergeſſenes Schweigen die mit ſonorer Stimme geſprochenen Worte: „Oui, c'est divinement beau! c'est adorable!“ (Ja, das iſt göttlich ſchön; das iſt anbetungswürdig!)

Überraſcht ſah ich mich um und bemerkte in einer Niſche des blühenden Gebüſches am Rande des Plateaus eine Dame in Trauerkleidern. Mit jener Anmut, die bereits aus ihrer Stimme geklungen, erhob ſie ſich jetzt und that einige Schritte mir entgegen. „Verzeihen Sie, daß ich Sie ſtörte,“ ſagte ſie auf Deutſch, doch mit unverkennbar franzöſiſchem Accent, „aber der Anblick war ſo göttlich ſchön, daß ich laut zu denken begann.“ — „„Sie ſtörten mich keineswegs,““ entgegnete ich; „„vielmehr war ich angenehm überraſcht, daß jemand meinen eignen Gedanken ſo entſprechenden Ausdruck gab.““

Eine Weile ſtanden wir noch ſchweigend, die wundervolle Farbenfolge des verglimmenden Abendlichtes zu beobachten; dann ſchickte ich mich an, hinunterzugehen, denn nach Sonnenuntergang iſt der Temperaturwechſel im Süden empfindlich. Auch die Fremde hüllte ſich feſter in ihren Mantel und ſchien den gleichen Weg einzuſchlagen.

„„Haben wir vielleicht denſelben Weg?““ fragte ich nun, als ſie neben mir ſchritt. „„Mich dünkt, ich ſah Sie im Garten des Hôtel de Russie.““ — „Wohnen Sie gleichfalls dort?“ fragte ſie entgegen.

„„Ich habe den Winter im Süden zugebracht und bin vor kurzem hierher gekommen, das Oſterfeſt hier zu verleben.““ Ich blickte dabei meiner Begleiterin aufmerkſamer ins Geſicht, das, obſchon von jugendlicher Form, doch äußerſt durchſichtig, zart und ſchmal war. Große, dunkle Augen, deren Licht ebenſo durch den Ausdruck ſanfter Wehmut, wie durch lange, ſeidene Wimpern gedämpft ſchien, blickten unter einer edelgeformten Stirn hervor; feine Züge, die klaſſiſch geweſen wären, hätte nicht Schmerz oder Krankheit frühzeitig tiefe Furchen um Mund und Augenwinkel gezogen, machten mein Intereſſe an der Fremden mehr und mehr rege. Jene unnachahmliche Feinheit und Grazie, jene Verbindung von Unbefangenheit und vornehmer Zurückhaltung, zeigte mir, daß ich eine Dame der beſten franzöſiſchen Geſellſchaft vor mir hatte. So kürzte anregendes Geſpräch unſern Weg nach dem Hôtel und von dieſer Stunde an begann ſich zwiſchen uns ein Band zu knüpfen, das in der Folge ſchon während der nächſten Wochen ſich ſo befeſtigte, daß weder die verſchiedene Nationalität, noch andere, im täglichen Verkehr ſich bemerkbar machende Verſchiedenheiten die Innigkeit unſrer Verbindung zu beeinträchtigen vermochten.

Die Marquiſe Adelaïde de Valcour war ſeit 1870 Witwe. In der Schlacht von Sedan war ihr Gemahl verwundet worden und wenige Tage ſpäter ſeinen Wunden erlegen. Der Umſtand, daß das ſächſiſche Armeekorps dem Truppenteil, in welchem der Marquis diente, in jenen blutigen Tagen gegenüber geſtanden, ſchien ein neues Band zwiſchen uns zu werden. Waren doch uns beiden damals blutige Wunden geſchlagen

worden! Hatten doch unſre Truppen nach dem Zuſammenſtoß die gegenſeitige Tapferkeit rühmend anerkannt. Einer der Tapferſten unter den Tapfern, als Anführer der Cuirassiers, hatte Marquis Valcour die Ehre ſeiner Nation trotz des traurigen Ausgangs retten helfen.

Seine junge, ſeit Jahresfriſt vermählte Gattin durfte, ihrer Entbindung entgegenſehend, nicht zu ſeinem Sterbelager eilen. Erſt ſeine Leiche hatte ſie wiedergeſehen und in der heimatlichen Grabſtätte an der Seite eines totgeborenen Sohnes zur Ruhe gebettet. Seitdem lebte die Vereinſamte ganz ihrer Trauer, ihren Erinnerungen und ſtillem Dienſte der Barmherzigkeit. Trotz ihrer Schönheit und Jugend, ihres Ranges und Reichtums, die ihr einen der erſten Plätze in der franzöſiſchen Ariſtokratie ſicherten, hatte ſie jede Aufforderung zur Rückkehr in die Geſellſchaft, jeden Antrag zur Wiedervermählung abgelehnt und acht Jahre ununterbrochen auf ihrem ſchönen, doch einſamen Landſitze in der Normandie zugebracht, bis eine zunehmende Schwäche der Bruſt ſie veranlaßte, den dringenden Vorſtellungen ihres Arztes Gehör zu geben und den Winter 1878 bis 79 im Süden zuzubringen. Sie ſtand jetzt in dem Alter, von dem der galante Franzoſe ſagt „l'âge le plus intéressant de la femme“, etwa im einunddreißigſten Jahre. — Selbſtverſtändlich rührte ich weder an ihre ſchmerzlichen Erinnerungen, noch ſuchte ich ſonſt ihre Vergangenheit zu erfahren, aber gerade dieſe Zurückhaltung machte ſie allmählich vertraulich, und auf unſern Wanderungen in den mit allem Frühlingszauber geſchmückten Villengärten oder auf Streiftouren in der Campagna öffnete ſich mir ihre Seele ſo rückhaltlos, als ſei es ihr beſonderes Bedürfnis, nach ſo langer, ſchweigender Vereinſamung ſich einem mitfühlenden Weſen aufzuthun. Sie ward mir dadurch, wenn auch ein ſtark ausgeprägter myſtiſcher Zug ihre ganze Anſchauungsweiſe beherrſchte, von Tag zu Tag teurer.

Sehr viel Gewicht legte ſie auf die Zahl elf, die, wie ſie behauptete, in ihrem Leben eine merkwürdige Rolle geſpielt habe. Im elften Monat des Jahres geboren, war ſie im elften Jahre Waiſe geworden und hatte im zweiundzwanzigſten, kurz nach erreichter Volljährigkeit, ihrem Vormunde, einem ſtattlichen, hochgebildeten Manne, aus freier Neigung die Hand zu einem Bunde gereicht, deſſen Glück ebenſo ideal, wie kurz geweſen. Am 11. Mai 1869 hatte ſie mit dem Geliebten den Bund des Herzens geſchloſſen, am 11. Juni war ſie ſein Weib geworden und am 11. September des folgenden Jahres bereits Witwe. Vielleicht trug die myſtiſche Richtung ihres Weſens dazu bei, ſie auch in unſrer Freundſchaft eine beſondere Fügung erblicken zu laſſen; war doch unſre erſte Begegnung am elften Tage des März geſchehen. Mir aber war es eine Genugthuung, dieſem liebenswerten, hartgeprüften Weſen in ſeiner Vereinſamung durch warme Teilnahme Troſt und ſelbſt Freude zu gewähren. Denn zuweilen, wenn wir in gleichem Behagen an ſchöner Natur und herrlicher Kunſt, in gleichem Intereſſe an allem, was das Herz erhebt, unſre Gedanken und Empfindungen gleichſam hinüber und herüber ſpielen ließen, durfte ich doch mit Freude wahrnehmen, wie die ſchönen Augen zu ſtrahlen und die ſchwermütigen Linien um den holden Mund einem Lächeln zu weichen begannen.

Manch' köſtliche Stunde, die mir unvergeßlich bleiben wird, verdankte ich dieſem Zuſammenſein, denn eine hochbegabte Natur, wie mir in jenem bewegten Winter im Süden keine zweite vorgekommen, war Adelaïde, alles in allem eine Frau, die dem Ideale vornehmer Weiblichkeit ſo nahe als möglich kam. Und poeſievoll, zart und edel, wie ihr Weſen, war auch ihre Erſcheinung. Gar manches Auge blickte ihr mit bewundernder Teilnahme nach, wenn ſie über den Raſen des Parkes dahinſchwebte und ihre hohe Geſtalt im Trauergewande eine wehmütige Staffage zu der Frühlingswelt umher bildete.

Der laue, köſtliche Frühling des Jahres 1879 begünſtigte unſre Ausflüge in die gerade zu dieſer Zeit unvergleichlich reizvolle Campagna. Der Strom der Vergnügungsreiſenden ſowohl, wie der Geſellſchaftsdurſtigen, welche Rom, die Weltſtadt, im Winter unſicher machen, pflegt ſich kurz nach Oſtern zu verlieren, ein Umſtand, der die Poeſie unſrer genialen Streiftouren nicht wenig begünſtigte. Nichts ſtörte uns in unſern Geſprächen, wenn wir etwa in den Ruinen der Hadrians-Villa, in der ehemaligen Wandelbahn der Peripathetiker auf und ab ſchritten und unſre Phantaſie ſich in Wiederherſtellung jener Zeit verſuchte; kein lärmender Zug einer Reiſegeſellſchaft, keine Geſchwätzigkeit offizieller Führer ſtörte den weihevollen Naturgenuß in den Gärten der Villa d'Eſte oder am Lago d'Albano; ſo fanden unſre verwandten Seelen in Natur und Kunſt, wie im beiderſeitigen Austauſch, eine ſolche Fülle von Befriedigung, daß wir beide die Trennung von Woche zu Woche hinausſchoben. Aber obwohl unſer Zuſammenſein einen ſichtlich erheiternden Eindruck auf meine Gefährtin machte, vermochte ich doch jenen myſtiſchen Zug nicht zu bannen, der plötzlich, ſelbſt inmitten heiterer Geſpräche, in ihrem Weſen hervortrat. Immer wieder richteten ſich ihre Gedanken mit Vorliebe auf die Zuſtände der überſinnlichen Welt und ihren Zuſammenhang mit der Sinnenwelt. Und dabei ſah ſie zuweilen ſo vergeiſtigt aus, daß ich im Stillen ihre Vorahnung eines frühen Todes teilte.

Unvergeßlich bleiben mir unſre Geſpräche am Abend vor dem Scheiden, als wir noch einmal in leichter Halbchaiſe unſre Lieblingsfahrt auf der Via Appia, der „Königin aller antiken Straßen", machten, die in feierlichem Schweigen, von den Trümmern der Grabmonumente des antiken Rom begleitet, die großartige Öde der Campagna durchzieht bis zur mütterlichen Stätte Albas. Die herrliche, ernſte Landſchaft ringsum, die wellenförmige, mit antiken Baureſten überſäete und von Zeit zu Zeit mit Gebüſch von Steineichen wie mit Oaſen geſchmückte Ebene, die vom Abendſonnenſtrahl in alle Schattierungen von Rot und Gold gehüllt erſcheint, das ferne, blaue Albanergebirge, das mit ſeinen lachenden, grünen Vorgebirgen und zerſtreut am Hügel hinabkletternden, weißglänzenden Ortſchaften zu jener ernſten Einöde einen Gegenſatz bildet, wie Leben und Tod, wie Gegenwart und Vergangenheit: dies alles iſt ein Geſamtbild ohnegleichen. Gerade an jenem Abende, nachdem ein Gewitter die Luft gereinigt und mit Düften erfüllt, glühte die Campagna, ſoweit das Auge reichte, in allen Tinten des Abendpurpurs, während im Weſten die Kuppeln und Häuſermaſſen Roms in flüſſiges Gold getaucht

ſchienen; eine Welt voll antiker Größe und wunderbaren Zaubers. Wir ſtiegen ab, wo links der Weg zur Grotte der Egeria im Thal des Almo ſich abzweigt. Unterhalb des Eichenwäldchens, am Brunnenheiligtum, raſteten wir, und wieder wandte ſich, von jener ſympathiſchen Mythengeſtalt angeregt, das Geſpräch auf die geheimnisvollen Zuſammenhänge zwiſchen Natur und Menſchenweſen, zwiſchen Geiſt und Materie. Schon ſtieg im Oſten der Vollmond empor, in deſſen Schimmer das edle, durchſichtige Antlitz der Freundin, vom Trauerflor umrahmt, mir faſt geiſterhaft erſchien. Die großen Augen nach oben gerichtet, floſſen tiefſinnige Worte von ihren Lippen, ſo daß ihr Anblick mich unwillkürlich an Ary Scheffers geiſtreiches Gemälde der Mutter des Auguſtinus erinnerte, wie ſie zu Oſtia, ſchon eine halb Verklärte, mit dem Sohne Ewigkeitsgedanken austauſcht.

Andern Tags — es war am 12. Mai — ſchlug uns die Trennungsſtunde. Ich kehrte in meinen Wirkungskreis zurück und die Marquiſe in ihr einſames Heim in der Normandie, das nun der Frühling mit ſeinem Zauber zu ihrem Empfang geſchmückt hatte. Ein Verſprechen, uns dort, wenn möglich, im Sommer wiederzuſehen, erleichterte uns beiden den Abſchied, doch — der Menſch denkt — Gott lenkt. Verſchiedene Umſtände verhinderten mich an einer Reiſe nach Frankreich, bis nach zwei Jahren; — doch davon ſpäter!

Einſtweilen entſpann ſich zwiſchen uns ein reger Briefwechſel, ein geiſtiges Miteinanderfortleben, das uns beiden manchen Gewinn brachte. Adelaïdens Briefe waren ſo poeſievoll, ſo voll tiefen Gehalts, wie ihr Weſen, aber ebenſo klang auch jener myſtiſche Grundton hindurch, der ſich krankhaft ſteigerte. Glücklicherweiſe drang der Arzt im folgenden Sommer wieder auf einen Ortswechſel und empfahl das kleine, vornehme Seebad Houlgate. Hier war ſie genötigt, ein verhältnismäßig angeregteres Leben zu führen, denn nicht ganz durfte ſie ſich dem Verkehr mit den erſten Familien des Départements verſchließen, welche dieſen lieblichen Ort den geräuſchvolleren andern Seebädern der Normannenküſte vorziehen. Adelaïde ward mit Aufmerkſamkeiten und Sorgfalt umgeben. Wirklich ſchien die feine Geſelligkeit ebenſowohl wie die große Scenerie und die kräftige Seeluft, belebend auf ihre ſenſitive Natur zu wirken. Selbſt ein Zug geiſtreichen Humors trat zuweilen in ihren Berichten über die faſhionable Welt um ſie her hervor, und in den feinempfundenen Schilderungen der reizvollen Küſte und des belebten Meerbildes ſpiegelte ſich die lebendige, feurige Naturauffaſſung, die ihr eignete. Allein der frühe Herbſt rief ihre Sehnſucht nach dem einſamen Familienſchloſſe wieder ſo ſtark hervor, daß kein Widerſpruch mehr fruchtete, und kaum dahin zurückgekehrt, verlor ſie ſich wieder in jene myſtiſche Gefühlsſchwärmerei, die an den Grabmälern ihres Glücks ſo reiche Nahrung fand. Je mehr ich aber verſuchte, ſie durch Zuſpruch von myſtiſchen Grübeleien ab und dem vollen, thätigen Leben zuzulenken, deſto mehr bemerkte ich mit Schmerz, daß ſich ihr Inneres mir zu verſchließen begann. Sie ließ dann wohl lange Pauſen in dem liebgewohnten Briefwechſel eintreten, und ich mußte, wollte ich mich nicht ganz um das mir ſo teure Vertrauen bringen,

die größte Zurückhaltung und liebevollste Berücksichtigung ihrer Eigenart beobachten. — So waren mehr als zwei Jahre seit unsrer ersten Begegnung verflossen, als ich plötzlich die Nachricht ihrer ernstlichen Erkrankung erhielt. Sie mußte sich in der That sehr leidend fühlen, da sie endlich der Mahnung des Arztes, ihr düsteres Schloß mit der behaglichen Wohnung im Faubourg St. Germain zu vertauschen, Gehör gegeben hatte.

Lebhaft, ja dringend äußerte sie den Wunsch, mich wiederzusehen, und sobald ich es vermochte, folgte ich ihrem Rufe, wie dem Drange des eigenen Herzens.

Um Mitternacht des elften Mai 1881, gerade zwei Jahre nach unserer Trennung, langte ich in Paris, Gare du Nord, an und durchquerte zum erstenmale — mit gemischten Empfindungen — die um diese Stunde noch sehr belebte Weltstadt. Um die Leidende nicht zu stören, stieg ich in einem Hôtel der Rue de la paix ab und eilte am andern Morgen, so früh als thunlich, nach dem Faubourg St. Germain. Allein die Sehnsucht hatte mich zu zeitig fortgetrieben; als ich auf der Place St. Clotilde stand, schlug die Uhr zehn. Eine Stunde mußte ich mir das Wiedersehen noch versagen, wollte ich der Freundin die Morgenruhe nicht verkürzen. Aus St. Clotilde, der „Kirche der Aristokratie", tönten ernste Klänge, die mich eigentümlich ergriffen. Ein Totenamt ward gehalten. Ich trat ein und setzte mich still in eine Ecke. Es war eine schlichte, würdige Feier und ich — ohne zu wissen, wem sie galt — beging sie mit, in einer wunderbaren, immer sich steigernden Wehmut. Beständig mußte ich der kranken Freundin denken; — ihr galt meine Fürbitte, als der Segensspruch und die Weihe über dem Katafalk vollzogen ward.

Da schlug die Glocke elf. Geräuschlos erhob ich mich und verließ die Totenmesse. Wenige Minuten später stand ich vor der Pforte des kleinen Palais Valcour in der Rue Las Casas. Wie bei den meisten Hôtels der älteren französischen Aristokratie — der sogenannten Legitimisten — bildete auch hier ein Hofraum mit hoher Mauer und eisernem Portal den Zugang. Ich läutete; schwer öffnete sich die Pforte und aus der Loge trat der greise Thürhüter, ein lebendiges Stück aus der Zeit der Grand-Seigneurie, die jetzt kaum mehr vorhanden. Mit ernster Miene und steifer Haltung fragte er nach meinem Begehr. Ich reichte ihm meine Karte und konnte vor Bewegung kaum die Worte: „Melden Sie mich" sagen. Der Name schien dem greisen Diener durch unsern Briefwechsel bekannt; sein Gesicht zuckte plötzlich und mit gedämpftem Tone fragte er: „Est-ce que Madame ne sait pas encore?" . . . .

„Qu'y-a-t-il?" unterbrach ich ihn angstvoll. Da fiel mein Blick auf den Trauerflor um seinen Arm, und es hätte nun nicht mehr der unter Thränen gestammelten Worte des im Dienste des Hauses ergrauten Mannes bedurft, mir die schmerzliche Bestätigung meiner Ahnung zu geben. Adelaïde de Valcour war vor drei Tagen gestorben. Die Nachricht mußte unmittelbar nach meiner Abreise eingetroffen sein. Zufolge des letzten Willens der Entschlafenen war die Leiche nach der Normandie übergeführt und zu derselben Stunde, in welcher ich in St. Clotilde dem Totenopfer für eine mir unbekannte Persönlichkeit beigewohnt, an der

Seite ihrer Lieben beigesetzt worden. So hatte ich doch unbewußt ihr die Leichenfeier gehalten. Am elften Mai, ihrem Verlobungstage, war sie an des Heißgeliebten Seite bestattet, war ihr das Grab zum Brautbette geworden.

Am andern Morgen reiste ich mit dem ersten Courierzug nach dem Calvados. In Lisieux, einer kleinen, lebhaften Industriestadt, nahm ich einen Einspänner und fuhr durch das weidereiche, blühende Auge-Thal nach dem Stammgute der Valcours. Zu anderer Zeit wäre diese Fahrt durch die wohlgepflegten Landschaften der Normandie reizvoll gewesen; jetzt streifte mein Auge achtlos über die Frühlingsflur, hörte mein Ohr kaum den Sang, in welchem der normannische Bauer mit den Lerchen wetteifert, wenn er in reinlicher blauer Blouse, hinter den breitstirnigen Rindern hergehend, mit dem blinkenden Stahlpflug tiefe Furchen in den braunen, dampfenden Erdboden zieht.

Von ferne nach dem Turme des Schlosses Valcour spähend, sah ich ihn endlich aus prachtvollen Buchengruppen hervorragen und bald lag der edle Bau aus gotischer Frühzeit mit seinen stattlichen Massen vor mir. An der Parkpforte teilte ich dem Thürhüter mein Begehr mit und ward die mir aus Adelaïdens Briefen wohlbekannte Buchenallee entlang zum Schlosse geführt, an dessen Doppelfreitreppe der nunmehrige Besitzer, der letzte männliche Erbe des Namens, mich empfing. Ich habe Sie erwartet, sagte er ernst; die Verstorbene hat Ihrer in ihren letzten Momenten gedacht. Bald darauf geleitete er mich zur letzten Ruhestatt der Freundin und ich legte ein Kreuz von weißen Rosen und Lilien darauf. Nachdem ich noch eine Zeitlang allein hier verweilt, ganz der Erinnerung und dem Schmerze dieses Wiederfindens hingegeben, kehrte ich durch den von Sonnenstrahlen durchzitterten Laubengang zum Schlosse zurück, bei jedem Schritte der Verblichenen denkend, die durch ihre lebendigen Schilderungen der Heimat mich hier so heimisch gemacht, daß ich mit Wehmut jeden ihrer Lieblingsplätze zu finden vermochte.

Der Marquis führte mich mit ritterlichem Anstande in das Boudoir der Entschlafenen; da stand die blauseidene Ottomane, auf der ihr schönes Haupt so oft geruht; der kleine gotische Prie-Dieu mit dem Brevier, das ich in Rom so manchmal in ihrer Hand gesehen. Da lag auf dem zierlich geschnitzten Schreibpult noch die Mappe, über welche geneigt sie so oft an mich geschrieben, und daneben ein in lichtblauen Sammet gebundenes Buch mit silbernen Initialen, ihr Tagebuch. Dieses überreichte mir der Erbe mit der Bemerkung, die Sterbende habe es mir bestimmt. In tiefster Bewegung empfing ich diese teure Gabe. Zugleich übergab er mir als letztwilliges Andenken ein Etui, mit dem Bemerken, es sei mir „zu täglicher Erinnerung" bestimmt. Es enthielt einen feinen Goldreif von alter Arbeit, mit elf eingelegten Perlen, den einzigen Schmuck, welchen ich an der Heimgegangenen bemerkt, ein Brautgeschenk ihres Gatten. Ich habe das teure Vermächtnis seither täglich getragen. Das Tagebuch aber beschloß ich nicht früher zu öffnen, als bis ich es in rechter Stille zu thun vermöchte. (Schluß folgt.)

Lichtmärchen.

Von

Walter von Appenborn.

Licht! vom Himmel flammt es nieder,
Licht! empor zum Himmel flammt es,
Licht! es iſt der große Mittler
Zwiſchen Gott und zwiſchen Menſchen:
— Als die Welt geboren wurde
Ward das Licht zuerſt geboren;
Und ſo ward des Schöpfers Klarheit
Das Myſterium der Schöpfung.
Licht verſchießt die heilgen Pfeile
Weiter immer, lichter immer.
Ariman ſogar, der Dunkle,
Wird zuletzt vergeh'n im Lichte.

Platen.

Im fernen Morgenlande lebte ein Kind, das hieß Helianthe; es hatte ganz dunkle Augen, und nur wenn die Sonne hinein ſchien, — denn es konnte, ungleich den Sterblichen, in die Sonne blicken, ohne geblendet zu werden, — leuchtete und funkelte es in den nächtigen Augen, daß jeder, der es einmal geſehen hatte, es nie mehr vergeſſen konnte; ſo ſchön war es.

Im hellen Sonnenſchein war das Kind lieblich und glücklich; und alle Menſchen mochten es gerne anſchauen, wenn es die Arme ausſtreckte nach der Sonne, ſie mit Liebesnamen anrief, und ſie bat, nur nicht fortzugehen und es allein im Dunkeln zu laſſen.

Vor dem Dunkel fürchtete ſich Helianthe ſehr. Wenn die Dämmerung anfing, freundlich ihre weißen Schleier über die Blumen und die Berge auszubreiten, dann weinte das Kind; und die Augen, die ſo ſchön im Sonnenlichte geweſen, ſahen trübe und düſter aus.

„Warum weinſt du, Schweſterchen", rief da einſt eine ſanfte Stimme ihr zu. Es war die Stimme Heſperias, einer Tochter des Abendſterns.

Heliantens Traum.

Finſter wandte ſich Helianthe zu der Sprechenden:

„Ich haſſe die Nacht und das Dunkel; ſolange die Sonne ſcheint, ſehe ich nur ſie, und die Vögel und Blumen und Menſchen freuen ſich mit mir. Kommt der Abend, dann ſteigen allerorten finſtere Schatten auf, — dann ſehe ich, wie die Sorge mit ihren vielen häßlichen Kindern, die am Tage geſchlafen, ſich erheben und ſich hineinſchleichen in die unbewachten Menſchenherzen; dann höre ich ſchluchzen und ſtöhnen und meine Stirne wird von fremden Thränen naß, die irgend ein Unglücklicher in der Verborgenheit geweint. Wie kann ich da glücklich ſein?“ —

„Wenn du das Licht ſo ſehr liebſt, kleine Schweſter, warum hilfſt du uns nicht das Dunkel bekämpfen?“ fragte Heſperia.

„Wie ſollte ich das?“ fragte die kleine Helianthe betrübt.

„Willſt du es hören?“ — entgegnete die Tochter des Abendſterns. — „Auch wir lieben das himmliſche Licht, und es gab eine Zeit, ſo erzählte mir meine ſanfte Mutter, da man noch kein Dunkel kannte. Goldene Helle überflutete die ſchöne Welt, und in ihren Strahlen badeten ſich ſelige Geſchöpfe. Lächelnd und liebend ſah der Schöpfer dieſer Herrlichkeit auf ſeine Welt nieder, denn ſie war ſehr gut. —

Da geſchah es, — und bei dieſen Worten ward das Sternenkind ſehr traurig, — daß einer der Unſeren, der ſtrahlendſte Stern, der Lichtbringer Lucifer genannt, das Lichtreich allein beherrſchen wollte. Sein Stolz empörte ſich dagegen, daß er als Teil des Ganzen mit ſeinen Strahlen dienen ſollte, die allgemeine Helle zu vermehren.

„Ich nur will Lichtbringer ſein, rief er aus, und außer mir ſoll kein anderes ſcheinen.“ Er ſtürzte ſich mit ſeinen goldenen Waffen in den Kampf. Das Ringen war furchtbar; alles Geſchaffene beteiligte ſich daran, und ſtolze Erdenſöhne, die Titanen, wollten dem gewaltigen Sternenfürſten helfen, die Ordnung des Ewigen umzuſtürzen.

„Wenn wir eine neue Welt aus dieſem Kampf gewinnen, ſo werden wir wie die Götter ſein, und es ſoll als ſtolzes Vermächtnis von Geſchlecht zu Geſchlecht die Sage gehen, daß wir uns unſere Welt erkämpft haben!“

So klang ihr vermeſſenes Wort.

Der Ewige ſchaute mitleidig auf die Verblendeten hernieder: „Du ſollſt ein Reich beſitzen, Lucifer, aber es ſoll das Reich des Dunkels ſein, da du dich unfähig erwieſen, deine Lichtwaffen zu führen!“ —

— So lautete der Richterſpruch des Schöpfers, da die Empörer gefeſſelt vor ſeinen Thron gebracht wurden. —

— „Herrſche darin, bis deine Sehnſucht nach deinem Elemente ſo groß geworden ſein wird, daß du dich freiwillig deiner Herrſchaft begiebſt und als dienendes Glied wieder der Helle angehören willſt.“

Und Lucifer übernahm grollend ſein Reich. Wir aber, fuhr die Sternentochter fort, — die wir doch zu ſeiner Sippe gehörten, wir warfen uns dem Allmächtigen zu Füßen und flehten, daß es uns vergönnt ſein möchte, manchmal in das finſtere Reich hineinzublicken und dem Verbannten ins Gedächtnis zurückzurufen, von wannen er gefallen, damit die Sehnſucht nach ſeiner Heimat in ihm wach erhalten bleibe.

Der Ewige gewährte unsere Bitte. Allnächtlich schauen wir nun, meine Mutter und ich und unzählige andere Sterne aus unserem Geschlechte, mit sehnsüchtigen Augen hinunter in das dunkle Königreich, damit Lucifer, wenn er aus finsterem Brüten aufblickt, den Abglanz unserer Liebe und unseres Gedenkens schauen möchte und nicht vergessen, daß auch ihm eine Erlösung geboten.

Er hat nicht aufgehört, ein Feuergeist zu sein, auch nach seiner tiefen Erniedrigung. Oft macht sich sein heißes Empfinden Luft und er schreibt in feurigen Buchstaben große Dichtungen in seiner Sprache auf die zitternde Erde. Es klingt daraus ein Schrei der Verzweiflung und ein Nachhall der wilden Sagen von dem Gigantenkampf von ehemals.

Kaum einer versteht das Flammenlied, ob es im Norden erklingt, wo rings Eisberge starren, ob es im blühenden Süden ertönt, — er müßte denn selbst ein Dichter sein. Die Menschenkinder erschrecken davor und verwünschen die feindliche Macht, die es hervorstößt. Sie wissen nicht, daß diesem Liede, wie so vielem, was ihnen unverständlich bleibt, ein Zug tiefer unbewußter Sehnsucht nach wahrem Licht und Frieden zu Grunde liegt.

Einmal habe ich das Antlitz des Verbannten gesehen, fuhr Hesperia fort, als Nacht und Morgenröte sich die Hand reichten. Dann müssen wir Sterne ablassen von unserem Liebeswerke. Als alle Geschöpfe jubelnd die Wiederkehr des Tages begrüßten, da schaute Lucifer empor, und ich vernahm ein Stöhnen, jenem Seufzen vergleichbar, was die Kreatur bewegt, wenn sie sich ihres ängstlichen Harrens traumhaft bewußt wird.

Seit jener Stunde ist der Wunsch in mir mitleidstark erwacht: ich will nicht ablassen mit meinen schwachen Strahlen zu leuchten, ich will nicht müde werden zu hoffen, daß auch mein kleines Licht dazu beitragen möchte, einmal den Verlorenen *erlöst* zurückzuführen in unsere Arme."

„Ich will dir helfen, Hesperia," sagte bewegt das Sonnenkind. „Sage mir nur, wie!" —

„Sammle die Sonnenstrahlen, so viele du kannst, in deinen schönen Augen und laß sie niedergleiten in dein Herz. Dort verwandeln sie sich und heißen nicht mehr Sonne, sondern Liebe. Hast du einen Vorrat dieser verwandelten Lichtstrahlen in deinem Herzen, dann wird dir vor der Nacht nicht mehr grauen. Du wirst der Sorge entgegentreten können, wenn sie von den armen Menschenherzen Besitz nehmen will, und es ihr wehren. Du wirst die einsam Weinenden erkennen, die sich vor dir im Finsteren versteckten, um ungesehen zu leiden, denn die Strahlen leuchten immer noch in deinem Herzen trotz ihrer Verwandlung und hellen auch die tiefste Nacht auf.

Thust du also, kleine Sonnentochter, dann kämpfst du mit uns den guten Kampf, und ein ferner Tag wird scheinen, an dem geerntet werden kann, was wir gläubig gesät."

„Es wird der Tag sein," flüsterte Helianthe träumend, „an dem es keine Sehnsucht mehr giebt und droben am Himmel ein neuer Stern leuchten wird, den seit vielen tausend Jahren keiner mehr gesehen."

Okkultiſtiſche Forſchung in Italien.

Von

Ludwig Deinhard.

I. Prof. Lombroſos Erklärung der mediumiſtiſchen Phänomene.[1])

Kaum hatte der genannte italieniſche Pſychiater einigen Sitzungen mit der Euſapia Palladino beigewohnt, kaum hatte er einen kleinen Teil der ſpiritiſtiſchen Phänomene ſelbſt beobachtet, als er auch ſchon das Bedürfnis fühlte, gegen die ſpiritiſtiſche Theorie öffentlich Front zu machen. Mit anerkennenswertem Freimut zwar geſteht er ſelbſt zu, daß er in verſchiedenen Büchern die Spiritiſten geradezu inſultirt, und daß er ihnen bezüglich der „Thatſachen, deren Sklave er nun ſelbſt geworden", Unrecht gethan; als ganz und gar im theoretiſchen Materialismus ſteckender moderner Pſychiater aber hat er nun ſofort auch eine materialiſtiſch-pſychiatriſche Erklärung zur Hand. Gleich im Beginn ſeines Aufſatzes ſagt Lombroſo folgendes:

„Die Dinge aber liegen ſo verworren, und, wie ich glaube, ſind auch jetzt noch gewiſſe Behauptungen der Spiritiſten durchaus haltlos. Ich verweiſe nur z. B. auf das angebliche Vermögen, die Toten ſprechen und handeln zu laſſen, während man doch genau weiß, daß dieſe, beſonders nach einigen Jahren, nichts als einen Haufen organiſcher Stoffe bilden, und daß man demnach mit dem gleichen Recht verlangen könnte, daß auch die Steine dächten und ſprächen."

Hier bereits rufen wir: Risum teneatis amici! Wann hätte wohl, verehrter Herr Profeſſor, der Okkultismus ſich jemals zu ſolcher Behauptung verſtiegen, daß Leichname auferſtehen und ſprechen? Das iſt allerdings das Glaubensbekenntnis der orthodoxen Kirche, aber niemals hat der Okkultismus dies gelehrt, den zu ſtudieren Sie ſich doch erſt die Mühe nehmen ſollten, ehe Sie über ſeine Theorien den Stab brechen!

Die Begriffe: Aſtralkörper, aſtrale Welt, Aſtrallicht u. ſ. w. ſind, wie es ſcheint, dem Herrn Profeſſor bis jetzt noch vollſtändig unbekannt. Weiter:

„Von vornherein bemerke ich, daß die Euſapia neuropathiſch iſt, daß ſie in ihrer Kindheit am linken Scheitelbein eine Verletzung erhielt, tief genug, um einen Finger

[1]) Vgl. Berliner Tageblatt: Der Zeitgeiſt vom 25. Jan. 1892.

hineinzulegen, und daß sie infolgedessen fortwährend epileptischen, kataleptischen und hysterischen Anfällen ausgesetzt ist, in die sie namentlich während der mediumistischen Phänomene verfällt. Ebenso neuropathisch veranlagt waren bekanntlich auch die andern wirklich großen Medien, wie Home ꝛc."

Hieraus den einfachen Schluß zu ziehen: Demnach müßten die mediumistischen Phänomene den Neuropathologen und Psychiatern längst bekannt und geläufig sein, gebietet doch eigentlich eine gesunde Logik. Ist dieses der Fall? In Deutschland ganz sicher nicht. Man erinnere sich nur der Kontroverse über „Die Mystik im Irrsinn" (Specht contra du Prel) oder gar der famosen Gutachten über „Suggestion und Dichtung", worin die meisten jener Gelehrten nur das spiritistische Gebiet streiften, um zu erklären, daß sie diesen Verirrungen des Menschengeistes sich natürlich grundsätzlich stets fern gehalten hätten. Geht nun nicht aus diesen wenigen Sätzen Lombrosos schon hervor, daß es hohe, ja höchste Zeit für die deutschen Neuropathologen wäre, sich gleich ihm wenigstens mit den Thatsachen des Mediumismus zu befreunden? Auf etwaige vorschnelle Erklärung dieser Phänomene durch diese Herren allerdings verzichten wir Okkultisten gern. Denn alle nur denkbaren antispiritistischen Theorien sind uns aus deren Zusammenstellung in Alexander Aksakows verdienstvollem Werke „Animismus und Spiritismus" wohl bekannt.

„Ich kann nun durchaus nicht unbegreiflich finden," — fährt Lombroso fort — „daß, wie bei den Hysterikern und Hypnotikern, die Erregung einiger Centren, verstärkt durch die Paralyse aller andern, eine Versetzung und Übertragung der psychischen Kräfte hervorrufe, wie andrerseits eine Verwandlung in leuchtende und bewegende Kraft: und damit kann man auch verstehen, wie ein Medium mit seiner einfachen kortikalen und cerebralen Kraft z. B. imstande ist, einen Tisch zu heben, zu klopfen, Einen zu berühren, zu streicheln" u. s. w.

Wir finden also hier die Erklärung durch Animismus — eine Bezeichnung, für welche wir Herrn von Aksakow außerordentlich verpflichtet sind. Nur fehlt der Lombrososchen Auffassung dieser Vorgänge, die allerdings für den Psychiater charakteristisch ist, ein bedeutsames Moment, auf das wir oben schon hinwiesen. Es fehlt ihm der Begriff jener substantiellen Wesenheit der Seele, die Vorstellung eines plastisch-greifbaren, wenn auch für gewöhnlich den Sinnen unzugänglichen Astralkörpers, eines „Perisprit". Nach unserer bescheidenen Meinung paßt allerdings die animistische oder die dem Animismus verwandte psychiatrische Erklärung Lombrosos auf das von ihm beobachtete Thatsachen-Gebiet nicht, da dieselbe die Behauptung umfaßt, daß die anima des Mediums den ganzen kindischen Spuk bewirkt habe, dessen Zeuge Lombroso gewesen, während wir vielmehr die Ansicht vertreten, daß derartige Vorgänge gerade wegen ihrer Albernheit spiritistisch erklärt werden müssen, als ausgehend von unsichtbaren niederen Intelligenzen — den Elementarwesen des Okkultismus — welchen sich auf diese höchst läppische Weise zu manifestieren eben nun einmal Vergnügen zu machen scheint.

Die weiteren Erklärungen Professor Lombrosos einzeln zu verfolgen, haben wir eigentlich kaum Veranlassung. Denn nun hilft sich der italienische Gelehrte zur Klarstellung des Beobachteten mit Hypnotismus,

Suggestion und Hallucination, und überall tritt seine unvollkommene Kenntnis der Vorgänge zu Tage, die ihm freilich das Erklären erleichtert. Das Gebiet der Gedankenübertragung namentlich wird von ihm in einer Weise ausgebeutet, daß man bei der Lektüre seines Aufsatzes gewissermaßen Gedanken nur so im Raume des Sitzungs-Zimmers herumgeschleudert zu sehen glaubt:

„Durch Gedankenübertragung" — sagt er z. B. — „erklärt sich der Fall des Herrn Hirsch, der mit seiner verstorbenen Gattin zu verkehren wähnte. Sein Gedanke an die Verstorbene wurde auf die Verstorbene übertragen und vom Medium auf ihn selbst zurückgestrahlt, und da bei jedem Menschen der Gedanke die Gestalt eines, sich im Laufe der Ideen-Association rasch wieder verlierenden Bildes annimmt, so sah auch Hirsch das Bild der Toten; denn der Gedanke und die Erinnerung an sie war ihm lebendig und gewissermaßen gegenwärtig."

Diese ganze gelehrt klingende Auseinandersetzung ist aber hinfällig, wenn man aus dem Bericht des Dr. Barth entnimmt, daß „die Erscheinung mit zwei für Alle vernehmbaren Küssen auf Hirschs Mund schied"; und noch weniger stimmt sie zu dem früher erwähnten gelungenen Versuch Dr. Barths, eine ähnliche Erscheinung hervorzurufen dadurch, daß er in der, dem Medium unbekannten, deutschen Sprache an eine Verstorbene dachte. Bei diesen Sitzungen war allerdings Lombroso nicht anwesend. Hoffentlich hat er in der Zwischenzeit Gelegenheit gehabt, dieses und noch eine Menge anderer ihm fremd gebliebenen Vorgänge zu beobachten.

Zum Schlusse aber können wir es uns nicht versagen, dem italienischen Gelehrten auch einige Worte der Anerkennung zu zollen.

Es ist ja doch äußerst wahrscheinlich, daß Lomborosos Aufsatz in deutschen Gelehrtenkreisen, welche als Entschuldigung für ihre Unerfahrenheit in okkultistischen Fragen einfach die Betrugstheorie anzuführen pflegen, vielfach gelesen worden ist. Diese Herren dürfte folgende Stelle sehr nachdenklich gemacht haben:

„Der hauptsächlichste und am meisten gehörte Einwurf ist aber der: „„Warum gerade jenes Medium, Eusapia, so viel vermöge und andere nichts?"" Und aus diesem Unterschiede entsteht auch der, namentlich bei niederen Seelen natürliche Verdacht des Betruges — die einfachste und dem Geschmack der Menge entsprechendste Erklärung, welche obendrein alles Nachdenkens enthebt."

Wir können nur wünschen, daß Dr. Eduard von Hartmann diese uns sympathisch berührende Stelle aufmerksam gelesen habe, welcher in seiner „Geisterhypothese des Spiritismus (Seite 114) von dem „völlig von seinem Medium düpirten Crookes" gesprochen, und daß demselben auch die kürzliche Erklärung des englischen Gelehrten über dessen von ihm angezweifelte Experimente zu Gesicht gekommen ist.

Wir hoffen, daß Lombrosos Beispiel auf seine Kollegen in Deutschland anregend wirkt. Die deutsche Psychiatrie würde von solchen Studien — und diesen Standpunkt vertreten wir namentlich Herrn Dr. Specht gegenüber, der übrigens neuerdings durch seinen Beitritt zur deutschen Gesellschaft für psychische Forschung einen Anlauf hierzu genommen hat, — nur Nutzen ziehen. Also vivant sequentes in Germania!

II. Die erste lebendige Abschlachtung Lombrosos.

Mit steigendem Erstaunen haben wir in den Nummern 6 und 7 des „Zeitgeistes" 1892 den Artikel des Dr. med. Albert Moll in Berlin: „Lombroso und der Spiritismus" gelesen.

Zunächst mußten wir uns verwundern, daß Herr Dr. Moll, der offenbar selbst noch wenig Erfahrung in spiritistischen Fragen zu sammeln Gelegenheit hatte, überhaupt in dieser Sache das Wort ergriffen hat. Wir wundern uns darüber um so mehr, als ja Dr. Moll zu jenen Psychologen streng physiologischer Richtung zählt, für welche nach dem Vorgang von Prof. Charles Richet die Losung des Tages lautet: Experimentieren, alle Phänomene so exakt wie möglich feststellen; ehe dies aber geschehen, und zwar in Tausenden von Fällen, nur ja keine Erklärungen versuchen!

Trotzdem erklärt heute schon Dr. Moll, ohne eigentlich experimentiert zu haben. Und fragen wir nun, wie erklärt Dr. Moll diese von ihm nie gesehenen Phänomene, so lautet darauf die Antwort: Er stellt die Gleichung auf:

Medium = Taschenspieler + Betrüger.

Die Herren in Neapel — ich meine nicht Prof. Lombroso und dessen Kollegen, sondern diejenigen Herren, welche seit längerer Zeit Frau Eusapia Palladino kennen, ihre mediumistische Kraft jedenfalls mit Aufwendung großer Mühe und Geduld entwickelten und es endlich nach vielen vergeblichen Anstrengungen dahin brachte, heimische Gelehrte für diese Phänomene zu interessieren — diese Herren aber werden nach dem Urteil eines deutschen Psychologen und Arztes einfach monatelang von einer schlauen Taschenspielerin und Betrügerin, die sich für eine schlichte Frau aus dem Volke ausgab, schnöde hintergangen. Chevalier Ciolfi, ein, wie Dr. Hans Barth mitteilt, bekannter und hochangesehener Ingenieur in Neapel, der hauptsächlich bei der Sache beteiligt zu sein scheint, und in dessen Hause auch wohl viele Sitzungen stattgefunden haben, wird, wenn er von Dr. Molls Urteil hört, gewiß belustigt sein, daß man ihn von Berlin aus zu belehren sucht, auf welche Weise er eigentlich in Neapel mit der Palladino hätte experimentieren müssen, um sofort hinter den taschenspielerischen Betrug zu kommen. Ja, wenn es in Berlin Berge gäbe, würden sie natürlich höher sein, als der Vesuv.

Professor Lombroso selbst hat bereits seine Antwort dem „Berliner Tageblatt" eingesandt und dieses hat sie in seiner Nr. 123 vom 8. März morgens abgedruckt. Sie lautet:

Sehr geehrte Redaktion!

Ich habe zwar die Artikel des Herrn Dr. Moll gegen meine ersten Mitteilungen über den Spiritismus gelesen, halte aber jede Erwiderung darauf für überflüssig, da meine langjährige wissenschaftliche Erfahrung mich die absolute Nutzlosigkeit der Polemik über große wissenschaftliche Fragen gelehrt hat. Die Basis des Widerstrebens und der Kritik gegenüber jeder neuen Theorie ruht im „Misoneismus", wie ich den Haß gegen das Neue heiße, und solange die Zeit zur Aufnahme gewisser Wahrheiten nicht reif ist, gehen viele Denker nur um die Sache herum, um die etwa darin enthaltenen Mängel und Fehler, aber niemals um die richtige Tragweite herauszufinden. So war ich selbst z. B. 29 Jahre lang in Italien der Lächerlichkeit ausgesetzt,

weil ich mit Hunderten von Beweisen festzustellen gewagt, daß die Pelagra die Folge des Genusses von verdorbenem Mais ist — eine Thatsache, die heute anerkannt ist, ohne daß ich auch nur einen einzigen Beweis hinzugefügt hätte. Ebenso rief die Idee der Verschmelzung des geborenen Verbrechers mit dem Epileptiker und mit dem moralisch Kranken (pazzo morale) vor einigen Jahren auch in Deutschland einen Sturm des Widerspruchs hervor, während heute dieselbe Idee im Begriff ist, angenommen zu werden. Dasselbe Los wird auch meinen Forschungen — die heute niemand auch nur für wahrscheinlich hält — beschieden sein; und wäre es auch nicht so, so würde ich dennoch die Gerechtigkeit mehr von der Zeit als von der Polemik erwarten. — Hier bemerke ich nur noch das Eine, daß in den bewußten Sitzungen viele Experimente bei vollem Lichte vor sich gingen — daß außer mir noch fünf Irrenärzte teilnahmen, die noch skeptischer waren, als ich — daß endlich ein alter Irren- und Gerichtsarzt, wie ich, wohl imstande ist, die Simulation zu erkennen, das A-B-C der gerichtlichen Psychiatrie, mit der uns doch, infolge unseres Amtes, jeder Tag vertrauter macht.

Turin, 4. März 1882.

Ergebenst
Professor C. Lombroso.

Übrigens wollen wir nun nicht sagen, daß die Eusapia Palladino nicht gelegentlich mit betrügerischen Veranstaltungen ihren mediumistischen Leistungen nachhülfe. Vielmehr halten wir dies für fast selbstverständlich, denn es ist uns außer dem verstorbenen Daniel Home bisher kein öffentliches Medium bekannt geworden, das nicht neben seinen echten Kundgebungen auch künstliche Wunder zum besten gegeben hätte. Das weiß aber auch Chevalier Ciolfi selbst natürlich ebenso gut wie wir, und auch von Professor Lombroso ist wohl zu erwarten, daß er nicht so gänzlich unbekannt mit den Thatsachen und der Litteratur des Spiritismus ist, um das nicht ebenfalls zu wissen. Aber in Berlin freilich mag wohl kaum einer unter Hunderttausenden zu finden sein, der hiervon eine Ahnung hätte. Daher zweifeln wir auch nicht, daß, wenn die Palladino nach Berlin berufen werden sollte, sie dort bald „entlarvt" würde von einigen aus der großen Schar derjenigen, die in dieser Hinsicht ebenso unwissend sind, wie sie geringes psychologisches Verständnis für das unglückliche Seelenleben eines öffentlichen Trance-Mediums haben. Noch weniger wird bei ihnen von einem Mitgefühl mit solchen seelisch Prostituierten die Rede sein können.

Nur auf eine Stelle des Dr. Moll'schen Aufsatzes, die uns besonders aufgefallen ist, scheint uns noch wünschenswert hier einzugehen. Dr. Moll schreibt zum Schlusse:

„Die weiteren Ausführungen Lombrosos scheinen mir nach dem Vorhergegangenen kein weiteres Interesse zu bieten. Er bespricht hier noch andere Leistungen der Medien und besonders das mediumistische Schreiben, das früher bei den Spiritisten als eine Leistung der Geister aufgefaßt, von Max Dessoir aber als sogenanntes automatisches Schreiben nachgewiesen wurde."

Wirklich? Hat jemals ein Spiritist daran gezweifelt, daß die Leistung der Schreibmedien eine automatische sei? — Keineswegs! Aber darin gerade liegt der dreiste Schlag ins Angesicht der Logik, welchen diese Schule der Zaghaften, der „guten Kinder" der Schulwissenschaft, beständig ausführt, um nur nicht der Stimme des natürlichen Gefühls und

der unbefangenen Überzeugung freien Lauf zu lassen. Aus dem Mechanismus des Zustandekommens irgend welcher mediumistischen Leistungen ist niemals auf deren letzten Ursprung zu schließen, sondern einzig und allein aus dem geistigen Inhalte der Mitteilungen. Daß sich durch das automatische Schreiben eines Mediums oftmals dessen eigenes somnambules Bewußtsein geltend macht, bezweifelt wohl kein Sachkenner; das hat vor allem s. Z. schon Hellenbach meisterhaft klar nachgewiesen. Ebenso aber wie man hierbei sehr oft die telepathische Einwirkung sowohl andrer lebender, wie namentlich verstorbener Personen ganz unzweifelhaft beobachtet, so ist dies auch bei allen andern mediumistischen Vorgängen der Fall. Es mag wohl mit der Zeit gelingen, fast alle derselben, auch die physikalischen, durch willkürliche Beeinflussung solcher Medien von seiten starker Hypnotiseure hervorzubringen. Daraus aber folgt gerade, daß in den Fällen, wo solch ein Hypnotiseur nicht einwirkt, dies von seiten einer anderen sehr starken Willenskraft geschieht, während doch der Begriff des Mediums hauptsächlich in der Schwäche eines eignen Willens liegt. Diejenigen Gesichtspunkte endlich, welche aus dem geistigen Inhalte mediumistischer Mitteilungen mit unzweifelhafter Sicherheit auf deren Ursprung von verstorbenen Persönlichkeiten schließen lassen, finden sich bereits im Juliheft 1887 der „Sphinx“ (IV, S. 17—29) festgestellt.

Rückblick.

Von

Leopold Engel.

Seh' zurück ich in mein Leben,
Finde ich dort eine Lehr',
Die das Schicksal mir gegeben
Eisern, bitter, aber hehr.

Mensch, du sollst dich stets bestreben,
Eine Welt dir selbst zu sein,
Frei vom Zwange, frei von Fesseln,
Dich durchschauend, klar und rein!

Nicht auf andre sollst du stützen
Deine Kraft, die in dir glüht,
Selbstbestimmend, selbsterfassend,
Nur ein hohes Ziel dir blüht.

Fühlest du den Götterfunken
In dir sprühn, der dich erhebt
Zu dem Schaffen reines Geistes,
Flieh mit ihm, damit er lebt!

In der Harmonie Gefilde
Führt er dich in süßer Lust,
Wandernd fühlest du mit Staunen,
Flammend wächst er in der Brust.

Du erkennst dich selbst, die Menschen,
Liebst nur Wahrheit, hassest Trug,
Lernst ergründen alle Herzen,
Wie aus einem offnen Buch.

Doch je mehr du Seligkeiten
Fühlst in dem erkämpften Licht,
Fällt von dir der Menschheit Treiben,
Denn Verstehen find'st du nicht.

Einsam durch das Leben wandern
Mußt du, schweigsam, göttergleich!
Ach, so arm an Freunden, Lieben,
Doch im Herzen friedvoll, reich!

Fausts geschichtliche Persönlichkeit.

Von

Carl Kiesewetter.

(Fortsetzung.)

Faust taucht nach dem Jahre 1520 in Erfurt wieder auf, ohne daß man jedoch das Jahr genau bestimmen könnte; ja es bleibt sogar hier für Vermutungen ein sehr weiter Spielraum, insofern sich die obige Zeitangabe nur aus der Dauer der Amtsthätigkeit des Erfurter Guardians des Franziskanerklosters und Dompredigers Dr. Klinge, welche in die Zeit von 1520—1556 fällt, und dem ungefähren Todesjahre Fausts, 1539, erraten läßt.

Die Nachricht entstammt einer ungenannten Erfurter Chronik und wird von Motschmann in seiner Erfordia literata continuata[1]) beigebracht. Da das vermehrte älteste Faustbuch fast wörtlich mit der chronikalischen Nachricht übereinstimmt, so vermutet Düntzer[2]), daß der Verfasser der Chronik seine Faustanekdoten dem Volksbuch entnommen habe; dem steht aber entgegen, daß das älteste Faustbuch von 1587 kein Wort von Beziehungen Fausts zu Erfurt weiß, und daß der Verfasser des vermehrten Faustbuches somit aus einer diesbezüglichen Quelle geschöpft haben muß. Die Sache liegt also in Wirklichkeit wohl so, daß die Nachricht des vermehrten Faustbuches fast wörtlich der Erfurter Chronik — und nicht umgekehrt — entnommen wurde. Auch ist die Fausttradition noch heute in Erfurt so lebendig, wie sie es wohl nimmermehr sein würde, wenn Faust dort nicht wirklich gelebt und Aufsehen gemacht hätte, sondern — so zu sagen — nur hingedichtet worden wäre. Bemerken will ich noch, daß Pfitzer, dem offenbar viele aus Fausts Zeit herrührende Akten und Briefe zu Gebot standen, sagt, Faust habe seinen Freund, den Magister Caspar Moir (Major), bei seiner Versetzung an die Universität Erfurt begleitet.[3])

Motschmann sagt also: Sonst habe ich in vorgedachter Chronike gefunden, es sei dieser Dr. Kling gebraucht worden den beruffenen Schwartzkünstler Dr. Fausten von seinem Irrweg zu bringen. Ich will die Erzählung so, wie ich sie gefunden habe, hierhersetzen und das Urteil dem Leser überlassen:

---

[1]) Zweite Fortsetzung, S. 373—376.
[2]) Scheible: Kloster, Bd. V. S. 78.
[3]) Widmann-Pfitzersches Faustbuch. Th. I. cap. 36.

Es machte aber der Man der Possen so viel, daß die Stadt und das Land von ihm schwatzte, und manche vom Adel auf dem Lande ihn gen Erffurth nachzogen, und begunte sich die Sorge zu finden, es möchte der Teuffel die zarte Jugend und andere einfältige verführen, daß sie auch zur schwartzen Kunst Lust bekämen und sie vor eine Geschwindigkeit halten mögen[1]), und sich denn der Zauberer im Encker[2]) zu einem Juncker, der ein Papist war, hielt, als wurde Anleitung gegeben, daß sich doch der benachbarte Mönch Dr. Klinge an ihm versuchen möchte, ob er ihn von Teuffel reissen und bekehren könne. Dieser Franziscaner thäts, fand sich mit herbey, redete erst freundlich, sodann hart mit ihm, und erklärte ihm Gottes Zorn und ewige Verdammniß, so ihm auf solchem Wesen stünde, sagte, er wäre ein fein gelehrter Mann und könnte sich mit Gott und Ehren wohl sonsten nehren, darum solte er sich von solcher Leichtfertigkeit, dazu er sich vielleicht in seiner Jugend den Teuffel hätte bereden lassen, abthun und Gott seine Sünde abbitten, solte hoffen, er würde also Vergebung seiner Sünde erlangen, die Gott keinem noch verschlossen hätte.

Dr. Faust sagte: Mein lieber Herr, ich erkenne, daß ihrs gerne gut mit mir sehen möchtet, weiß auch das alles wohl, was ihr mir jetzt vorgesaget, ich habe mich aber zu hoch verstiegen und mich mit meinem eigenen Blute gegen den Teuffel verschrieben, daß ich mit Leib und Seel ewig seine wil seyn; wie kan ich denn nun zurücke, oder wie kan mir geholffen werden.

Dr. Kling sprach: Das kan wohl geschehen, wenn ihr Gott um Gnad und Barmhertzigkeit ernstlich anruft, wahre Reu und Busse thut, der Zauberey und Gemeindschaft mit dem Teuffel euch enthaltet, und niemand ärgert, noch verführet. Wir wollen in unsern Kloster vor euch Messe halten, daß ihr des Teuffels wohl loß werden sollet.

Meß hin, Meß her, sprach Dr. Faustus, meine Zusage bindet mich zu hart; so habe ich Gott muthwillig verachtet, bin meineydig und treuloß an ihm worden, habe dem Teuffel mehr geglaubet und getrauet, denn ihm, drum ich zu ihm nicht wieder kommen, noch seiner Gnade, die ich verschertzet, mich getrösten kan. Zudem wäre es nicht ehrlich noch mir rühmlich nachzusagen, daß ich meinen Brieff und Siegel, so doch mit meinem Blut gestellet, wiederlauffen sollte[3]); so hat mir der Teuffel redlich gehalten, was er mir hat zugesaget und verschrieben.

Ey, sagte der Mönch, fahre immer hin, du verfluchtes Teuffels Kind, wenn du dir nicht willst helfen lassen und es nicht anders haben. Gieng darauff von ihme zum Rectore Magnifico, zeigte es ihm an; hierauf ward der Rath auch hiervon berichtet und Faust aus Erffurth geschafft. Biß hierher gedachtes Chronikon."

In einer auf Seite 372 seines genannten Werkes befindlichen Anmerkung sagt Motschmann noch weiter:

„In jener Chronik werden noch viel specialia erzehlet, die sich mit Dr. Fausten in Erffurth sollen zugetragen haben: Alß daß er sich bei dem großen Collegio hierselbst eingemiethet und mit seinen Großsprechen so viel erlanget, daß er sich auff öffentlichem Katheder dörffen hören lassen, da er den Homerum erkläret, und die darinne vorkommende Kriegshelden ordentlich beschrieben, wie sie ausgesehen, weswegen ihn die Studenten ersuchet, es durch seine Kunst dahin zu bringen, daß sie solche wircklich sehen könnten; Als er nun dieselbige auff eine Zeit ins Collegium bestimmet, sey immer einer nach dem andern von den gedachten Kriegshelden in's Auditorium hineingetreten, endlich sey auch der einäugichte Riese, Polyphemus mit einem feuerrothen langen Barthe, und einen Menschen, dessen Schenckel noch zum

[1]) Also schon damals war Geschwindigkeit keine Hexerei!
[2]) Ein „Zum Anker" genanntes, noch stehendes Haus in der Schlössergasse.
[3]) Auf die mysteriösen Pakte werde ich zurückkommen.

Maule herans gezottet, freſſend, kommen, der mit ſeinem Anblicke alle ſehr erſchrecket; der habe auch nicht wieder fortgehen wollen, ſondern er habe mit ſeinem groſſen eiſernen Spieſe auf den Erdboden geſtoſſen, daß das gantze Auditorium erſchüttert, ja er habe ein paar mit ſeinen Zähnen anpacken wollen.[1]) Deſſgleichen wird erzehlet, daß nicht lange hiernach eine Promotio Magistrorum geweſen, da in Beyſeyn der Theologen und der Abgeſandte des Raths der Discurs vorgefallen, daß ſo viele von denen Comoedien des Plauti und Terentii verlohren gegangen, die man bey der Jugend wohl brauchen könte, wenn ſie noch vorhanden wären; da habe Dr. Fauſt ſich erbothen, wenn es mit Erlaubnlß derer Theologorum und ohne ſeine Gefahr geſchehen könne, wolte er alle verlohrne Comoedien wieder vorlegen auf einige Stunden lang, daß man ſie in Eil durch einige Studioſos könne abſchreiben laſſen. (Eine Prahlerei, die genau mit der von Trithemius bezüglich der platoniſchen und ariſtoteliſchen Schriften gemeldeten übereinſtimmt.) Es hätten aber weder die Theologi noch Rathsherren ſolchen Vorſchlag annehmen wollen. Ferner wird gemeldet, daß ſich Dr. Fauſt öffters bey einem Juncker zum Ancker in der Schlöſſer-Gaſſe auffzuhalten pflegen, als nun ſelbiger (Fauſt) nach Prag verreißet worden, und die bey dem Juncker verſammelte Compagnie von ihm geſprochen und gewünſchet, daß er bey ihnen ſeyn möchte, ſey er bald geritten gekommen, da denn ſein Pferd im Stalle nicht können ſatt gemacht werden, er aber habe aus dem Tiſche allerhand Weine, nach derer Gäſte belieben, herans gezapfet, biß er gegen Morgen mit ſeinem Pferde, welches durch helles Wiehern die Zeit des Abmarſches zu verſtehen gegeben, ſich gegen Morgen in die Höhe geſchwungen und wieder nach Prag geritten. So ſoll er auch in ſeiner Wohnung bei St. Michael (der Michaelskirche), da er mit vielen Geſchenken von Prag zurückgekommen, Gäſte zu ſich geladen haben, und da bey ihrer Ankunft nicht die geringſte Anſtalt zur Bewirthung geweſen, ſo habe er ſie doch mit Hülfe ſeines Geiſtes auf das properſte mit Eſſen, Trinken und Muſik tractiret." (Auch das Volksbuch von 1587 kennt dieſe Gaſterei, welche in ihm ſehr allgemein nach „Düringen" verlegt wird.)

Wie bereits geſagt, iſt in Erfurt die Fauſttradition noch ſehr lebendig. Jedes Kind kennt dort das Haus Fauſts und das von der Schlöſſergaſſe aus einmündende „Dr. Fauſtgäßchen", durch welches kaum 3 Fuß breite Gäßchen Fauſt mit einem mächtigen, von vier Pferden gezogenen Baumſtamm gefahren ſein ſoll. Als aber ein Mönch dazu kam und einen Exorcismus ſprach (es ſoll der Auguſtiner Dr. Luther geweſen ſein), verwandelte ſich das Blendwerk in einen von vier Hähnen gezogenen Strohhalm. — Noch 1876 fand ich in Erfurt die Sage lebendig, daß

[1]) Dieſer Vorgang kann vollſtändig hiſtoriſch und durch die Laterna magica erklärbar ſein, da an Materialiſationen hier nicht zu denken iſt. Denn zur Zeit Fauſts war die Laterna magica und Camera obscura Einzelnen bekannt. So ſchreibt Fauſts Zeitgenoſſe Cornelius Agrippa in ſeiner Philosophia occulta, Lib. I. cap. 6. „Es giebt gewiſſe Spiegel, durch die man in der Luft, auch ziemlich entfernt von den Spiegeln, beliebige Bilder hervorbringen kann, welche von unerfahrenen Leuten für Geiſter oder die Schatten Verſtorbener gehalten werden, während ſie doch nichts anderes ſind als leere, von Menſchen hervorgebrachte, alles Lebens entbehrende Spiegelbilder. Auch iſt es eine bekannte Sache, daß man an einem völlig dunkeln Ort, in welchen nur durch eine ſehr kleine Öffnung ein Sonnenſtrahl dringen darf, auf einem in das Licht dieſes Strahles gelegten weißen Papier oder einem flachen Spiegel alles ſehen kann, was draußen im Sonnenlichte vorgeht." — Nach den ſchon genannten „Hiſtor. Remarquen" übte Fauſt das gleiche Kunſtſtück auch in Nürnberg aus, was, da er wirklich — wie wir ſehen werden — dort weilte, leicht möglich iſt.

Faust im Dr. Faustgäßchen und dem Anker, wo er zum Fenster heraussehe, spuke.

Einer bestimmten Angabe, daß sich Faust im Jahre 1525 in Leipzig aufhielt, begegnen wir bei Mag. Johann Jacob Vogel, welcher in seinen Leipziger Annalen ad ann. 1525 sagt[1]):

„So gehet auch die gemeine Rede, (welcher ein alt geschriebenes Leipzigisches Chronicon beipflichtet,) daß der bekandte Schwartzkünstler Dr. Johann Faust, vermittelst seiner Kunst, ein mit Wein gefülltes Faß, welches die Weißkittel heraus ziehen sollen, aus Auerbachs Keller auff die Gasse geritten."

Auffallend ist die Jahreszahl 1525, weil das Widmannsche Faustbuch dieses Jahr als das Anfangsjahr einer regeren Thätigkeit Fausts angiebt, insofern es in dem Abschnitt, „Zu welcher Zeit Doctor Faustus seine Schwartzkunst hab bekommen vnd geübet", heißt:

„In dem jar aber nach Christi geburt 1525, da er sich schon zuvor mit Leib vnd Seel dem Teuffel ergeben hat, ist er erst recht aufgetretten, da er denn sich menniglich hat offenbahrt, auch Lande vnd Städte durchzogen, da man von ihme überall zu sagen hat gewust."

Bemerkt zu werden verdient, daß das Faustbuch von 1587 keine Sylbe von einem Faßritt — weder in Leipzig, noch anderswo — weiß. Das vermehrte Faustbuch von 1590 kennt einen Faßritt in Leipzig, aber nicht aus Auerbachs Keller, desgleichen Widmann 1599 und Pfitzer 1674. Erst Vogel beruft sich 1714 mit seiner Angabe, daß der Faßritt aus Auerbachs Keller stattgefunden habe, auf eine alte geschriebene Leipziger Chronik. — Ich lasse Vogels Angabe in Ehren, aber deswegen braucht die Tradition von Auerbachs Keller doch keinen geschichtlichen Hintergrund in einem Aufenthalt Fausts daselbst zu haben.

Als beweisend für die Tradition sollen bekanntlich dort die beiden, den Faßritt und das darauf folgende Bacchanal darstellenden Bilder, welche die Jahreszahl 1525 und folgende Unterschriften tragen, gelten:

„Doctor Faustus zu dieser Frist,
Aus Auerbachs Keller geritten ist
Auf einem Faß mit Wein geschwind,
Welches gesehen viel Mutter Kind.
Solches durch seine subtilne Kunst hat gethan
Und des Teufels Lohn empfangen davon."

und das Distichon:

„Vive, bibe, obgraegare, memor Fausti hujus, et hujus
Poenae: aderat claudo haec, ast erat ampla, gradu."

was Düntzer übersetzt:

„Trinke und lebe in Lust, doch denke des Faustes und seiner
Strafe, die lahm nachkam, aber gewaltig ihm kam."

Der Umstand, daß die Bilder die Jahreszahl 1525 tragen, soll ihre Entstehung in diesem Jahr beweisen; sie sollen restauriert worden sein in den Jahren 1636, 1707 und 1759.[2]) — Ich aber vermute, daß sie 1636 erst gemalt sind, weil die Tracht der Studenten auf denselben

[1]) J. J. Vogel: Leipzigisches Geschicht-Buch oder Annales. Leipzig. 1714. fol. S. 111.

[2]) Scheible: Kloster, Bd. V. S. 40.

genau jener Zeit entspricht, nimmermehr aber dem Jahre 1525, und ein in diesem Jahre lebender Maler konnte unmöglich eine hundert Jahre später übliche Tracht anticipieren. Aber die Sage von Auerbachs Keller wird durch den genannten Annalisten Vogel selbst widerlegt, welcher ad ann. 1530 sagt:

„Dieses Jahr ist Auerbachs Hof von Herrn Heinrich Stromer, sonst Auerbach genannt, der Philosophie und Medicin Doctore und Decano, vornehmen Rathsglied, auch Churfürstlich Brandenburgischen, Mainzischen und Churfürst Friedrich zu Sachsen gewesenen hochbestellten Leibmedico erbaut worden, wie Schneider S. 130 bezeuget."

Wenn aber Auerbachs Keller erst 1530 erbaut ist, so kann Faust nicht 1525 in ihm seine Schwänke getrieben haben. — Offenbar existierte zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine auf Fausts Faßritt aus Auerbachs Keller — wie aus Vogel ersichtlich — bezügliche, freilich irrige Tradition, welche vielleicht im Jahre 1636 der spekulative Wirt benutzte, um in einer Zeit, wo Fausts Name in aller Mund lebte, und wo man jedes Wort der Volksbücher für baare Münze nahm, seinem Gastlokal erhöhte Anziehungskraft bei Einheimischen und Meßfremden zu geben. — Die Jahreszahl 1525 ist obiger Stelle bei Widmann oder der Tradition entnommen, um das Alter der Bilder glaubwürdiger zu machen, denn keine Ausgabe des Faustbuches sagt, daß der Faßritt in diesem Jahr geschehen sei.

Vermutlich in dem gleichen Jahre, 1525, treffen wir Faust in Basel an, wo der protestantische Theologe Johann Gast mit ihm speiste. Daß dies im Jahre 1525 geschah, macht eine Stelle der Dedikation des „Tomus secundus convivalium sermonum, partim ex probatissimis historiographis, partim exemplis innumeris, quae nostro saeculo acciderunt, congestus, omnibus verarum virtutum studiosis utilissimus" wahrscheinlich. Denn in dieser Widmung an Dr. Conrad Humpracht sagt Gast, daß er mit demselben bei dem bekannten Baseler Buchdrucker Adam Petri logierte, der ihm in den kläglichen Zeiten des Bauernkrieges außerordentlich viel Gutes gethan habe. In diesem Buche[1]) erzählt nun Gast eine Anekdote, worin wir das Zauberpferd wiederfinden und sich die ersten Spuren von Mephisto und Prästigiar zeigen:

„Ein anderes Beispiel von Faust: Als ich zu Basel mit ihm im großen Collegium speiste, gab er dem Koche Vögel verschiedener Art, von denen ich nicht wußte, wo er sie gekauft oder wer sie ihm gegeben hatte, da in Basel damals keine verkauft wurden, und zwar waren es Vögel, wie ich keine in unserer Gegend gesehen habe. Er hatte einen Hund und ein Pferd bei sich, die, wie ich glaube, Teufel waren, da sie alles verrichten konnten. Einige sagten mir, der Hund habe zuweilen die Gestalt eines Dieners angenommen und ihm Speise gebracht. Der Elende endete auf schreckliche Weise, denn der Teufel erwürgte ihn; seine Leiche lag auf der Bahre immer auf dem Gesicht, obgleich man sie fünfmal umdrehte."

Unmittelbar vorher erzählt Gast eine andere Faustanekdote, welcher vielleicht ein Spukvorgang zu Grunde liegt:

„Vom Nekromanten Faust:

Einst kehrte er in ein sehr reiches Kloster ein, um dort zu übernachten. Ein Bruder setzte ihm gewöhnlichen, schwachen, nicht wohlschmeckenden Wein vor. Faust bittet ihn, ihm aus einem andern Fasse besser schmeckenden Wein zu geben, den er

[1]) Ed. 1548 p. 280.

den Vornehmen zu reichen pflegte. Der Bruder sagte darauf: ‚Ich habe die Schlüssel nicht. Der Prior schläft, und ich darf ihn nicht aufwecken.‘ Faust erwiderte: ‚Die Schlüssel liegen in jenem Winkel; nimm sie und öffne jenes Faß auf der linken Seite und bringe mir den Trunk!‘ Der Bruder weigerte sich; er habe keine Erlaubniß vom Prior, den Gästen andern Wein zu geben. Als Faust dies hörte, sprach er: ‚Binnen Kurzem wirst Du Wunderdinge erleben, Du ungastfreundlicher Bruder.‘ Am frühesten Morgen ging er voll Erbitterung weg, ohne zu grüßen, und sandte in das Kloster einen wüthenden Teufel, der Tag und Nacht lärmte und in der Kirche, wie in den Zellen der Mönche, alles in Bewegung setzte, so daß sie keine Ruhe hatten, was sie auch anfingen. Endlich beriethen sie sich, ob sie das Kloster verlassen oder es ganz zerstören sollten. Sie meldeten also dem Pfalzgrafen ihr Mißgeschick. Dieser nahm das Kloster unter seinen Schutz, indem er die Mönche heraustrieb, denen er jährlich, was sie bedürfen, zukommen läßt, indem er das Uebrige für sich behält. Einige behaupten, daß auch jetzt noch, wenn Mönche ins Kloster kommen, ein solcher Tumult sich erhebe, daß die Einwohner keine Ruhe haben. Solches weiß der Teufel zu veranstalten.“

Auffallend ist, daß im Faustbuch ebenfalls mehrere Erzählungen vorkommen, wie Faust einem Wirt in Gotha, dessen Frau er verführt hatte, und einem alten Mann, welcher ihn seines Lasterlebens wegen zur Rede setzte, einen Poltergeist ins Haus bannt, und auch Melanchthon wird — wie wir bald sehen werden — mit einem ähnlichen Vorgang in Verbindung gebracht. Wir werden s. Z. auf die diesen Nachrichten vielleicht zu Grunde liegenden Thatsachen zurückkommen.

Drei Jahre später — im Jahre 1528 — begegnen wir einer merkwürdigen Nachricht in den Briefen des Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheym, wo dieser, damals im Dienste der Mutter von Franz I. stehend, erzählt, daß am französischen Hofe ein Zauberer erwartet werde, von welchem man sich alle die Zauberkünste versprach, die die Tradition Faust zuschreibt. Ich trage kein Bedenken, diese Nachricht auf Faust selbst zu beziehen, umsomehr, als ein Kapitel des Faustbuches angiebt, daß Faust im Dienste eines mit Karl V. im Kriege befindlichen Monarchen stand.[1]) Der Sache mag also wohl irgend ein wirkliches Faktum zu Grunde liegen. Allerdings hat Faust nach Melanchthons Nachricht geprahlt, dem Kaiser seine Siege in Italien durch Zauberei verschafft zu haben, allein diese Aufschneiderei beweist keineswegs, daß Faust im Dienste Karls V. gestanden hat; eher ist angesichts der zuverlässigen Nachricht Agrippas das Gegenteil anzunehmen. — Es heißt also in den Briefen des Agrippa[2]):

„Höre eine Sache, die eben so thörigt als gottlos ist. Man hat neulich mit großen Kosten einen Zauberer aus Deutschland kommen lassen, welchem die Geister gehorchen sollen, und von dem man hofft, daß er dem Kaiser ebenso Widerstand leisten werde, wie vormals Jamnes und Jambres[3]) dem Moses leisteten. Man ist überzeugt, daß jener die ganze Zukunft überschaut, daß er um die geheimsten Entschließungen und Pläne weiß, daß er Gewalt genug besitzt, um die königlichen Prinzen durch die Luft zurückzubringen, — daß er feurige Heere, Wagen und Pferde hervorzaubern, Schätze hervorziehen und versetzen, Ehen und Liebesbündnisse trennen und unheilbare Krankheiten durch sein stygisches Heilmittel heilen kann.“

[1]) Faustbuch von 1587 cap.: „D. Faust ein guter Schütz“.
[2]) Epist. Lib. V. ep. 26. d. ann. 1528.
[3]) Der lateinische Text hat unrichtig Mambres.

Im weiteren Verlauf knüpft Agrippa an die Aufzählung dieser Zauberkünste noch herzbrechende Klagen über den Aberglauben, welcher die Elemente, den Himmel, das Schicksal, die Natur, die Vorsehung, Gott selbst und das Heil der Königreiche dem Teufel, als dem angeborenen Feinde des menschlichen Geschlechtes, unterwerfe u. s. w.

Agrippa nennt allerdings den Namen Faust nirgends; trotzdem aber hege ich nicht das mindeste Bedenken, seine Notiz auf denselben zu beziehen, denn erstens lebte damals in Deutschland kein anderer berühmter Zauberer — auf Paracelsus kann die Nachricht nicht gehen, weil ihm die Sage nirgends derartige Dinge zuschreibt —, und zweitens sind die dem Zauberer hier zugeschriebenen Künste: die Luftfahrt, die zauberische Befreiung der Gefangenen und ihr Zurücktransport durch die Luft, das Ins-Feld-stellen gespenstischer Heere, das Bannen und Versetzen der Schätze, die magische Erregung von Liebe und Haß und endlich die zauberische Heilung von Krankheiten, alles Dinge, welche die alten Faustbücher ihrem Helden zuschreiben: Faust fährt durch die Luft nach Salzburg, München, Erfurt, Heidelberg und Prag[1]); er bringt einen in Konstantinopel gefangen gehaltenen Ritter durch die Luft nach Deutschland zurück[2]); er stellt den ihm nach dem Leben trachtenden Freiherrn von Hardt gespenstische Heerscharen entgegen[3]); er hebt in einer verfallenen Kapelle bei Wittenberg einen verbannten Schatz[4]); er stiftet einem adeligen wittenberger Studenten zu Gefallen Zauberliebe[5]) und heilt endlich einen Marschall zu Braunschweig von der Schwindsucht.[6])

Daran, daß sich die Notiz Agrippas auf den französischen Hof bezieht, kann kein Zweifel sein, denn Agrippa lebte, wenn auch bereits in Ungnade gefallen, bis zum Juli 1528 an demselben. Die königlichen Prinzen, welche der Zauberer durch die Luft zurückbringen soll, sind die beiden Söhne Franz' I., welche dieser beim Abschluß des Madrider Friedens (am 14. Januar 1526) Karl V. als Geiseln stellen mußte.

Einen indirekten Beweis, daß Faust Franz dem Ersten Dienste leistete, giebt uns das älteste Faustbuch von 1587, wo es in dem Kapitel: „Doctor Faustus ein guter Schütz" heißt:

„Doctor Faustus ließ sich auff eine zeit, bey einem grossen Herrn vnd Könige in dienste brauchen, vnd war auff die Artillerey vnnd Geschütz bestellet, nuhn war das Schloß, darin Faustus dißmal lage, von Keyser Karles spanischem Kriegsvolck belägert, darunter ein fürnemmer Oberst vnd Herr ware. Faustus sprach seinen Hauptmann an, ob es jme gelegen, er wolte gedachten Spanischen Obersten, welcher damals in einem kleinen Wäldlin vnter einem hohen Tannen Baume auff seinem Rosse hielte, vber einen hauffen von der Mähre herab schiessen, ob er ihn gleich des Waldes halben nit sehen könne. Der Hauptmann wolte es jme nicht gestatten, sondern sagte, er solte jhn sonsten mit einem nahen Schusse erschrecken. Da richtet Faustus sein Stücke, so er vor sich hatte, vnd schoß in gedachten Baum, darvnter dißmals der Spanier zu morgen aß, dermassen dz die stücker vnd spreyssen vmb den Tisch flogen. Wenn aber

[1]) Widmannsches Faustbuch: I. T. cap. 33, 39, 41; II. T. cap. 21 u. 22.
[2]) A. a. O. II. T. cap. 20. [3]) A. a. O. II. T. cap. 15 u. 17.
[4]) A. a. O. II. T. cap. 9. [5]) A. a O. II. T. cap. 7.
[6]) A. a. O. I. T. cap. 42.

von den Feinden ein Schuß Inn die Vestung gethan ward, schawete Faustus dz er die grossen kugeln in seiner Fauste auffienge, als wenn er mit den Feinden den Pallen schlüge: Er trat auch bißweylen auff die Mawren und fienge die kleinen Kugeln in Busen vnd In die Ermel mit hauffen auff."

Der „grosse Herr vnd König" kann nur Franz I. sein, denn wenn Heinrich VIII. 1528 dem Kaiser auch den Krieg erklärte, so kam es doch zu keinem Kampf mit den Engländern, und Heinrich II. von Frankreich kann ebenfalls nicht gemeint sein, da bei dessen Regierungsantritt Faust längst tot war. Gegen einen anderen König aber, als die genannten, hat Karl V. nicht gekämpft, und wir sind mithin berechtigt, angesichts der Nachricht Agrippas dieser Sage einen historischen Kern zuzusprechen. —

Nach dem Jahre 1528 tritt eine zehnjährige Pause in den zeitgenössischen Nachrichten über Faust ein, und erst der Wormser Stadtphysikus Philipp Begardi giebt uns 1539 in seinem Index Sanitatis[1]) weitere Kunde, wobei er des Zauberers als eines noch vor wenigen Jahren allbekannten, gegenwärtig aber verschollenen Mannes gedenkt. Er sagt:

„Es wirt noch eyn namhafftiger dapfferer Mann erfunden: ich wolt aber doch seinen namen nit genent haben, so wil er auch nit verborgen seyn, noch vnbekant. Dann er ist vor etlichen jaren vast durch alle landtschafft, Fürstenthumb vnd Königreich gezogen, seinen namen jedermann selbs bekant gemacht, vnn seine grosse kunst, nit alleyn der artzney, sonder auch der Chiromancei, Nigromancei, Visionomei, Visiones im Cristal, vnn dergleichen mer künst, sich höchlich berümpt. Vnd auch nit alleyn berümpt, sondern sich auch einen berümpten vnd erfarenen meyster bekant vnd geschriben. Hat auch selbs bekant, vnd nit geleugknet, daß er sey, vnnd heyß Faustus, damit sich geschriben Philosophum Philosophorum. Wie vil aber mir geklagt haben, daß sie von jm seind betrogen worden, deren ist eyne grosse zal gewesen. Nun sein verheyssen ware auch groß wie des Tessali.[2]) Dergleichen sein ruhm, wie auch des Theophrasti: aber die that, wie ich noch vernimm, vast kleln vnd betrüglich erfunden: doch hat er sich im geld nemen, oder empfahen (das ich auch recht red) nit gesaumpt, vnd nachmals auch im abzugk, er hat, wie ich beracht (berichtet), vll mit den ferßen gesegnet. Aber was soll man nun darzu thun, hin ist hin, ich wolt es jetzt auch dabey lassen, schau du nur weiter, was du zv schicken hast."

Wir empfangen von dem Faust des Begardi — und fast mit denselben Worten — das gleiche Bild, wie es Trithemius von seinem Faust entwirft, und es kann kein Zweifel sein, daß beide Autoren die gleiche Persönlichkeit meinen. Bemerkenswert ist, daß uns hier die erste Angabe, Faust sei vor 1539 verschollen, entgegentritt, und daß Begardi den Charlatan Faust mit Theophrastus Paracelsus, gegen welchen er als Anhänger Galens feindlich gesinnt war, zu dessen Verunglimpfung zusammenstellt.

---

[1]) Index Sanitatis. Eyn Schöns vnd vast nützlichs Büchlein, genant Zeyger der Gesundtheyt. — Durch Philippum Begardi der freyen Kunst vnn Artznei Doctoren, der zeit der Löblichen Keyserlichen Reichstatt Wormbs Physicum vnd Leibartzet. Wormbs 1539." S. XVII.

[2]) Es ist der im zweiten Jahrhundert n. Chr. lebende Thessalus von Tralles gemeint.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seelenlehre

vom Standpunkte der Geheimwiſſenſchaften.

Von

Carl du Prel

Dr. phil.

(Fortſetzung.)

Das tranſcendentale Subjekt — ich würde es kurzweg die Seele nennen, wenn es nicht gälte, den Unterſchied von der alten Seelenlehre zu betonen — ſteht nicht unvermittelt neben der irdiſchen Erſcheinungsform des Menſchen; denn indem es die organiſierende Fähigkeit beſitzt, iſt der irdiſche Menſch ſeine Erſcheinungsform. Das Organiſieren und das tranſcendentale Vorſtellen bilden ferner keinen Dualismus innerhalb des tranſcendentalen Subjekts, ſondern bezeichnen nur zwei begrifflich trennbare Funktionsrichtungen desſelben, die aber wegen der Einheit des Subjekts real verbunden auftreten, ſo daß das Organiſierende im Denken, das Denkende im Organiſieren ſich zeigt. Dieſe Identität des organiſierenden und denkenden Prinzips iſt innerhalb der menſchlichen Erſcheinung, in der ſich das tranſcendentale Subjekt darſtellt, in der That nachweisbar.

Was zunächſt den Nachweis betrifft, daß das Denken mit einem Organiſieren verknüpft iſt, ſo verſuchte ich denſelben in den Gebieten der Äſthetik und der Technik. Dieſe Aufgabe präziſiert ſich aber für den, der die Seele im Unbewußten ſucht, dahin, nachzuweiſen, daß in der Beſonderheit unſerer äſthetiſchen und techniſchen Produkte ein uns unbewußtes organiſierendes Prinzip aufgedeckt werde. Wenn wir ſehen, daß das formale Einteilungsprinzip unſeres Leibes, der goldene Schnitt, auch an griechiſchen Tempeln und gotiſchen Domen ſich zeigt, wovon aber die Erbauer nichts wußten, ſo iſt damit die Identität des denkenden und organiſierenden Prinzips nachgewieſen. Das zeigt ſich noch auffälliger in unſeren techniſchen Erfindungen, bei deren Herſtellung doch das Unbewußte ganz ausgeſchaltet zu ſein ſcheint. Trotzdem dieſe Erfindungen ganz im Lichte des Bewußtſeins, ſogar unter bewußter Anwendung der Mathematik, zu geſchehen ſcheinen, ſo iſt doch an den einfachſten Mechanismen bis zu den kompliziertеſten Apparaten eine geiſtige Unterſtrömung nachweisbar, und daß dieſe vom Organiſierenden ausgeht, zeigt ſich deutlich darin, daß die techniſchen Apparate nur unbewußte Kopien der Natur ſind, nur Organprojektionen, ohne daß doch die Erfinder eine Ahnung

davon hatten. So ist z. B. in der Camera obscura keineswegs in bewußter Absichtlichkeit das Auge kopiert, sondern umgekehrt wurde die Einrichtung unseres Sehapparates erst verständlich, nachdem die Camera erfunden war. Es ist also mehr als ein bloßer Vergleich, wenn man sagt, das Objektivglas des Photographen entspreche der Kryſtalllinſe, die Blende der Iris, der Verschluß dem Augenlide, der elastische Auszug dem kontraktilen Augapfel, der Chemismus der photographischen Platte (vermöge des Bromsilberüberguſſes) dem lichtempfindlichen Sehpurpur der Retina. In der gleichen Weise wird das Gehörorgan verständlich, wenn man das Klavier zur Erklärung heranzieht, oder der Nervenapparat durch den Telegraphen. Sogar die neueste Erfindung, der Phonograph, hat ein organisches Vorbild am Menschengehirn, dessen Thätigkeit im Delirium oft mechanisch abläuft, so daß oft Wort für Wort lange Reden wiederholt werden, die einst vernommen wurden, aber dem Bewußtsein längst entschwunden waren.

Auch in der Thätigkeit des Künstlers — soweit sie genial ist, also aus dem Unbewußten kommt — zeigt sich die Mitbeteiligung des Organisierenden. Der Dichter bringt es zur anschaulichen Naturschilderung nur dadurch, daß er das Lebloſe belebt und beseelt, und die typischen Figuren eines Shakespeare oder Walter Scott sind keineswegs bewußte Nachahmungen, sondern ganz eigentlich Schöpfungen unter Mitbeteiligung der organisierenden Seele. Die Kraft, welche in unseren Geistesprodukten zum Bewußtsein kommt, ist also identisch mit jener, die unseren objektiven Leib gestaltet hat.

Noch ist aber der andere Nachweis zu führen, daß die Gestaltung unseres Leibes eine teleologische ist, d. h. mit einem transcendentalen Vorstellen verbunden ist. Die Biologie, die diesen Nachweis führen sollte, zeigt sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Wir thun daher gut, von der Biologie ganz abzusehen, und den Nachweis auf anderen Gebieten zu führen: Hypnotismus und Somnambulismus.

Der Hypnotismus lehrt, daß organische Veränderungen durch Suggestion herbeigeführt werden können, daß Krankheitssymptome beseitigt und jene organischen Prozesse eingeleitet werden können, die der Arzt für angezeigt hält. Jene physiologischen Funktionen, die für uns unbewußt verlaufen und auch unserer Willkür entzogen sind, Blutumlauf, Sekretionen ꝛc. können durch Suggestion geregelt werden. Nun ist es aber ohne weiteres klar, daß nicht etwa der Arzt gleichsam durch magisch wirkende Worte in einen fremden Organismus einzugreifen vermag; vielmehr kann die Suggestion nur dadurch wirksam werden, daß sie vom Patienten acceptiert wird, und diese Fügsamkeit erzielt man eben dadurch, daß man ihn in hypnotischen Schlaf versetzt, also in einen widerstandsunfähigen Zustand. Daher die Möglichkeit sogar verbrecherischer Suggestionen.

Die Fremdsuggestion ist also nur darum wirksam, weil sie widerstandslos in eine Autosuggestion verwandelt wird, welche erst das eigentliche Agens ist. Der Patient beherrscht also sein organisches Leben durch

die Vorstellung, und damit ist der Primat des Geistes vor dem Körper erwiesen. Der Materialismus, welcher umgekehrt den Geist zur Funktion des Körpers macht, ist also auf den Kopf gestellt.

Aus dem Eintritt organischer Veränderungen durch Autosuggestion bei hypnotisierten Patienten folgt nun zunächst die logische Möglichkeit, daß alle physiologischen Funktionen, auch die normalen, durch uns unbewußte Vorstellungen geregelt werden. Diese logische Möglichkeit aber verwandelt sich in empirische Gewißheit, wenn wir sehen, daß die Somnambulen ihre eigene Diagnose und Prognose vornehmen. Solche Fähigkeiten, selbst wenn sie in der Erfahrung nicht gegeben wären, müssen a priori wahrscheinlich sein für eine Seelenlehre, welche die Identität des Organisierenden und Denkenden nachweist. In einer solchen Seelenlehre stehen die medizinischen Fähigkeiten der Somnambulen nicht als isolierte Thatsachen, mit welchen man nichts anzufangen weiß, sondern sie nehmen ihren festbestimmten Platz in einem ganzen System verwandter Erscheinungen ein. Dieses System würde eine unerklärliche Lücke zeigen, wenn der medizinische Somnambulismus in der Erfahrung nicht zu finden wäre, und umgekehrt könnte sich der medizinische Somnambulismus nicht so ungezwungen in diese Seelenlehre begrifflich eingliedern lassen, wenn er nicht eine Thatsache der Erfahrung wäre. Wer aus der Organprojektion und aus der künstlerischen Produktionsweise die Einsicht gewonnen, daß das Vorstellen mit einem Organisieren verbunden ist, wird vorweg vermuten, daß auch das Organisieren von Vorstellung begleitet ist, wie bei den Somnambulen.

Man muß zugestehen: über nichts ist so viel ungereimtes Zeug geschrieben worden, wie über die menschliche Seele, sowohl von Spiritualisten, als hauptsächlich von Materialisten, gleichsam zur Bestätigung der Worte von Montesquieu: „Lorsque Dieu a créé les cervelles humaines, il ne s'est pas obligé de les garantir.“ Schließlich hat man, des Streites müde, die Flinte ins Korn geworfen, und unsere moderne, in den Makrokosmos vergaffte Wissenschaft weiß mit der Psychologie nichts mehr anzufangen. „Da gehen die Menschen hin — sagt der hl. Augustinus — und bewundern hohe Berge und weite Meeresfluten und mächtig daher rauschende Ströme und den Ozean und den Lauf der Gestirne, vergessen sich aber selbst daneben.“[1]) Aber, wie wir gesehen haben, ist auch in den Mikrokosmos die Einsicht nicht ganz versperrt; man braucht nur die Seele am richtigen Ort zu suchen und dort die entscheidenden Thatsachen zu erforschen, nämlich die der Geheimwissenschaften. In der Theorie hat schon Aristoteles dieses Programm aufgestellt.

Es gelte zu untersuchen, sagt er, ob die Seele „alle Zustände mit ihrem Körper gemein habe, oder ob ihr auch etwas Eigentümliches zukommt.“ „Das Denken — so fährt er fort — scheint noch am meisten der Seele allein anzugehören; wenn aber auch dieses eine Art von bildlichem Vorstellen ist, oder wenigstens ohne solches nicht geschehen kann, so wird auch das Denken nicht ohne den Körper vor sich gehen können. Sollten Thätigkeiten oder Leidenszustände bestehen, welche der Seele allein angehören,

[1]) Augustinus: Bekenntnisse. c. 10.

so würde die Seele vom Körper trennbar sein; sollte aber nichts der Art sich ergeben, so wird auch die Seele nicht trennbar sein." [1])

Seit Aristoteles ist nun eine neue Wissenschaft aufgetreten, von der sich im Altertum kaum eine Spur findet, die Linguistik. Wir wissen es heute viel bestimmter, als Aristoteles es wissen konnte, daß in der That auch unser abstraktes Denken „eine Art von bildlichem Vorstellen" ist, daß alle unsere Begriffe aus ursprünglichen Anschauungen entstanden sind. Darum können wir auch im Denken keine Funktion sehen, welche der Seele als solcher und abgesehen vom Körper angehört. Begriffe sind verdichtete Vorstellungen, Vorstellungen aber sind Sinnesfunktionen; also gehört auch das abstrakte Denken indirekt der Leiblichkeit an. Eine wirkliche Seele, die vom Körper nicht etwa nur begrifflich, sondern real trennbar wäre — und so meint es Aristoteles — folgt also nicht einmal aus unserer höchsten bewußten Funktion. Wohl aber würden wir sie gewinnen, wenn ein Denken ohne sinnliche Vermittlung nachweisbar wäre.

Im bewußten Seelenleben ist nun davon nichts zu finden; hier ist alles mit den Sinnen und dem Gehirn verbunden. Darum eben haben wir in dem Suchen nach der Seele die Bewußtseinsanalyse preiszugeben.

„Der allgemeine Grund — sagt Kant in Übereinstimmung mit Aristoteles — warum wir nicht aus den Beobachtungen und Erfahrungen des menschlichen Gemüts die künftige Fortdauer der Seele ohne den Körper darthun können, ist: weil alle diese Erfahrungen und Beobachtungen in Verbindung mit dem Körper geschehen . . . demnach können diese Erfahrungen nicht beweisen, was wir ohne den Körper sein könnten." [2])

Demnach sind wir auf das Unbewußte verwiesen, die Seele zu finden. Innerhalb desselben aber erkennen wir die Realität der Seele ganz einwurfsfrei in den Thatsachen der Geheimwissenschaften. Die okkulten Phänomene sind in der Regel an bewußtlose Zustände geknüpft und kommen zu stande durch Kräfte, die im normalen Zustande latent sind. Damit ist die physiologische Psychologie abgelöst durch die transcendentale Psychologie. Diese setzt es sich zur Aufgabe, den Begriff des Unbewußten, der nur in negativer Weise bestimmt ist, nämlich als Gegensatz des Bewußtseins, in positiver Weise zu ergänzen. Sie lehrt, daß unser Unbewußtes individuell ist, daß aber unser Recht nur so weit reicht, es als Gegensatz des sinnlichen Bewußtseins aufzufassen, nicht des Bewußtseins überhaupt; daß es ferner allerdings ein Bewußtsein sui generis besitzt. Das alles bestätigen die Geheimwissenschaften durch Erfahrungsthatsachen. Sie zeigen uns ein Vorstellen und Denken, das nicht durch die sinnlichen Kanäle vermittelt ist, sondern aus einer anderen Region stammt, und wobei das Gehirn — soweit es mitbeteiligt ist — nur als rein passives Organ eine Rolle spielt. Das Unbewußte in der transcendentalen Psychologie zeigt Bewußtsein und Erinnerung, also die beiden Elemente, auf welchen der Begriff einer Persönlichkeit beruht. Die transcendentale Persönlichkeit ist aber für das irdische Bewußtsein latent, und von der irdischen

[1]) Aristoteles: de an. I, c. 1.
[2]) Kant: Vorlesungen über Psychologie. 85.

Persönlichkeit qualitativ verschieden; also muß die reale Doppelheit unseres Wesens im Sinne Kants anerkannt werden.

Zwar hat man versucht, diese Doppelheit unseres Wesens in eine bloß physiologische Doppelheit aufzulösen[1]), wobei also beide Wesenshälften vom Tode betroffen würden, aber dieser Versuch gelingt eben nur, wenn man von den wichtigsten Phänomenen der Geheimwissenschaften absieht. Der physiologischen Psychologie, welche wie durch eine falsche Weichenstellung den ganzen Zug unserer Gedanken über die Seele auf eine falsche Schiene abgelenkt hat, wird es niemals gelingen, etwa Fernsehen und Fernwirken aus der Leiblichkeit zu erklären. Sie unterläßt auch logischerweise den bloßen Versuch dazu, sondern sieht sich genötigt, die Phänomene zu leugnen; diejenigen aber, welche solchen Phänomenen begegneten, haben auch von jeher deren Beweiskraft für eine vom Körper trennbare Seele anerkannt. So z. B. Deleuze, einer der besten Kenner des Somnambulismus, welcher sagt:

„Die Erscheinungen, welche er (der Somnambulismus) uns vorführt, lassen uns zwei Substanzen unterscheiden, das doppelte Dasein eines inneren und eines äußeren Menschen in einem und demselben Individuum; sie geben den besten Beweis von der Unsterblichkeit der Seele und die beste Antwort auf den Einwurf, den man gegen ihre Unsterblichkeit gemacht hat; sie erheben die von den alten Weisen schon anerkannte und von Bonald so schön ausgedrückte Wahrheit, daß der Mensch eine von den Sinneswerkzeugen bediente Intelligenz sei, über allen Zweifel. . . Unter den Leuten, die sich mit Magnetismus beschäftigt haben, giebt es unglücklicherweise einige Materialisten; ich kann nicht begreifen, wie so manche Erscheinungen, deren Zeugen sie waren, wie das Sehen in die Ferne, der Blick in die Zukunft, die Einwirkung des Willens, die Mitteilung der Gedanken ohne äußere Zeichen, ihnen nicht als genügende Beweise für die Geistigkeit der Seele erschienen sind.“[2])

Diejenigen freilich, die den Weg nach Damaskus geflissentlich vermeiden, werden auch niemals Paulusse werden, und es bleibt ihnen unbenommen, sich ihrer Saulusnatur zu rühmen. Wenn sie sich aber einmal bestimmen lassen sollten, den Somnambulismus in seinen höheren Phasen zu beobachten, dann werden sie auch die Seele anerkennen. Georget in seiner „Physiologie du système nerveux“, worin er den animalischen Magnetismus verwarf und Materialismus docierte, versuchte kurz darauf selber, zu magnetisieren, und da er den Thatsachen des Somnambulismus begegnete, wurde er sofort zum Glauben an eine Seele bekehrt. Er konnte aber seiner Überzeugung nur mehr in seinem Testamente Ausdruck geben, dem er die größte Verbreitung zu geben bat, und worin er sagt:

„Ich hatte kaum die Physiologie des Nervensystems veröffentlicht, als neue Meditationen über ein sehr außergewöhnliches Phänomen, den Somnambulismus, mir es nicht mehr erlaubten, die in uns und außer uns vorhandene Existenz eines intelligenten Prinzips, durchaus verschieden von den materiellen Existenzen, zu bezweifeln, sagen wir Seele und Gott. Ich habe in diesem Punkte eine tiefe Überzeugung, auf Thatsachen begründet, die ich für unwiderleglich halte. Diese meine

[1]) Dessoir: Das Doppel-Ich.
[2]) Deleuze: Praktischer Unterricht über den tierischen Magnetismus. 97. 155.

Erklärung wird erst den Tag erblicken, wenn man an meiner Aufrichtigkeit nicht mehr zweifeln und meine Absichten nicht mehr wird verdächtigen können. Sollte ich sie nicht mehr selbst veröffentlichen können, so bitte ich inständig jene Personen, welche davon bei Eröffnung dieses Testamentes Kenntnis erhalten, d. h. also nach meinem Tode, ihr jede nur mögliche Publicität zu geben."[1])

Wo immer wir einem Forscher begegnen, der die Geheimwissenschaften kannte, da finden wir auch immer die gleichen Folgerungen gezogen, daß die Seele im Unbewußten liegt, daß sie individuell ist, und daß wir ein Doppelwesen sind. So schon im Altertum bei jenen Philosophen, die in die Mysterien eingeweiht waren, und so im Mittelalter bei den Okkultisten.

„Der Mensch — sagt Paracelsus — hat zwei Leiber, den elementarischen und den siderischen, und diese beiden Leiber geben einen einzigen Menschen. Der Tod scheidet diese beiden Leiber in ihrem Leben von einander."[2]) „Also merket auf, daß zwei Seelen im Menschen sind, die ewige und die natürliche; das ist zwei Leben; das eine ist dem Tode unterworfen, das andere widersteht dem Tode; also ist auch im Menschen das, was der Mensch ist, verborgen, und niemand sieht, was in ihm ist, was nur durch die Werke offenbar wird."[3]) . . . . „Im Schlafe, wo der elementare Leib ruht, ist der siderische Leib in seiner Generation, denn derselbe hat keine Ruhe, noch Schlaf; wenn aber der elementare Leib dominiert und überwindet, dann ruht der siderische."[4])

Erst die Geheimwissenschaften vermögen also eine Seelenlehre im Sinne des Aristoteles aufzustellen. Liegt nun aber diese Seele im Unbewußten, so ist es ein bloßer Schein, daß wir zu Lebzeiten nur das materielle Dasein führen und etwa erst mit dem Tode des eigentlichen Seelendaseins teilhaftig werden. Der Mensch als Doppelwesen führt vielmehr beide Existenzweisen gleichzeitig, und diese Verbindung, wie schon Augustinus sagt, ist das eigentliche Rätsel: „Modus, quo corporibus adhaeret spiritus, comprehendi ab hominibus non potest, et hoc tamen homo est."

„Der Mensch", sagt Pascal, „ist das wunderbarste Geschöpf der Natur. Er kann nicht begreifen, was Körper ist, weniger noch, was Geist ist, und am wenigsten, daß ein Geist mit dem Körper vereinigt sein kann; es ist dies der Gipfel der Schwierigkeit, und doch besteht eben darin sein Wesen."

Diese Verbindung eines transcendentalen Subjekts mit einem materiellen Leibe ist aber nur möglich, wenn die Seele organisierend ist.

Es hätte uns schon eine geringe Besinnung abhalten können, die Seele im Bewußtsein zu suchen; denn im Mutterleibe haben wir kein Bewußtsein, nach der Geburt kommt es erst im Verlaufe der Jahre zur Reife, ein ganzes Drittel unseres Daseins verfließt ohne Bewußtsein und unser ganzes Leben hindurch bleibt uns eine ganze Hälfte der Funktionen, die organischen, unbewußt. Wenn wir nun aber leben können ohne Bewußtsein, so muß die uns erhaltende Kraft vom Bewußtsein verschieden sein. Diese Kraft erkennen wir im Hypnotismus, mehr aber noch im Somnambulismus und Spiritismus als eine gestaltende und organisierende und zwar verbunden mit einem transcendentalen Bewußtsein, welches

[1]) Macario: du sommeil. 148. — [2]) Paracelsus: de gen. stult.
[3]) Paracelsus: philos. sagax. I, c. 5. — [4]) Paracelsus: phil. sagax. I, c. 7.

reichere Beziehungen zur Natur verrät, als das ſinnliche Bewußtſein. Die daraus fließenden höheren Fähigkeiten haben von jeher ſo ſehr die Verwunderung der Okkultiſten erregt, daß ſie hieraus auf einen göttlichen Urſprung der Seele und auf deren Unſterblichkeit ſchloſſen. „Die fernwirkenden magiſchen Kräfte — ſagt van Helmont — haben wir in dem Teile von uns zu ſuchen, welcher das Ebenbild der Gottheit iſt.“[1]) Dem Mythus, daß der Menſch nach Gottes Ebenbild geſchaffen ſei, haben ſie alſo einen weit tieferen Sinn gegeben, als gemeiniglich geſchieht. Sie bezogen ihn auf das tranſcendentale Subjekt, nicht auf den irdiſchen Menſchen. Wird dieſe Ebenbildlichkeit vom irdiſchen Menſchen verſtanden, ſo behält Voltaire Recht: „Tant pis pour Dieu, si je lui ressemble.“ Aber nicht ſo van Helmont:

„Ich ſage, daß der Menſch ein mit Vernunft begabtes Tier iſt; der wahre Menſch aber iſt kein Tier, ſondern das wahre Bild Gottes.“[2])

Auf dieſe magiſchen Fähigkeiten, weil ſie ſich aus der Leiblichkeit nicht erklären laſſen und doch einen Träger, eine Seele, vorausſetzen, gründen die Okkultiſten auch den Unſterblichkeitsbeweis.

„Es wohnt — ſagt Agrippa — unſerer Seele ein das All umfaſſender Scharfblick inne, der durch die Finſternis des Körpers und der Sterblichkeit verdunkelt und gehemmt iſt, nach dem Tode aber, wenn die vom Körper befreite Seele die Unſterblichkeit erlangt hat, zur vollkommenen Erkenntnis wird. Daher wird manchmal den dem Tode Nahen und durch das Alter Geſchwächten ein ungewohnter Lichtſtrahl zu teil, weil alsdann die Seele weniger von den Sinnen gefeſſelt und ſchon gleichſam etwas von ihren Banden befreit und dem Orte, wohin ſie wandern wird, näher ſtehend, dem Körper nicht mehr ſo unterworfen iſt, als früher.“[3])

Aber dieſe magiſchen Fähigkeiten der Seele könnten niemals Gegenſtand der Erfahrung werden, wenn das tranſcendentale Subjekt bei der Geburt ſeine tranſcendentale Natur einbüßen würde, wenn das irdiſche Daſein eine Unterbrechung und Ablöſung des tranſcendentalen Daſeins wäre, das erſt im Tode wieder erworben würde. Bei einer ſolchen Annahme würden wir uns den Weg zum Verſtändniſſe der Geheimwiſſenſchaften verſperren, ja es gäbe keine Geheimwiſſenſchaften. Die okkulten Phänomene ſind vielmehr nur unter der Bedingung möglich und begreiflich, daß wir gleichzeitig beide Daſeinsweiſen führen, das tranſcendentale und das irdiſche, wovon jenes dieſem unbewußt iſt. Die Annahme iſt ganz unzuläſſig, daß wir durch die verſchiedenen Operationen, wodurch wir ſelbſt und andere uns in Ekſtaſe verſetzen, in tranſcendentale Weſen zurückverwandelt würden, infolge davon alsdann die magiſchen Kräfte eintreten. Wir können beiſpielsweiſe nicht annehmen, daß ein Magnetiſeur durch Striche uns fernſehend zu machen vermöchte. Wohl aber können wir annehmen, daß der Magnetiſeur uns in einen Zuſtand der ſinnlichen Bewußtloſigkeit verſetzt, und daß dann das latent bereits vorhandene tranſcendentale Bewußtſein eo ipso aus der Latenz tritt. Die beiden Perſonen unſeres Subjekts — um mit Kant zu reden — müſſen alſo

[1]) J. B. van Helmont: de magnetica vulnerum curatione. § 89.
[2]) Ebendort § 83. — [3]) Kieſewetter: Geſchichte des Okkultismus. 29.

gleichzeitig existieren, sonst wäre überhaupt kein Okkultismus möglich, und das transcendentale Bewußtsein taucht von selbst auf, wenn das sinnliche unterdrückt ist, wie die Sterne von selbst leuchten, wenn die Sonne untergegangen ist. Die Sterne kommen nicht etwa erst jetzt heran — wie noch unsere arischen Ahnen meinten —, sondern sie waren schon da, bestanden gleichzeitig mit der Sonne, durch deren Beseitigung sie lediglich optisch werden.

So haben es auch die Okkultisten von jeher verstanden. „Jeder Mensch — sagt Swedenborg — ist dem Inneren nach Geist.“ [1])

Ja er geht noch weiter: „Jeder Mensch ist auch, während er noch im Körper lebt, hinsichtlich seines Geistes in der Gemeinschaft von Geistern, obwohl er nichts davon weiß.“ [2]) Damit sagt Swedenborg genau dasselbe, wie Kant:

„Es wird noch bewiesen werden, daß die menschliche Seele auch in diesem Leben in einer unauflöslich verknüpften Gemeinschaft mit allen immateriellen Naturen der Geisteswelt stehe, daß sie wechselsweise in diese wirke und von ihnen Eindrücke empfange, deren sie sich aber als Mensch nicht bewußt ist, solange alles wohl steht.“ [3])

Später aber, in seiner kritischen Periode, sagt er:

„Örter sind nur Verhältnisse körperlicher, aber nicht geistiger Dinge. Demnach ist die Seele, weil sie keinen Ort einnimmt, in der ganzen Körperwelt nicht zu sehen. Sie hat keinen bestimmten Ort in der Körperwelt, sondern sie ist in der geistigen Welt; sie steht in Verbindung und im Verhältnis mit anderen Geistern.“ [4])

Mit diesen Worten von Kant und Swedenborg ist die Bedingung klar bezeichnet, unter welcher mystische Phänomene überhaupt möglich sind. Von einer übersinnlichen Welt können wir nur Kunde erhalten, wenn wir selber Geister sind, und zwar schon im irdischen Leben, und wenn wir als Geister mit anderen Geistern in Verbindung stehen. Diese beiden Bedingungen liefern den logischen Einteilungsgrund aller mystischen Phänomene; die einen gehören dem Somnambulismus an, die anderen dem Spiritismus. Im Somnambulismus lernen wir unseren eigenen Geist kennen, im Spiritismus die fremden Geister. Modern gesprochen ist also Kants Ansicht die, daß wir unbewußt sowohl Somnambule als Medien sind.

A priori leugnen läßt sich das offenbar nicht; denn unser sinnliches Bewußtsein kann gar nicht wissen, was im Unbewußten gegeben ist. Also kommt alles auf die Erfahrung an, ob vielleicht doch diese unbewußten Verhältnisse uns ausnahmsweise bewußt werden können. Dazu müßte noch eine dritte Bedingung hinzukommen: Transcendentale Einsichten, die wir als Somnambule aktiv gewinnen oder als Medien passiv empfangen, können uns bewußt werden, d. h. zu Thatsachen des sinnlichen Bewußtseins werden, wenn die Empfindungsschwelle verlegt wird, welche die Bruchfläche zwischen den beiden Personen unseres Subjekts bildet. Die

---

[1]) Swedenborg: Vom Himmel. § 433. — [2]) Ebendort § 438.
[3]) Kant: Träume eines Geistersehers, 21 (Kehrbach).
[4]) Kant: Vorlesungen über die Metaphysik. 254 (Pölitz).

Verlegbarkeit der Empfindungsschwelle ist nun eine biologische Thatsache, denn auf ihr beruht die Steigerung des Bewußtseins im Tierreich; und sie ist eine Thatsache des individuellen Seelenlebens, denn in jedem natürlichen oder künstlichen Schlafzustand tauchen Vorstellungen aus dem Unbewußten auf und gelangen ins sinnliche Bewußtsein.

Die Verlegbarkeit der Empfindungsschwelle beweist die reale Einheit der beiden Personen unseres Subjekts, und daß die Phänomene des Somnambulismus und Spiritismus mindestens in der biologischen Zukunft sich einstellen müßten, wenn sie nicht schon heute Erfahrungsthatsachen wären. Heute also würde Kant empirisch bestätigt finden, was er geahnt hat.

Das Verhältnis der beiden Personen unseres Subjekts ist nun aber derart, daß zwar uns die Seele unbewußt, richtiger ungewußt ist, nicht aber wir der Seele, denn wir sind ja das Produkt der organisierenden Seele. Darum erwachen wir aus dem Somnambulismus erinnerungslos, während umgekehrt das somnambule Bewußtsein als der größere Kreis den kleineren des sinnlichen Bewußtseins mit umfaßt.

Wir können also den Menschen mit einer Ellipse vergleichen, deren einer Brennpunkt — das transcendentale Bewußtsein — die ganze Fläche der Ellipse beleuchtet, während der andere — das sinnliche Bewußtsein — ein anderartiges Licht aussendet, das aber nur von halber Ausdehnung ist. Oder wir können uns mit einer Kugel vergleichen, deren stereometrischer Mittelpunkt den kubischen Inhalt beleuchtet, während an der Oberfläche der Lichtpunkt des sinnlichen Bewußtseins leuchtet, aber keinen Strahl ins Innere sendet.

Die physiologische Psychologie will das Rätsel des Menschen geometrisch lösen und beschränkt sich dabei auf die Frage, wie sinnliches Bewußtsein mit organischer Materie, dem Leibe, verbunden sein kann. Weil nun aber stereometrische Probleme sich geometrisch nicht lösen lassen, mündet die physiologische Psychologie bei dem Ignoramus, ja Ignorabimus ein. Die transcendentale Psychologie dagegen löst das Menschenrätsel stereometrisch. Für sie liegt das viel tiefere Problem vor, wie ein transcendentales Subjekt mit einem irdischen Körper verbunden sein kann; aber weil dieses Subjekt teleologisch zu organisieren vermag, erklärt sich der mit einem Gehirne versehene organische Körper, in welchem Gehirne wie in einem Kephaloskope die transcendentale Erkenntnisweise in eine sinnliche umgebrochen wird. Wir unsererseits haben also keinen Grund zu dem Seufzer: Ignorabimus.

Bei unserer theologischen Fakultät ist die Seelenlehre in der mittelalterlichen Scholastik stecken geblieben; bei der naturwissenschaftlichen ist sie materialistisch geworden, und bei der philosophischen ist die Seele pantheistisch zerflossen. Eine monistische und individualistische Lösung des Seelenproblems kann nur noch von der transcendentalen Psychologie mit den Geheimwissenschaften als empirischer Grundlage erhofft werden. Die moderne Wissenschaft sträubt sich noch dagegen; aber insofern ist sie nicht nur hinter den mittelalterlichen Okkultisten zurückgeblieben, sondern

steht noch auf einem vorbiblischen Standpunkt; denn schon in der Bibel wird vielfach zwischen Seele und Ich — ψυχή μου und ἐγώ — unterschieden, und Paulus sagt:

„Denn welcher Mensch weiß, was im Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist?“ [1])

Sogar von Cicero könnten wir lernen: „Intelligendum est, duobus quasi a natura nos indutos esse personis.[2]) Am deutlichsten aber findet sich diese Lehre bei Kant, und zwar in seinen „Vorlesungen“ aus der kritischen Periode. Als ich aber den wichtigsten Teil dieser Vorlesungen, die über Psychologie, 1889 neu herausgab, wurde dieses Buch — abgesehen von ein paar journalistischen Stimmen von der bekannten Oberflächlichkeit und Verständnislosigkeit — mit jenem großen Schweigen aufgenommen, in dem die ganze Verlegenheit der Gegner sich verriet. Man konnte mir den Nachweis nicht verzeihen, daß meine philosophischen Anschauungen, auf Grundlage der Geheimwissenschaften gewonnen, sich mit denen Kants deckten, der intuitiv vorging. Man hat es mir verübelt, daß ich ein Buch wieder ans Licht zog, das man vorsichtigerweise in die Gesamtausgaben nicht aufgenommen hatte, in den öffentlichen Bibliotheken nicht angeschafft hatte und das im Buchhandel vergriffen war; ein Buch, worin Kant nicht nur Präexistenz und Unsterblichkeit lehrt, sondern auch die Geburt des Menschen als Inkarnation eines transcendentalen Subjekts hinstellt und das Jenseits als bloßes Jenseits der Empfindungsschwelle; worin Kant endlich, wenn er es auch nicht mit dem modernen Worte bezeichnete, lehrt, daß wir unbewußterweise Somnambule und Medien seien. Einen solchen Kant, der, da jetzt seine Ansichten empirisch bestätigt sind, heute ganz unbestreitbar und so gut wie Schopenhauer Spiritist sein würde, konnte man natürlich nicht brauchen, und da man mir eine Fälschung nicht vorwerfen konnte, blieb nur Schweigen übrig. Hätte ich dagegen einen alten Waschzettel Kants gefunden und mit einer gelehrten Abhandlung über dessen unzweifelhafte Echtheit herausgegeben, so wäre das allerdings ein ganz anderer Fall gewesen, und ich wäre alsdann dem Antrag einer Professur kaum entgangen. Den Lesern aber, die sich für transcendentale Psychologie interessieren, kann ich diese Vorlesungen Kants nur angelegentlich empfehlen.

Unvermeidlich werden nun aber die Geheimwissenschaften, weil sie eben auf Thatsachen beruhen, bald anerkannt werden; und ebenso unvermeidlich wird man alsdann auf Kant hinweisen, der ohne die Stütze solcher Thatsachen zur gleichen Weltanschauung gelangte, wie die ist, welche sich aus den Geheimwissenschaften ergiebt. Diesen Zeitpunkt anticipierend kann ich meine Abhandlung weiterführen.

---

[1]) 1. Korinther 2, 11. — [2]) Cicero: de off. I, 30.

Da die Zeit erfüllet war.

Eine Besprechung von Wilhelm von Haintgeorge.

Der neueste Roman von Georg Ebers „Per aspera“[1]) ist in zweifacher Hinsicht für die Leser der „Sphinx“ von besonderem Interesse. Er prägt nicht nur wie jedes wahre Kunstwerk in seinem Grundzuge das Streben des Ideal-Naturalismus aus, es finden sich in ihm auch die Erfahrungen derer angewandt, welche „mehr wissen, als die Schulweisheit träumt“. Professor Ebers ist einer der so überaus seltenen Männer der Wissenschaft, welche sich nicht durch die materialistische Strömung des sogenannten „wissenschaftlichen“ Geistes der Gegenwart terrorisieren lassen; er hat den vollen Mut, seine unbefangene Überzeugung auszusprechen. Freilich, wie könnte er wohl sonst der hoch hervorragende Dichter sein, als welchen ihn die gebildete Welt auch über Deutschlands Grenzen weit hinaus verehrt!

Ebers giebt hier ein großartiges geschichtliches Gemälde aus einer der bewegtesten Epochen der Kulturentwicklung unsrer Rasse, aus der römischen Kaiserzeit, und wählt sich als abschreckenden Mittelpunkt im Hintergrund desselben eins der scheußlichsten Scheusale im Purpur, die jemals gelebt, Caracalla, den zweiten Nero. Vielleicht aber hat der Dichter diesen Wüterich doch nicht besser gezeichnet, als er wirklich war, denn die historischen Thatsachen sind unzweifelhaft, und solche tierische Wildheit, wie Caracella sie zur Schau trug, kann in Wirklichkeit nicht ohne einen großartigen Grundzug gedacht werden. Dem Gewaltsamen liegt auch oft etwas Gewaltiges zu Grunde, das jedoch in schlechte und verderbliche Bahnen gelenkt ist. Nur eine überaus gewaltige Willenskraft kann einen Mann auch in den Stand setzen, sich einen ausgewachsenen Löwen anstatt eines Hundes als Haustier und Zimmergenossen zu halten; das aber that Caracalla. Als solch ungewöhnlich starke Persönlichkeit, ist es nun Ebers gelungen, uns selbst diese Menschenbestie menschlich nahe zu bringen, und er ermöglicht uns durch die feinsinnige Entwicklung der Beweggründe auch seiner verrücktesten Thaten, ein solches Wesen selbst in unsrer kleinlichen, schwächlichen Zeit zu begreifen. Dessen allgemein

[1]) Per aspera. Historischer Roman von Georg Ebers. 4. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 2 Bände.

menſchlicher Grundzug iſt die Herrſchſucht, nur geſteigert bis zum Wahnſinn, der vor gar nichts mehr zurückſchreckt, und ſollte er auch, um den perſönlichen Willen durchzuſetzen, ein ganzes Menſchengeſchlecht vertilgen müſſen. Ohne aber den Charakter ſchönzufärben, weiß der Dichter dieſen teufliſchen Trotz großartig erſcheinen zu laſſen, ſo daß er nicht bloß als die ſelbſtverſtändliche Folge unumſchränkter Macht in den Händen eines Ungeheuers auftritt. Unter anderm wird dieſer Eindruck dadurch erreicht, daß der Kaiſer von der Schar jenes niedrigen Menſchengewürms umgeben iſt, das ſich an alle Mächtigen und Großen hinanzuſchmeicheln pflegt.

Der Alpdruck einer maßloſen Tyrannei iſt die ſchaurige Grundſtimmung unſeres Dichtungsgemäldes. Dasſelbe anzuſehen würde für jeden feinſinnigen Menſchen unerträglich ſein, wenn nicht auf dieſem Hintergrunde ſich diejenigen Ideal-Naturen abhöben, welche die eigentlichen Träger der Handlung, die „Helden" des Romans ſind. Und ſolche über alles Gemeine und Alltägliche hoch hinausragenden Weſen darzuſtellen und ſie doch als Menſchen darzuſtellen, das iſt ja, wie jeder weiß, gerade Ebers' hauptſächliche Dichtergabe. Daß er dazu, um zugleich vollkommen naturwahr ſein zu können, in die Vergangenheit zurückgreift und vor allem in das Altertum, iſt ſelbſtverſtändlich. Damals gab es ebenſo verlotterte Kulturzuſtände wie die unſrigen, das Gute wie das Schlechte in den Charakteren aber konnte damals freier zur Entfaltung kommen und geſtaltete ſich daher eher als bei uns großartig, während heute alles unter gleichmäßiger Schul- und Militärdreſſur zu alltäglicher Nichtigkeit, zu Gigerln und Marionetten, herabgedrückt wird. Ebers aber führt ſolches Zurückgreifen in die Geſchichte ſtets mit meiſterhafter Hand aus.

Alles, was Ebers für die weitere Öffentlichkeit ſchreibt, iſt nebenher kulturgeſchichtlich höchſt belehrend, denn es ruht nicht nur auf einer umfaſſenden Kenntnis aller großen Züge des Völkerlebens in verſchiedenen Zeiten und Ländern, ſondern beherrſcht auch alle Einzelheiten der verſchiedenen Kulturzuſtände, Anſchauungen und Gewohnheiten im Staats- wie im Privatleben. Dies Wiſſen aber wird nicht etwa mit langweiliger Gelehrſamkeit ausgekramt, es bildet vielmehr das fügſame Material in den Händen eines genial ſchaffenden Dichters, deſſen Phantaſie alles mit eigenem Leben zu erfüllen weiß und der vor allem auch das Menſchenweſen kennt in ſeinen weiblichen wie männlichen Charakteren, in ſeinen feinſten wie ſeinen gewaltigſten Regungen, im Guten wie im Böſen.

Die moderne Realiſtik vermag leider ſolche wahre Dichtkunſt nicht mehr zu verſtehen und zu ſchätzen. Die jüngſten Naturaliſten ſind ſelber nicht mehr imſtande, groß zu fühlen, und meinen daher, daß die Menſchennatur keiner höheren Entwicklung fähig ſei oder geweſen ſei oder ſein werde, als der der kleinlichen Alltäglichkeit, in der ſie ſich umherwälzen. Begreiflich iſt es daher, daß ſie alle erhabene Kunſt anbellen, wie der Mops den Mond. Sie ſind nicht fähig, ſo zu denken, zu empfinden und zu handeln, wie gerade die Ideal-Naturen in Ebers' Romanen. Und „was ich nicht bin, das kann ein andrer auch nicht ſein", das iſt die Logik dieſer Schwächlinge, die mit ihren Ketten raſſeln. — Dieſer

Alltags- oder Real-Naturalismus, der sich jetzt als jüngste „Geistesrichtung" aufthut, ist der Tod aller Kunst und Dichtung; er ist weiter nichts als Technik der Naturstudie, die an sich noch um keine Linie höher steht, als der alte Theaterkram der „Mache". So ein geschickter Alltags-Naturalist, sei er nun Versemacher oder Bildermaler, photographiert gleichsam sein eigenes Leben nur; er malt einen Schmutzhaufen genau nach der Natur, oder er schildert in langweiliger Getreulichkeit das, was in seiner kleinen Alltagsseele vorgeht, und dabei gelten ihm unklare Duseleien für ideale Stimmungen und Neigungen.

Für diesen Geschmack mögen allerdings die Ideal-Naturen einer Melissa, eines Alexander, einer Eurvale oder andere, wie sie Ebers wieder in diesem Romane zeichnet, ungenießbar sein; wir aber freuen uns, daß er mit seinen Dichtungen nie in den Schlamm der kleinlichen Alltäglichkeit hineinzutauchen imstande ist. Und doch macht er bekanntlich keineswegs aus all seinen Figuren Helden, nicht einmal aus den geschichtlich berühmten; wohl aber weiß er uns z. B. einen Galen zum lebenswahren Bilde eines Meisters seiner Kunst und doch warm empfindenden Menschen zu gestalten und in der Persönlichkeit eines Philostratus den Denker und Gelehrten zu einem ebenso edeldenkenden Menschen wie gewandten Hofmann zu beleben. Meisterhaft indessen hat z. B. Ebers in der von ihm erfundenen Hauptfigur der Melissa veranschaulicht, wie selbst aus einem in den einfachsten Verhältnissen erwachsenen, lieblichen, schüchternen Mädchen ein heldenmütiges Weib werden kann; und sehr fein motiviert ist überhaupt ihr ganzes Verhältnis zu Caracalla, dessen Einleitung, schwankender Bestand und schließlicher Abruch.

Als eine besonders wohlthuende Schönheit des Ebersschen Romans verdient es auch hervorgehoben zu werden, daß er seine Leser nicht etwa zuerst gleich in die düstere Gesamtstimmung seines Gemäldes, wie sie sich in dessen Hintergrunde darstellt, einführt, sondern uns zunächst seine idealen Hauptfiguren in der freundlichen Umgebung der sonnigen Landschaft Alexandriens, oder des antiken Hauswesens, oder eines phantastischen Totenfestes darstellt. Nachher erst breitet sich hinter dem Ganzen der Grundton der brutalen Schreckensherrschaft aus, wodurch dann die wenigen Ideal-Naturen im Vordergrunde immer leuchtender hervortreten.

Allerdings ist es mir dabei vorgekommen, als ob man sich heutzutage selbst mit dichterischer Phantasie in solche Scheußlichkeiten, die doch thatsächlich geschehen sind, wie die meuchlerische Abschlachtung fast der ganzen männlichen Bevölkerung einer großen Stadt wie Alexandria, nicht mehr so recht hineinversetzen könnte, und dem gleichen Umstande mögen auch wohl einige Überraschungen in der Lösung der Verwicklungen unsres Romans zu gute zu halten sein. Indessen konnte ja die Darstellung nicht über ihren Höhepunkt hinaus gedehnt werden; schon deshalb mußten manche Ausspinnungen in ihrem natürlichen Verlauf gekürzt werden. Dabei steigert sich besonders der zweite Band unsres Romans in seiner gedrängten Kürze mehrfach zu dramatischer Anschaulichkeit, und einige der geschilderten Scenen könnten fast unmittelbar auf die Bühne übertragen werden; es sei

beispielsweise nur an Caracallas Entschluß, alle Alexandrier zu morden, erinnert (II, 277). Zu äußerster Wut gereizt sitzt er auf seinem Throne und sinnt, wie er sich an der Stadt, in der man ihn verhöhnt, beschimpft hat, mit nie dagewesener Grausamkeit rächen könne. Den teuflischsten aller Menschen, die ihm vorgekommen, hat er sich als Werkzeug ausersehen; er hat ihn kommen lassen; im rechten Augenblicke seines höchsten Zornes, der noch durch eine ebenso rohe wie ungerechte Beschimpfung seiner kaiserlichen Mutter den Stempel der Berechtigung erhält, erscheint jener gerufene Zminis, der sogar ihn selbst noch an satanischer Rachsucht und Grausamkeit übertrifft. Der Kaiser fragt ihn, wie man unter den Bewohnern der Stadt die Schuldigen finden und sie sicher bestrafen könne. Der Gefragte sagt schneidend: „Wir töten Alle!" — Es folgt die nähere Erklärung des Wie. Der anfangs selbst erschreckte Kaiser sammelt sich; reichlicher Wein, den er getrunken, hebt ihn noch über seine eigene Brutalität hinaus; er macht kurzweg diesen Ratschlag zu seinem Entschluß; er schnellt von seinem Thronsessel empor, wirft den Pokal, aus dem er getrunken, von sich weit ins Zimmer und ruft wild auflachend: „Du bist mein Mann! Ans Werk denn! Das wird ein Tag!" u. s. w.

Auf der Bühne würden die meisten der Ebersschen Scenen für die überreizten Nerven unsres heutigen krankhaften Publikums ein schauderhaftes Sensationsstück und für die Theaterdirektionen ein vortreffliches Zugstück geben; aber freilich wäre dieses schauderhaft, manche notwendige Scenen, die sich, als Roman gelesen, leicht durchfliegen lassen, würden auf der Bühne jeden feinsinnigen Zuschauer erdrücken.

Es kann hier nicht meine Absicht sein, den Verlauf des Romanes zu erzählen; zunächst aber möchte ich noch darauf hinweisen, mit welcher Einsicht und Geschicklichkeit Ebers die im Altertum noch allgemein verbreitete Kenntnis übersinnlicher Thatsachen und die Ausbeutung magischer Künste in seine Darstellung verwebt. Es durfte in diesem Kulturbilde antiken Lebens nichts in dieser Hinsicht fehlen, und wir finden Mesmerismus, Tempelschlaf, Astrologie, Totenbeschwörung alles richtig jedes an seiner Stelle dargestellt; auch fehlt dabei — damals gerade so wie heute — nicht die Untermischung echter Vorgänge mit künstlichen, betrügerischen Veranstaltungen bis zu einer mit Hilfe von Hypnotismus dargestellten fälschlichen Materialisation (I, 185). Vorzüglich ist besonders die Erklärung, welche Ebers seinem Magier in den Mund legt (I, 61):

„Die Toten leben. Was einmal war, kann nie und nimmer dem Nichtsein verfallen, so wenig wie aus dem Nichts etwas, was es auch sei, hervorgehen kann. Das ist so einfach, und das Gleiche gilt von den Wirkungen der Magie, die ihr anstaunt. — Was du, wenn ich es übe, Zauberei nennst, hat der große Liebesgott, hat der Eros in deiner eigenen Brust tausendmal gewirkt. Wenn dir bei der Liebkosung der Mutter das Herz aufgeht, wenn der Pfeil des Gottes auch dich trifft, und der Blick des Geliebten dich mit Wonne erfüllt, — wenn die süße Harmonie schöner Musik deinen Geist der Welt entrückt oder die Klage eines Kindes dein Mitleid weckt, so hast du die Wirkung der magischen Kraft in der eigenen Seele empfunden. Du kennst sie, wenn dich je eine geheimnisvolle Macht, ohne daß du den Willen aufgerufen hättest, antrieb, zu was es auch sei. — Und nun noch ein anderes. .... Ver-

dunkelt ſich um Mittag die Welt um dich her, ſo weißt du, auch wenn du nicht zum Himmel aufſchauſt, daß ihn eine Wolke bedeckt. Ganz ebenſo fühlſt du die Nähe einer Seele, mit der du in Liebe verbunden warſt, ohne ſie zu erblicken. Es gilt nur, das Organ, das ihre Anweſenheit erkannte, zu kräftigen und ihm die nötigen Anweiſungen zu geben, — und du ſiehſt ſie und hörſt ſie; die Magie aber führt den Schlüſſel, der den menſchlichen Sinnen die Thore des Geiſterreiches aufthut."

Dieſe ſubjektive Magie der eigenen Entwicklung iſt die einzige relativ berechtigte; und ſelbſt dieſe hat, wenn ſie um der Luſt ihres Beſitzes willen erſtrebt wird, nur Nachteil und Fluch zur Folge.

Doch mir bleibt noch die Hauptſache, den tieferen geiſtigen Hintergrund des ganzen Romanes zu erwähnen, übrig. Dieſer zieht ſich an dem Faden des Apoſtelwortes im Galaterbriefe (IV, 4) „Da aber die Zeit erfüllet war" durch die ganze Erzählung hindurch. Wie „ſich die Zeit erfüllet" ſubjektiv und objektiv, an einzelnen Perſonen, Orten, Ländern, Zeitepochen, das veranſchaulicht uns Ebers in dieſem Romane. Wie dann, wenn „die Zeit erfüllet iſt", die Religion der Liebe bloß durch deren innere Geiſtesmacht und ſelbſt trotz unverſtändlicher dogmatiſcher Darſtellungen in einzelnen und auch zugleich in vielen Menſchenherzen einzieht und die Oberhand gewinnt, das iſt der eigentliche Sinn des „Per aspera". Dieſer Sinnſpruch heißt vollſtändig: „Per aspera ad astra! — Auf ſteinigen Pfaden empor zu den Sternen!" oder wie es Ebers in die chriſtliche Sprachweiſe überſetzt: „Unter des Kreuzes Laſt aufwärts zur Seligkeit hier und dort!"

Dieſes Wort erfüllt ſich an den jüngeren der Hauptgeſtalten, ganz beſonders an der ideal gezeichneten Meliſſa, in dem guten Sinne, daß ſie ſchließlich ſich dem Chriſtentume zuwenden. Im ſchlimmen Sinne aber „ward die Zeit erfüllt" für Caracalla, deſſen Geiſt nach ſeiner ſchauderhaften Frevelthat des Niedermetzelns von wehrloſen Hunderttauſenden mehr und mehr umnachtet wird, und den ſehr bald darauf die ihn ſelbſt mordende Rächerhand ereilt, die während eben jenes Blutbades gedungen ward. Für den, der zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, wird jedoch ſogar für dieſes unglückliche Scheuſal, deſſen „Schuld" durch die von vornherein auf ihn einwirkenden Verhältniſſe und die in jedem Augenblicke ihn beſtimmenden Umſtände erklärt wird, eine befriedigende Löſung in der fernſten Zukunft in Ausſicht geſtellt. In jener Schreckensnacht nach dem Blutbade, wo ihn die Gedanken an die Gemordeten nicht ruhen laſſen, hört er ſeinen indiſchen Leibſklaven erklären, wie die Individualität des Menſchen in ihren Thaten fortwirke (das Karma). Lebt ſie aber individuell in ihren Thaten fort, ſo wird ihr auch dereinſt die Möglichkeit geboten werden, durch andere Thaten die jetzigen Greuelthaten wieder gutzumachen und ſich die Vollendung zu erringen.

Wie nun oftmals große ernſte Zeiten den Völkern dadurch zum Segen gereichen, daß ſie die Maſſen der Gebildeten und Ungebildeten zur inneren Einkehr in ſich ſelbſt treiben, ſo ward durch das Blutbad auch für Alexandria „die Zeit erfüllet", daß die Religion der Liebe dort in Vieler Herzen Aufnahme fand.

Das bunte Bild verrotteter Zustände, welches uns der Dichter als Symptome jener „Zeit, die sich erfüllet hatte," malt, ist ein schauriges. Entsetzlich aber wirkt es um so mehr auf denjenigen, der erkennt, daß nur wenige Pinselstriche stärker aufgetragen und die Farben etwas satter genommen zu werden brauchten, um jene Zustände nach dem Modell der unsrigen naturgetreu zu malen. Eben deshalb aber mag es auch für unsere Zeit bald heißen, „daß sie sich erfüllet hat"; und wer wird das beklagen? Wird unsere Kultur dabei verlieren, wenn das geistlose „Studieren" des heutigen Alltags-Naturalismus endlich wieder durch die Kunst, die wahre, überwunden wird, die Herz und Geist erhebt? Wird unsere Wissenschaft verlieren, wenn sie endlich wird gezwungen werden, anzuerkennen, daß der Körper nichts als eine Darstellung der Seele und des Geistes ist? Wird unser Staatswesen verlieren, wenn endlich einmal unsere wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände sich organisieren werden? Wird das Geistesleben unsrer Zeit verlieren, wenn es endlich einmal wieder aus der äußerlichen materiellen Sinnesart zu innerer höherer Kraft erwachen wird? Möge das geschehen können ohne solches Blutbad, wie das, mit dem Caracalla Alexandria überschwemmte!

Schein und Sein.

Von

Felix Riedmüller.

Wohl kommt die Blüte
oft über Nacht,
Wie rasch ein Auge
zum Licht erwacht
Und hell dem Morgen
entgegenlacht.

Doch hat zum Werden
sie lang gebraucht
Und war viel Wochen
in Nacht getaucht,
Dann hat die Sonne
sie aufgehaucht.

Auch wenn du lange
zu harren meinst,
Und schweres Dunkel
gar oft beweinst,
Kommt rasch die Blüte
am Morgen einst.

Es war ein Werden
in langer Nacht,
Aus dem die Blüte
des Glücks erwacht.
Wer lange weinet,
urplötzlich lacht! —

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Die Suggestion

im Dienste der Berliner Kriminaljustiz.

Dem „Berliner Lokal-Anzeiger“ (Nr. 51, vom 31. Jan. 1892, I. Beiblatt) entnehmen wir die folgende, höchst bemerkenswerte Berichterstattung:

In dem Mordprozesse Jarzyk hat eine denkbar interessanteste Episode stattgehabt. Ich habe dabei die Form im Sinne, in welcher es dem Gerichtspräsidenten gelang, den Mörder zum Geständnis zu bewegen. Zweimal steigt er von dem Richtersitze herab, tritt dicht vor die Anklagebank — so dicht, „daß der Atem beider Männer sich berührt“, blickt scharf dem Angeklagten ins Gesicht — — und dieser stammelt überwunden das Bekenntnis.

Es ist, wenn man sich diesen Vorgang ruhig überlegt, schlechterdings unmöglich, sich von dem Gedanken an Hypnose frei zu machen. Mit Allgewalt drängt dieser Gedanke sich auf. Man mißverstehe mich nicht. Die imponierende Geistesgegenwart des Richters, mit welcher er in diesem Falle nicht nur dem Rechte zu seinem Siege verhalf, sondern ein vermutlich sehr langatmiges Prozeßverfahren in erstaunlicher Weise abkürzte, will ich um alles in der Welt nicht zu einem beabsichtigten hypnotischen Coup degradieren. Ob man aber nicht, angesichts dieses im Gerichtssaale wohl noch nie gesehenen Schauspiels, mit einer gewissen Berechtigung an ein Brechen einer trotzigen, verstockten Willenskraft durch die Macht des Auges denken darf, das ist die Frage, welche ich hier aufwerfen möchte. Die vollständige Hypnose würde den Willen bändigen, ihn zum Sklaven machen. In einem solchen Zustande würde der Hypnotisierte unter dem Einfluß jenes Auges sich seines Willens überhaupt begeben und nach den modernen, wissenschaftlich begründeten Lehren von der Suggestion den Willen des ihn Bändigenden annehmen. Er würde nach dem Verschwinden dieses Einflusses sofort wieder in den Vollbesitz seiner eigenen Willenskraft zurückkehren und das, was er unter jenem Einflusse gesagt, zurücknehmen. (?) In diesem interessanten Falle, den wir im Sinne haben, ist das ausgeschlossen. Der Mörder hat sein „Ja“, sein Geständnis ausgesprochen, er ist sich dessen bewußt, er nimmt nichts davon zurück, nachdem längst der Richter wieder seinen Platz am grünen Tische eingenommen hat. Von einer wirklichen Hypnose kann also nicht die Rede sein; es bleibt nur das übrig, was man vielleicht als eine beginnende Hypnose, als eine partielle Willensbändigung durch den Einfluß eines scharfen, durchdringenden Auges bezeichnen kann, ein Einfluß, der natürlich durch den ganzen ernstfeierlichen Charakter des Schwurgerichts-Verfahrens wesentlich unterstützt wird.

So viel steht fest, daß diese Episode im höchsten Grade interessant war und auch wiederum ein Beweis ist für das, was ich neulich an eben derselben Stelle gesagt, daß wir in der Ära der Überraschungen leben; daß heutzutage selbst die Gerichtsverhandlungen aus dem Rahmen der in feste Formen und Normen gepreßten All-

täglichkeit heraustreten, ganz neue Gesichtspunkte liefern. Das ist auch „fin de siècle“ — wie man jetzt so gern sagt. Und die neuen Gesichtspunkte sind recht interessant. Einmal wird man daran erinnert, daß eine stark ausgeprägte Individualität, richtig angewendet, gegenüber den scharfbegrenzten Normen der Strafprozeßordnung, soweit diese nicht direkt verletzt werden, am Richtertische oft vortrefflich angebracht, für die Endzwecke des Rechtes sehr nützlich ist. Die vorgeschriebenen Fragen in der vorgeschriebenen Form hätten wahrscheinlich nicht erzielt, was dem inquisitorischen Wagemute des Richters gelang, der einen Augenblick aus den althergebrachten Formen heraustrat. Der andere Gesichtspunkt ist der: ob nicht in der That in kommenden Tagen, wenn wir erst über die psychologische und physiologische Tragweite der hypnotischen Vorgänge besser unterrichtet sein werden, als wir es heute sind, wirklich noch die Hypnose in der Kriminalpraxis eine gewisse Rolle zu spielen bestimmt sein wird.

So sehr wir uns darüber freuen, hier einem genialen Manne, und überdies einem Juristen zu begegnen, der sich mit kühnem Schritte einen Richtweg bahnt über die Serpentinen des althergebrachten Verfahrens hinweg, so können wir uns dabei doch eines Bedenkens nicht erwehren. Daß ein ins „Geständnis“ hineinsuggerierter Angeklagter dieses, wenn es nicht wirklich zutreffend ist, sogleich nachher widerrufen würde, scheint uns noch recht unwahrscheinlich. Wenn dies aber nicht der Fall ist, so liegt die Beeinträchtigung der Gerechtigkeit wohl auf der Hand.

H. S.

Mark Twain über Telepathie.

Einen Brief des bekannten amerikanischen Humoristen Mark Twain (S. L. Clemens) über Gedankenübertragung oder geistige Telegraphie brachte schon die erste Nummer dieser Zeitschrift.

In folgendem geben wir eine ähnliche, dem „Light“ vom 2. Januar 1892 entnommene Mitteilung desselben Schriftstellers, welcher für Vorkommnisse, wie das hier geschilderte, ungewöhnlich prädisponiert zu sein scheint. Es handelt sich nämlich auch hier um das psychische Problem der „Koïncidenz“, des Sich-Kreuzens von zwei Briefen desselben Inhalts:

„Anfangs der 70er Jahre lag ich eines Morgens in müßigem Hinbrüten zu Bett — es war der 2. März — als plötzlich ein neuer Gedanke stechend heiß mein Gehirn erfüllte. Derselbe war kurz gesagt der, daß jetzt die Zeit gekommen und Nachfrage entstehen müsse nach einem Buch, das sofort zu schreiben sei, einem Buch, das Beachtung und besonderes Interesse erregen müsse, kurz, ein Buch über die Silber-Minen von Nevada. Die „Great Bonanza“ war damals ein neues Wunder, von dem jedermann sprach. Am allerbesten qualifiziert zur Abfassung dieses Buches erschien mir Mr. William H. Wright, ein in Virginia (Nevada) lebender Journalist, an dessen Seite ich selbst viele Monate lang gekritzelt hatte, vor zehn oder zwölf Jahren, als ich dort Reporterdienste that. Möglicherweise war er noch am Leben, vielleicht auch schon tot; ich konnte das nicht wissen, jedenfalls aber wollte ich ihm einmal schreiben. Ich begann also zunächst mit einem einfachen bescheidenen Vorschlag, er möge ein solches Buch schreiben; während ich dieses schrieb, wuchs unter der Hand mein eigenes Interesse an der Sache, ich wagte einen Entwurf beizufügen, wie ich mir etwa die Ausarbeitung dächte, war es doch ein alter Freund, an den ich schrieb, der meine guten Absichten unmöglich mißverstehen konnte. Ich ging sogar auf Einzelheiten ein und legte ihm eine ganz bestimmte Einteilung des Buches nahe. Eben

war ich daran, den Brief in einen Umſchlag zu ſtecken, als mir der Gedanke kam: wenn das Buch nun infolge meiner Aufforderung geſchrieben würde und ſich dann kein Verleger dafür fände, ſo wäre das ſehr ſchlimm für mich; demzufolge beſchloß ich, den Brief ſo lange zurückzubehalten, bis ich einen Verleger gefunden hätte. Ich legte alſo mein Dokument in ein Fach und ſetzte eine Notiz an meinen Verleger auf, in welcher ich denſelben um eine Zeitbeſtimmung für eine geſchäftliche Beſprechung erſuchte. Dieſer aber befand ſich gerade auf einer weiten Reiſe. Meine Karte blieb alſo unbeantwortet und nach drei oder vier Tagen hatte ich die ganze Sache wiederum vergeſſen.

Am 9. desſelben Monats brachte mir der Poſtbote drei oder vier Briefe, und darunter einen dicken, deſſen Aufſchrift eine Handſchrift zeigte, die mir etwas bekannt vorkam. Zuerſt wußte ich nicht recht, wo ich dieſelbe hinthun ſollte, bis mir plötzlich ein Licht aufging. Ich ſagte nun zu einem mich gerade beſuchenden Verwandten:

„Du, gieb acht, ich verrichte jetzt ein Wunder. Ich werde dir den Inhalt dieſes Briefes genau angeben — Datum, Unterſchrift, und alles — ohne ihn zu öffnen. Er iſt von einem Herrn Wright in Virginia (Nevada) und iſt datiert vom 2. März, alſo vor ſieben Tagen geſchrieben worden. Mr. Wright macht den Vorſchlag, eine Schrift zu verfaſſen über die Silber-Minen, und fragt bei mir, als ſeinem Freund, an, was ich von dieſer Idee halte. Er ſagt, der Gegenſtand ſei auf die und die Art zu behandeln, die Einteilung der Kapitel müſſe die und die ſein, und hebt ſchließlich als Hauptthema des Ganzen die „Great Bonanza“ hervor.“

Darauf öffne ich den Brief und liefere meinem Gaſt den Beweis, daß ich Datum und Inhalt des Briefes wörtlich angegeben hatte. Mr. Wright's Brief hatte ganz einfach denſelben Inhalt, wie mein Schreiben, das ich am nämlichen Tag verfaßt und aufbewahrt, und das noch im nämlichen Fach lag, in das ich es vor ſieben Tagen hineingelegt hatte. Ein Zufall konnte dies unmöglich ſein. Solch' verwickelte Zufälle giebt es nicht. Ja, für einen oder zwei der hier zuſammengetroffenen Umſtände laſſe ich Zufall gelten, für den Reſt aber, nein.

Jener hatte offenbar das Buch ſchon längere Zeit im Kopf; folglich war er es, und nicht ich, dem dieſe Idee zuerſt gekommen war. Meiner Gedankenwelt war der Gegenſtand ohnehin ganz fremd: ich war vollſtändig abſorbiert durch anderes. Trotzdem war mein Freund, den ich wohl elf Jahre nicht geſehen, kaum an ihn gedacht hatte, im ſtande, ſeine Gedanken auf eine Entfernung von 3000 Meilen Landwegs auf mich loszuſchießen, mein Gehirn damit anzufüllen, ſo daß ich damals für den Moment für nichts anderes Intereſſe hatte. Er hatte ſeinen Brief begonnen, nach Beendigung ſeiner Arbeit an der Morgen-Zeitung, etwas nach drei Uhr nachts, ſagte er. Wenn es in Nevada drei Uhr iſt, iſt es in Hartford ſechs Uhr.“

Ähnliche Geſchichten hat Mark Twain ſchon vielfach erlebt. Erzählen konnte er ſie früher nicht, denn niemand hätte von ihm, deſſen Neigung zu Späßen allbekannt war, ſolche Dinge ernſt genommen. Ihm waren ſie aber doch ernſt, und er iſt auch längſt Mitglied der Society for Psychical Research geworden. Es wäre recht zu wünſchen, wenn mancher Leſer dieſer Twainſchen Erzählung, dem vielleicht ſchon Ähnliches in ſeinem Leben vorgekommen iſt, — und deren Zahl iſt groß, man giebt nur meiſtenteils nicht weiter darauf acht, — dies auch öffentlich mitteilen möchte. Überzeugend aber für andere wirkt dies freilich nur dann, wenn durch Briefe, Notizen oder Zeugenausſagen, der vor dem Eintreffen gehabte Eindruck genau feſtzuſtellen iſt. Dhd.

Zweites Gesicht und Wahrtraum.

Zu den zahlreichen Mitteilungen über unerklärte Vorgänge aus dem Seelenleben, welche hier zur Veröffentlichung gelangen und oft genug bei ernsten Lesern Kopfschütteln, aber auch sinniges Nachdenken hervorrufen mögen, erlaube ich mir zwei Beiträge zu liefern, die mir der Niederschrift wert erscheinen.

Mein verstorbener Vater, mit dem ich im Jahre 1885 in Zürich öfter auf übersinnliche Dinge zu sprechen kam, hegte zwar lebhafte Zweifel an der Bedeutsamkeit von Erscheinungen, die mit jenen Dingen in Zusammenhang gebracht werden, er erzählte mir aber als verbürgte Thatsache folgendes Vorkommnis, das mit unserer eigenen Familie in engster Beziehung steht. Ein in meinem großväterlichen Dorfe ansässiger Jude sei mit einem Bauern über Feld gegangen. Plötzlich sei er erstaunt stehen geblieben und habe zu seinem Begleiter geäußert: „Wer ist denn auf Schulten-Hof gestorben? Wie merkwürdig, daß ich nichts davon erfahren habe." Als ihn der Bauer dann erstaunt frug, wie er zu solcher Rede käme, habe der Jude auf die nach dem nahe gelegenen Kirchdorfe, wo auch die Toten des andern Dorfes beerdigt wurden, hinführende Straße gewiesen und gesagt: „Siehst du denn nicht den großen Leichenzug dort. Ich sehe doch deutlich, daß der Sargwagen von Schultens Braunen gezogen wird." Der Bauer sah aber nichts, so sehr auch der Jude auf seiner Äußerung beharrte. Das merkwürdige Vorkommnis wurde dann auch im Dorfe bekannt, wo man, und zumal auf meinem großväterlichen Hofgute, den Visionär für geistig momentan gestört hielt, zumal auf dem Hofe alles gesund war. Kurze Zeit darauf starb plötzlich meine Großmutter. Der Tag des Begräbnisses war da, das Leichengefolge stellte sich ein und mein Onkel, als Ältester und Hofeserbe, trat aus dem Hause, um nächst dem Sarge zu folgen. In dem Augenblick bemerkt er erst, daß die beiden Braunen vor den Sargwagen gespannt sind, er stutzt, und von Natur ein herrischer Charakter, sagt er sich trotzig: „der verd ..... Jud' mit seiner albernen Hellseherei soll doch nicht Recht behalten." Er befahl einem Knechte, schleunigst andere Pferde einzuspannen. Das eine gleichfarbige Gespann ist aber bereits früh nach einer entfernten Kohlenzeche gefahren, das andere befindet sich auf einem abgelegenen Acker; ungleichfarbige Tiere aber mochte man ehrenhalber nicht vorspannen. Es wurde somit schnell in die Nachbarschaft geschickt, um ein paar Pferde zu entleihen, doch waren alle auf dem Felde beschäftigt und somit mußten die Braunen, wenn keine längere und peinliche Verzögerung eintreten sollte, beibehalten werden, eben jene Pferde, welche der Jude in seinem seltsamen „Gesichte" schon genau bezeichnet hatte.

Mein nun verstorbener Hauslehrer, Dr. phil. Ludwig Becker, nachmals Chefredakteur der „Rhein- und Ruhr-Zeitung" und dann der „Aachener Zeitung", der in der ersten Hälfte der 70er Jahre bei uns auf dem Lande wohnte, erzählte mir aus seinem Leben folgenden Wahrtraum: Er habe als Student in Bonn mit einem Studiengenossen ein Zimmer bewohnt, und eines Nachts geträumt, er liege als Soldat mit

dem Freunde auf dem Rande eines Hohlwegs. Plötzlich habe der Kamerad einen Schrei ausgestoßen, sei emporgeschnellt und dann köpflings in den Hohlweg hinabgefallen. — Später diente er mit diesem Zimmergenossen als Einjähriger in der gleichen Kompagnie. Beim Feldzug 1866, den er, Dr. Becker, als Vice-Feldwebel mitmachte, habe er (wenn ich nicht irre, während der Schlacht von Königgrätz) in der That mit jenem an einem Hohlwege gelegen; sein Kamerad habe plötzlich einen Schuß in den Kopf bekommen und sei mit einem Schrei tot die Böschung hinabgestürzt. Im selben Augenblick sei ihm, Becker, jener Traum, den er als Student in Bonn geträumt, mit erschreckender Deutlichkeit wieder eingefallen und mit Blitzesschnelle durch den Sinn gezogen.

Es sei noch bemerkt, daß mir Dr. Becker diese merkwürdige Begebenheit nur als solche erzählte, und daß er sich überhaupt davon fernhielt, in mir, als einem ihm zur Erziehung anvertrauten Knaben, Glauben an derartige übersinnliche Dinge zu erwecken, Dinge, an die er selbst kaum glauben mochte und die er lieber in das Reich des Zufalls verwies.

Wiesbaden. **Schulte vom Brühl.**

Ankündigung eines Sterbenden.

Ein ganz gewöhnlicher Fall von Telepathie

wird von dem „Graschdanin" in St. Petersburg berichtet. Vielleicht mag dieser hier unter der großen Menge solcher täglich überall vorkommenden Fälle deshalb erwähnt werden, um ihn als solchen gegenüber den heutigen mit Seelenblindheit geschlagenen „Kulturmenschen" zu bezeichnen.[1]) Daß solche gewöhnliche Vorkommnisse von der Tagespresse so selten berücksichtigt werden, liegt wohl nur daran, daß die Presse sich noch immer von der sogen. „Wissenschaft" terrorisieren läßt und alles, was die materialistischen Schreier nicht für thatsächlich erklären, totschweigt. Dieser Fall ist in einer Petersburger Familie geschehen, die der Redaktion des „Graschdanin" besonders gut bekannt ist. Aber auch in andern Familien, die nicht gerade aus lauter Dickhäutern bestehen, weiß man im Laufe der Jahrzehnte ähnliches zu berichten.

Die Frau des Hauses — so berichtet der „Graschdanin" — erwacht plötzlich in der Nacht nach einem festen, traumlosen Schlaf ohne jede Veranlassung. Sie hört die Uhr im Nebenzimmer 3 schlagen; kaum war der letzte Schlag verklungen, als sie plötzlich etwas Schweres im Nebenzimmer auf den Boden fallen hört. Sie fährt zusammen und horcht auf. Und nun hört sie ganz deutlich weiche, wie von Damenfüßen in Pantoffeln herrührende Schritte, die sich der Thür nähern. Sie erwartet, daß jemand ins Schlafzimmer eintreten wird, allein die Thür öffnet sich nicht. Da faßt sie sich ein Herz, gleitet in die Nachtschuhe, steckt ein Licht an und geht ins Nebenzimmer. Sie vermutete, daß die Schritte von ihrem Stubenmädchen herrührten, und geht daher direkt zum Zimmer der Magd. „Was hast du dort fallen lassen?" fragt sie die Magd, an der Thür stehen bleibend. Da keine Antwort erfolgt, geht sie zum Stubenmädchen hinein und sieht nun zu ihrem größten Erstaunen, daß die

[1]) Einige Tausende solcher Fälle hat die Londoner Society for Psychical Research gesammelt und davon viele Hunderte, exakt wissenschaftlich festgestellt, in ihren 2 Bänden: „Phantasms of the Living" bei Trübner & Co., London 1887, geordnet und überzeugend besprochen.

Magd ganz fest schläft. Außer dieser konnte aber niemand in der Wohnung herumgegangen sein. — Drei Tage später bekommt die Frau aus der Provinz die Nachricht von dem Tode ihrer bejahrten Mutter. Diese war, wie es sich herausstellt, in derselben Nacht um 3 Uhr gestorben, gerade als die Tochter den Lärm und die Schritte im Nebenzimmer gehört hatte. J. S.

Wer redete?

Der in folgender Einsendung berichtete Vorgang scheint eine innersinnliche Wahrnehmung gewesen zu sein. Wer aber gab diese Vorhersage: das somnambule Bewußtsein der Wahrnehmenden oder ein fremdes?

Freiin Christiane von Wittgenstein, eine 84jährige Dame, lebte mit ihrer Gesellschafterin, Fräulein Dute, in Dorf Gilsa bei Zimmersrode in der Provinz Hessen-Nassau. Sie erkrankte anfangs Dezember 1891. Da die Pflege eine sehr angreifende war, kam am 14. Dezember eine Diakonissin, Schwester Elise, aus Wehlheiden bei Kassel, die abwechselnd mit Fräulein Dute die Nachtwachen übernahm. Am 25. Dezember war Fräulein von Wittgenstein sehr unruhig, schlief dann abends 11 Uhr ein, die ganze Nacht und den Tag des 26. hindurch, so daß Schwester Elise glaubte, der Tod würde gegen Abend eintreten. Deshalb legte sich niemand zu Bett, sondern Schwester Elise, Fräulein Dute und Frau Danz, eine Frau aus dem Dorfe, setzten sich gemeinsam ins Wohnzimmer, durch dessen geöffnete Thür man das Bett mit der noch immer Schlafenden sah. Gegen 1 Uhr begann diese zu röcheln. Alle drei springen in demselben Augenblick auf; da hört Fräulein Dute eine klare deutliche Stimme: „Um sieben Uhr!“ Sie frägt die Schwester und Frau Danz, was sie gesagt hätten; beide versichern, nichts gesprochen und auch nichts gehört zu haben, und gehen in das Krankenzimmer. Das Röcheln dauert die Nacht hindurch; immer glaubt man, der letzte Augenblick sei gekommen, doch immer wieder zeigen neue Atemzüge, daß das Leben noch nicht entflohen ist. Gegen 6 Uhr morgens erzählt Fräulein Dute der Schwester, welche Worte sie um 1 Uhr gehört hatte. Während dann beide sich noch flüsternd über das in der Nacht Erlebte unterhalten, entringen sich rasselnde Töne der Brust der Sterbenden, die untere Kinnlade fällt herab — Fräulein von Wittgenstein ist tot.

Fräulein Dute und Schwester Elise blicken gleichzeitig auf die Uhr: es ist 7 Uhr, nicht eine Minute mehr oder weniger. **Martha Lubowska.**

Auf unsere Anfrage erhielten wir auch von Frl. Dute folgende Auskunft:

Gilsa, den 3. März 1892.

Dem Bericht von Fräulein Lubowska, den dieselbe mir in ihrem Konzept zeigte, habe ich nur das hinzuzufügen, daß ich die Sache Schwester Elise schon vor 5 Uhr erzählte. Woher die Stimme kam, kann ich nicht sagen, bin aber fest überzeugt, daß sie nicht die der Sterbenden war; sonst müßten die anderen sie auch gehört haben, da wir drei still, aber vollständig wach zusammensaßen und auf jeden Atemzug im Krankenzimmer lauschten. Auch kann ich die Art der Stimme nicht weiter erklären. Thatsache ist nur, daß, als um 1 Uhr die Atemzüge in ein Röcheln übergingen, wir alle drei aufsprangen und ich in diesem Moment hörte: „Um 7 Uhr!“ gleichsam wie ein zurückhaltender Bescheid, als wäre jetzt noch nicht die rechte Zeit. Ich muß gestehen, daß ich im Augenblick des Vernehmens der Stimme die Worte gar nicht auf die Todesstunde bezog, sondern sie fast mechanisch aufnahm und erst dann damit in Verbindung brachte, als der Todeskampf sich bis gegen Morgen hinzog. Im übrigen ist dies das einzige Erlebnis dieser Art, das ich persönlich erfahren habe.

Auguste Dute.

Bemerkungen und Besprechungen.

Der ideale Sinn des Deutschtums.

Am Vortragsabend des 24. Februars war der „Allgemeine Deutsche Verband", der das Deutschtum im Auslande vertritt, in den Viktoria-Sälen in Berlin versammelt. Dr. Hugo Göring, Herausgeber der „Neuen deutschen Schule" und Mitglied der Schulkonferenz, sprach über das „Deutschtum in der Schule". In seinem $1^1/_2$stündigen, mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag, der nach der stenographischen Aufzeichnung in den „Mitteilungen des Allgemeinen Deutschen Verbands" erscheinen wird, erklärte Dr. Göring das Deutschtum als den Gesamtbesitz an idealen Gütern, die das deutsche Volk in jahrtausendelanger Bildungsarbeit errungen habe und durch die Jugenderziehung fortpflanzen müsse: den deutschen Glauben, das deutsche Gemüt, die deutsche Zucht, Ehre und Sitte, den deutschen Stolz, das deutsche Recht, die deutsche Kunst und Wissenschaft, die deutsche Sprache und Dichtung, den deutschen Humor, die deutsche Kraft und Gesundheit und die deutsche Erziehung. Der Redner entwickelte jeden Punkt nach seiner geschichtlichen Entfaltung und in seiner Bedeutung für unsere Kultur und wies nach, in welcher Weise die Eigenart des deutschen Volkes in der Schule gepflegt werden müsse. Der Vortrag ergänzte in vieler Beziehung Dr. Görings Schrift „Die neue deutsche Schule".

Ein Zeichen der Zeitwende.

Von hervorragender Bedeutung ist eine lange mehrstündige Rede, welche unser geschätzter Mitarbeiter Professor Joseph Schlesinger, Rektor der Hochschule für Bodenkultur, als Abgeordneter im Wiener Reichstage am 5. November 1891 gehalten hat. Wir geben hier einige seiner Hauptsätze — nach dem stenographischen Berichte — wieder:

Nicht die hohe Summe von rund vier Millionen Gulden, welche für das Hochschulwesen eingestellt ist, ist es, wegen welcher ich das Wort ergreife, sondern dies ist vielmehr die geistige Richtung, welche an unseren Hochschulen herrscht. . . .

Es ist die hohe Aufgabe dieser Schulen, den Geist des Volkes nach jeder Richtung hin zum Höheren zu lenken, den Volkgeist in bessere Bahnen zu führen und für die gesammte Erhöhung der geistigen Kultur zu wirken.

Mit einem geschichtlichen Rückblicke wird nun der plattsinnige Materialismus dargestellt, wie er an den Hochschulen herrscht, und in den weitesten Kreisen vornehmlich das Strebertum fördert. Dann geht Schlesinger ausführlich auf seine Theorie der Raumkraft und auf seine Experimente ein, mit denen er gegen die herrschenden Anschauungen vom Raume und vom Trägheitsvermögen der Körper kämpft und aus denen er bereits in

seinem Grazer Vortrage „Licht fürs Leben" (besprochen im letzten Maihefte S. 313 f.) die weitestgehenden Folgerungen gezogen hat. Ferner giebt der Redner einen Überblick über den Stand der Erfolge des Hypnotismus mit Bezugnahme auf die Professoren von Krafft-Ebing und Forel und geht schließlich auf die Anerkennung der Gedanken-Übertragung durch Professor Richet in Paris ein. Daß Professor Schlesinger sich noch nicht getraute, den viel tiefer eingreifenden Fall der Bekehrung des Professor Cesare Lombroso zu erwähnen, zeugt von seinem Taktgefühl. Dies Material wäre für die Nerven seiner gegenwärtigen Höhrer zu stark gewesen und würde deren Saiten überspannt haben. Aus seinen Schlußsätzen seien noch folgende hervorgehoben:

Der Geist der Naturwissenschaften, der bisher geherrscht hat, hat Früchte gezeitigt, die wir durchaus nicht als Früchte des Idealismus ansehen können, sondern es sind Früchte von verderblicher Kraft, von der Ausartung von Kräften der Menschheit zur Selbstsucht. . . . . Sinkt der Materialismus, so werden auch die menschlichen Leidenschaften, die ja nie ausgerottet werden können und auch nicht ausgerottet werden sollen, weil sie einen Ansporn geben, Besseres zu leisten, in ruhigere Bahnen gelenkt werden, dann wird es auch möglich sein, die socialen Probleme, die unserer harren, mit Erfolg zu lösen, denn mehr als Gesetze es machen können, wird es das Gewissen und die innere Überzeugung des Menschen sein, eine höhere Überzeugung, als der Materialismus sie heute gewähren kann, welche Hilfe bringen wird.

Ich bitte daher Seine Excellenz den Herrn Unterrichtsminister, und ich richte über dieses Haus hinaus meine Bitte an die Gelehrten der sämtlichen Hochschulen: mögen sie die Anregungen, welche ich hier ausgesprochen habe, nicht ungehört an sich vorübergehen lassen.

Mögen sie dieselben aufnehmen als einen Fingerzeig, daß die Welt der Menschen noch eine bessere werden kann und eine bessere werden wird, wenn wir vom Materialismus uns abwenden und dem Idealismus uns zulenken. Ich empfehle daher Seiner Excellenz, er möge seine Aufmerksamkeit den Hochschulen zuwenden und dafür sorgen, daß unsere Gelehrten, die ja doch aus dem Steuersäckel des Volkes bezahlt werden, an die das Volk einen Anspruch hat, nicht vornehm über Erscheinungen hinausgehen und dieselben für verächtlich erklären, weil sie ihnen nicht passen.

Möge, sage ich, dahin gewirkt werden, daß die Gelehrten auch solche Erscheinungen in die Betrachtung und Erwägung mit aufnehmen, damit das Volk seinen Nutzen und sein Heil davon erreiche; und hiermit schließe ich.

Die Erklärung, welche hierauf der Unterrichtsminister Baron von Gautsch abgab, war allerdings wenig befriedigend und konnte es auch nicht sein. Ja, wir selbst möchten überhaupt niemals, aber zumal jetzt in Österreich nicht, eine Beschränkung des freien Forschens und Denkens eintreten sehen. Wenn die Zeit völlig gereift ist, wird mit der tieferen Einsicht ganz von selbst der Idealismus auch im Leben wieder zu seinem Rechte kommen. Der Materialismus ist aber als Läuterungsmittel des wahren höheren Idealismus ganz unentbehrlich.

Wir sind auch mit Josef Schlesinger darin nicht ganz einverstanden, daß er den theoretischen Materialismus für alle Erscheinungen des praktischen verantwortlich macht. Letzterer erscheint uns vielmehr thatsächlich fast unabhängig von dem erstern aufzutreten. Wir kennen hochsinnige Idealisten, die in ihrer Anschauungsweise durchaus Materialisten sind und

andrerseits herrschte auch und herrscht wohl noch jetzt in den Kreisen des kindlichen, blinden Kirchenglaubens vielfach eine sehr verderbliche selbstsüchtige Gesinnung des praktischen Materialismus. Freilich ruht die Kirchenlehre ursprünglich auf einem kindlichen Idealismus; dennoch konnten wir den theoretischen Materialismus der exakten Forschungsmethode garnicht entbehren; er allein hat unsere Wissenschaft und Philosophie erst selbstständig gemacht und aus den engen Schnürstiefeln der Theologie erlöst. Daß nun diejenigen, welche eben erst die Kinderschuhe jenes Kirchenglaubens ausgetreten haben, sich zunächst an dem ersten besten Thatsachen-Material halten, an dem sie, sich übend, sehen und selbstständig denken gelernt haben, ist kein Wunder.

Wie aber alle Entwicklung im Kreislaufe oder in Spiralen aufwärts geht, so führt auch jeder Fortschritt auf der Bahn der freien Forschung und des selbstständigen Strebens zur Erkenntnis des eigenen Inneren; und dadurch erschließt sich dann von selbst ein höheres und tieferes Verständnis auch der kindlichen Symbole alter Überlieferungen und Dogmen, deren äußere Formen nur im ersten Ansturm sinnlich-geistigen Erwachens zerstört wurden. Der Geist lebt unzerstörbar und wird sich auch wieder Bahn brechen in höher geartetem Idealismus. Jedes gewaltsame Eingreifen staatlicher oder kirchlicher Behörden in diese freie Entwicklung wäre nur Hemmung und Rückschritt. H. S.

Das Mysterium der Zeitalter.

Alfons Louis Constant (Eliphas Lévi) sagt in „la science des esprits“ über das Christentum:

„Die Menschheit ist christlich seit Beginn der Welt; denn Christus wurde vorherempfunden von Anfang an, von den Begründern aller Kulte und von den größten Geistern aller Zeiten. Der Indier nannte ihn Krischna und legte ihn an die Brust der Jungfrau Devanagi; der Ägypter betete ihn an unter dem Namen Horus, während er noch schlief an dem Busen der Isis; die Druiden erbauten einen Altar der Jungfrau, die ihn gebären sollte; Moses und die Propheten präludierten in großartigen Dithyramben zu der Epopöe der Evangelien; Platon erblickte flüchtig den Gerechten, als er ihn sterbend zeigte, vernichtet unter den Schlägen der Ungerechtigkeit; Diogenes suchte ihn in den Straßen Athens mit der Laterne am hellen Mittag; und auf ihn hat es Bezug, daß dort der Areopag einen Altar errichtete mit der Inschrift: „Dem unbekannten Gotte“. Mohammed endlich erkannte ihn und dachte ihm zu dienen, indem er zu ihm betete auf seine Weise.“

Was die letzterwähnte Verehrung Christi durch die Mohammedaner anbetrifft, so dürfte wohl die Äußerung des berühmten französischen Mystikers noch weit schärfer ausgefallen sein, wenn ihm, wie es wahrscheinlich nicht der Fall war, die dichterischen Perlen mohammedanischer Mystik bekannt gewesen wären. Zum Beweise dessen lassen wir ein Gedicht folgen aus dem Gülschen Ras (Rosenbeet des Geheimnisses) einem Lehrgedichte Mahmuds, in welchem die mystische Bedeutung des Christentums folgendermaßen dargelegt ist:

Weißt Du, was das Christentum? Ich will es Dir sagen.
Eigne Ichheit gräbt es aus, will zu Gott Dich tragen.

Kloſter Deine Seele iſt, drin die Einheit wohnet,
Selbſt Jeruſalem[1]) Du biſt, wo der Ewige thronet.
Heiliger Geiſt dies Wunder thut, denn im heiligen Geiſte,
Wiſſet Gottes Weſen ruht als im eignen Geiſte;
Gottes Geiſt giebt Deinem Geiſt ſeines Geiſtes Feuer,
Er in Deinem Geiſte kreiſt unter leichtem Schleier.
Wirſt Du von dem Menſchentum durch den Geiſt entbunden,
Haſt in Gottes Heiligtum ewig Ruh gefunden.
Wer ſich ſo entkleidet hat, daß die Lüfte ſchweigen,
Wird fürwahr, wie Jeſus that, auf zum Himmel ſteigen. A. E.

Religion und Lebensweiſe.

Die Quinteſſenz der Lebensweisheit,

ſo nennt Johannes Freimann eine kleine Schrift, die er kürzlich in Berlin hat erſcheinen laſſen.[2]) Sie kennzeichnet ſich treffend durch ihr Motto aus dem Briefe des Jakobus (I,25): „Wer durchſchauet in das volle Geſetz der Freiheit und darinnen beharret und iſt nicht ein vergeßlicher Hörer, ſondern ein Thäter, derſelbe wird ſelig ſein in der That.“ Gegen Moritz von Egidy wird in ganz ähnlicher Weiſe Stellung genommen, wie in unſerm Leitartikel dieſes Heftes. Als Lebensweiſe wird die vegetariſche empfohlen, beſonders aber vor den alkoholiſchen Getränken gewarnt. Der Zielpunkt der ganzen Schrift iſt die Erſtrebung der „Wiedergeburt aus dem Geiſte“, und in dieſem Sinne wird (S. 5) der treffende Satz vorangeſtellt: „Für den Myſtiker iſt Religion nicht Dogma, ſondern Erlebnis“. Eingedenk eben dieſer Wahrheit aber wundert es uns um ſo mehr, daß Freimann ſeine Schrift mit einem Vorſchlage zu einer Umgeſtaltung des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes ſchließt. Damit würde ja nur zu 100 beſtehenden Sekten die 101. hinzugefügt. Das geiſtige Chriſtentum, auf deſſen Grundlage allein die „Wiedergeburt“ erſtrebt werden kann, bedarf keines formulierten Glaubensbekenntniſſes. — Einige kleine Irrtümer, wie (S. 4) das Atma als Lehre des Buddhismus ſtatt des Vedanta, ſind ganz nebenſächlich. H. S.

Suggeſtionismus und Homöopathie.

Über das Verhältnis dieſer beiden Heilfaktoren war in No. 1 und 2 der „Allgem. Hom. Zeitung“ ein Vortrag von Dr. A. Pfauder abgedruckt. Dazu liefert nun in der Nr. vom 7. März 1892 derſelben Zeitung Dr. F. Carl Gerſter in München einen ſehr wertvollen Beitrag, der ſich keineswegs auf die Beurteilung der Homöopathie allein beſchränkt und deſſen Leſung wir allen unſern ärztlichen Leſern, auch den nicht der Schulmedizin huldigenden, empfehlen.

Dr. Gerſter geht von dem Geſichtspunkt aus: Keine Therapie ohne Suggeſtionismus. — Das eigentlich Wirkſame bei der Suggeſtion iſt keineswegs die Alloſuggeſtion (Fremdſuggeſtion) an ſich, ſondern der Übergang der Alloſuggeſtion in Autoſuggeſtion. — Bei jeder therapeutiſchen Einwirkung muß der Arzt die pſychiſche Perſönlichkeit ſeiner Patienten berückſichtigen. — Keineswegs beruht die Wirkung aller Arzneimittel, auch nicht der homöopathiſchen, bloß auf Suggeſtion; die Wirkſamkeit der letzteren iſt aber bei homöopathiſchen Ärzten ſowohl, wie auch Patienten viel leichter und größer als bei den allopathiſchen. — Zum Schluſſe beurteilt und vervollſtändigt Dr. Gerſter die von Dr. Pfauder aufgeſtellten ſechs Anforderungen an eine Krankenbehandlung, bei der man jede Suggeſtivwirkung ausſchließen und die phyſiſche Wirkſamkeit der Verordnungen prüfen will. H. S.

---

[1]) Jeruſalem heißt Friedensſtätte.

[2]) Bei Karl Siegismund, Mauerſtr. 68, Berlin W. — 25 Pfg.

Ottmanns Bücherschatz

ist ein buchhändlerisches Unternehmen des letzten Jahres, von dem wir uns Gutes versprechen. Viktor Ottmanns Verlag in Leipzig hat es unternommen, eine Bibliothek zeitgenössischer Schriftsteller — ebenso wohlfeil wie die bekannten Volksausgaben unserer Klassiker u. s. w. — in Heften oder Nummern zu 20 Pfg. herauszubringen, und zwar so, daß auch Doppelnummern zu 40 Pfg. und dickere Bände zu 60 Pfg. oder 1 Mark erscheinen. Dieses Verdienst der Verlagshandlung wird noch dadurch erhöht, daß die Ausstattung dieser Bücherssammlung höchst wohlgefällig ist und allen ästhetischen und hygienischen Anforderungen entspricht, sich auch vor allem durch gutes Papier, große Schrift und klaren Druck auszeichnet.

„Der überaus billige Preis der Bände soll auch dem Minderbemittelten die Anschaffung einer guten, sowohl den Zwecken der Unterhaltung als auch der Belehrung dienenden Bücherssammlung ermöglichen. Wenn diese Bibliothek auch der Weltlitteratur angehört, so wird sie doch in erster Linie das deutsche Schaffen berücksichtigen und dann erst den fremden Schriftstellern bei sorgfältiger Auswahl Platz einräumen. „Ottmanns Bücherschatz" soll jedes litterarische Fach pflegen, aber mit Ausschluß des Langweiligen und Schädlichen; er wird Belletristik, populäre Wissenschaft, sociale und ethische Schriften, kurz die Behandlung aller Themata von allgemeinem Interesse umfassen."

In den als erste Bände erschienenen Schriften spricht sich entschieden das von uns hochgehaltene Streben nach dem Idealen in der Menschennatur aus. Es sind Wildenradts „Leonore", Amyntors „Cis-moll-Sonate," Helbergs „Höchste Liebe schweigt!" — Weitere Nummern sind: Nordaus „Paradoxe", Bertzs „Glück und Glas", Wachenhusens „Geopfert", Gifflings „Demos", Drachmanns „Verschrieben" und einige kleinere Hefte. In dem gleichen Verlage erscheint seit vorigem Herbste das „Litterarische Echo, Rundschau für Litteratur und populäre Wissenschaft", herausgegeben von Viktor Ottmann (vierteljährlich Mk. 1,50). — Wir verweisen unsre Leser auch auf die diesem Hefte beigegebene Einlage der Ottmannschen Verlagshandlung. H. S.

Sphinx-Register.

Pränumerations-Einladung.

Der Unterzeichnete hat zu den bisher erschienenen 12 Bänden der „Sphinx" ein „Materien-Register" verfaßt, welchem ein „Autoren-Verzeichnis" beigefügt ist.

Da in einem Sammelwerke, wie die „Sphinx" es ist, das Aufsuchen bestimmter Gegenstände mit ziemlichem Zeitverluste verbunden ist, wird die Herausgabe eines genauen alphabetisch geordneten Materien-Registers wohl den meisten Abonnenten und Abnehmern der genannten Zeitschrift eine willkommene Ergänzung und Zusammenfassung der einzelnen Jahresregister sein.

Der Gefertigte erlaubt sich nun zur freundlichen Subskription auf das erwähnte, im Formate der „Sphinx ausgeführte und autographisch mit Druckschrift hergestellte Materienregister höflichst einzuladen.

Der Subskriptionspreis wird ca. 1 Mark betragen. Bestellungen werden innerhalb dreier Wochen per Postkarte erbeten, um die Stärke der Auflage rechtzeitig feststellen zu können.

Gustav Gessmann,
Wien, V. Fockygasse 22.

Anregungen und Antworten.

Was soll man dabei thun?

An den Herausgeber. — Gestatten Sie mir, zu der im vorigen Hefte angeregten Frage der geeignetsten Behandlung eines Gelegenheitsdiebstahls eine kurze Bemerkung beizutragen.

So ganz unwesentlich scheint mir dabei die Eigentumsfrage doch nicht zu sein. Schon deshalb nicht, weil wir alle mit den gegenwärtig uns gegebenen Verhältnissen zu rechnen haben; selbst das unschuldigste, harmloseste Kind muß sich einmal in die Lebensumstände der menschlichen Kultur und Rechtsordnung hineinfinden. Allerdings kommt die Eigentumsfrage wohl erst in dritter Linie in Betracht.

Zu allererst, scheint mir, handelt es sich bei solchem Falle darum, ob das Kind gegen sein eigenes Gewissen gehandelt hat oder etwa sich nur vor Strafe fürchtet, eigentlich aber glaubt, ganz recht gethan zu haben und sich in seinem Gefühl keinen Vorwurf machen zu müssen. Am allerdringendsten scheint es mir wünschenswert, daß jeder sich gewöhnt, stets seinem Gewissen, seiner innern Stimme, streng getreu zu bleiben. Dies aber wird ihm niemals gestatten, selbstsüchtig zu handeln. In naher Verbindung damit steht ein zweiter Punkt.

Nächst dem sich subjektiv geltend machenden Gefühl des Gewissens ist das wichtigste im Menschen das sich objektiv äußernde Gefühl der Liebe (Caritas). Eine der stärksten Quellen, aus denen diese fließt, ist das Mitleid oder Mitgefühl. Bietet sich nun die Gelegenheit, in dem Stehlenden den Gedanken an die Schädigung des Bestohlenen anzuregen, so würde damit wohl der beste Stützpunkt gewonnen sein. Oftmals sind die Bestohlenen (wie auch im Fall des Bäckerjungen) gar nicht die Eigentümer, sondern deren ärmliche Angestellte. Der Gedanke an die Schädigung eines solchen selbst Notleidenden würde zugleich die Scham über die eigennützige Handlung und mithin das Gewissen des unbedachtsam Frevelnden wecken.

Aus den vorher erwähnten Gründen kommt dann aber drittens auch der Gesichtspunkt einer notwendigen Eingewöhnung aller Menschen in geordnete Kultur-Begriffe und -Verhältnisse in Betracht; und da steht zweifellos der Eigentumsbegriff obenan. Selbst dann, wenn etwas nicht mehr Privateigentum ist, wäre es doch jedenfalls Gemeineigentum; und wenn auch je die Produktion der notwendigsten Lebensbedürfnisse in den Gemeinbesitz überginge (also verstaatlicht würde), so wäre dennoch jedes Sich-vergreifen an Brot oder Tannenholz (Bau- oder Brennholz) ein Diebstahl und würde wohl, weil weniger entschuldbar, dann schwerer bestraft werden als jetzt ein leichtsinniges Eingreifen in fremdes Privateigentum.

Jede eigenmächtig eingreifende Auflehnung gegen bestehende Verhältnisse ist thöricht. Diese ändern sich thatsächlich nur mit den wechselnden Bedürfnissen der sich tonangebend geltend machenden Volkskreise. Begriffe aber sollten überhaupt nicht durch Gewalt geändert werden, sondern durch Vernunft. W. St.

Was thun? — Ethik und Ästhetik.

An den Herausgeber. — Die Versicherung, welche Sie auf Seite 96 des ersten Heftes der „Sphinx" in dem neuen Verlage Ihren Lesern erteilen, daß Ihnen der

schriftliche Verkehr mit denselben angenehm, ja sogar erwünscht sei, ermutigt mich in dankbarer Erinnerung an den früheren gelegentlichen Briefwechsel, mit dem Sie mich stets auszuzeichnen die Liebenswürdigkeit hatten, mich wieder einmal als getreuen und eifrigen Leser Ihrer Zeitschrift in Ihre freundliche Erinnerung zurückzurufen.

Da Sie in Ihrem neuen Programm die ethische und ästhetische Verwertung Ihrer — ich darf wohl sagen unserer — Anschauungen besonders betonen, hat es mich einigermaßen befremdet, daß im Abschnitt „Anregungen und Antworten" schon in diesem ersten Hefte, entgegen den anderen Äußerungen, die beiden ersten „praktischen Fragen der Ethik" unkommentiert geblieben sind. Jene „Verwertung" kann doch, sollte ich meinen, nur in der Praxis stattfinden. Und nicht immer liegen die Verhältnisse so überaus einfach, wie hier, wo der Erzähler selbst keinen Augenblick über die sittliche „Schuld" im Zweifel blieb und bleiben konnte. Tausendmal im Leben bin ich in weit schwierigerem Konflikt der Pflichten gestanden, wo obendrein von Thun und Lassen Wichtigeres abhing, als der Verlust einer Semmel oder eines Zweiges. Wer da, in oft dringenden Fällen, wo der Entschluß im Augenblick gereift sein muß, einen sicheren Fingerzeig wüßte, nach welchen Kriterien die richtige Entscheidung zu treffen ist! Weder Gelehrsamkeit noch Gewohnheit und Brauch können uns in solch innerem Dilemma den richtigen Weg weisen, und selbst wenn wir allein unser Herz, unser Mitleid, unser Ehr- und sittliches Gefühl hören und ihm folgen, werden wir nur zu leicht unter Freunden und Verwandten, unter den Gebildetsten, Wohlwollendsten, Besten statt Anerkennung herben Tadel ernten. In der heutigen Gesellschaft rein nach Christi Lehre zu handeln, ohne für verrückt gehalten zu werden, ist so sicher unmöglich, wie Christus selbst nur einen Tag unter uns wandeln könnte, ohne mit den Gesetzen des „christlichen" Staates in Konflikt zu kommen.

Vielleicht ist meine Anregung in dieser Richtung, die wohl Manches stillem Wunsche Rechnung tragen dürfte, auch Ihnen, sehr geehrter Herr, nicht unerwünscht, zumal zu einer Zeit, in der sich anfängt die Kulturfrage zur Gewissensfrage zuzuspitzen!

Ich weiß nicht, ob es Ihnen gelingen dürfte, durch die Verwendung von Kunst und Dichtung populärer zu werden. Fast bin ich neugierig, ob die beiden Kunstbeilagen — deren doch künstlerisch tief empfundene ethische Bedeutung die ästhetische Frage fast nicht aufkommen läßt, ja, bei denen die Macht des Eindrucks auf das Gemüt eine gewisse freiwillige ästhetische Beschränkung erheischt — Ihnen nicht einige „Mißtrauensvota" eintragen werden. Ich meinerseits kann dem Künstler für den Genuß, den er mir damit bereitet, nicht genug danken. Als wahrer Künstler wird es ihm genügen, wenn er hört, daß sein Werk einem Beschauer Thränen ins Auge gelockt hat! —

Glatz, den 13. März 1892. **Max Krause.**

Vielleicht genügen Herrn Krause die vorstehenden Fingerzeige von W. St. — Redaktionell jedoch haben wir die erwähnte „Anregung" im letzten Hefte absichtlich nicht selbst besprochen, weil diese Abteilung nicht ein sogenannter „Briefkasten" sein soll, sondern bestimmt ist, zum freien Gedankenaustausch unsern Lesern selbst zu dienen. **H. S.**

Zur Vollendung der Individualität.

An den Herausgeber. — Mit Bezug auf „die Vollendung der Individualität" teile ich durchaus die Bedenken des Herrn B. H. (Märzheft S. 94) und gestatte mir gegen Ihre Gegen-Bemerkungen folgendes geltend zu machen:

1. Das Wesen der Persönlichkeit liegt im Ichbewußtsein. Wer also die Kontinuität des Ichbewußtseins dauernd verliert, kann nicht für unsterblich erachtet werden. Die bloße Fortdauer einer, wenn auch individuell gedachten Kraft, auch wenn sie ohne Kontinuität ihres Selbstbewußtseins immerfort neue Persönlichkeits-

bewußtſeinsformen erzeugen könnte, würde keinen erheblichen (ſittlichen) Unterſchied vom Materialismus begründen, der ja auch die Atome wenigſtens als fortdauernde Urſachen eventueller neuer Bewußtſeinsbildungen unſterblich ſein läßt. Religiös-ſittlichen Wert hat nicht die Fortdauer einer unbewußten, ſondern nur die einer bewußten Individualität, die Fortdauer der Perſönlichkeit. — Ob man dieſer nach dem Tode noch eine Gnadenfriſt zum „Ausleben" von Jahrhunderten oder Jahrtauſenden giebt, iſt ſchließlich gleichgültig; und der Gedanke eines geſpenſtiſchen „Auslebens" iſt ſogar unheimlicher, als derjenige eines endgültigen und vollkommenen Abſchluſſes bei Auflöſung des Leibes.

2. Ewige Dauer des perſönlichen Bewußtſeins würde mir als „teufliſche Strafe" nur unter der Vorausſetzung erſcheinen, daß a) dies Bewußtſein in ſich ſelber unerträglich wäre, etwa als beſtienhafte oder ſataniſche Selbſtempfindung, und b) jede fernere Entwicklung zum Edleren oder überhaupt jedes eigentliche „Leben" fortan abgeſchnitten wäre, und c) dieſes Leben lebensmüde werden könnte. Nun aber iſt alles Leben auch im Diesſeits bereits eine Abwechslung zwiſchen Arbeit und Ruhe, Schlaf und Wachen, an jedem Morgen erwachen wir, wie die Natur ſelber in jedem Frühling, neugeſtärkt und knüpfen in unſerem Bewußtſeln an das Geſtern an, und nur dadurch wird es uns möglich, die Lehren des Geſtern für das Heute und Morgen zu verwerten.

3. Einen logiſchen circulus vitiosus (Kreislauf) enthält die Behauptung, eine geiſtige Errungenſchaft müſſe ins Unbewußte verſinken, um uns zum eigentlichen Beſitz zu werden. Wer das wahre Weſen alles Seins in ſeinem Fürſichſein (Bewußtſein) ſieht, kann dies nicht zugeben; wohl aber kann er zugeben, daß ſie eine ſo ſtarke und fortdauernde Tendenz zum Bewußtſein erlangt haben müſſen, daß ſie jedesmal, wenn die Bedingungen ihres Daſeins gegeben ſind, auch bewußt werden d. h. ins Daſein treten. Unbewußte Anlage (andere Natur) iſt Bewußtſeins-Tendenz.

4. Die etwaige jenſeitige Rückerinnerung, im Diesſeits ein Peter Müller geweſen zu ſein, kann ſich vielleicht mit Scham- und Reuegefühlen vergeſellſchaften, aber eben deshalb würde ſie niemals eine Hemmung, ſondern geradezu ein Sporn ſein zur Ausbildung, Umbildung oder Weiterbildung der Perſönlichkeit des Charakters.

5. Solche Worte wie „Weltkreislauf" oder „Kreislauf des Bewußtſeins" ſind für mich verſtandesmyſtiſcher Nonſens. (Ich verwerfe aber jede Verſtandes-Myſtik und achte nur die Gefühls- oder Herzens-Myſtik.) Daß der Weltlauf ein Kreislauf ſein müſſe, iſt nicht beweisbar. Wäre er es, ſo wäre die Welt kein Lebendiges, alles wäre unabänderlich und das Sein kein ewiges Werden, ſondern ohne Entwicklungswert. Denn ein Kreislauf kehrt in ſich ſelbſt zurück. Als Chriſt aber glaube ich, daß der Weltlauf einem unbedingt heiligen Werte zuſtrebt, einem Leben, das ſeiner nicht müde werden kann, dem Leben im „Reiche Gottes".

6. Die einzige Bürgſchaft freilich des Chriſten für eine heilige, unbedingt wertvolle und ſittliche Weltordnung bildet der Glaube an ſeinen lebendigen (perſönlichen) Gott, den Chriſtus bezeichnet als Gott der Lebendigen und nicht der Toten. Dieſer Glaube verſöhnt uns auch mit dem Anblick rätſelhaft unverſchuldeter Leiden in dieſem Leben, deren Grund wir nicht „in der grundloſen Willkür eines Gottes", ſondern in der von Gott ſeinen Geſchöpfen, die als „Geſchöpfe" keine willenloſen Machwerke, vielmehr relativ ſpontane „Weſen" (Kinder Gottes) ſind, verliehenen Willensfreiheit erblicken. Denn wir hoffen, daß Gottes Liebe dieſe Leiden der Unſchuldigen in Seligkeit auflöſen wird. Mit dieſer Hoffnung und dieſem Vertrauen auf die Gerechtigkeit einer Weltordnung, die uns keineswegs in allen Richtungen erklärlich und begreifbar zu ſein braucht, ſteht und fällt unſer Unſterblichkeitsglaube, der kein Wiſſen iſt und ſein kann.

Jena, im März 1892. **L. Kuhlenbeck.**

Zur Beantwortung der hier berührten Gesichtspunkte verweise ich nur auf deren Erörterung in meiner kleinen Schrift „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe“ (Braunschweig bei Schwetschkes, 1891). — Wieso man von einem „ewigen Werden“ reden kann, das erscheint nun wieder mir — wie Dr. Kuhlenbeck sich ausdrückt — als „verstandesmystischer Nonsens“. Ewig ist für mich nur das Zeitlose; aber auch selbst ein zeitlich unendliches Dasein. „das seiner nicht müde werden kann“, scheint mir mindestens aller Erfahrung zu widersprechen. Warum sollte denn ein Weltall, dessen Dasein sich ebenso wieder in seine absoluten Ursachen auflöst, wie es aus diesen entstanden ist, das also sich im Bilde eines Kreislaufs darstellt, kein Lebendiges und ohne Wert sein? Freut sich nicht die jubelnd aufsteigende Lerche ihres Daseins?! und genießt nicht das spielende Kind sein Leben?! Zu erklären ist doch nur das viele Leid, in das die Menschen mit so willkürlicher Grausamkeit hineingeboren zu werden scheinen, und die trüben Schicksale, die fast jeden befallen. Da nun treffe ich wohl annähernd mit Dr. Kuhlenbeck zusammen in der Hoffnung, daß es jedem Menschen ermöglicht sein wird, sich bei richtiger Anstrengung seines bewußten („freien“) Willens für sein zukünftiges Leben aus all seinen gegenwärtigen Leiden zu erlösen; nur begnüge ich mich nicht mit dieser Hoffnung, sondern habe jene Schrift der Darlegung meiner Vernunftgründe für diese Hoffnung gewidmet. Dabei aber habe ich dort auch auf naturwissenschaftlicher Grundlage die scheinbare Ungerechtigkeit der Weltordnung, die uns in den verschiedenen Geburtsanlagen, Umständen und Schicksalen und in den zahllosen im gegenwärtigen Leben nicht verdienten Leiden der Menschen entgegenstarrt, befriedigend erklärt, insofern alle solche Leiden und Zurücksetzungen nur die Folgen der in früheren Leben von uns selbst gegebenen Ursachen sein können. Nimmt man solche Erklärung der scheinbar so ungerechten Weltordnung und jener Hoffnung auf eine bessere Zukunft für jeden Einzelnen nicht an, so sehe ich keinen Ausweg aus dem trostlosesten Pessimismus. Wenn aber Dr Kuhlenbeck solche Erklärung, ohne eine andere vernünftige zu wissen, bloß deshalb nicht annimmt, weil sie nicht nach seinem Geschmack ist, so könnte man ihn um seine Genügsamkeit bei einem „Glauben“ ohne Rechtfertigung, einem Glauben an einen Widerspruch, beneiden. — H. Schl.

Wiederverkörperung.

Die Lehre von der Wiederverkörperung ist im Laufe der letzten sechs Jahre in der „Sphinx“ in der mannigfaltigsten Weise behandelt worden. Sie wird aber vielleicht viele der Leser nicht angeheimelt haben, da die europäische Kultur ihr bisher fern gestanden hatte, obgleich mehrere unserer hervorragendsten deutschen Geister — was aber nicht viele wissen — Anhänger dieser Lehre gewesen sind. Gegen diese Lehre wird oft geltend gemacht, daß die Wiederverkörperung dadurch ihre Bedeutung verlöre, daß Erinnerungslosigkeit mit ihr verbunden sei. Aber gerade darin möchte ich eine ganz besondere Gnade der Vorsehung sehen. Oder macht sich jemand anheischig, die Erinnerung an alle von ihm jemals begangenen Thorheiten und Niederträchtigkeiten zu tragen? Ich glaube, man hat an denen dieses gegenwärtigen Erdenlebens vollauf genug. Die Einsicht aber, daß nicht nur unsere intellektuellen und moralischen Fähigkeiten, mit denen, sondern sogar die äußeren Verhältnisse, unter denen wir geboren, oder vielmehr wiedergeboren werden, das Ergebnis unserer ganzen bisherigen individuellen Vergangenheit sind, ist eine überaus trostreiche und verleiht uns eine Kraft zum Vorwärtsstreben, welche kein sonstiges philosophisches System, keine einzige der bisherigen Religionsformen in sich trägt. Diese Einsicht allein besagt uns, daß jeder seines Glückes Schmied ist, daß wir hier ernten, was wir einst gesäet haben, daß wir hier säen, was wir einst ernten werden. Darin liegt die ewige Gerechtigkeit, welche — glaube ich! — selbst für den Einzelnen nicht die kleinste Ausnahme erleidet. Allein diese Einsicht, wenn sie zum Allgemein-

gut der Menschheit geworden sein wird, führt uns besseren Gesellschaftszuständen entgegen. Alle sonstigen Experimente des Staates und der Kirche sind fruchtlos.

Hugo von Gizycki.

Guter Wille und Erfahrung.

An den Herausgeber. — Sie forderten mehrfach in den Heften der „Sphinx" zur regen Anwerbung von Abonnenten für dieselbe auf. Bezugnehmend hierauf, möchte ich Sie höflichst bitten, mir einige Probehefte zukommen zu lassen. Ich werde dann mein Möglichstes thun, und hoffe, daß es nicht ganz ohne Erfolg sein wird.

Ich benutze diese Gelegenheit, um Ihnen Mitteilung von einem Vorfalle zu machen, der gewiß auch für Sie Interesse haben wird. Um mit etwaigen Gesinnungsgenossen in hiesiger Stadt Fühlung zu erhalten, wollte ich in das hiesige „Tageblatt" das anliegende Inserat (Aufforderung zur Bildung eines Kreises für regelmäßige Zusammenkünfte. D. Red.) einrücken lassen, jedoch wurde die Aufnahme, zwar von der Expedition angenommen, von der Redaktion aber nachträglich *verweigert* ohne Angabe von Gründen. Mir war dieses Verfahren auffallend. Um eine polizeiliche Bestimmung kann es sich dabei nicht handeln, denn die „Hannoverschen Neuesten Nachrichten" haben *keine* Umstände in der Annahme ganz derselben Anzeige gemacht.

Hannover, 14. Dezbr. 1891. **D. K.**

Uns scheint sich die Verweigerung der Anzeige sehr einfach dadurch zu erklären, daß es sich in derselben um Experimente und Erfahrungen handelt, die sich auf das „Übersinnliche" beziehen. Wahrscheinlich befindet sich in der Redaktion oder in der Leitung der Expedition des „Hannoverschen Tageblattes" niemand, der Erlebnisse und Erfahrungen dieser Art gehabt hat. Alsdann ist es bei dem heute herrschenden Zeitgeiste nicht zu verwundern, daß man alle solche Vorgänge einerseits für raffinierten Betrug, andrerseits für dummgläubige Selbsttäuschung hält. Daß diese Herren aber, *solange sie das* glauben, sich allen darauf hinzielenden Anzeigen widersetzen, spricht wohl für ihren *guten Willen* ebensosehr, wie für ihre *Unerfahrenheit auf diesem Gebiete*.

Der Herausgeber.

Ideal-Naturalismus?

Huh! — Warum nicht Natural-Idealismus? **M. D.**

Sie begreifen die Bewegung doch zu subjektiv! Es sind nicht alle Wahrheitssucher von jener Hoheit der Gesinnung erfüllt, die z. B. Limburger Käse von den Naturalien ausschließen möchte. **F.**

Nicht Umkehr, sondern Einkehr!

Unter den vielerlei Besprechungen, welche das erweiterte Programm und das erste (März-) Heft dieses Jahrgangs unsrer Monatsschrift in der Tagespresse erfahren hat, tönt uns mancher freudige Zuruf als ebenso treffender, wie selbständiger Ausdruck unseres Programms entgegen. Beispielsweise sagt die „Heidelberger Zeitung" (Nr. 65, vom 17. März 1892):

„Die Sphinx empfiehlt dem Menschen die Selbsteinkehr, aber nicht mit salbungsvollen Worten, sondern indem sie ihm Thatsachen und darauf gegründete Spekulationen gleichsam als Leiter hinhält, an welcher er in das eigene Innere hinabsteigen kann, um den methaphysischen Kern seines Wesens zu erkennen. Nicht „Umkehr", sondern „Einkehr" lautet die Parole der kommenden Zeit. Wer rechtzeitig Anschluß an diese Parole gewinnen will, dem empfehlen wir angelegentlich die Sphinx." **H. S.**

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. *Hübbe-Schleiden* in Neuhausen bei *München*.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig. — Druck von Theodor Hofmann in Gera.

SPHINX

XIII, 75. Mai 1892.

Frühling!

Von

Hans von Mosch.

Der Frühling ist erstanden;
Es lacht in Wald und Feld,
Befreit von starren Banden
Die junge Knospenwelt.

Der Odem weicher Winde
Umschmeichelt Strauch und Baum
Und weckt sie leis und linde
Aus ihrem Wintertraum.

Die ersten Falter schwingen
Im warmen Sonnenstrahl,
Die ersten Vögel singen, —
Der Frühling überall!! — —

Der Frühling ist erstanden,
Die Stürme sind verweht, —
Und durch die Menschenherzen
Der Liebe Sehnen geht,

Der Liebe tiefes Sehnen,
Das Ahnen jener Welt,
Die durch das Frühlings-„Werde!"
Sich ewig jung erhält.

Das Evangelium des Kampfes.

Von

Adolf Engelbach.

Die soziale Frage wird gemeinhin aufgefaßt als eine grobmaterielle, als eine Frage des Besitzes. Ihrem eigentlichen Wesen nach ist sie eine moralische Frage. Immer befangen in der unrichtigen Auffassung des „Kampfes ums Dasein" betrachtet die öffentliche Meinung sie als den Kampf der Besitzlosen gegen die Besitzenden, und so steht Egoismus gegenüber dem Egoismus. Dieser falsch verstandene „Kampf ums Dasein" äußert sich in der Gegenwart mehr als je durch das rücksichtslose Niedertreten des Schwächeren durch den Stärkeren, mit anderen Worten: durch Anwendung der brutalen Kraft; hierdurch wird aber gerade der Egoismus des Schwächeren geweckt, und im großartigsten Maßstabe herangezüchtet, absichtslos natürlich, und er wird gestärkt vermöge des Widerstandes, bis die Kraft des Unterdrückten so gereift ist, daß sie sich der Kraft des Unterdrückers gewachsen fühlt und sich ihm, in gewissem Sinne vollberechtigt, gegenüberstellt.

Sobald dieser Kampf ums Dasein den Höhepunkt erreicht hat, nennt man ihn mit einem andern Namen; man nennt ihn dann „soziale Revolution". Es geschieht dies naturgesetzlich ebenso, wie wenn im physischen Körper der Organismus nach und nach von einem Krankheitsstoffe ganz durchdrungen ist, die Krisis zum Ausbruche kommt. Eine solche soziale Revolution hat meist in ihrem Gefolge den „Umsturz des Bestehenden". Wenn dann nicht starke geistige Kräfte die Leitung übernehmen; wenn nicht die Vernunft über die entfesselten Leidenschaften die Herrschaft gewinnt, so ist auf längere oder kürzere Zeit ein Chaos zu erwarten, in welchem den besten Errungenschaften der Menschheit, wenn auch gerade nicht der Untergang, so doch irgend ein großer Rückschritt in Aussicht steht. Hier liegt einer der Punkte, von denen aus wir in der sozialen Frage eine moralische Frage zu erkennen haben. Dieser „Kampf ums Dasein" soll nicht sein ein Wettkampf einzelner oder ganzer Gesellschaften, um unter diesem widerwärtigen Feldgeschrei die andern mit allen erdenk-

lichen Mitteln und unter Ausschluß jeder sittlichen Regung niederzuzwingen: sondern er soll ein Wettlauf sein aller für einen und des einen für alle — nicht zur Vernichtung — sondern, um sich diesen Kampf gegenseitig zu erleichtern, beziehungsweise: die Mühen und Beschwernisse des menschlichen Lebens auf das möglich geringste Maß zurückzuführen, damit jeder Mensch in den Stand gesetzt sei, sein Menschentum, das ist, den Keim seiner göttlichen Natur, zu entwickeln auf der Bahn des unendlichen Fortschreitens des Menschengeistes. —

Wenn auch die herrschenden Kirchen im Laufe der Jahrhunderte nicht immer ihre Schuldigkeit gethan haben; wenn sie nicht auf der Höhe des Evangeliums standen; wenn sie, in elenden Wortstreit verstrickt, und in Haß und Herrschsucht keine Schonung kennend, die Perle so tief in den Schmutz traten, daß sie nicht mehr gesehen werden konnte: so ist dieselbe dennoch nicht zu Grunde gegangen, sondern sie wird, nachdem sie eifrig gesucht und wiedergefunden wurde, den Völkern gezeigt und in kostbarer Fassung als Juwel entgegengehalten werden. Das Evangelium ist eine Botschaft des Kampfes — „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert," und „kein Friede den Gottlosen" — eine Botschaft des Kampfes gegen jenen schalen Quietismus, der es Gott überläßt, sich selber zu verteidigen; eine Botschaft jenen nicht Kalten und nicht Warmen, welche Er „ausspeit aus seinem Munde"; eine Botschaft des Kampfes gegen die Selbstsucht im Menschen, sowie gegen alle Leidenschaften niedriger Art, welche das reine Menschentum verdunkeln und die Seele beflecken, und welche ihn hindern, den göttlichen Strahl des Logos in sich aufzunehmen. Aber das Evangelium ist auch eine Botschaft des Friedens, insofern es verlangt, den Willen zu wenden von seiner niedrigen zu seiner höheren Natur, was ausgedrückt ist in jenem Weihgesang der himmlischen Scharen: „Friede den Menschen, die guten Willens sind!"

Aus der Idee des Guten ist die der Gerechtigkeit geboren worden; aber nicht jene irdische Gerechtigkeit, deren Schwester die höchste Ungerechtigkeit ist und unter deren Maximen jene grausame Sentenz sich findet: Summum jus — summa injuria![1]) Nicht dieses Recht, sondern jenes göttliche Recht — fas — ist gemeint, welches darin besteht, das Gute zu thun — fari — und das Böse zu meiden — ne fas —! Auch nicht jenes Recht, dessen Altar das Schafott und dessen Oberpriester der Henker ist, im grellen Widerspruch mit dem Gebete Jesu: „Und vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern." — Es ist jenes göttliche Recht, welches nirgends geschrieben steht, als nur in unseren Herzen, davon das geschriebene Recht nur ein Schatten, eine schlechte Abschrift ist; jene Gerechtigkeit, welche sich nicht jenseits dieser Welt in einem erträumten Himmelreich befindet, sondern die in uns allen schlummert und zum Leben erweckt werden muß, damit alle des Himmelreichs teilhaftig werden können, das da ist „nicht hier und nicht dort", sondern

[1]) Das höchste Recht ist das größte Unrecht! (Cicero: De officiis I, 10. 33.)

„inwendig in euch“. — Daß dieſe Gerechtigkeit unter uns ihren Einzug halten kann, dazu bedarf es nur, daß wir alle jenes Wort erfüllen „Liebet einander“. Laßt es nicht bei dem Worte bewenden, das nur der ſchwache Ausdruck der höchſten Idee des Univerſums iſt, ſondern laßt dies Wort Fleiſch werden, dann wandelt die Gottheit unter uns, oder vielmehr wir wandeln dann in der Gottheit.

O Du, der nur allein ſich kennt,
In tiefſtes Dunkel Dich verhüllſt —
Der Götter Gott die Welt Dich nennt,
Weil Du den Kreis der Welt erfüllſt:
O gieb, daß ewig heitrer Tag,
Der Tag des Friedens und der Schöne,
Zu Dir des Lichtes treue Söhne
Auf immerdar verſammeln mag!

Wenn Dich ein Ideal erfüllt!

Von

Wilhelm Neſſel.

Wenn Dich ein Ideal erfüllt,
Wie Menſchen es ſo heißen,
Mit Zügen ſanft und wundermild,
O laß Dir's nicht entreißen.

Es trügt oft eher, was ich thu,
Als was ich tief empfinde,
Wenn ich die Löſung auch dazu
Nicht augenblicklich finde.

Und nennt es auch der Realiſt
Nur Hirnſpuk und Chimäre,
Genug, wenn Du nur glücklich biſt,
Und wenn's auch Täuſchung wäre!

Nur Täuſchung wär's? O nein, o nein!
Es liegt nur tief begraben!
Was Du empfindeſt, das iſt Dein,
Du kannſt nichts ſichrer haben.

Drum, wenn Dich auch der Thor verdammt
Und ſchmäht es ſüße Lügen,
O nein! was aus Dir ſelber ſtammt,
Das kann Dich nicht betrügen!

Was iſt Theoſophie?

Von

Franz Hartmann,
Dr. med.

Das Wort „Theoſophie“ iſt aus den Worten Theos (Gott) und Sophia (Weisheit) zuſammengeſetzt und wird gewöhnlich als „Gottesweisheit“ überſetzt. Um nun zu begreifen, was mit der Bezeichnung „Gottesweisheit“ gemeint iſt, wäre es vor allem nötig, die Bezeichnung „Gott“ zu definieren. Da aber Gott für den Menſchen ein Nichts iſt, ſolange der Menſch ſelbſt in göttlicher Beziehung ein Nichts iſt, ſo iſt auch der Begriff Gottes über alle Verſtandesſpekulationen erhaben und für die materielle Auffaſſung unerreichbar. Solange der Menſch Gott nicht in ſich ſelber fühlt, kann er ihn auch nicht erfaſſen. Solange er von „Gott“ nichts weiß, iſt ihm auch der Sinn des Wortes „Gottesweisheit“ unerfaßbar, und er betrachtet dieſelbe als die Weisheit eines Weſens, das er nicht kennt und das ihn deshalb nichts angeht. Aus dieſem Grunde ward der Name „Theoſophie“ ein Gegenſtand des Spottes derjenigen, welche, da ſie ſelbſt keine geiſtige Selbſterkenntnis beſaßen, auch die Möglichkeit einer ſolchen Erkenntnis verleugneten. Über die Frage: was man unter „Theoſophie“ verſteht, iſt an anderen Stellen ſchon vieles geſchrieben worden, ohne die gewünſchte Aufklärung zu bringen, und dennoch ſcheint uns die Beantwortung einfach zu ſein:

„Gottesweisheit“ oder mit anderen Worten „die höchſte Weisheit“ iſt jedenfalls diejenige, durch welche der Menſch zu ſeinem höchſten geiſtigen Ziele gelangen, d. h. durch welche er das höchſte Ideal in ſich ſelber verwirklichen kann. Dieſes Ziel kann er nur durch Erfüllung des Geſetzes erlangen, und deshalb beſteht ſeine höchſte Weisheit darin, das höchſte Geſetz des geiſtigen Menſchen zu befolgen und es in ſich ſelbſt zum Ausdruck und zur Offenbarung zu bringen. Um aber dieſes Geſetz, welches die Grundlage des menſchlichen Daſeins und der ganzen Natur bildet, befolgen zu können, muß er dasſelbe kennen lernen, und da die Thätigkeit dieſes Geſetzes in ſeiner höchſten Wirkungsſphäre eine geiſtige iſt, ſo handelt es ſich bei der Erlangung ſeiner Erkenntnis nicht bloß um eine

auf äußere Sinneswahrnehmungen gegründete Theorie, sondern um eine innere Entfaltung und Vervollkommnung der eigenen Geisteskraft. Es ist somit diese Selbsterkenntnis das Ergebnis eigenen Wachstums des geistigen Menschen, ein inneres Erwachen zu einem höheren Grade des Selbstgefühls und Selbstbewußtseins, wodurch der Mensch sich über seine Tiernatur sowohl, als auch über den grübelnden, im Finstern tappenden Rationalismus erhebt und sich durch die Verwirklichung eines höheren Ideales in sich selbst seiner wahren Menschennatur und Würde bewußt wird.

Die praktische Theosophie ist deshalb nichts anderes als die geistige Selbsterkenntnis des Menschen. Sie ist kein Gegenstand der auf der Beobachtung äußerer Erscheinungen beruhenden Wissenschaft und kann selbstverständlich nur das Eigentum desjenigen Menschen sein, in welchem diese Erkenntnis zur eigenen Kraft geworden ist. Solange der Mensch von seinen tierischen Leidenschaften beherrscht wird, oder solange sein „Wissen" bloß in Meinungen besteht, welche auf Trugschlüssen oder Vorurteilen beruhen, oder die er deshalb glaubt, weil sie ihm von anderen gelehrt wurden, ist er auch nur ein Sklave von Leidenschaften und Meinungen, und seine Erkenntnis ist nicht diejenige, welche durch das eigene Erkennen der Wahrheit entsteht, und wodurch er zur göttlichen Freiheit gelangt.

Unter diesen Umständen kann es nicht die Aufgabe der „Theosophie" sein, von irgend jemand einen blinden Glauben an irgend eine Lehre, welche für etwas „Neues" gehalten werden dürfte, zu verlangen; auch kann kein Mensch einen anderen, sondern nur jeder sich selbst zum „Theosophen" machen; denn das geistige Licht muß in dem eigenen Innern des Menschen erwachen, wenn es sein Inneres erleuchten soll. Dasjenige aber, was der Erlangung der wahren Erkenntnis im Wege steht, ist einerseits die Selbstsucht, die Leidenschaften und alles, was aus der Tiernatur des Menschen entspringt und ihn hindert, sich über dieselbe zu erheben, andererseits sind es die Irrtümer, welche durch das Nichterkennen innerer Ursachen und die auf falscher Beurteilung äußerer Erscheinungen beruhenden Trugschlüsse entstanden sind. Vor allem aber ist der Erkenntnis der Wahrheit die falsche und bloß äußerliche Auslegung religiöser Allegorien im Wege. Was wir deshalb beabsichtigen, ist, soweit es in unseren Kräften steht, denjenigen, welche nach einem wirklichen geistigen Fortschritt trachten, ein klares Bild über die innere höhere Menschennatur zu verschaffen und ihnen behülflich zu sein, sich aus den Banden der Selbstsucht und den Irrtümern einer falschen Philosophie zu befreien.

Um vollkommene Gewißheit über die wahre geistige Natur des Menschen, die Veredlung, welcher der Mensch fähig ist, und seine magischen (geistigen) Kräfte zu erlangen, dazu giebt es nur einen einzigen Weg, nämlich dasjenige selbst zu sein, was man zu erkennen wünscht. Nur der Tugendhafte kann die Tugend, der Weise die Weisheit, der Mächtige die Macht kennen; um aber den Weg zur Ausübung der Theorie zu finden, dazu ist es vorerst nötig, die richtige Theorie zu suchen.

Es giebt zwei Wege, auf denen wir zwar noch keine Gewißheit, aber dennoch eine zuverlässige Anschauung der Dinge, welche sich der sinnlichen Wahrnehmung entziehen, erlangen können.

Der erste Weg ist derjenige der philosophischen Spekulation, wobei nicht nur die im gewöhnlichen Leben vorkommenden äußeren Naturerscheinungen, sondern auch die sogen. mystischen Ereignisse, die Thatsachen des Spiritismus, Okkultismus, Hypnotismus, Magnetismus u. s. w. in Betracht genommen werden müssen. Insofern dieses Philosophieren aber auf Schlußfolgerungen beruht, welche sich auf Thatsachen beziehen, die selbst noch der Erklärung bedürfen, ist dieser Weg auch nicht sicher und führt nur selten zum Ziele, sondern leitet meistens in ein Labyrinth von verkehrten Meinungen und häufig zum Aberglauben oder zur Narrheit, vorausgesetzt, daß man nicht durch fortwährende Enttäuschungen selbst zu der Überzeugung gelangt, daß die zur Erklärung mystischer Phänomene gewöhnlich angegebene Theorie nicht die richtige ist und daß man sich selber betrogen hat.

Der andere Weg ist, daß man dasjenige, was geistig erleuchtete Menschen, wie man sie in allen Nationen finden kann, über das wahre Wesen des Menschen und über die geheimnisvollen Erscheinungen in der Natur gelehrt haben, vom geistigen Standpunkte ausgehend prüft, ihre Lehren miteinander vergleicht und sich dadurch selbst befähigt, eine höhere Weltanschauung und Erkenntnis zu erlangen. Hierbei handelt es sich keineswegs um einen blinden „Glauben", sondern nur darum, daß man dasjenige, was man kennen lernen will, nicht schon von vornherein als ein „Nichtmögliches" verwirft. Wer sich weigert, an das Vorhandensein des Gegenstandes, den er untersuchen will, zu glauben, der wird sich auch nicht von dessen Eigenschaften überzeugen können. Wer in seinem Eigendünkel dasjenige verwirft, was er nicht schon zu wissen glaubt, oder was nicht mit seinen Vorurteilen übereinstimmt, der gleicht einem Menschen, welcher ein vor ihm stehendes Ding nicht sehen kann, weil er absichtlich seine Augen davor verschließt.

Die theoretische Theosophie besteht also darin, die Lehren der Weisen aller Nationen, der indischen Lehrer, der christlichen Mystiker, der Adepten und Heiligen miteinander zu vergleichen, den Kern der Wahrheit, welcher in allen Systemen enthalten ist, zu finden und zu untersuchen, inwiefern diese Lehren zur Erklärung mystischer oder nichtmystischer Thatsachen dienen können. Sie befaßt sich weder mit „wissenschaftlichen" Spekulationen, denen keine Wahrheit zu Grunde liegt, noch mit sogenannten „Offenbarungen aus dem Jenseits", sondern es ist ihr nur darum zu thun, über die wahre Natur des Menschen und dessen Stellung im Weltall ein Licht zu verbreiten, von dem jeder vorurteilsfreie Mensch aus eigener innerer Überzeugung erkennen muß, daß es die Wahrheit ist.

Des Zukünftigen Wort.

Von

Franz Evers.

Sei einſam! der du mir ins Auge blickſt,
der du zum Licht die Seelenarme breiteſt,
der du dich tief an ewiger Glut erquickſt
und dir des Wandrers ſtillen Weg bereiteſt, —
des Wandrers, der zu mir die Schritte lenkt,
auf den die hellſten Sonnenſtrahlen fallen, —
des großen Wandrers, der der Frühe denkt,
der einzieht in des Morgens weiße Hallen.
Sei einſam du! und laß die Welt verſinken!
Dein Auge trägt der Gottheit tiefe Pracht!
Du ſollſt von meinem vollen Kelche trinken!
Berauſche dich! und wandre durch die Nacht! —

Doch wenn dein Hirn von Schmerzen übertropft,
dann ſei ein Mann, ertrage ſtolz und weiche! —
Er hat ſchon manches Herz zu Tod geklopft,
der Sonnendrang, der heiße, überreiche —
Dann grüße mit erhobnem Haupt die Nacht —
und klage nicht, daß ſie dir hold geweſen —
wenn du auch nicht zum Lichte aufgewacht,
ſo biſt du an dir ſelber doch geneſen! —
Das ſei dein Troſt! — Mit ernſtumlachten Lippen,
mit jenem Siegerblick geh zu ihr ein! —
Dir wars vergönnt, nicht nur vom Rand zu nippen,
nein, tief zu ſchlürfen meinen goldnen Wein! —

Mozart.

Von

F. Fitger.

Die hundertſte Feier des Todestages Mozarts am 5. Dezember 1891 konnte nur zum hundertſtenmal beſtätigen, was die erſte Feier ausgeſprochen hat; Neues zu ſagen vermochte ſie nicht. Mozarts Geſtalt ſteht feſt und unwandelbar da, wie die einer griechiſchen Götterſtatue; von allen Seiten iſt ſie beleuchtet und betrachtet und immer vollendet erfunden worden. Es giebt nichts Klareres als ihn, und das Klare ſoll man nicht erklären wollen; ſolch Unterfangen führt ſicherlich zur Unklarheit, ſo wie Bemalung mit Kremſerweiß eine reine Lilie nur beſudeln kann.

Was hülfe es, wenn ich hier nochmals anfangen wollte zu reden von muſikaliſcher Äſthetik im allgemeinen und Mozartſcher Muſik im beſonderen, von dem Charakter einzelner Hauptwerke und der Stellung, die Mozart ſeinen Vorgängern und Nachfolgern gegenüber einnimmt? Selbſt ein muſikaliſcher Fachmann würde kaum Neues ſagen können, geſchweige ich, der ich von Muſik nichts verſtehe, ſondern ſie nur ſchlechtweg liebe.

Ich möchte hier nur einer Empfindung Worte verleihen, die ich ſchon lange im Herzen trage, und die auch andern gewiß keine fremde ſein wird, wenngleich man ſie heute ſelten ausſpricht. Ich finde nämlich, daß unſere Zeit ſich einen ganz gefährlich farouſchen Anſtrich giebt und mit Nationalökonomie und Ingenieurwiſſenſchaft und ſozialer Frage und naturaliſtiſcher Schule und Gott weiß was für hohen ſtahlgepanzerten Angelegenheiten ſonſt noch ſich geriert wie jener franzöſiſche Theaterheld Montjoie, der Mann von Eiſen. Aber wenn ich dieſes Eiſentum genauer ins Auge faſſe und unterſuche, finde ich es doch nur erkünſtelt und erzwungen; in Wirklichkeit iſt das Herz des grimmen utilitarikchen Geſchäftsmannes immer noch das alte, wohlbekannte, weiche Menſchenherz.

Denn der Menſch mag ſich gebärden wie er will; er iſt doch ein Idealiſt; nicht nur trotz alles Egoismus, ſondern auch trotz aller hausbackenen Theorien von dem möglichſt großen Quantum Wohlſeins auf eine möglichſt große Anzahl Individuen verteilt, trotz all ſeiner Platt-

heiten und Borniertheiten ist er ein unverbesserlicher Idealist. Das beweist er alle Augenblicke. Eben unsere heutige Feier ist wieder ein Beweis. Wie käme man dazu, sich in festlicher, ja andächtiger Stimmung zu versammeln, um einen Mann zu ehren, der vor hundert Jahren gestorben ist, ohne an der großen Eisenmaschine dieses Lebens auch nur ein einziges Rad geölt zu haben oder gar selber auf einen grünen Zweig gekommen zu sein? Während die pfiffigsten Techniker, die weisesten Finanzminister, die generösesten Gründer von Krankenhäusern, Wohlthäter der Menschheit im redlichsten Sinne des Wortes, klanglos zum Orkus gehen, wird ein Musikant der Held einer großen Huldigungsfeier; ein Mensch, der weiter nichts konnte, als an müßigen Abenden mit Violinen und Flöten unser Trommelfell in Schwingungen setzen. Giebt es eine größere Ungerechtigkeit in den Augen des Mannes von Eisen? Sollte man nicht erwarten, daß diesem ein James Watt, ein Amschel Rothschild, ein Warren Hastings oder mindestens ein Herm. Aug. Francke, ein Abbé de l'Epée der Säkularverehrung ungleich würdiger erscheinen müßten? Aber nein! Eben der Mann von Eisen selbst ist es, der vor diesen Männern zwar ehrerbietigst den Hut zieht, der sich aber vor einem Mozart auf die Kniee wirft. Er empfindet es, daß den Knechten, die den steinigen Acker dieses Lebens pflügen und düngen und besäen, der redlichste Lohn zukommt, daß auch dem befruchtenden Regen viel Dank zuzuerkennen ist: daß aber erst der völlig überflüssige Regenbogen das Bündnis mit Gott bedeutet.

Das Bündnis mit Gott, das ist es, das kann auch der Mann von Eisen nicht entbehren; es lebt etwas in ihm, was nach Himmelsbotschaft lechzt und sich nach Anbetung sehnt. Offenbarung lautet der christlich-theologische Schulausdruck für jenes Aufblitzen einer höheren, unartikulierten, der Logik nicht unterworfenen und dennoch unanfechtbaren Wahrheit in die niedere Welt des Begriffes und der verstandesmäßigen Folgerichtigkeit. Wohl ist mit diesem Schulausdruck viel heilloser Pfaffenmißbrauch getrieben, so viel, daß ein ehrlicher Mann sich fast scheut, ihn ohne eine umständliche subtile Definition in den Mund zu nehmen; doch bezeichnet der Ausdruck die Sache mit meisterhafter Prägnanz, und so will ich alter Heide es denn getrost wagen, ihn gleichfalls zu gebrauchen. Offenbarung wird uns auf den verschiedensten Wegen. An das Höchste knüpft uns nicht allein das Wort des sittlich begeisterten Propheten, der an unser Herz und unser Hirn appelliert und unsere Empfindungen läutert und unsere Gedanken reinigt; die sittlichen Elemente der menschlichen Seele finden ihre Ergänzung in anderen, die ebenso unerläßlich sind wie sie: in künstlerischen, ästhetischen; an das Höchste knüpft uns auch die Form des Bildners und der Ton des Musikers. Die Schönheit einer griechischen Säule, die Fülle eines Raphaelschen Gemäldes, die Melodie einer Mozartschen Arie sind Offenbarungen Gottes. Die Welt und ihr Utilitätsprinzip sinken hinter uns zurück, wir fühlen uns über uns selbst entrückt; nicht etwa besser, als ob wir eine gute Lehre zu beherzigen entschlossen wären, sondern freier, als ob wir selber Herr über das Gute und Böse geworden

wären. Doch ist über die Offenbarung Gottes in der Schönheit so wenig wie in der Sittlichkeit mit Worten viel zu reden; auf Schritt und Tritt droht der dunklen Empfindung die Gefahr, in Mystik zu verdampfen oder in Dialektik oder Dogma zu erstarren. Was diese Empfindung sei, möge unerörtert bleiben; genug, daß wir aus Erfahrung ihr Vorhandensein wissen, daß wir uns mit der größten Gewißheit sagen können, diese und jene Formen- und Farbenverbindungen Raphaels, diese und jene Melodie- und Harmoniefolgen Mozarts üben auf uns eine Gewalt aus, welche durch die Prinzipien der Logik, der Nützlichkeit, der sogen. Natürlichkeit keineswegs berührt wird, sondern unbegründet, magisch, zauberhaft uns unterwirft. Unter allen Künsten wohnt der Musik die größte Zaubermacht inne, und die Sagen jeden Volkes wissen von wunderthätigen Musikern zu berichten, welche Tiere zähmten, Steine bewegten, ja sogar den Mond vom Himmel zogen. Solche beseligende Wundergewalt liegt darin, daß auf dieses c ein cis und nicht ein d folgt, daß die Harmonie, anstatt in den Grundton zurückzukehren, in eine fremde Tonart ausweicht, — daß jetzt die Posaune und jetzt die Geige und jetzt die menschliche Stimme so und nicht anders thut. Ja, noch mehr: das geringste Andersthun verwandelt sofort den göttlichen Segen in hölliſchen Fluch; statt dieses cis nur ein hundertstel Annäherung an ein c oder ein d — und alles ist aus: wie ein Kartenhaus fällt der ganze Wunderbau zusammen, mit Entsetzen fliehen wir von hinnen. Liegt da nicht ein Mysterium? Der Physiologe mag uns noch so gelehrt die Nerven des Ohrs unter dem Mikroskop zeigen, mag noch so gelehrt die Schwingungen der einzelnen Töne zählen — daß diese Schwingungen auf diese Nerven diesen Effekt machen, wird ihm ewig ein unerklärbares Wunder sein.

Dieses Wunder vollzieht sich in der Musik am häufigsten; bei ihr ist es an der Tagesordnung; — eine verzeichnete Form, eine grelle Farbe in der Malerei, ein Mißverhältnis in der Architektur beleidigen zwar auch, doch läßt sich der Mensch da viel gefallen; ein falscher oder unreiner Ton jedoch ist einfach unerträglich. Aber auch in der Musik, wo die platte, banale Richtigkeit die selbstverständliche Vorbedingung jeglicher Wirkung ist, auch in der Musik ist der Abstand von dem bloß handwerksmäßig Richtigen zu dem göttlich Inspirierten kaum zu ermessen. Es giebt Legionen von Opern und Symphonien und Quartetten und Liedern, die alle ebenso fehlerlos und kontrapunktisch gelehrt sind wie die Werke Mozarts und die dennoch niemals aus dem Spinngewebe verstaubter Bibliotheken hervorgeholt werden — niemals! Trotz allen Fleißes und allen guten Geschmacks ihrer Verfasser Kapellmeistermusik! Ihnen sind alle erdenklichen guten Eigenschaften zuzusprechen, wie jenem Pferde in der Fabel, das die feinsten Knochen, die festesten Sehnen, die stärkste Lunge, das edelste Blut hatte und nur leider an einem einzigen, verhängnisvollen Fehler litt, nämlich daran, daß es tot war. Warum lebt dieses Kunstwerk, — warum ist jenes tot? Physiologie vermag es nicht zu begründen, dennoch empfinden wir den Unterschied mit unzweifelhafter Schärfe. Auch viele von Mozarts Kunstwerken sind Kapellmeistermusik und längst ver-

ſtorben und werden nur noch gelegentlich einmal durch die unverwüſtliche Lebenskraft von Figaro, Don Juan und Zauberflöte zu einem Scheinleben galvaniſiert. Dieſe jedoch und eine lange Reihe ebenbürtiger Geſchwiſter ſind ewig, ewig wenigſtens in dem Sinne, wie der arme vergängliche Menſch dies unergründliche Wort überhaupt gebrauchen darf. Aus ihnen ſpricht nicht mehr das Talent, welches über das alte Thema eine neue Variation ſchreibt, indem es die alten bunten Steinchen des Kaleidoſkopes zu einer neuen Figur durcheinander ſchüttelt, ohne auch nur ein einziges neues Steinchen hinzufügen zu können; aus ihnen klingt uns das Genie entgegen, welches vom Himmel des ewigen Vaters mit dem göttlichen Funken zu uns herniederſteigt. Auch hier dürfen wir nicht wagen, den Unterſchied zwiſchen einem Kunſtwerk aus erſter und aus zweiter Hand in Worten klar machen zu wollen; die Sprache iſt zu arm für die Bezeichnung ſolcher Begriffe, weil die Sprache nur Gedanken ausſprechen kann, niemals aber das, was noch mehr als Gedanken im Menſchen lebt. Carlyle ſagt: Die echte Schönheit unterſcheidet ſich von der nachgemachten, wie der Himmel von Vauxhall. Das Bild iſt ein Schuß ins Schwarze, wie nur jemals Carlyle einen gethan hat, der Himmel und Vauxhall!

Aus Mozarts Muſik klingt mehr Himmel als aus der Muſik irgend eines anderen Meiſters, den einzigen Beethoven ausgenommen; und die reinſte Himmelsmuſik klingt eben da, wo die muſikaliſche Gelehrſamkeit aufhört oder mindeſtens als ſolche ſich nicht mehr geltend macht. Ein Terzett, wie das der drei Damen am Anfang der Zauberflöte hätte, was Gelehrſamkeit und Technik anbelangt, am Ende auch jeder Dorfſchulmeiſter ſchreiben können, wenn er den guten Einfall gehabt hätte. Aber es kommt darauf an, den Einfall zu haben. Ein Dornſtrauch bringt trotz aller Anſtrengung nur Schlehen hervor, während der Feigenbaum von ſelbſt die ſüßeſten Feigen trägt.

Mozarts göttliche Muſik zeigt in ihrer himmliſchen Unmittelbarkeit beſſer als ich, mit meinen äſthetiſchen Abſtraktionen und unzulänglichen Metaphern, was ich als Nutzanwendung anführen möchte; ſie zeigt, daß Kunſt und Phyſiologie, daß Schönheit und Nützlichkeit, daß Offenbarung und Einſicht weſentlich getrennte Provinzen im Staate „Menſch“ ſind und daß eine ſchnöde Uſurpation ſeitens der Phyſiologie, der Nützlichkeit und der Einſicht das Gleichgewicht arg verſchoben hat, und es dem armen Manne von Eiſen ſo ſchwer macht, ſich anbetend auf die Knie zu werfen. Wie viel glücklicher würden wir ſein, wenn wir uns leichter von dieſer Uſurpation befreiten und nicht den Genuß eines Kunſtwerkes ſo oft, ſo unleidlich oft mit der Frage verkümmerten: Was bedeutet es? was ſagt es uns? wie wirkt es auf unſer Gemüt? Das vermaledeite Gemüt, das ſich immer da hervordrängt, wo es am wenigſten zu ſchaffen hat, und ſo oft nicht zu haben iſt, wo es um Gotteswillen ſich einſtellen ſollte! Leid und Freud unſerer Mitgeſchöpfe, alles, was in dem ungeheuren Kreiſe vom erſten Lächeln des Kindes bis zum letzten Seufzer des Greiſes beſchloſſen liegt, möge ſich an unſer Gemüt, an unſer Herz wenden und

Thür und Thor weit offen finden, selbst Tier und Pflanze sollen nicht ausgeschlossen sein; die Kunst jedoch wendet sich an die Sinne: die bildenden Künste ans Auge, die Musik ans Ohr. (Die Dichtkunst nimmt eine Sonderstellung ein und ist, wie kein Geringerer als Goethe sagt: überhaupt nicht eine Kunst zu nennen; um jede Abschweifung zu vermeiden, lasse ich das Thema der Dichtung auf sich beruhen, um mit desto größerer Entschiedenheit zu wiederholen, daß die Kunst eine Angelegenheit der Sinne ist.) Ist denn das Auge und das Ohr etwas so Niedriges, daß wir glauben müßten, Himmelsboten würden nicht gut genug empfangen, wenn sie nicht in den Ehrensaal des Gemütes und Verstandes, sondern nur in dem dunklen Vorzimmer der Sinne begrüßt würden? Es ist eine unselige Verirrung des Christentums, die eine große Hälfte der Schöpfung Gottes, die Welt der sinnlichen Schönheit, zu Gunsten der Schönheit der Seele als Welt des Teufels und der Sünde zu brandmarken; eine Verirrung, die freilich durch die entgegenstehende Verirrung des Heidentums am Beginn unserer Zeitrechnung provoziert wurde, jenes Heidentums, welches außer Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Wesen kaum noch ein Ideal hatte, die aber nichtsdestoweniger eine Verirrung ist. Seien nach achtzehn Jahrhunderten wir heute doch gelassener und harmonischer, und geben dem heidnischen Elemente in uns und außer uns die Ehre, die ihm gebührt! Rufen wir doch die armen Sinne aus ihrem dunklen Sklaven-Vorzimmer wieder herein zur Familie; sie sind wahrlich nicht schlimm, nicht sündhaft, nicht teuflisch, sondern ebenso göttlicher Natur wie Herz und Gemüt und Verstand. Wie könnten sie sonst von Gott geschaffen sein? Und sie sind so bescheiden, sie wollen keineswegs ihre bevorzugten Geschwister meistern, sie wollen sich nur nicht meistern lassen. Sie beanspruchen nur das Recht, welches im bürgerlichen Leben als ein so kostbares gilt, nur das Recht, von ihren Peers, von ihresgleichen und nicht von ganz jemand anders gerichtet zu werden. Das Ohr will nicht den Codex, der für Malerei gilt, anerkennen, die Malerei will nicht in Bezug auf ihre Stellung zur Arbeiterfrage geprüft, die Architektur nicht mit dem Maßstabe des Patriotismus gemessen werden. Die Musik will, wenn sie schön klingt, für schön gelten; ist das eine so unbillige Forderung? Muß denn bei jeder harmonischen Ausweichung, bei jeder Gegenbewegung, bei jedem neuen Motiv verstandesmäßig konstatiert werden, daß die Stimmung des Komponisten, die bisher etwa melancholisch war, durch diese Ausweichung ein bißchen aufgeheitert wird, bei jener Gegenbewegung sogar übermütig, bei diesem neuen Motiv indessen wiederum in einen Abgrund von Schmerzen zurückgeschleudert wird? Was für Zeug haben die ästhetischen Interpreten nicht alle aus der Musik herausgehört! Man sollte oft glauben, die Musik wäre ein Bilderatlas zu Spinozas Abhandlung von den Affekten!

Und Musik ist doch nur Musik, nur in ihren musikalischen Eigenschaften zu schätzen oder zu verwerfen; wenn diese genügen, ist allem genügt; wenn diese nicht genügen, dann vermag kein Surrogat, woher es immer bezogen sei, sie zu verbessern. Bei der Musik wird die Forderung,

mit lediglich muſikaliſchen Gewichten gewogen zu werden, noch am wenigſten angefochten; die Haut aber würde Ihnen ſchaudern, wenn ich erzählen wollte, welche Maßſtäbe man jetzt an den Wert *maleriſcher* Kunſtwerke zu legen pflegt, Maßſtäbe, die aus allem, aus Theologie, Pathologie, Sozialismus, Armeebefehlen und Liebe, nur nicht aus den Begriffen von Form und Farbe entnommen ſind. Die alten heiligen Grenzen nicht nur der Künſte gegen einander, ſondern auch namentlich der ganzen Kunſt gegen den Intellekt oder das Gemüt oder die Moral oder wie alle die nicht künſtleriſchen Provinzen im Menſchengeiſte heißen mögen, zu verteidigen, dazu treibt Mozart uns faſt mehr denn irgend ein anderer. Bei keinem Muſiker feiert die reine Muſik reinere Triumphe als bei Mozart. Halten wir ihn daher feſt im Auge als einen Leuchtturm in dem uferloſen Meer verwirrter Kunſtbegriffe; er kann in vielen einzelnen Punkten ſeiner Kunſt vielleicht übertroffen werden, Beethoven hat ihn, wie oft! übertroffen; als Typus jedoch des reinen Künſtlers ſteht er ewig unübertroffen da. Er braucht nur in ſeine Saiten zu greifen, um uns zu Sphären zu erheben, die von irdiſchen rubrizierbaren Leidenſchaften nicht mehr berührt werden, in denen der Schmerz ſich zu einem einfachen Adagio ſänftigt und die Freude nicht über den Rhythmus eines Scherzo hinausgeht, in denen uns die Seligkeit eines göttlichen Friedens überſtrömt.

All-Eines.

Von

Friedrich Hertrich.

Und die Welt iſt ſo ſchön,
Und dein Herz iſt ſo reich:
Such' beides zu vermählen,
Und nichts kommt dieſem Glücke gleich.

Und die Gottheit ſo hoch,
Und die Welt iſt ſo weit:
All-Eines! — Licht und Liebe
In reinſter Luſt und Seligkeit.

Zweierlei ist not.

Eine metaphysische Plauderei.

Von

M. Halm.

Wenn das Herz dem Verständnisse vorausfliegt,
spart es dem Kopfe eine Welt von Mühe.

Rhoda Broughton.

Gott und Unsterblichkeit! Höchste Weltideen, ohne die der höhere Mensch nicht sein kann. Ich wiederhole, der höhere Mensch, denn Mensch nennt sich auch derjenige, welcher von Gott und Unsterblichkeit nichts wissen will.

Jener aber ist durchdrungen von der inneren Leuchte dieser zwei Ideen, in ihnen lebt und webt er, in ihnen sieht er Welt und Menschheit an, in ihnen allein fühlt und erkennt er sich und alles das, was da ist. Sie geben ihm die Möglichkeit, in Schmerz, in Opferwilligkeit und im Entsagen, in Qualen und Verzweiflung dennoch aufrecht zu bleiben; und darum fordere ich von Herzen jeden auf: Willst du ein wahrer Mensch sein, so denke wenigstens die Ideen Gott und Unsterblichkeit, wenn du sie schon nicht fühlen, nicht wollen kannst; — die Empfindung wird sich dann schon nach und nach einstellen.

Und jubelnd rufe ich: „Geliebte Menschen, ihr meine Brüder und Schwestern, laßt es euch verkünden: Gott ist — wenn wir ihn auch nicht zu begreifen vermögen; die Unsterblichkeit wird sein, sie ist schon, nur wir sind noch nicht sehend, hörend und wissend genug, um sie zu erkennen.

Mag jeder sich „Gott" denken, wie er will und seiner Art nach muß, nur denke er ihn; mag jeder seine Unsterblichkeit träumen so, wie er dazu veranlagt ist, aber er träume sie wollend.

Mir ist Gott die Wahrheit, die Liebe, die Schönheit, die Treue, die Gerechtigkeit; er ist mir alles Gute, und ich empfinde ihn im Licht des Morgens, wenn ich erwache, wie in der Freude, die ich am Leben habe; ich fühle, daß er in mir wohnt, wenn mich ein großes, erhabenes Gefühl ergreift, oder wenn mein Herz in heißem Liebessturm um das Leid anderer erzittert. Ach, und sein Licht hat mir geleuchtet aus dem seraphisch-schönen Antlitz jenes Wesens, dessen Liebe ich in übermenschlichem Entzücken als Offenbarung des Göttlichen entgegengenommen habe, und das ich lieben werde wohl durch alle Zeiten und Ewigkeiten.

Niemand soll meinen, daß Religion die Seele grautönig oder trübe stimmt; — die das thut, ist nicht echte Religion. Sie mag wohl Kirchentum sein; Religion aber, die ich meine, nämlich das Empfinden des Göttlichen, Unendlichen in uns: diese befreit von aller grauen Theorie des Pessimismus und durchsonnt glückselig unser Leben. Religion ist nicht die Form eines Kultes, sondern nur der Geist, der sie durchweht, der Wille jedes Einzelnen zur Seelenerhebung, Läuterung und Erhellung. Darum

ist das alte Wort so wahr: Der Glaube macht selig. Und mit Recht sagt Constant (von Wurzbach):

Das was du fühlst mit ganzer Glut,
Das ist und bleibt dein eigen.

Ich habe mich einmal betrübt über eine Dame, die mir mein Unsterblichkeitsgefühl und meine Gottesfreude rund wegdisputieren wollte: „Ich habe ja nichts gegen Ihr starkes Lebensgefühl einzuwenden, welches Ihnen die Endlosigkeit Ihrer Individualität vorspiegelt; und was Gott anlangt, so ist diese Idee eine Vorstellung unseres Gehirns. Denken Sie sich 'mal den Menschen aus der Schöpfung weg, wo bleibt da die Gottesidee?"

„„Noch immer in den Wundern der übrigen Schöpfung mitten drin,"" platzte ich heraus.

„Haha," lachte die Arge, „wenn's dann nur eine Welt, eine Schöpfung, ein Universum giebt? Ist denn nicht alles, was wir erkennen, worin wir leben, vielleicht nur wieder eine Vorstellung unseres Gehirns? Es existiert nichts, wenn wir nicht existieren! Stirbt nicht alles für, also mit uns, wenn wir zerfallen?"

Ich wollte dieses stark verneinen, behaupten, daß das niemand wissen könne — da war sie schon mit einem leichten Gruß davongeeilt, die Unglückliche. Ich habe sie seither nicht wieder gesehen, jahrelang, bis neulich, wo ich sie in einem Konzertsaale wiederfand. Sie war kaum zu erkennen. Die Stirne voller Falten, eingehutzelt, und sie hatte einen bitteren Zug im Gesichte. Und sie ist doch gesund, gar nicht alt und in guten, glücklichen Verhältnissen. „Das macht das Fehlen wahrer Ideale," dachte ich bei mir, und Gott ist doch das höchste Ideal, so wie das Empfinden, Denken und Wollen der Unsterblichkeit die Ideale alle wiederspiegelt und ihrer Darlebung nähert. Ach, und wäre auch alles Illusion, was wir über Gott und Unsterblichkeit denken, fühlen: — daß dieses Denken und Fühlen Gottes und der Unsterblichkeit wirkt, daß es erhebend, beseligend, aufrechterhaltend, verjüngend und (den höheren Menschen) genialisierend wirkt — das allein schon würde die gesunde, natürliche Notwendigkeit dieser Illusion beweisen.

Aber unser Höchstes, Heiligstes und Bestes ist ja keine Illusion. Betrachte man nur ein Blatt, eine Blume, ein Käferchen, ein Schneekrystallchen; blicke man zum Sternenhimmel empor; greife man ins eigene Herz, dem die Brust, wie oft, zu enge wird und das in edler Leidenschaft vom Göttlichen, Unendlichen ein hehres Zeugnis giebt, und man erkennt den Geist, der uns und diese Welt gedichtet hat — den größten, unfaßbaren, allerwunderbarsten Dichter: Gott. Und wir, nach dem Ebenbilde Gottes Gestalteten, sind alle Dichter unseres eigenen Lebens. Mancher pfuscht daran herum, mancher bewältigt es meisterhaft; wir alle aber dichten die Schöpfung, sie betrachtend, mit und nach; und in dem Maße, als wir uns göttlich und unendlich fühlen, nahen wir der Vollkommenheit. Dieses sich ebenbildlich und verwandt Fühlen mit den höchsten Idealen ist — Religion. Wer, der sie so begreift, hätte noch etwas gegen sie einzuwenden?!

Maria von Märl.
Autotypie nach einem Ölgemälde von
Gabriel Max.

Viſion.

Eine Skizze von Hugo Groſſe.

Ich lag in den Kiſſen. Eine einlullende Wärme beſchlich mich. Ich fühlte, wie meine Glieder einſchliefen, allmählich abſtarben, ſich gleichſam hoben und wie erlöſt ohne Empfinden im unendlichen Raume dahinſchwebten. Meine Sinne dämmerten in laſſe Schläfrigkeit hinüber, nur meine Augen wachten.

Das fahle Mondlicht blinzelte ins Zimmer, es breitete ſich über das lange breite Fenſterbrett aus, taſtete ſich in bleichen blinkenden Lichtfäden über die Dielen, ſchien in leiſe ſprühenden Funken über die weichen elaſtiſchen Haarbüſchel der ſchwarz und gelbgeſtreiften Tigerdecke zu meinen Füßen geheimnisvoll zu kniſtern und haftete ſich an der kahlen, grau getünchten Wand in Geſtalt eines länglichen zitternden Fleckes feſt.

Ein Hauch grauſamer Kälte flutete mit den Mondſtrahlen ins Gemach. Das rinnende blanke Silber der Lichtkörper quälte und blendete meine Sehnerven, weiterte meine Pupillen.

Ich ſchaute aus mit hellen ſeheriſchen Augen, ging wie im Traum an mir ſelbſt vorüber, blickte in mich ſelbſt. Alle Bilder meines Lebens ſtiegen vor mir auf. Ich ſah die Adern meiner Kraft dieſe Bilder durchfließen und durchleuchten. Ich lugte nach meinem eigenen Weſen aus, zergliederte mein Sein und Werden, koſtete noch einmal meine genoſſenen Freuden, litt noch einmal meine überſtandenen Qualen.

Und auf einmal . . . meine Gedanken rollten nicht weiter . . . die Erinnerung ſtaute ſich und blieb an einer Nacht hängen, einer mondlichten eiſigen Winternacht. . . .

Damals, ich ſtapfte durch den körnigen Schnee, drückte mich im Schatten vorſpringender Dächer entlang. Mondflimmer goß ſich über die rußgeſchwärzten Häuſer, umkleidete ſie mit einem träumeriſchen ſchillernden Kleide.

Ich irrte durch die Gaſſen, ätzenden Kummer, ſtachelnde Reue im Herzen. Ich ſuchte nach einem Hauſe, zu dem ich einſt gepilgert, bei leuchtender Sonne, — in dunkler Nacht. Ich ſah mich unſtät, die Lippen krampfhaft verkniffen, die Locken wie Greiſenhaar, von Schneeflocken beſtäubt. Ich wand mich vor Scham, peinigte mich in ſchwerer Zerknirſchung, wie ich forſchend einherſchritt.

Und endlich . . . . Die flammende Leuchte der Sehnſucht wies mir den Weg. Ich fand das Haus wieder nach zwei langen dornenvollen

Jahren, das Haus, in dem mein Weib wohnte. Meine Geliebte, die sich mit der Leidenschaft einer noch unverstandenen einsamen und feurigen Natur an meiner Seele festgesogen hatte.

Diese hatte ich verlassen, schnöde, unbarmherzig, aus Unrast, aus Liebe zu mir selbst, aus krasser Selbstbefriedigung. Nicht weil ich ihrer satt war, nicht weil der Genuß, sie zu besitzen, mir schal und abgestanden wurde, nein . . . nur sah ich bei der Gemeinschaft mit ihr meinen Geist schwinden und sinken wie ein in der Hitze sich jäh abzehrendes Licht . . . ich spürte im Banne des Fleisches meine Sehnen schlaffer werden, meine Wünsche nach dem ringenden Erkennen der Weltseele, des Schöpfungsgeheimnisses, mehr und mehr abmagern und verdorren.

So war ich von ihr gegangen, ohne Abschied, um wieder einzutauchen in den Strom reger Erfahrungsgier.

Und damals . . . in jener mondhellen Winternacht kehrte ich zurück, übersättigt vom Tisch des Lebens, in Sehnsucht nach einer Ergänzung meines Wesens, nach der alten hingebenden, alles verschlingenden Liebe.

Der Mond spielte mit den spitzen Thonscherben und grünen Glassplittern, die vor ihrem Hause auf der grob beworfenen Lehmmauer in die Höhe blinkerten.

Dort im ersten Stockwerk waren ihre Fenster. Ein gähnend schwarzes Dunkel starrte aus den Scheiben. Kein friedsames gelbes Licht wie sonst, wenn sie bis zur Mitternacht bei mühseliger Arbeit saß, ihre schmalen Wachsfinger die bunten Seidenfäden und die hellen Goldborten wie zahme geschmeidige Schlangen auf den weißen Damast legten.

Wie das rauschende Liebesglück, das ich einst in ihren Armen lebte, in meinen Gedanken wieder aufkeimte, kam es über mich wie ein Gebet für sie. . . Alle Gefühle sammelten sich, reinigten sich und fielen andächtig vor ihr nieder . . . Aufopferung für sie, sorgendes Fürgedenken sollte meine Schuld sühnen. Ich mußte ein neues Leben gründen, für sie, für mich . . .

Geleitet vom offenen Mondenauge schritt ich von dannen. Wie schmeichelnder Frost legte sich sein Schein auf meine Stirne. Die nahe Freude und Hoffnung des Wiedersehens sproßte herrlich in mir auf.

Und da . . . mir entgegen . . . zwischen den Häuserreihen flackerten Fackeln heran, pustenden dicken Rauch stießen sie aus. Die Flammen kamen näher, graue Gestalten schritten hinter einem Karren, der über den Schnee knirschte. Auf ihm streckte sich ein Körper mit einer verschabten rissigen Decke überbreitet.

Ich folgte dem Zuge wie gebannt, wie hingezogen zu dem rätselhaften vermummten Etwas.

Man hielt vor ihrem Hause. Sie hoben die Hülle. Ein Schlag durchzuckte mich . . . ich packte jäh die Hand, welche die Decke faßte, und starrte wirr, betäubt . . .

„Na, na . . . eine Dirne, die sich ersäuft hat," schrie man höhnisch und schüttelte mich ab.

Da lag sie, mein Weib, kalt, entseelt. Die feuchten aufgerissenen schleimigen Haarwellen wallten hinab in den weißen Schnee.

„Ich will dem armen Mädchen die Schminke abwiſchen," lachte einer der Träger und tupfte das naſſe verronnene Roſa mit einem ſchmutzigen Taſchentuch von ihren Wangen.

Ihre Augen waren nur halb geſchloſſen wie die einer Todmatten. Unter den dichten ſchwarzen Wimpern glänzten ſchmerzvoll die braunen irrblickenden Augen ... Aller Schmerz, aller Jammer jener Stunde brach herb und ſtechend wieder auf mich ein ...

Und jetzt ... unmöglich ... Siedeglut dringt mir ins Hirn ... ſie richtet ſich auf, geht auf mich zu, ſpreizt die Arme, mich zu umfangen. Ihre Augen heben ſich voll und begehrend.

Blaue Irisblüten nicken aus dem welligen Haupthaar, umſpielen die zart gemeißelte Stirn. Ein Wald raſchelnder Blätter wandert neben mir her ...

Meine Vernunft wehrt ſich hochaufbäumend ... Nein ... ſie iſt ja tot, verſcharrt, verweſ't ...

Und doch ... ſie bückt ſich, mich zu küſſen mit einem wilden, herzzerfleiſchenden Kuſſe. Ich vermag es nicht, mich ihrer zu erwehren. Immer toller und ſtürmiſcher berühren mich ihre Lippen. Ein wahnſinniger Taumel befällt mich ...

Endlich ... ein Schrei ächzt aus meiner Kehle ... ich fahre empor ... Perlender Schweiß hängt an den Poren meines Körpers. Meine Augen kreiſen durch das Zimmer und folgen den Strahlen des Mondes ...

Dieſer gleitet ſtammelnd und gleißend nach einem Bilde an der Wand über meinem Schreibtiſch, nach ihrem Bilde.

Durch die ſchwarze Gaze flimmert er hindurch, erhellt den Kopf der Unglücklichen, deren Leib und Seele ich gemordet, zittert über die Blumen und Blätter eines vergilbten Kranzes, der mitleidig, trauernd das Antlitz der ſchönen Toten umrahmt.

Zuſpruch.

Von

Frank Forſter.

Wenn deine Seele ſchwer umdüſtert
Und müd' geweint dein Auge iſt,
Tief innen noch ein Flämmchen kniſtert,
Das in der Nacht als Stern dich grüßt;
Hinüberzüngelt's in den Morgen,
Der ſchon am Thore wartend ſteht,
Und tröſtend raunt's: O laß das Sorgen,
Weil Leid wie Luſt vorübergeht.
Und mehr noch: Wer der Luſt entbunden,
In Leid gebadet ſein Geſicht,
Hat dunkel ſchon den Troſt empfunden:
Je mehr hier Nacht, je mehr dort Licht! —

Der Wert der Persönlichkeit.

Von

Ludwig Kußlenbeck,
Dr. jur.

Volk und Knecht und Überwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.
Goethe, W.-O. Diwan.

Wenige Leser werden bestreiten wollen, daß es vornehmlich Nichtachtung der Persönlichkeit ist, woran unsere Zeit leidet. Am stärksten macht diese Nichtachtung sich in unserem politisch-sozialen Leben geltend.

Was Schiller im Anfang seiner Briefe über „ästhetische Erziehung" am modernen Wesen so klassisch gekennzeichnet hat, worüber Hölderlin in seinem „Hyperion" zumal mit Hinblick auf Deutschland, eine Elegie in Prosa schrieb, die Herabwürdigung des Menschen, der doch nur Selbst-Zweck sein soll und will, zum Mittel, zum Glied eines Mechanismus, das hat sich in der Gegenwart, im Maschinen-Zeitalter, bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Nur die allerkräftigsten Individualitäten oder solche, die zufällig noch innerhalb der allgemeinen Mechanik des „Gewaltstaates der Not", wie Schiller den modernen Staat im Gegensatz zum (antikratischen) Idealstaat der Freiheit nennt, durch Geburt eine günstige Position erlangten, können für freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit Raum gewinnen. Die große Mehrheit stöhnt und ächzt im Getriebe des Mechanismus, und der Jubelruf des Humanisten in der Morgenröte der Neuzeit, das „Es ist eine Lust zu leben", wird nirgends mehr gehört. Das 19. Jahrhundert ist dasjenige des Pessimismus.

Schiller und Hölderlin sahen nun das Ideal der Persönlichkeit im antiken Hellenentum; hätten sie nicht vorwiegend ästhetische Interessen gehabt, so hätten sie auch den alten Römersinn im Gegensatz zur modernen Unterthanengesinnung auf dem europäischen Kontinent setzen können, wie denn mit Recht z. B. Jhering den überlegenen Geist der römischen Magistratur über die moderne Büreaukratie gerade in die größere Freiheit und Bedeutung der Persönlichkeit bei ersterer setzt.

Die kraftvollste politische Persönlichkeit, der es in unserer Zeit gelang, sich auf die Schultern der modernen Büreaukratie zu schwingen und dieselbe zeitweilig ihren gewaltigen Zwecken dienstbar zu machen, Fürst Bismarck, hat doch selber vor kurzem erst das treffende Wort gesprochen: „Die Büreaukratie ist es, woran wir kranken." Was ist aber Büreau-

kratie anderes als der moderne politisch-soziale Mechanismus, der auf die Dauer keine volle Persönlichkeit an seiner Spitze, geschweige denn innerhalb seines Getriebes duldet? In bezeichnendem Gegensatz dazu hat ein Führer der modernen Sozialdemokratie, also derjenigen Partei, welche die moderne mechanistisch-materialistische, den Wert der Persönlichkeit möglichst negierende Weltanschauung ganz besonders die ihrige nennen darf, erklärt: „die Büreaukratie ist das Einzige, was wir vom gegenwärtigen in den Zukunftsstaat mit hinübernehmen müssen"; und wer diese Partei aus der Nähe beobachtet, könnte erschrecken über die Gefahr, welche von ihr aus durch Massen- oder Cliquenherrschaft dem letzten Daseinsrest freier Persönlichkeiten droht, den der moderne Polizeistaat und die wirtschaftliche Maschinenära noch übrig gelassen.

Allein der Mensch wird nie zur Maschine *werden*, wie sehr sich auch mancher moderne „Philosoph" bemüht, zu beweisen, daß Persönlichkeit nichts sei als eine Illusion, nichts als das Resultat von unbestimmt vielen, zur bewußtseinschaffenden Maschine zusammengefügten Chemikalien. Aus den Reihen eben jener Sozialdemokratie gehen ja die Anarchisten hervor nur deshalb, weil Persönlichkeitsgefühl in unmittelbarster roher Urwüchsigkeit sie antreibt, absolute Unabhängigkeit, *Autonomie* — so nennt sich sogar ihr Parteiblatt — in der Aufhebung *aller* sozialen und politischen *Ordnung* zu suchen.

Auf allen Gebieten des modernsten Denkens und Dichtens wird indessen die Losung vernehmlich: „Rückkehr zum Individualismus!" Das so viel gelesene Rembrandt-Buch hat den Individualismus zum Stichwort und verdankt ihm wohl zumeist seinen staunenswerten Erfolg. Auch diese Zeitschrift, welche den Individualismus zu ihrer Devise gewählt hat, entspringt daher einem Bedürfnisse der Zeit; denn ein *Bedürfnis* ist allemal da, wo etwas *mangelt*. Es mangelt eben der Gegenwart am Persönlichkeitswert und an der richtigen Schätzung und Erkenntnis der *Bedeutung der Persönlichkeit*.

Der zunächst auftauchende nur sogenannte Individualismus ist bloß ein unzulänglicher Ausdruck dieses Mangels. Schiller und Hölderlin irrten übrigens, wenn sie gerade das sogen. klassische Altertum auch für die klassische Zeit der Persönlichkeit hielten und als solches idealisierten. Wahr ist nur, daß *damals* schon die Persönlichkeit praktisch weit mehr galt als in unserer Zeit und sich harmonischer entfalten konnte. Doch der tieferen Bedeutung der Persönlichkeit ist erst die deutsch-christliche Gemütsart inne geworden, sie ward im verrufenen Mittelalter entwickelt; war doch das ganze politische und wirtschaftliche Leben des Mittelalters gegründet auf persönliche Beziehungen; persönliche Treue und entsprechendes Vertrauen bildeten den Kitt der Lehnsverfassung; und beispielsweise ist die *Ehre* im deutsch-christlichen Sinn ein unverlorenes Stück mittelalterlichen Nachlasses, welches die grundsätzliche Anerkennung der wahren Persönlichkeits-Idee als Mitgift deutscher Gemütsart bezeugt. Das *Christentum* aber war es, das erst den Menschen in seiner *Gottebenbildlichkeit* zur vollbewußten *religiösen* Selbsterfassung seiner *Persönlichkeit* anleitete.

Die moderne Nichtachtung der Persönlichkeit ist nun, wie ich meine, ein bloß zeitweiliges Symptom der Entwickelungskrisis, in welche das Christentum mit der Wende des Mittelalters zur Neuzeit eingetreten ist, und die es noch nicht überstanden hat.

Wohl haben gleich beim Beginn dieser Krisis die genialsten Individualitäten, vor allem die sogen. deutschen Mystiker und Giordano Bruno das Ziel dieser Krisis vorauserkannt und den Wirklichkeitskern des Christentums, der eben mit der wahren Persönlichkeitsidee identisch ist, aus seiner dogmatischen Schale freigelegt. Doch ihr Jahrhundert und die drei nächstfolgenden waren ihren Einsichten und Gefühlen noch nicht gewachsen.

Die Erkenntnis ist nur scheinbar oft ein Gegner des Gemüts, in Wahrheit entspringt sie derselben einheitlichen Wurzel, und „was (noch) kein Verstand der Verständigen sieht, das ahn't (schon) in Einfalt ein kindlich Gemüt". So ahnten die alten Deutschen in ihren Wäldern, daß der sie sichtbarlich umfassende Naturgott ihr Vater war, daß sie selber keine Kreaturen, sondern freie Söhne Allvaters waren, und diese Ahnung machte gerade das deutsche Gemüt besonders geeignet für die christliche Offenbarung der Gotteskindschaft, die Lehre von Christus, dem Sohne Gottes, der doch auch der Menschensohn, der letzte Adam, d. h. der Idealmensch selber ist. Allein diese Lehre wurde ihnen zunächst in einer den Kern verhüllenden, ja vielfach widerspruchsvollen dogmatischen Form geboten in der Kirchenlehre, welche den Gott Christi, den Welt-Umfasser, den persönlich gedachten Welt-Geist verwechselte mit dem jenseitigen Monopolgott des alten Testamentes, einem „Macher" und „Herrgott" der Welt. Schon frühzeitig litt deutscher Grübelsinn an dem hierdurch gesetzten Widerspruch, schon in Scotus Erigena mühte sich das germanische Gehirn ab an dem Problem einer Schöpfung aus dem Nichts, und ketzerte im stillen pantheistisch oder richtiger panentheistisch. Endlich brach der Geisterfrühling der Renaissance herein, und die kräftigsten und freiesten Individualitäten wagten es wieder, lebendiges Wasser aus uralter Quelle zu schöpfen, in der Natur mehr zu sehen als eine natura naturata, nämlich Gott selber als natura naturans, und das Universum erstrahlte im neuen Licht.

Da stieg der schöne Flüchtling aus dem Osten,
Der junge Tag, im Westen neu empor,
Und auf Hesperiens Gefilden sproßten
Verjüngte Blüten Joniens hervor.
Die schönere Natur warf in die Seelen
Sanft spiegelnd einen schönen Wiederschein,
Und prangend zog in die geschmückten Seelen
Des Lichtes große Göttin ein.
Da sah man Millionen Ketten fallen.

Die wahre Ära der Persönlichkeitsidee und eines individualistischen Sozialismus schien inauguriert zu werden. Aber die Fülle des neuen Lichtes war zu blendend für schwächere, an die bisherige Dunkelheit gewöhnte Augen. Nur ein Adlerauge wie dasjenige Brunos erkannte, daß auch in diesem neuen unendlichen Universum Gott wohnt und daß der Mensch d. h. die Persönlichkeit auch beim Zusammenbruch des

geocentrischen Sphärensystems Weltmittelpunkt blieb; „denn wenn der Mittelpunkt nirgends ist, wenn auch die Erde nicht im Mittelpunkt steht, so ist er eben überall und somit auch im Herzen eines jeden." Die gottebenbildliche, ja gottinnige Persönlichkeit als Endziel aller Erkenntnis und allen Strebens bildet den Gegenstand seiner eroici furori.

Indessen nicht Bruno, auch nicht der wenigstens seine Monadistik, d. h. seinen Individualismus nach der bloß metaphysischen Seite hin kopierende, gelehrte Leibniz, sondern der Talmudschüler Spinoza ward zunächst der Geisterführer aller derjenigen Elemente, die mit der Trennung von Gott und Natur, mit dem nur endlich-persönlichen Gottesbegriff und dem mittelalterlichen Weltbegriff ernstlich abrechneten und nicht etwa, wie die sogen. Cartesianer am sogen. Dualismus von Gott und Welt festhielten, oder der kirchlich-christlichen Transcendenz treu blieben. Spinoza aber übernahm von Bruno nur einige abstrakte, dürftige logische Formeln, und seine Substanz — eine bloß philosophisch zur Unpersönlichkeit verblaßte Metamorphose des jüdischen Monopolgottes, „der keine anderen Götter duldet neben sich" — absorbiert jede freie Individualität; die menschliche Persönlichkeit wird ihm zum bloßen „Zustand", „Modus", zur Welle, die sich im pantheistischen Ocean hebt und wieder senkt, und seine mit sogen. geocentrischer Methode geschmacklos argumentierende „Ethik" stellt selbst das sittliche Leben als bloßen Trieb-Mechanismus dar. Spinoza ist nun leider der Heilige, dessen Manen selbst der evangelische Theologe Schleiermacher zu Anfang dieses Jahrhunderts, insofern ein Nachfolger Lessings, „mehr als eine Locke opfern" zu müssen glaubte. Der Spinozismus wurde, indem die nur das äußerlich Gesetzliche der Natur beobachtende empirische Naturwissenschaft sich mit seiner nüchternen, den Zweckbegriff leugnenden mechanistischen Anschauung philosophisch ausstaffierte, zum modernen sogen. Monismus, dem Monismus Haeckels und Büchners. Das Bedenklichste an diesem Monismus ist dies, daß er die Persönlichkeit des Menschen für ein bloßes Phänomen, für einen durch die bloße Konstellation der einzigen Individuen, welche die moderne Naturwissenschaft kennt, der Atome erzeugten Bewußtseinsschein erklärt, der also selbstverständlich mit dem Tode, d. h. mit der Auflösung der ihn erzeugenden Atomengruppe, in Nichts zerfließt. Wenn somit dieser Monismus die Persönlichkeit des Menschen, des Mikrokosmos, leugnet, so leugnet er selbstverständlich erst recht diejenige des Makrokosmos, d. h. die Persönlichkeit Gottes. Doch nicht nur dieser naturwissenschaftliche Monismus, auch die Identitätsphilosophie Schellings, der abstrakte Idealismus Hegels und mehr noch die Neuhegelianer, welche wie z. B. Feuerbach dem Materialismus zustrebten, und nicht minder Schopenhauer und Hartmann standen durchweg sozusagen im Solde des Spinozismus.

Bei dieser herrschenden philosophischen Anschauung ist die bedrängte Lage der christlichen Religion, die um einen persönlichen Gott und eine göttliche Persönlichkeit gravitiert, begreiflich. Über diese christliche Persönlichkeitsidee werde ich kurz in einem folgenden Aufsatze reden.

Die Seelenlehre

vom Standpunkte der Geheimwissenschaften.

Von

Carl du Prel

Dr. phil.

(Schluß.)

Wenn wir mit Kant zwischen unseren beiden Wesenshälften unterscheiden, so könnte man allerdings versucht sein, die irdische Geburt als einen Fall, etwa Sündenfall, unseres transcendentalen Subjekts, und den Körper, um mit den Alten zu reden, als einen Kerker der Seele zu bezeichnen; aber diese Anschauung drückt das richtige Verhältnis nicht aus, denn aus den Thatsachen der Geheimwissenschaften ergiebt sich die Gleichzeitigkeit beider Existenzweisen. Das irdische Dasein kommt durch die Geburt zum transcendentalen Dasein, unbeschadet des letzteren, hinzu, und der Schein der Ablösung entsteht nur dadurch, daß eben unser irdisches Bewußtsein sich nur auf die irdische Situation erstreckt, das transcendentale Dasein aber für uns optisch verschwindet. Von einem Kerker der Seele ist also eigentlich keine Rede; wohl aber ist ein Vergleich zwischen dem sinnlichen und transcendentalen Bewußtsein gestattet, und dieser fällt allerdings zu Ungunsten des ersteren aus. Soweit sich die Seele im irdischen Leibe verkörpert, stellt sich ein Höheres in einem Niederen dar, und insofern kann man sagen:

„Ein grober Leib beschwert die Seele, und eine irdische Hülle schränkt die Thatkraft ein.“[1])

Nehmen wir an, es würde, wie die alte Reinkarnationslehre sagt, eine menschliche Seele in dem Körper eines niederen Lebewesens wiedergeboren werden, so könnte sie keine menschlichen Fähigkeiten zeigen, sondern nur solche, die durch den Gebrauch der neuen Organe begrenzt sind. Was würde z. B. aus der menschlichen Vernunft in einem Körper ohne Hände? Helvetius sagt: daß, wenn die Natur unsere Handgelenke statt mit Händen und beweglichen Fingern mit einem Pferdehuf versehen hätte, so würden die Menschen ohne Kunst, ohne Wohnung, ohne Verteidigungsmöglichkeit in den Wäldern umherirren.[2]) Es ist auch gar nicht zu leugnen, daß der menschliche Verstand nur vermöge der menschlichen Organisation sich entwickeln konnte. Ohne Werkzeuge keine Civilisation; die Hand aber

[1]) Buch der Weisheit 9, 15. — [2]) Helvetius: de l'esprit. I, c. 1.

iſt, wie Ariſtoteles ſagt, das Werkzeug aller Werkzeuge. Ein Geiſt kann ſich nur ſo weit manifeſtieren, als ſein Körper es ihm geſtattet, und inſofern wird ein tranſcendentales Subjekt in einem irdiſchen Körper geſchmälert; aber die Unbewußtheit unſerer tranſcendentalen Erkenntnisweiſe für das ſinnliche Bewußtſein bedeutet noch keineswegs, daß dieſelbe bei der Geburt überhaupt aufgehört hat. Als Menſchen ſind wir nur in der Halbheit unſerer Natur begriffen.

Man kann das Leben einen Traum nennen, inſofern als die Welt als Vorſtellung mit der Welt an ſich ſich nicht deckt. Man kann mit Giordano Bruno das irdiſche Leben im Vergleich mit dem künftigen einen Tod nennen und die Zeugung mit einem Lethetranke vergleichen, der das Vorleben vergeſſen macht[1]); aber alle Ausdrücke dieſer Art geben leicht zu Mißverſtändniſſen Anlaß und haben nur bedingte Geltung vom Standpunkt der Gleichzeitigkeit der beiden Perſonen unſeres Subjekts. Das Gleiche gilt von dem Worte „Nachtſeite des Seelenlebens“; denn jene Phänomene ſind in mehrfacher Hinſicht als die geiſtesfreieren unſeres Weſens zu bezeichnen.

Sehen wir nun zu, wie ſich vom Standpunkte der moniſtiſchen Seelenlehre das Problem des Todes löſt, ohne Zweifel das wichtigſte Problem für ein Weſen, deſſen Eſſenz Lebenswille iſt, und für die Menſchheit im ganzen, weil von der Auffaſſung des Todes unſere Lebensführung, alſo die Geſtaltung unſerer ſozialen Verhältniſſe, abhängt. In der That würden unſere ſozialen Verhältniſſe weniger zerfahren ſein, wenn die Geſellſchaft über das Problem des Todes einheitlicher dächte, alſo auch einheitlicher auf den Tod ſich vorbereiten würde. Iſt der Tod nur eine Entſeelung des Leibes, dann beſteht zu einer Vorbereitung überhaupt kein Anlaß, ſondern nur zu jener Tugend aus Not, die man Reſignation nennt. Wenn wir nur in unſeren Werken fortleben, ſo ſteht es ſchlimm um die meiſten Menſchen, beſonders die Schriftſteller; übrigens könnte es uns alsdann um den Nachruf nicht ſonderlich zu thun ſein, denn wie Martin Greif ſagt:

Bald weiß Keiner mehr zu ſagen,
Wer du warſt und wie dein Bild,
Das ſie welk hinausgetragen
In ein blühendes Gefild.

Iſt dagegen der Tod nur eine Entleibung der Seele, ſo wäre das zwar ganz ſchön, aber innerhalb der alten Seelenlehre, der ſpiritualiſtiſchen, ganz unverſtändlich; denn eine Seele, die mit dem Körper zugleich begonnen hat, kann nicht unſterblich ſein. Eine Ewigkeit kann keinen Anfang haben. Ein großer Sprung in die Finſternis bliebe zudem der Tod auch dann noch, weil dieſe Lehre über den Zuſtand nach dem Tode nichts auszuſagen weiß.

Als Geſchenk von außen kann die Unſterblichkeit wohl geglaubt, aber nicht bewieſen werden; bewieſen wird ſie nur, wenn wir ſie aus unſerer derzeit bereits gegebenen Beſchaffenheit ableiten.

[1]) Bruno: de tripl. Min. 33.

Das leistet aber die monistische Seelenlehre. Uns ist die Unsterblichkeit nur die Fortdauer eines bereits Gegebenen, des transcendentalen Subjekts. Uns ist der Tod Entleibung der Seele, aber einer Seele, die schon vor dem Körper war. Uns stehen auch bezüglich des Zustandes nach dem Tode nicht bloße Phantasien zu Gebote; denn in den Geheimwissenschaften lernen wir Kräfte kennen, die in uns liegen, aber nicht am leiblichen Organismus haften, darum aber auch von der Auflösung des Leibes nicht betroffen werden, sondern vielmehr aus der Gebundenheit treten. Wenn man ohne Auge sehen kann, so bedeutet der Verlust des Auges nicht Blindheit; wenn man ohne Gehirn vorstellen und denken kann, so bedeutet die Auflösung des Gehirns in seine chemischen Bestandteile nicht die Vernichtung des denkenden Wesens. Wenn Kräfte vorhanden sind, die nicht am Organismus haften, so muß der Träger dieser Kräfte notwendig den Tod überdauern.

Es giebt nur eine physiologische Psychologie, sagen die Materialisten, und aus der Unmöglichkeit, Fernsehen und Fernwirken physiologisch zu erklären, schließen sie auf die Unmöglichkeit der Sache. Wenn nun aber doch Fernsehen und Fernwirken Thatsachen sein sollten, so giebt es neben der physiologischen Psychologie noch eine transcendentale. Die Seelenfrage ist also jedenfalls über das bloße Spekulieren hinausgewachsen und es ist nun eine Thatsachenfrage, um die es sich handelt. Solche können aber nie lange ungelöst bleiben, und so werden wir auch in Bezug auf das Problem des Todes nicht mehr lange in unserem derzeitigen Schwanken verharren. Wir werden aus den Erscheinungen, welche die organisierende Kraft der Seele beweisen, die Ungereimtheiten der physiologischen Psychologen erkennen, welche mit ihrer Zunge eben jenes organisierende Prinzip leugnen, das diese Zunge gestaltet hat und in Bewegung setzt. Daß eine organisierende Kraft ihr Produkt, den Körper, überdauern muß, versteht sich logisch von selbst, und wird empirisch durch die Geheimwissenschaften bewiesen. Der Philister freilich, weil er nach Bretano nur viereckige Dinge versteht, wird schwindelig bei dem bloßen Worte Geistererscheinung. Aber ist denn der Mensch nicht auch eine solche, und sind denn so außerordentliche Voraussetzungen nötig, um ein Gespenst für möglich zu halten? Ganz und gar nicht; die einzige nötige Voraussetzung ist vielmehr die, daß die Seele ihre organisierende Kraft nicht bloß bei der irdischen Geburt bethätigt, und daß sie diese Kraft durch den Tod nicht einbüßt. Das versteht sich aber doch wahrlich von selbst. Wenn ich sehe, daß jemand eine Kerze dreht, werde ich mir denken, daß er wahrscheinlich noch weitere drehen wird; und wenn die erste Kerze heruntergebrannt ist, werde ich daraus nicht schließen, daß nun der Künstler seine Fähigkeit verloren habe.

Für den Kenner der geheimwissenschaftlichen Litteratur ist die Leugnung der Phänomene so unbegreiflich, daß er wirklich nur Schopenhauer beipflichten kann, welcher den Gegnern vorwirft, sie seien nicht skeptisch, sondern unwissend. Perty veranschlagt diese Litteratur auf 30 000 Bände, und wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß darin sehr viel unkritisches Material sich findet, so ist doch diese Litteratur beständig kritischer ge-

worden. Man leſe doch z. B. die „Phantasms of the Living“ von Gurney, Myers und Podmore, oder die „Annales des sciences psychiques“. Darin wird man ſchon genug Material finden, welches auf den Unſterblichkeitsbeweis hinzielt. Wer aber den höchſten Beweis haben will, den aus der Geiſtererſcheinung, der leſe Crookes, oder ſuche ſelber ein Medium auf. Aber die Gegner ſchauen nicht dahin, wohin man ſie verweiſt, nur um fortgeſetzt behaupten zu können, es ſei dort nichts zu ſehen. Sie ſchließen feſt die Augen und dann leugnen ſie die Sonne. Die Anzahl der Gelehrten, die ſich entſchließen konnten, den anrüchigen Spiritismus zu unterſuchen, iſt beſchämend gering. Oft waren ſie auch nur von der Abſicht geleitet, den Schwindel zu entlarven, aber noch jedesmal wurde aus dem Saulus ein Paulus. So haben Crookes und Wallace unberührt von der chroniſchen Geiſteskrankheit unſerer Zeit, dem aprioriſchen Vorurteil, den Spiritismus unterſucht und ſind bekehrt worden. So haben die Profeſſoren Zöllner, Weber, Fechner und Schreiber ſpiritiſtiſche Experimente angeſtellt und ſind ebenfalls bekehrt worden. So haben in der jüngſten Zeit erſt die italieniſchen Profeſſoren Lombroſo, Comburini, Aſcenſi, Gigli und Vigioli den Gedanken gewagt, daß vielleicht die Natur doch reicher an Thatſachen ſein könnte, als die Gelehrten es wiſſen, haben ſpiritiſtiſche Sitzungen veranſtaltet, und zwei Sitzungen haben hingereicht, ſie gleichfalls zu bekehren. In dem darüber ausgeſtellten und unterzeichneten Protokolle vom 25. Juni 1891 ſagt Profeſſor Lombroſo:

„Ich ſchäme mich ſehr und bedauere, die Möglichkeit der ſogenannten ſpiritiſtiſchen Thatſachen ſo hartnäckig bekämpft zu haben; ich ſage der „Thatſachen“, denn mit der Theorie ſelbſt ſtimme ich noch nicht überein. Allein die Thatſachen beſtehen nun einmal, und ich rühme mich, Sklave der Thatſachen zu ſein.“ („Io sono molto vergognato e dolente, di avere combattuto con tanta tenacia la possibilita dei fatti così detti spiritici; dico dei fatti, perchè alla teoria ancoro sono contrario. Ma i fatti esistono ed io dei fatti mi vanto die essere schiavo“.[1])

Wenn man ſich nun erinnert, in der Schrift „Genie und Irrſinn“[2]) geleſen zu haben, das Tiſchrücken ſei ein Blödſinn, ſo wird man der offenen und ehrlichen Revokation Lombroſos um ſo mehr Hochachtung zollen. —

Der früheren ſcholaſtiſchen Seelenlehre klebte der Nachteil an, daß ſie höchſtens nur für das Ob der Unſterblichkeit hinreicht, das Wie aber dahingeſtellt ſein läßt. Die Seelenlehre muß aber beide Fragen zumal löſen. Wenn ſie Kräfte im Menſchen aufweiſt, welche nicht leiblich bedingt ſind, ſo ſind es eben dieſe Kräfte, welche die Qualität des künftigen Daſeins beſtimmen, welches künftige Daſein — man muß das immer wiederholen — identiſch iſt mit der Präexiſtenz und mit dem unbewußten Daſein zu Lebzeiten. Dieſe Kräfte kommen nun aber in den Zuſtänden der Ekſtaſe nicht zur ungehemmten Entfaltung; wir müſſen ſie alſo entſprechend geſteigert denken, um einigermaßen klare Vorſtellungen über das künftige Leben zu erhalten.

Daß die tranſcendentale Pſychologie die des künftigen Lebens iſt,

[1]) Tribuna Giudiziaria vom 5. Juli 1891.
[2]) Lombroſo: „Genie und Irrſinn“. 270.

wird bewiesen: 1. durch die Aussagen der Ekstatiker selbst; 2. durch die Analogien zwischen Somnambulismus und Spiritismus, die sich vorweg erwarten lassen, wenn der Somnambulismus die teilweise, der Spiritismus die gänzliche Entleibung der Seele enthält.

Die Somnambulen vergleichen ihren vorübergehenden Zustand mit dem nach dem Tode. So die Auguste K.[1]) und die Seherin von Prevorst.[2]) Es besteht auch durchaus keine Schwierigkeit, sich den somnambulen Zustand als einen permanenten zu denken. Es giebt genug Beispiele, wo derselbe Wochen und Monate lang dauerte, und wobei die Somnambulen, weil sie auch noch die Geschäfte des Tages verrichteten, ein normales Ansehen zeigten.

Die Somnambulen stellen ihren Zustand über den des Wachens, sie betrachten ihn als den realeren und sprechen von ihrer irdischen Person mit Geringschätzung. Muratori berichtet von einem Mädchen, daß nach einem heftigen Fieber scheintot dalag, so daß man schon das Leichenbegängnis bedachte, bis sie einen Seufzer ausstieß und man sie zu sich brachte. Sie brach dann in Klagen aus, daß man sie einem Zustande von unaussprechlicher Ruhe und Seligkeit entrissen habe. Keine Freude dieses Lebens komme der von ihr erfahrenen im geringsten gleich. Sie habe das Jammern ihrer Eltern und die Unterredungen bezüglich des Leichenbegängnisses gehört, aber ihre Ruhe sei dadurch nicht gestört worden; auf Erhaltung ihres Lebens sei sie nicht mehr bedacht gewesen.[3]) Oft äußern die Somnambulen Betrübnis über das bevorstehende Erwachen. „Wie sollte ich nicht traurig sein," — sagt eine Somnambule — „da ich das Kleid, den schweren Körper, wieder anziehen muß?"[4]) Manche wollen ihre Autodiagnose nicht vornehmen, weil sie keinen Wert auf ihre Heilung legen; der Tod schreckt sie nicht, sie wissen, daß sie glücklicher sein werden, wenn sie den Körper verlassen.[5])

Der ekstatische Zustand zeigt eben vor dem leiblichen einen doppelten Vorteil, die Unterdrückung der leiblichen Beschwerden und die intellektuelle Steigerung. Die sinnliche Erkenntnisweise läßt uns die Dinge nur nach ihrer Äußerlichkeit erkennen; die Somnambulen dagegen werden von der inneren Substanz derselben affiziert. Sie erfahren von leblosen Dingen Einwirkungen, die im Wachen gar nicht vorhanden oder nur als Idiosynkrasien abgeschwächt gegeben sind. Pflanzen und Medikamente, sogar homöopathische, werden von ihnen auf ihre Zuträglichkeit oder Nachteil für ihren Organismus geprüft. Die unklaren Sympathien und Antipathien, von denen wir im Umgang mit Menschen geleitet werden, sind im Somnambulismus ausgesprochen; es ist die innere Substanz der Menschen, wovon die Somnambulen affiziert werden.

Mehr oder minder vollkommen zeigt sich bei ihnen das Gedanken-

---

[1]) Mitteilungen aus dem magnetischen Schlafleben der Somnambule Auguste K.

[2]) Kerner: „Die Seherin von Prevorst".

[3]) Muratori: „Über die Einbildungskraft". II, c. 9.

[4]) Bartels: „Grundzüge einer Physiologie und Physik des animalischen Magnetismus". 182.

[5]) Gauthier: „Traité pratique du magnétisme animal." 612.

leſen, welches demnach, nach der Entleibung geſteigert, als die Sprache der Geiſter ſich ergiebt. Ebenſo können wir die Pſychometrie auf das künftige Leben übertragen; es iſt dies eine merkwürdige Fähigkeit ſenſitiver Perſonen, die ſogar im Wachen vom lebloſen Gegenſtand anſchauliche Bilder aus deren Vergangenheit empfangen. Das Gleiche gilt vom Fernſehen und Fernwirken. Telepathien und Telenergien jeder Art, die ſchon im Wachen ausnahmsweiſe vorkommen, werden im leibfreien Zuſtand noch geſteigert ſein.

Ohne eine Gleichartigkeit aller tranſcendentalen Subjekte anzunehmen — welche ſicherlich nicht vorhanden iſt — werden wir doch die Intuition, die in der genialen Produktion an Stelle der Reflexion tritt, als eine tranſcendentale Fähigkeit beanſpruchen. Aber auch die organiſierende Fähigkeit der Seele müſſen wir uns künftig geſteigert denken. Von einem rein geiſtigen Zuſtand, von einem Denken als Subſtanz, ſtatt bloßem Attribut, können wir uns keine Vorſtellung machen; wir werden uns alſo den künftigen Zuſtand nicht völlig körperlos denken. „Es iſt nur eine Hoffart" — ſagt Baader — „ohne Leib ſein zu wollen."[1]) Nun ſehen wir zwar im Wachen die phyſiologiſchen Funktionen dem Bewußtſein und der Willkür entrückt; der Somnambulismus aber zeigt ſie von Bewußtſein begleitet, und im Hypnotismus zeigt ſich deren Willkürlichkeit, indem die Autoſuggeſtion organiſche Veränderungen hervorruft, eine Entdeckung, welche Kant vorweg genommen hat.[2]) Wir werden uns alſo — immer die Steigerung vorausſetzend — den künftigen Leib nicht mit den Mängeln des irdiſchen behaftet denken. Die pſychiſche Kurmethode, die kaum erſt in ihren Anfängen gegeben iſt, werden wir als eine Fähigkeit des Aſtralleibes, oder Ätherleibes, anerkennen müſſen.

Sollten wir aber nicht ein Recht beſitzen, das Wort Ätherleib im eigentlichen, naturwiſſenſchaftlichen Sinne zu nehmen, den Äther als die Materie des künftigen Leibes anzuſehen? Es ſpricht dafür manches, z. B. jenes Fernwirken der Somnambulen, wobei materielle Veränderungen nicht wohl ohne das Eingreifen eines Doppelgängers ſich denken laſſen. Sollte dieſe unwahrnehmbare, oft auch bis zur Sichtbarkeit verdichtete Materie des Doppelgängers nicht der Äther ſein? Die Somnambulen würden alsdann eben jene Fähigkeiten beſitzen, die ſich aus der phyſiſchen Natur des Äthers ergeben: die Geſchwindigkeit im Raume, die Durchdringung der Materie, Aufhebung der Schwerkraft. Fernſehen und Fernwirken könnten ſo geradezu eine naturwiſſenſchaftliche Erklärung finden.

Bei ſpiritiſtiſchen Sitzungen nun gar begegnen wir Phänomenen, welche auf eine ätheriſche Natur der ſich manifeſtierenden Weſen und Verwendung der Ätherbewegungen zu ihren Kundgebungen ſchließen laſſen. Es beſtehen alſo Analogien zwiſchen den Fähigkeiten der Somnambulen und der Entkörperten, und dies läßt auf die weſentliche Identität und nur graduelle Verſchiedenheit beider Daſeinsweiſen ſchließen. Dieſe Analogien erſtrecken ſich auf die materielle Wirkungsweiſe und auf die intellektuellen

[1]) Baader, II, 15. — [2]) Kant: „Von der Macht des Gemütes".

Fähigkeiten. Dem Gedankenlesen, dem Fernsehen in Zeit und Raum begegnen wir auch im Spiritismus. Auch die Analogie mit dem somnambulen Doppelgänger liegt vor, z. B. bei den direkten Schriften in verschlossenen Tafeln, wo sich eine leibliche Gestaltung der sich manifestierenden Intelligenz nicht mehr wohl abweisen läßt, besonders da in andern Fällen die bis zur Sichtbarkeit und Photographierbarkeit gehende Verdichtung der Materialisation eintritt, an der sogar Puls und Herzschlag geprüft werden können.

Diese Analogien zwischen Somnambulismus und Spiritismus nötigen uns zu dem Schlusse, daß wir nach dem Tode eben das sein werden, was wir zu Lebzeiten unbewußt sind. Wir sind schon zu Lebzeiten Geister und der Zustand nach dem Tode ist permanent und normal gewordener Somnambulismus.

In solcher Weise löst also die monistische Seelenlehre, auf den Thatsachen der Geheimwissenschaften aufgebaut, das Daß der Unsterblichkeit zugleich mit dem Wie. Je mehr wir diese Gebiete erforschen, desto klarer werden wir erkennen, daß der Tod nicht die Vernichtung der Individualität bedeutet, noch deren Auflösung in die Weltsubstanz, sondern daß wir mit gesteigerter Individualität fortdauern. In Vergleich mit der transcendentalen Qualität der künftigen Existenz bezeichnet Giordano Bruno — eben weil er die Geheimwissenschaften kannte — das Leben als eine Schmälerung der Individualität:

„Was wir Sterben heißen, ist die Geburt zu einem neuen Leben, und oft wäre gegen jenes zukünftige Leben wohl das jetzige Tod zu nennen."[1])

Die Pythogoräer nannten den Tod ein Geburtsfest — γενεσία — des Geistes; in den Martyrologien heißt der Todestag dies natalis und Angelus Silesius nennt den Tod „das Beste von allen Dingen". Als in der Erfahrung gegeben kennen wir nur die Annäherungszustände an den künftigen Zustand bei den Somnambulen, und, dem Wesen nach damit identisch, den Zustand der Entkörperten, soweit dieselben in das irdische Element zurücktauchen, was nicht ohne Einbuße an Geisterhaftigkeit möglich ist. Gleichwohl erkennen wir schon aus diesen Phänomenen die Steigerung der Individualität, sogar in leiblicher Hinsicht. Insofern ist der Tod eine Essentifikation unseres ganzen Wesens, der Erkenntnis sowohl, wie der Leiblichkeit.

In die monistische Seelenlehre fügen sich also die Thatsachen der Geheimwissenschaften ganz ungezwungen ein, und erscheinen nicht nur als möglich, sondern als notwendig. Dem Materialisten aber sind diese Thatsachen ganz unerklärlich, er verzichtet auf die Erklärung und motiviert den Verzicht durch die Behauptung, sein enger subjektiver Geisteshorizont sei zugleich der objektive Horizont der Natur.

Bei dem Widerstande, den die Unsterblichkeitslehre findet, sollte man meinen, sie sei ganz und gar undenkbar, und nur Gegenstand des Glaubens. Zerlegen wir sie aber in ihre Bestandteile, so ergeben sich zwei Fragen, die beide bejaht werden müssen:

---

[1]) Bruno: de tripl. Min.

1. Kann ein lebendes Wesen unter Wechsel der Form fortdauern? Das ist unleugbar und zeigt sich an der wohlbekannten Entwickelung des Schmetterlings aus der Raupe, also sogar innerhalb einer irdischen Existenz.

2. Kann ein lebendes Wesen seine Bewußtseinsform verlieren und mit einem bis dahin latent gewesenen Bewußtsein fortdauern? Auch das ist nicht zu leugnen. In der Abwechslung von Wachen und Schlafen haben wir den Wechsel des Bewußtseins und den zwischen animalischen und vitalen Funktionen. Ausgesprochener noch zeigt sich der Dualismus des Bewußtseins im Hypnotismus und Somnambulismus.

Die Unsterblichkeit ist also physiologisch und psychologisch möglich. Dazu kommt ihre logische Gewißheit aus der Erkenntnis, daß wir das Produkt einer organisierenden Kraft sind, und ihre empirische Gewißheit, die der Spiritismus liefert. Wer aber diesen leugnet, hat eben noch einiges zu lernen.

Der Mensch ist vom Standpunkte der Geheimwissenschaften die Materialisation eines transcendentalen Subjekts. Als ein Teil der Natur ist er wohl das Gleiche, was diese ganze Natur zu sein scheint, die nicht aus Nichts entstanden, sondern nur die Materialisierung einer unsichtbaren Welt sein kann. So dachten die Mystiker [1]).

Die Bibel nennt diese Materialisierung unseres transcendentalen Subjekts Vertreibung aus dem Paradiese. Wir können den Mythus beibehalten, nur werden wir ihn im Sinne der Geheimwissenschaften auslegen, wie es Philo, Origenes, die Kabbalisten, auch Platon in seiner Ideenlehre gethan haben. Das Paradies geht der Geburt vorher und ist die Präexistenz. Der Sündenfall ist die irdische Geburt. Er hat die Vertreibung aus dem Paradiese zur Folge, d. h. durch die Geburt wird uns die transcendentale Existenz unbewußt. Die „Leibröcke von Fell", womit Gott den gefallenen Menschen bekleidet, sind die irdischen Körper, deren sie sich, als sie sie erkannten, schämten, während sie sich ihrer früheren Nacktheit, des ätherischen Leibes, nicht schämten. Durch den Sündenfall ist der Tod in die Welt gekommen. Gewiß, denn jede Materialisierung ist nur eine zeitliche und es muß ihr die Dematerialisierung, der Tod, folgen. Darum sollen wir eben das Leben benutzen, solche Güter zu erwerben, die den Tod überdauern. Das Programm unserer praktischen Lebensführung wird bestimmt durch die Erkenntnis der Entwickelungsfähigkeit des Individuums über den Tod hinaus. Es zeigt sich hier, daß die Wahrheit jedes tiefsinnigen Mythus darin besteht, daß er, ohne zu veralten, auf jeder Erkenntnisstufe in eine andere Auslegung hineinwächst; wenn eine naivere Auslegung unhaltbar geworden, stellt eine tiefere sich ein. Insofern ist unser Kinderkatechismus eben doch wahr.

Das geschichtliche Leben der Menschheit, unter dem Gesichtspunkt der transcendentalen Psychologie, stellt sich also in anderem Lichte dar, als unsere Kulturhistoriker es ahnen. Der Materialismus, wenn anders er logisch ist, kann im Menschenleben nur eine Absurdität sehen. Er hilft sich durch die Behauptung, auf das Individuum komme es der Natur überhaupt nicht an, sondern nur auf die Gattung. Das Individuum sterbe,

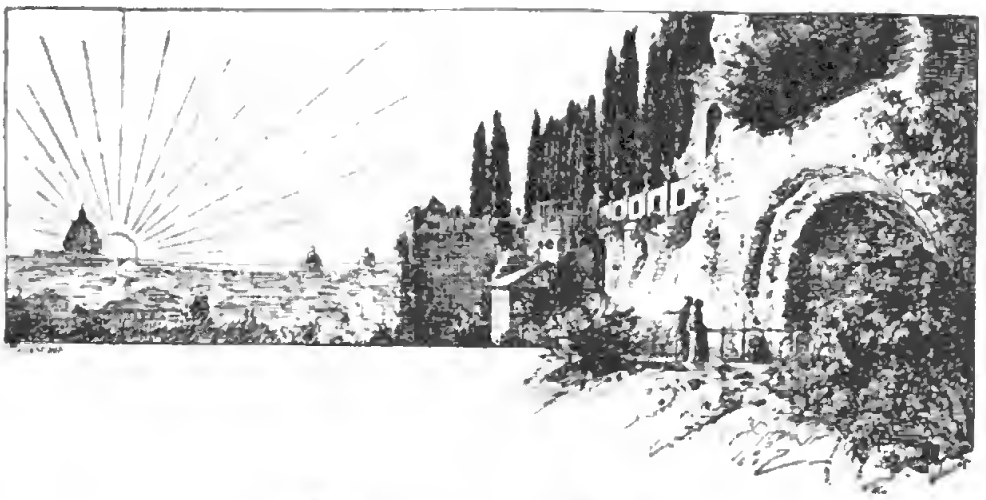
[1]) Saint-Martin: „Tableau naturel." 25—26.

die Gattung nicht. Nun giebt es aber zahlreiche untergegangene Gattungen, und sogar in historischer Zeit ist der Didus ineptus ausgestorben, was leider nicht mit allen Inepten geschieht. Angenommen aber selbst, das alle Gattungen sich erhalten, so ist doch durch die Abkühlung der Erde dem biologischen Prozesse eine notwendige Grenze gesetzt. Mag die Entwickelung des Lebens ein noch so hohes Ziel erreichen, die Kultur noch so hoch sich entwickeln, so kann sie doch nicht als ein vernünftiger Zweck der Schöpfung erscheinen. Durch diesen Gedanken macht mindestens die Astronomie einen Strich, da ja alle Weltkörper, auf welchen Leben sich regen mag, von begrenzter Dauer sind, womit die erreichte Kultur wieder verloren geht. Der Faden reißt immer wieder ab, die geschehene Arbeit war umsonst. Man kann also in keinen Punkt der Entwickelung einen Zweck, und auch in den Endpunkt keinen Endzweck legen.

Ganz anders aber stellt sich die Geschichte dar vom Standpunkte der transcendentalen Psychologie und Unsterblichkeit des Menschen. Dann liegt der Zweck der Geschichte nicht in irgend einem Endpunkte von beliebiger Höhe, sondern der Zweck erfüllt sich während des ganzen Prozesses. Es ist der Natur ausschließlich um das Individuum zu thun, nicht um die abstrakten Begriffe der Gattungen. Mögen Rassen und Völker aufeinander folgen und wieder vergehen, mag selbst der Stern verschwinden, auf dem wir wohnen, die Kulturarbeit war nicht umsonst gethan. Das erworbene geistige und moralische Kapital bleibt erhalten und wird davongetragen von den zahllosen Individuen, die bei seiner Ansammlung thätig waren.

Die Seelenlehre, wenn sie die transcendentale Psychologie mit in Rechnung zieht, erweist sich also von sehr weittragender Bedeutung. Sie löst alsdann nicht nur das Menschenrätsel, sondern teilweise sogar das Welträtsel. Der Weltzweck wird uns teilweise durchsichtig, wenn wir erkennen, daß die Welt eine Pflanzschule für Geister ist, die durch die Vertreibung aus dem transcendentalen Paradiese vielleicht mehr gefördert werden mögen, als im Paradiese selbst.

Zauber der Unschuld.



Wahrheit oder Wahn?

Erinnerungsblätter

von

Marie Gonst. Hoch.

(Schluß.)

Mit tiefer Wehmut ſchied ich von der Stätte, die mir aus Adelaïdens Briefen ſo vertraut und nun durch ihr Grab ſo teuer war.

Der Marquis begleitete mich in ſeinem Phaëton nach Liſieux zurück und von hier reiſte ich auf einige Wochen nach dem ſchöngelegenen Houlgate, das mir durch die Briefe der Freundin bekannt und durch die Erinnerung an ſie liebgeworden. Hier, an der Küſte des rauſchenden Meeres, am Fuße der ſcharfkantigen Klippen, Falaises genannt, von wo aus ſie ſo oft träumend hinausgeſchaut in die vom Abendgold umſäumten Wogen — hier öffnete ich das Tagebuch der Freundin und las in tiefer Bewegung die Zeilen, welche mir das Bild der Verklärten lebhaft wachriefen und gar deutlich den Stempel ihres Innenlebens trugen. —

Seitdem ſind volle zehn Jahre dahingegangen. Der Letzte des Hauſes Valcour hat das Zeitliche geſegnet; das Stammgut iſt in fremde Hände übergegangen. Wenn ich jetzt den eigenartigen, gedankenreichen Inhalt dieſer Blätter enthülle, trete ich niemandem zu nahe. — Ich laſſe hier einige derſelben folgen*):

*) Das hier Mitgeteilte ſtellt nicht nur Wahrheit, ſondern auch wirkliche Thatſachen dar. Kein Sachkundiger aber wird dabei an ſogenannte Geiſter-Erſcheinungen denken; es handelt ſich vielmehr um telepathiſche Einwirkungen des perſönlichen Bewußtſeins eines Verſtorbenen auf ſeine mit ihm innig verbundene Gattin. Solche Fälle ſind bereits vieltauſendfach exakt wiſſenſchaftlich feſtgeſtellt. Wir erinnern nur an die zwei dicken Bände der Phantasms of the Living von Gurney, Myers und Podmore (bei Trübner & Co. in London 1887). Auch wird keiner unſrer Leſer in ſeinem Bekanntenkreiſe weit umherzufragen haben, um jemanden zu finden, der Ähnliches ſelbſt erlebt hat. Dabei handelt es ſich eben nicht um äußerſinnliche, auch für Dritte wahrnehmbare Vorgänge, ſondern um rein ſubjektive (innere) Erlebniſſe, die aber den Beteiligten ſich ganz wie in der objektiven Welt geſchehend darſtellen.

(Der Herausgeber.)

Schloß Valcour, 12. Juni 1880.

Ich habe in verwichener Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt. Faſt möchte ich's nicht Traum, ſondern Offenbarung nennen, ſo lebendig war die Traumerſcheinung, ſo bedeutſam für mein inneres Leben. Wonne und Weh durchſchauern mich noch, während ich daran denke. — Ich war geſtern abend bis gegen elf Uhr im Gartenſalon geblieben. Der Vollmond ſchien durch die geöffnete Verandenthür; ich konnte deutlich den Teich mit den weißen Waſſerlilien ſchimmern ſehen. Lindenblüten und Flieder dufteten vom Garten her. Dies Gemiſch von Düften muß mich eingeſchläfert haben, denn meine Kammerfrau ſagt, ſie habe nach ängſtlichem Suchen mich hier auf dem Diwan gefunden. Auf ihren Ruf habe ich ſie mit großen Augen, doch ganz ſchlaftrunken, angeſchaut und mich von ihr in mein Schlafgemach bringen laſſen. Davon aber weiß ich ſelbſt nichts. Mir iſt nur erinnerlich, daß ich am Morgen mit etwas ſchwerem Kopfe erwachte und mir ſogleich lebendig jenes Traumes bewußt ward. Er hat mich den Tag über nicht verlaſſen, und ich muß ihn heut Abend noch niederſchreiben, ganz ſo, wie ich ihn erlebte, den lieben, ſüßen, wunderlichen Traum. — War ich *in* mir, oder *außer* mir? ich weiß es nicht! War mir doch, als ſei ich körperlos, als lebe und empfinde allein noch der Geiſt. Ja, *der Geiſt iſt doch das wahre Leben*; er beherrſcht die Materie! Ich will zwar keineswegs den Einfluß der Leiblichkeit auf das geiſtige Element in uns, den ich noch oft genug ſpüre, leugnen, doch weit ſtärker wirkt jedenfalls die pſychiſche Macht. Sie kann töten und lebendig machen. Mich hat die Erſcheinung dieſer Nacht förmlich neu belebt. Ich fühle mich zum erſtenmale ſeit langer Zeit wieder wohl, faſt heiter! mein ganzes Sein ſcheint mir vergeiſtigt. Iſt dies die unmittelbare Einwirkung einer höheren, geiſtigen Macht auf meine Natur?

Ich hatte ſo lebhaft der vergangenen Zeit gedacht! es war ja geſtern ein bedeutungsvoller Jahrestag. Auf den Diwan hingeſtreckt, konnte ich den Raſenplatz bis zum Weiher hinab überſchauen. Und wie ich ſo das träumeriſche Mondlicht darauf ſpielen ſah, mußte ich lebhaft jenes Abends vor zwölf Jahren gedenken, da meines Gatten Arm mich zum erſtenmale umfing, da wir mit einander den Weiher entlang wanderten und er die weißen Roſen der Hecken niederbog und ſie mir im Haar und an der Bruſt befeſtigte. Wir ſprachen von der ſüßen Gegenwart, von der glückverheißenden Zukunft; ſein teures Antlitz über mich gebeugt, ſaß er neben mir in der Roſenlaube und flüſterte Worte, wie nur die Liebe ſie eingiebt. — Und als ich ſo, in jene Erinnerung verſenkt vor mich hin ſchaute, war mir plötzlich, als würde ſein Bild lebendig, als ſtünde er vor mir, nur bleicher als im Leben, ſonſt leibhaftig, wie er war, der geliebte Mann, edel und ſchön! und ſeine tiefen Augen blickten liebevoll zu mir nieder; ſeine Stimme ſprach in jenem tiefen, klangvollen Tone, der mir das Herz durchbebte: „Ich habe dich lange warten laſſen müſſen, meine arme Ada, aber nun bin ich wieder bei dir und halte dich im Arme. Nun laſſ' uns wieder mit einander reden wie damals, da ich dir den Ring an den Finger ſteckte. Du küßteſt den Ring, und ich küßte den Finger; es waren ſelige Zeiten.“ Und mein Gatte, mein einzig, ewig geliebter, bog ſich über meine Hand und preßte ſeine Lippen darauf wie damals. Wonnig, doch ſeltſam durchſchauerte mich ſein Kuß. Die lieben Lippen, deren Druck ich fühlte, waren nicht heiß, wie damals, nein, kühl und feucht. Auch ſein Arm, der mich ſo eng umfaßte, war kalt, und obgleich ich mich an ihn ſchmiegte atmete ich doch ſchwer. — War es der Nachthauch, der mich durchſchauerte?

Wir ſtanden auf und ſchritten, wie damals, Eines ans Andere gelehnt, die Buchenallee entlang; die Heimchen ſurrten — ſonſt alles ſtill! die Vöglein, ins Gezweig geduckt, hatten die Köpfchen unter die Flügel geborgen. Mir war ſo ſelig und doch ſo weh zu Mute, daß ich nicht zu ſprechen wagte; nur die Frage drängte ſich mir auf die Lippen: „Sag, Geliebter, wo bliebſt du ſo lange? mir war recht bang nach

dir!" — Da legte er den Finger an die Lippen und sah mich ernst, fast traurig an, daß ich nicht weiter fragen mochte. Und was bedurfte ich mehr? — war ich doch bei Ihm! verstanden wir uns doch wieder — wie damals — ohne Worte! — Seltsam in dem Traum eines kurzen Schlummers erlebt der Mensch oft mehr als im wachen Zustand während Tagen, ja Wochen. So schien es mir, als ob die ganze selige Zeit unsrer Brautschaft und unsres kurzen, süßen Eheglücks mit allen wichtigen Ereignissen in schneller Reihenfolge, Bildern gleich, an meinem Geiste vorüberzöge, doch mit größter Klarheit und Lebendigkeit. Was ich in Jahresfrist erlebt, — war jetzt in eine kurze Stunde zusammengedrängt, ja vielleicht in wenige Minuten, und doch war die Empfindung des Erlebten so deutlich, daß ich es Wort für Wort wiedergeben könnte. Mir scheint, solang die Seele sich in diesem eigentümlichen Zustande befand, folgten ihre Ideen einem andren Gesetze der Verschmelzung als im Wachen. Gewiß ist, daß jene Ideenverbindung zugleich einen geistigeren und doch kühneren, energischeren Flug nahm als gewöhnlich. Denn im Alltagsleben denkt man gleichsam in Worten, während ich in jenem Zustand ohne Worte, nur durch Inspiration, dachte und empfand. Die Bilder, deren sich unsre Seelen statt der Worte bedienten, hatten zuweilen etwas Hieroglyphenartiges; gleichwohl verstanden wir uns wie durch die klarste Wortsprache. So deutete er auf den Perlenreif an meinem Arme — sein Brautgeschenk — und ich wußte, daß er sagen wollte:

„Du hast elf thränenreiche Jahre verlebt, seit ich von Dir genommen ward." Ja, sagte ich schmerzlich — nicht in Worten, nur mit dem Blick, doch er verstand mich — warum bliebst Du so lange fern? Da zog er mich fest an sich, als wolle er sagen: „Ich bin Dir nahe, ganz nahe; die Entfernung ist nur scheinbar." Und wie sein Auge sich in das meine versenkte, war mir, als spräche er: „Wir Alle, Überirdische und Irdische, leben und weben in jener verborgenen Schöpfungsmacht, in jenem geistigen Elemente, in welchem wir, ob auch sichtbar getrennt oder stufenweis verschieden, doch Alle Eins, innerlich verbunden sind. Und je reiner und feiner diese Innerlichkeit, desto mehr werden wir fähig, den geistigen Zusammenhang zu empfinden und so die leibliche Trennung zu überbrücken. Der Körper, der vorher gewissermaßen dunkel, nur auf die sichtbare Welt zu wirken und nur von dieser Eindrücke zu empfangen vermochte, wird von jenem geistigen Fluidum durchdrungen, gleichsam durchleuchtet. Die Schranken der Endlichkeit fallen, und, erhaben über Zeit und Raum, tritt unser Wesen, sobald es in dies allgemeine Lebenselement aufgenommen ist, in Wechselwirkung mit der geistigen Welt, der Welt des Lichts. Aber ein solcher Zustand kann für das irdische und menschliche Wesen nur ein vorübergehender sein; erst auf einer höheren Daseinsstufe wird er dauernd." „„Du bist auf einer höhern Entwicklungsstufe,"" entgegnete mein Blick, der an dem seinen haftete, „„aber bist Du glücklich? Welche Anziehungskraft kann selbst die vollkommenste Daseinsstufe haben, wenn sie die festgeschlungene Herzensbande, die tausend Verbindungen löst, die uns ans Erdendasein knüpfen?"" — „Diese Bande sind nicht gelöst," erwiderte er; „sie sind nur für das Irdische unsichtbar — nicht deutlich fühlbar — geworden und auch dies nur für die kurze Erdenspanne" — — — — In diesem Augenblicke verbarg sich der Vollmond hinter einer Wolke. Ich fühlte es plötzlich wie einen Schleier über meine Augen sinken; die geliebte Gestalt ward nebelhaft, wie in immer weitere Ferne gerückt. Da faßte mich unsägliche Angst: „„Renauld,"" rief ich — „„mein Renauld, wo bist du?"" — Und dann verließ mich das Bewußtsein.

Marion sagt, sie habe meinen Ruf vernommen und mich totenbleich, mit emporgerichtetem Oberkörper und ausgestreckten Armen gefunden. — War das alles nur Traum? — wars Wirklichkeit? O, daß er wiederkehrte, Nacht für Nacht, dieser selige Traumzustand! Ich würde die Trennung leichter ertragen! — —

So weit die ersten Tagebuchblätter! Ich überschlage die folgenden. Adelaïde, nach jener Nacht empfindsamer und nervöser als zuvor, ward von ihrem Arzte nach dem vorerwähnten Seebade geschickt, das ihre Nerven wesentlich stärkte und ihrem Geistesleben wieder eine gesündere Richtung zu geben schien.

Der Herbst kam und mit den kühleren Tagen, den langen Abenden und starken Seenebeln stellte sich bei Adelaïden wieder eine stille Schwermut, ein unüberwindliches Sehnen nach ihrem Heim ein. Da dies in jener Jahreszeit in der That behaglicher und für ein an allen erdenklichen Komfort gewöhntes Wesen wie Adelaïde jetzt gesundheitlich vorteilhafter schien, widerstrebte der Arzt ihrem Begehr nicht länger. Ihr Tagebuch spricht in rührender Weise die Freude des Wiedersehens jener geliebten Stätten aus. Wieder wandelt sie im Park, am Weiher, durch die Buchengänge, und das tote Laub zu ihren Füßen, die letzten Herbstblumen — alles ruft ihr die Vergangenheit lebendig zurück. Und wieder wirken seltsame Mächte auf sie ein, wie folgendes Blatt beweist:

Schloß Valcour, Oktober 1880.

Endlich — endlich ist jener süße Traum wiedergekehrt. Ja, mein Renauld, Du warst wiedee bei mir! Hat mein Sehnen Dich zu mir gezogen? Hat es den Abgrund zwischen hüben und drüben zu überbrücken vermocht? —

Die Nacht war taufrisch. Wiedee lag Vollmondglanz auf dem Rasenrundteil vor dem Schlosse und glitzerte im Strahl des Springbrunnens. Scharf zeichneten sich die Schatten der schlanken Tüeme auf dem weißen Kies dee Wege ab. Vom Fenster meines Schlafzimmers konnte ich jeden Lichtstrahl, der duech die Baumwipfel zitterte, jedes fallende Blatt beobachten. Leise rauschte der Wind und trieb mit den Blättern sein Spiel. Mir kam jenes deutsche Lied zu Sinn, das die Freundin mie zuweilen sang. Ich liebe die deutschen Lieder; sie sind so eigenartig und wehmutvoll. Ich begann es leise für mich zu summen:

„Der Heebstwind treibt die Blätter von den Bäumen;
Kahl steht der Wald.
Kein Vöglein mag nun länger drinnen säumen;
Kein muntrer Laut, kein süßes Lied eeschallt.

Ich seh' dich zittern, spielen und verwehen,
Du welkes Laub!
Des Lebens Gleichnis muß ich drinnen sehen;
Ein wenig Lust — viel Leid — des Todes Raub!

Doch was vergänglich nur, zieht Erde nieder.
Es mag vergeh'n!
Der Lebens k e i m erzeugt ein Neues wieder.
Was unvergänglich ist, wird auferstehn!"

Als ich die letzte Strophe summte, war mir, als veenähme ich leises Geräusch von Fußteitten in raschelndem Laube. Ich blickte die Buchenallee hinab und sah den Schatten einer männlichen Gestalt. Sie kam nähee, wuede deutlichee; jetzt fiel der volle Mondstrahl darauf — — ja, er wae's, mein Renauld. Er geüßte und winkte, schweigend, ernst — und mein Herz flog ihm entgegen. Wie ich hinunter gekommen, weiß ich nicht; nur daß ich bei ihm war, daß sein Aem mich umfing, daß seine Lippen auf den meinen ruhten, seine Augen mit dem guten, treuen Blicke auf meinem Antlitz hafteten, wie ehemals. Und dann war mir's, als wüede unter seiner Berührung

mein Körper ganz ätherisch. Ich fühlte mich in die Luft emporgehoben. Wir wandelten jetzt nicht mehr, sondern schwebten miteinander durch den Raum. Wie Kräfte einer höheren Welt fühlte ich's auf mich einströmen; die Pforten des Unsichtbaren schienen sich mir aufzuthun, und — was das Wunderbarste — der Leib, die sterbliche Behausung meiner Seele, den ich im wachen Zustande als etwas von dieser völlig Unterschiedliches erkenne, schien mir jetzt aufs innigste mit der Seele verbunden; da war kein Kampf, kein Widerstreben, kein Hemmnis zwischen beiden, — vielmehr eine Harmonie, die beide Wesenheiten zur Einheit verband, den Leib teilhaftig jener höheren Fähigkeiten und erhaben über Zeit und Raum erscheinen ließ. Und wieder verständigten wir uns ohne Worte.

Wie die göttliche Weisheit sich in ihren Offenbarungen an die Menschen gleichsam einer Sprache in Bildern bediente; wie sie durch Inspiration ihren Willen kundgab — so ward mir jetzt durch eine rasche Folge von Vorstellungen vieles klar, was ahnungsvoll in meiner Seele schlief. Ist dies die Sprache der Geister? Liegt das Innerste der Seele klar vor dem Blick des andern? — Zwischen uns war es so! — Zwar hat auch der Traum eine Bildersprache, allein ich möchte sie die „Natursprache der gebundenen Seele" nennen im Gegensatz zu der Klarheit der Offenbarung, die ich empfing.

Auch im Traume reden wir und teilen uns andern mit, doch scheint mir dies nur ein Stammeln aus unbekannten Regionen, verglichen mit der klaren Seelensprache, die wir miteinander führten. — Seltsam! was mir bisher nie recht kund geworden, weil niemand es genau zu berichten vermochte — alle kleinen Nebenumstände jener unseligen Kämpfe, Renalds Verwundung, die Leidenszeit bis zu seinem Tode — alles dies ward mir jetzt so völlig klar, als sei ich dabei gewesen. Denn wir schwebten über jener Stätte — einer mir völlig unbekannten Gegend; gleichwohl wußte ich, es sei das Schlachtfeld von Sédan. Wie sehr habe ich nach Renalds Tode gewünscht, den heiligen Fleck Erde zu besuchen, der mit dem Blute des Teuersten getränkt ward und immer mußte ich es mir versagen. Nun kenne ich ihn! — Denn als ich heut Morgen Abbé Morrin, der als Feldprobst die Tage von Beaumont und Sédan mit durchgemacht, die Gegend beschrieb — den Hügel, auf welchem der feindliche Feldherr mit seinem Generalstabe hielt, die zerstörte Eisenbahnbrücke — die Stellung unserer Truppen auf dem rechten Maasufer — als ich die Wälder von Condé und La Garenne, das Gehölz la Marfée ihm schilderte: da bekreuzte er sich und empfahl mir, Franz von Sales' „Vie dévote" zu lesen — was ich ohnehin thue. Fühlte ich mich nicht zu leidend für solch eine traurige Reise, ich bräche sofort dahin auf, mich zu überzeugen, inwieweit die Erscheinungen der vergangenen Nacht mit der Wirklichkeit übereinstimmen. — Ich zweifle nicht, dort jeden Weg und Steg zu erkennen. — —

Ich schauderte, als jene schmerzlichen Ereignisse mir nun so deutlich wurden. Renauld verstand mich und führte mich sanft vorüber. Nun schwebten wir aufwärts in die weite, grenzenlose Schöpfung; es schien, als wandelten wir mitten im Gebiete ungezählter Welten. „Wohin führst Du mich?" fragte ich, als wir Hand in Hand durch ungemessene Räume schwebten. Er deutete abwärts und wir näherten uns wiederum der Erde. Allmählich ward die Gegend mir wieder vertraut; ich sah den Buchenwald, den Weiher tief, tief unter uns, das Schloß mit Zinnen und Türmen blickte wie ein Kinderspielzeug aus dem Grün hervor. Plötzlich war mir's, als ob Renauld mich sanft auf ein Wölkchen bettete, das über der Heimatflur dahinsegelte — und als ich, zu mir kommend, die Augen öffnete, lag ich in meinem Bette.

Diesmal hat Marion, die im angrenzenden Kabinett schläft, nichts vernommen. Nur daß ich bleich und übernächtig ausgesehen, behauptet sie. — Und doch ist mir wohl im Gemüte. Ich fühle mich wunderbar getröstet. Ist dies die Ahnung naher Auflösung? —

Digitized by Google

Wirklich vollzog sich nach dieser zweiten Traumerscheinung eine Wandelung in der Seele meiner Freundin. Ihre tiefe Schwermut und zu Zeiten heftige Todessehnsucht wich mehr und mehr innerer Stille. War dies in der That nur die Ahnung des nahen Todes, welche ihr den Mut des Ausharrens gab? oder gelangte sie allmählich zu jener Stufe innerer Vollendung, auf welcher der Tod nicht mehr als trennende Macht erscheint? — Ihre Tagebuchblätter aus jener Zeit atmen Ruhe; kein stürmisches Verlangen nach neuer Offenbarung, sondern ein stilles Gewißsein der geistigen Nähe des Geliebten spricht daraus.

So war ihr der Winter in gewohnter, einförmiger Weise auf ihrem Landsitze vergangen. Ihr hochgebildeter Geist fand in sich selbst, wie in der reichen Bibliothek ihres Hauses, in der Korrespondenz mit wenigen, vertrauten Freunden, wie in der Fürsorge für ihre Untergebenen so vielfache Beschäftigung, daß sie nicht nach Abwechselung begehrte. Ihre Briefe an mich nahmen einen ruhigen Grundton an, verhehlten aber gleichzeitig nicht ein fühlbares Sinken der Körperkräfte. —

Schon zauberte das ungewöhnlich zeitige Frühjahr 1881 die ersten Blätter und Blüten auf Baum und Strauch; der Park des Château Valcour war mit grünen Schleiern überhangen. Das Osterfest kam mit mildem, klarem Frühlingswetter. Adelaïde hatte die Gräber ihrer Lieben geschmückt und, was sie während der langen Wintermonate sich hatte versagen müssen, das glaubte sie am Auferstehungsfeste thun zu dürfen — ein Stündchen an der teuren Stätte zu verweilen. Die Abendsonne schien so mild; die Luft war still. Adelaïde setzte sich auf die Bank am Kopfende der Grabstätte. Mochte nun der Duft der Blüten, womit sie die Gräber geschmückt, sie betäubt haben — genug, sie kehrte nicht zurück, und die bestürzte Dienerschaft, die den Park nach allen Richtungen durchsucht hatte, fand die Herrin in todähnlichem Schlafe. Man trug die Bewußtlose ins Haus und brachte sie zu Bett. Der schleunigst herbeigerufene Arzt blieb bis zum Erwachen der Leidenden, die erst in den späten Morgenstunden zu sich kam und tiefe Erschöpfung zeigte. Sie war sanft, wie immer, doch sehr ernst. Was in ihr vorging, sprach sie nicht aus, aber die Blätter ihres Tagebuchs zeugen davon. — — —

Da das Schloß mit seinen weitläufigen Gängen und hohen, großen Räumen im Frühjahr feucht und kalt war, verlangte der Arzt jetzt dringend die Übersiedelung nach Paris, wenigstens bis zum völligen Eintritt der warmen Jahreszeit. Adelaïde fügte sich geduldig. Es scheint, sie lebte von da an ganz im Gedanken an ihren nahen Tod. Das beweisen die folgenden, letzten Blätter ihres Tagebuchs.

Paris, 12. April 1881.

Ich glaube, daß meine Tage gezählt sind, und befehle meine Seele in Gottes Hand. Der Übergang zwar ist sehr ernst, und dunkel die Brücke, die ins Jenseits führt. Selbst das volle Vertrauen auf die Gnade, ja selbst die Sehnsucht nach dem Tode schließt nicht das Bangen vor dem Sterben aus. Keiner vermag diesem Momente zu entrinnen — arm und reich, hoch und niedrig — alle müssen die geheimnisvolle Schwelle überschreiten, die ins unbekannte Reich führt! — Leidet man dabei oder nicht? Keiner vermag davon Kunde zu geben! — Doch mir ist jenes Land

kaum mehr ein unbekanntes! Der Prozeß des Todes kann nicht unsre geistige Beschaffenheit wesentlich verändern; er verklärt sie nur. Das haben jene Offenbarungen mir klar gezeigt. Unsere Seele, groß angelegt, doch hier an die Materie gefesselt und in ihren Fähigkeiten noch durch das irdische Sein beschränkt, wie sollte sie nicht, freigeworden von den Schwächen der Endlichkeit, zu immer höhern Zielen sich erheben können? Habe ich doch in jenen nächtlichen Offenbarungen bereits erfahren, daß unser geistiges Sein, angezogen durch die Liebe eines nach Anlage und Zustand vollendeteren Wesens, sich auf Momente bereits von den Banden der Körperlichkeit, der Zeit und des Raumes zu befreien vermag. — Es waren selige Momente! Sie lassen mich den zukünftigen Zustand als einen herrlichen ahnen. Tod ist Neugeburt für höhere Lebensbedingungen.

Allein jener Zustand läßt sich eben nur ahnen. Kann doch jede Stufe des Seins nur von denjenigen Kräften, die ihr eigen sind, ganz begriffen werden. Ich danke aber Gott, daß Er durch wunderbare und liebliche Offenbarungen mich auf das Jenseits und auf die große, weihevolle Stunde des Hinübergangs vorbereitet hat. Wenn ich bisher noch in Zweifel gewesen, ob jene Offenbarungen nur Träume seien, oder ob sie einen tiefen Sinn und hohen Zweck haben, so bin ich dessen jetzt im Innersten gewiß. Ja! es giebt ein Hereinragen der übersinnlichen Welt in das irdische Leben! das habe ich am Ostertage deutlich gespürt.

Ich war den ganzen Tag über mit dem Gedanken an Auferstehung und Wiedersehen beschäftigt gewesen. Abends weilte ich noch an den Gräbern; wie lange, weiß ich nicht. Der Duft der Blumen mag mich betäubt haben, so daß ich, ohne es zu fühlen, aus der Erinnerung, in die ich versunken war, hinüberschlummerte in jenen wunderbaren Traumzustand, der die Erinnerung zur Wirklichkeit zu machen scheint. Ich fühlte plötzlich eine Hand über meine nassen Augen streichen; eine liebgewohnte Stimme sprach: „Weine nicht! wir sind nicht lange mehr geschieden." — Renauld! rief ich und schmiegte mich an seine Brust, geh' nicht wieder fort oder nimm mich mit Dir! — „Noch nicht," sagte er mild, „aber bald!" — Wieder haftete mein Auge wie gebannt an seiner Erscheinung — so ganz er selbst, das edle Antlitz, die hohe Gestalt — jedoch verklärt.

Ist dies ein Beweis, daß unser zukünftiger Leib das Abbild des gegenwärtigen sein wird, nur frei von den Gebrechen irdischer Leiblichkeit? Eine geheime, süße Ahnung sagt mir, daß diese Erscheinung des Geliebten eine Botschaft des nahen Todes sei. — Welch ein Gedanke! Bin ich bereit zum Übergange in das höhere Sein? „Die Erde ist ein unvollkommener Weltkörper und mit ihrem mannigfachen Leid bestimmt zur Läuterung der Seelen" — so sagte der Geliebte — „nur der geläuterte Geist vermag sich zum unermeßlichen Wohnsitz höherer Wesen emporzuschwingen und der Herrlichkeit teilhaftig zu werden, welche keine Worte ausdrücken." — Welch ein Verklärungsschimmer umleuchtete ihn bei diesen Worten!

In jenem Momente ward mir völlig klar, daß der zukünftige Zustand ein immerwährendes Fortschreiten von einer Klarheit zur andern — ein Wachsen in der Wahrheit, ein Leben in völliger Gottinnigkeit sein müsse. Welche Seligkeit mag allein schon in der Abwesenheit aller physischen Mängel, in der immer völligeren Erkenntnis und geistigen Durchdringung des Alls liegen!

Und welche wunderbare Heiterkeit, welch ungestörte, selige Ruhe wirkt wohl die Liebe, welche dort alle Wesen eint und mit dem Urgrund alles Seins verbindet! Ich empfand, was Dante in seiner geistreichen, tiefsinnigen Vision sagen will; in immer höhere, lichtere, reinere Kreise schwingt die Seele sich auf, zu immer innigerer Gotteserkenntnis und Gottesnähe. — Ich fühlte den Vorschmack der Seligkeit. Nur Eines fehlte noch zu vollkommenem Wohlgefühl. Mit dem Instinkt der Liebe oder vielmehr mit jener unmittelbaren Wahrnehmungskraft einer höhern Existenz erriet

er meinen Wunsch. Und plötzlich öffnete sich eine sonnendurchschimmerte Wolke; ich sah — doch nur von fern — einen engelhaften Knaben, dessen Züge mir vertraut schienen. „Unser Kind!“ rief ich und breitete die Arme nach ihm aus. Da streckte Renauld mit mildem Ernste die Hand zwischen uns, ich sah das Kind nicht mehr. Er beugte sich tröstend über mich: „Bald! bald ist alles vorüber!“ — Und ich bebte beim Klange seiner Stimme, denn so, ganz so hatte er zu mir gesprochen an jenem Schmerzenstage des Abschiedes. So haftete damals sein tröstender Blick auf mir; so klang sein Ton, als er sprach: „Bald, bald sind wir wieder beisammen!“ — Plötzlich fühlte ich einen Schleier auf mich niedersinken und dumpfe Schwere legte sich auf meine Glieder. — So fanden mich meine Leute, vom Nebel eingehüllt, halb erstarrt. —

Ich habe dem Willen meines treuen Arztes und Beraters, bis zum Eintritt beständig milder Witterung meine Wohnung in Paris zu beziehen, keinen Widerstand entgegengesetzt, so schwer es mir ward, diese geliebten Stätten zu verlassen. „Nur auf wenig Wochen“, vertröstete er mich. Nun wohl! Lebend oder tot — ich kehre zu Dir zurück, mein Renauld. An unserm Verlobungstage, am 11. Mai, will ich wieder hier sein. . . . . .

Dies sind Adelaïdens letzte Aufzeichnungen. Rasch nahmen ihre Kräfte ab; sie mußte jede geistige Anstrengung, jede Erregung vermeiden. Ihre Worte waren prophetisch gewesen; am 11. Mai ward ihre Hülle in der Familiengruft an der Seite des Gatten beigesetzt. —

Und jetzt, nachdem zehn Jahre dahingegangen, seit sie diesen Blättern ihre tiefen, großen, eigenartigen Gedanken anvertraute; jetzt, da ich dieses ernste Vermächtnis wiederum durchblättere und seinen Inhalt überdenke — jetzt finde ich keine Worte, die meine Empfindung besser verdeutlichen könnten, als die in diesem Tagebuche ausgesprochenen: „Der Geist ist das wahre Leben“.

Die neue Lehre.

Von

Bruno von Germar.

Gleich wie der Morgensonne lichter Schein,
Der uns nach langer dunkler Nacht erstrahlet
Und goldnes Licht auf alles Leben malet,
So brach ein neues Wissen über uns herein.

Der Schleier hob sich, und der Nebel schwand,
Der über unserm Dasein noch gelegen.
Ein neues Leben blüht auf allen Wegen,
Das Dies- und Jenseits reichten sich die Hand.

Das Unergründliche, das unser Leben
Auf allen Wegen ungeahnt umgiebt,
Das in uns wirket, in uns liebt,
Dies höchste Sein erreichet unser Streben.

Dem Tag entgegen.

Novelle

von

Eva A. von Arnim.

(Fortsetzung.)

Doch was war das dort drüben? Was regte sich da? Ein Häuflein weißer Birkenstämme blinkte von dort herüber, zusammengedrängt wie eine Schar beim Tanze aufgescheuchter Elfen. War es denn möglich, erhielten sie Leben? Nein, jetzt sah ich's genau, es war eine weiße Frauengestalt, die am jenseitigen Ufer zwischen den Bäumen dahinschwebte; nun hielt sie an und hob die Arme mit sehnsuchtsvoller Gebärde gegen den Mond, dann glitt sie weiter und verschwand hinter dem Gestrüpp.

Schnell wandte ich mich, um den Teich in entgegengesetzter Richtung zu umkreisen, so mußte ich ihr begegnen. Einige hundert Schritt weit mochte ich den dicht mit Unkraut überwachsenen Weg verfolgt haben, als ich bei einer alten Kastanie anlangte, deren knorriger Stamm fast wagerecht über das Wasser hingestreckt war, so daß die Krone eintauchte und die zahlreichen weißen Blüten auf der dunklen Flut schwammen; weithin schimmerten Hunderte von abgefallenen Blättchen, wie zerstreute Perlen.

Eine weiße Gestalt saß auf dem krüppelhaften Stamm über der Tiefe schwebend, das lange faltige Gewand floß hernieder bis zum trügerischen Wasserspiegel, während der emporgestreckte Arm, den der weite Ärmel zurückfallend frei ließ, einen kahlen, zackigen Ast umschlungen hielt. Hell schien der Mond durch die lückenhafte Krone der Kastanie, das aufwärts gewandte Gesicht mit den geschlossenen Augen und dem schwärmerischen Zug um den Mund scharf beleuchtend. — Da wußte ich, was für Schätze man dadrinnen im Schloß so sorgfältig unter Schloß und Riegel hielt: Gräfin Christine war mondsüchtig.

Fast hätte ich einen Laut des Entzückens ausgestoßen, so schön und zugleich überraschend war der Anblick der Ersehnten; doch noch zu rechter Zeit fiel es mir ein, daß der Schreck und das plötzliche Erwachen ihr gefährlich werden konnten. Einige Minuten wartete ich ganz still und

geduldig, immer in der Hoffnung, daß sie ihren unsichern Sitz verlassen und in meine Nähe kommen werde, doch vergebens. Indes schien es mir, als würde sie unruhig; vielleicht fühlte sie meinen Wunsch, das schoß mir wie ein Blitz durch den Kopf. Ich streckte meine Hand aus gegen sie und konzentrierte meinen ganzen Willen auf den einen Gedanken. Und wirklich, sie erhob sich mit einer kleinen, zwanglosen Bewegung, dann stand sie aufrecht, mit kleinen, langsamen Schritten, den Kopf halb zurückgewendet, als verließe sie nur ungern ihren Platz, näherte sie sich dem Ufer. Mir klopfte das Herz fast hörbar, ein Fehltritt und sie stürzte in die dunkle Flut; aber sicher legte sie den kurzen, nur wenige Spannen messenden Weg zurück, in einigen Sekunden, Sekunden, die mir wie endlose Stunden voller Qual und Angst erschienen. Endlich stand sie vor mir auf festem Boden, ich atmete auf; sie war gerettet. Mir war's, als wäre sie nun mein und stürmisch zog ich sie an mich. Fest hielt ich die weiche, biegsame Gestalt in meinen Armen, ihr Herzchen fühlte ich klopfen an meiner Brust, willenlos lehnte ihr Kopf gegen meine Schulter und wie ein breiter, flimmernder Strom flüssigen Metalls floß ihr gelöstes Haar an mir herab. Ich beugte mich zu ihr nieder, mit heißen Küssen bedeckte ich die geschlossenen Augen und den blassen, lieblichen Mund und flüsterte tausend Schmeichelnamen in ihr Ohr, die ungehört verhallten.

„Herzliebe Seele, Christine, meine Christine!"

Da schrak sie empor, entsetzt starrten mich die weitgeöffneten Augen an, noch einen Kuß drückte ich auf ihre zitternden Lippen, dann war sie meinen Armen entschlüpft und im Dunkel verschwunden, ehe ich mich recht besann; ebensogut hätte ich versuchen können, den leichten Mondenstrahl oder den wehenden Wind festzuhalten, wie diese leichte Gestalt im flatternden Gewande, die sich mir unwiderstehlich entwand. Ich versuchte ihr zu folgen, mit heißer Stirn und klopfendem Herzen, doch vergebens, nach etlichen hundert Schritten durch verschlungene Laubgänge stand ich atemlos angesichts des lichtgebadeten, in tiefer Stille ruhenden Schlosses, dem ich mich auf vielen Umwegen, ohne es zu merken, wieder genähert hatte; da stand ich nun vor dem Pförtchen, wieder wie vor wenigen Stunden, jetzt war es fest geschlossen und von ihre keine Spur.

Vermutlich war Christine im somnambulen Schlaf durch diese Thüre ins Freie gelangt, und hatte sie dann später auf ihrer Flucht instinktiv hinter sich zugeschlagen, so daß sie von selbst ins Schloß sprang; ich war somit ausgesperrt und wenn ich nicht die Nacht draußen zubringen wollte, mußte ich mich entschließen, den verlorenen Schlüssel, der da noch irgendwo herumliegen mußte, zu suchen.

„Ausgesperrt!" das war ein recht ernüchterndes Wort; und als ich nach langer Mühe den Schlüssel endlich hatte, da war mein Rausch verflogen und still schlich ich auf mein Zimmer. In der finsterſten Ecke warf ich mich auf einen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht. „Herr, mein Gott, wohin ist es mit mir gekommen," stöhnte ich und gleich darauf lachte ich auf, laut und höhnisch, daß es schauerlich von der hohen Decke

wiederhallte. Ich rief Gott, den Herrn an, ich, der ich an keinen Gott glaubte; nichtswürdige Gewohnheit das! oder hatte neulich der Paſtor in der feſtlichen Kirche mich vielleicht bekehrt mit ſalbungsvollen Worten zu albernem Aberglauben, der, gut genug für Kinder und Frauen, von mir längſt überwunden, vergeſſen bei den Kinderſchuhen lag.

Ich hatte mich verliebt, das ſtand jedenfalls feſt, keine noch ſo ſelbſtgefällige Überhebung vermochte das hinwegzuleugnen; und die Liebe, dieſe weltbewegende Macht, erſchien mir als eine jämmerliche Schwäche. War es möglich, daß ein Paar ſchöne, unſchuldige Rehaugen, das Lächeln eines ſüßen Mundes mich das Ziel des Nirwana vergeſſen machten? Eine zarte Mädchenhand ſollte mich zurückhalten von meinem Ziel? So weit war ich ſchon vorgedrungen auf dem wunſchloſen Wege zum großen Nichts, und nun! Nur zu gut fühlte ich, daß nichts ſo ſehr mich an die Erde feſſeln konnte, wie gerade Liebe, die, einmal erwacht, mächtiger als ich ſelbſt werden mußte. Ach, und es war ja doch alles umſonſt hier auf Erden, nichts als Leiden, nichts als Verwickelung in Qual und Begierden. Da half nur die Flucht, fort, weit fort; noch war es Zeit; ſo wiegte ich mich in trügeriſcher Hoffnung. Zu meiner Schande muß ich es geſtehen, mir kam auch nicht der entfernteſte Gedanke an irgend eine Schuld Chriſtine gegenüber. Daß die Trennung von mir ihr Kummer verurſachen, daß ſie ſogar Anſprüche auf mich und mein ganzes Leben haben könnte, die durch mein Benehmen gerechtfertigt erſchienen, daran dachte ich nicht; ich dachte nur daran, daß es *mir* unendlich ſchwer werden würde, das geliebte Mädchen zu verlaſſen und in heißem Kampfe wanderte ich in der Stube auf und ab. Verführeriſche Bilder in glühender Farbenpracht durchgaukelten meine Phantaſie, an allen Ecken und Enden erhoben Dämonen ihr Haupt, hier der Ehrgeiz, dort die Sucht nach Pracht und Genuß, nach Schönheit und Leben, Welt und Menſchen. Ach, nicht für mich, was fragte ich nach alledem, nur für ſie, für ſie allein. Wenn ich ſie mein nannte, mußte ich da nicht arbeiten, alle zu überflügeln? wer ſie beſaß, durfte nur der erſten einer ſein; alles was mein, wollte ich ihr zu Füßen legen, ſie ihrer Schönheit würdig zu ſchmücken. Wie herrlich mußte die Seele des weltfremden Kindes ſich entfalten unter meiner Führung durch dieſe große, reiche Welt; wie würde ſie ſtaunen ob all der nie geſehenen Wunder! Kunſt und Weisheit wollte ich ſie lehren, herrliche Länder wollte ich ihr zeigen, jeder mußte ſie lieben und bewundern und mich beneiden. „O, Chriſtine," rief ich leidenſchaftlich, „Wonne, Leben, Himmel und Erde, Ein und Alles!" Wie wollte ich ſie hüten, ſie hoch und heilig halten, keiner dürfte ſich ihr nahen, ich ſchlüge ihn zu Boden, keiner dürfte auch nur eines ihrer goldenen Haare berühren, das wäre ein todeswürdiger Frevel. Aber auch von ihr würde ich verlangen, daß ſie keinem anderen einen Blick ihrer ſüßen Augen, ein Lächeln ihres Mundes ſchenke, ich würde es nicht ertragen, ich wäre fähig, ſie eigenhändig zu erdroſſeln. Der Stuhl, auf den ich mich ſtützte, krachte unter meinen Händen, ich ſchleuderte ihn in eine Ecke. Schon wieder am Rande! Und ſo mußte es immer ſein, nichts als Sünde und

Verzweiflung; leben heißt leiden, darum fort mit dem Leben. Einen Augenblick dachte ich an Selbstmord, um den Gedanken gleich darauf wieder von mir zu werfen, ich mußte ja wiedergeboren werden zu neuem Leben mit demselben heißen Durst der Leidenschaft, der doch nimmer zu stillen; umsonst, ich mußte da wieder anfangen, wo ich hier aufgehört und so fort von Leben zu Leben in steter Unersättlichkeit. Und doch, wog nicht eine Stunde seligen Glückes in ihren Armen reichlich eine Ewigkeit der Qualen auf? So trieb ich einher auf dem Strome meines Liebestraumes, gleich steuerlosem Kahne, sicher, am nächsten Riff zu zerschellen, am alles zermalmenden Felsen der Verneinung. Stunde um Stunde verkündigte die Uhr vom nahen Kirchturm her in unaufhaltsamer Unerbittlichkeit, endlose Stunden für mein Leid und doch so verzweifelt kurz, als die letzten unter einem Dache mit ihr.

Als der Tag endlich anbrach in bleicher, grauer Morgendämmerung, da hatte ich ausgerungen, mein Wille hatte gesiegt, meine glühende Stirn war erkaltet, blaß und hohläugig schaute mir mein Spiegelbild entgegen, es würgte mir in der Kehle und meine Zähne schlugen klappernd auf einander vor Aufregung und Erschöpfung. Ich öffnete das Fenster, ein Strom dichten Nebels schlug mir feucht entgegen und vor mir lag die gestern so liebliche Landschaft trübe verschleiert im öden Einerlei. Verklungen und verrauscht Frühling und Lebensfreude, ein verwehter Traum, von dessen Wahrheit nichts zeugte, als ein langes flimmerndes Haar, das sich an meinen Ärmel geheftet hatte. Ich hielt es zwischen den Fingern, weit streckte ich den Arm aus dem Fenster und ließ es fallen — langsam entschwebte es im wallenden Nebel, ab und zu noch einmal aufglitzernd — nun war es fort, nichts mehr zu sehen, nichts, nichts; — aber nein, drinnen im Herzen schrie es laut, das konnte kein Nebel ersticken, kein Wind verwehen, das war unsterblich.

Hastig warf ich meine Sachen in den Koffer, von Furcht gejagt, daß mich mein Entschluß gereuen könnte, dann eilte ich hinunter; eben erklang die Glocke, die die Tagelöhner zur Arbeit rief; wenn ich in einer halben Stunde fahren konnte, war es noch möglich, den ersten Zug zu erreichen, und das war nötig, denn ich durfte Christine nicht wiedersehen, wenn nicht all' meine Vorsätze zu nichte werden sollten.

Der alte Diener, der mir im Treppenflur begegnete, fuhr entsetzt vor mir zurück, als habe er ein Gespenst erblickt, dann fragte er: „Sind der Herr Baron krank? ich werde gleich zum Herrn Doktor schicken." Ich versuchte ihn auszulachen, was mir gar schlecht gelang; und als ich ihm erklärte, daß ich abreisen wolle, und ihn anwies, meinen Koffer herunter zu holen, gehorchte er nur widerwillig und kopfschüttelnd.

Graf Otto sah mich zwar auch etwas erstaunt an, als ich ihm meinen plötzlichen Entschluß mitteilte, gab sich aber mit der Erklärung zufrieden, daß mir die „Klockfelder Luft" nicht bekomme, und bestellte mit sehr zerstreuter Miene das Anspannen; sein Reitpferd hatte nämlich Kolik, wie ich nachher erfuhr.

Wir schüttelten uns die Hände, einen Gruß an Christine bat ich ihn

zu bestellen, dann saß ich im Wagen, die Pferde zogen an. „Auf Wiedersehen!“ — rief der Graf hinter mir her, das übrige verschlang das Knirschen der Räder im feuchten Kies; fröstelnd lehnte ich mich in eine Ecke, der Nebel hatte sich zu feinem Regen verdichtet und überschüttete mich mit Tausenden winzig kleiner Kristallperlen. Alles Frühlingsleben war wie weggewischt, es sah aus, als sei der Welt all ihr Grünen und Blühen verleidet; auch mein Frühling war zu Ende, aber da war kein Sommer zu hoffen.

Als ich auf der Station am Billetschalter stand, fiel mir erst ein, daß ich gar nicht wußte, wohin ich eigentlich wollte. Nun, schließlich war es ja ganz gleichgültig, und so löste ich ein Billet nach der nächsten großen Stadt. — Brausend entführte mich der Zug, starren Auges blickte ich auf die vorüberfliegenden Wälder und Felder, ohne auch nur den geringsten Eindruck zu empfinden; das eintönige Rattern wiegte mich allmählich in eine Art schmerzloser Betäubung, aber kein Schlaf senkte sich auf meine brennenden Lider und als nach stundenlanger Fahrt am Horizont geschwärzte Schornsteine und graue Mauern auftauchten, als um mich her hier und da schrille Pfiffe das Nahen meines Reiseziels verkündeten, da erhob ich mich, an allen Gliedern wie zerschlagen, von meinem Sitz und stand dann wie ein Träumender im Gewühl der Bahnhofshalle, wo die Gepäckträger sich um meine Gunst bemühten. Eine Atmosphäre von Kohlendunst und ekelerregenden Speisedüften lagerte über den Straßen; die Menschen hasteten aneinander vorbei in atemloser Geschäftigkeit, sie mußten wohl alle einen Lebenszweck haben, warum sonst die Eile? wunderbar! soviel tausendfältige Unvernunft auf einem Fleck, welcher Wahnsinn sich ans Leben zu hängen! Warum müht ihr euch? Werft doch alles von euch! — — Ja, was wollte ich denn eigentlich hier? Zum Straßenprediger fühlte ich keinen Beruf, aber was sollte ich wo anders, es war eben alles einerlei. Das Nebenzimmer im Hotel bewohnte ein junges Ehepaar, den ganzen Abend vernahm ich durch die dünne Wand ihr Geflüster und früh am nächsten Morgen weckte mich ihr Kichern und Kosen; das war nicht zu ertragen, das Bündel geschnürt und weiter. Ach, es war ja nirgends besser! So floh ich von Ort zu Ort.

Eines Tages lag ich im Sande des Ostseestrandes, die Wellen bespülten fast meine Füße, immer neue wälzten sich heran in ungezählter Folge, eintönig rauschend, im Sonnenschein glitzernd; ich schloß meine müden Augen. War das nicht ein Bild meiner Zukunft, ein Bild jener entsetzlichen Reihe von Wiedergeburten, denen ich nicht zu entgehen vermochte? denn mit der Ertötung meiner Wünsche hatte es ein Ende. Fort, fort von hier! ich konnte den Anblick des Meeres nicht mehr ertragen, dessen Wellen ich ebenso machtlos gegenüberstand, wie meinen eigenen Leidenschaften.

In einer süddeutschen Stadt war es, da saß ich im Winkel einer Kirche; ein blonder Kopf, die flüchtige Ähnlichkeit einer schlanken Gestalt hatte mich hineingelockt, nun sahen mich die traurigen Augen der Märtyrer an den gemalten Fenstern so vorwurfsvoll an — —, ob Christine wohl

auch so vorwurfsvoll blickte, wenn sie meiner gedachte? Weihrauchwolken stiegen empor zum spitzbogigen Kreuzgewölbe, der Priester las die Messe, ich verstand nichts; wie dumpfes Murmeln klang es an mein Ohr. — Da fuhr ich empor, ein Wort verhaßten Klanges hatte mich getroffen: „— — und das ewige Leben, Amen!" Wie von Furien gepeitscht, floh ich von dannen.

Endlich war ich des Fliehens müde, es war ja doch vergebens, wer den Frieden nicht im eigenen Herzen trägt, der wird ihn nirgends finden.

In einem Bauernhause in Oberbayern hatte ich mich eingenistet; einsam und verborgen lag es da, auf grüner Matte zwischen himmelhohen Bergen. Man verwöhnte und verhätschelte mich dort über alle Maßen; vom Bauern, der sich manchmal gern ein Räuschlein trank und der alten Bäuerin mit dem weißen Haar und frischen Gesicht bis zum rothaarigen Seppei sagten sie mir alle nach einander, daß ich „so a guater Herr sei", bis ich's zuletzt wirklich glaubte, und das that mir so unbeschreiblich wohl. — Auf dem gedielten Vorplatz unter dem überspringenden Dach saß ich eines Tages; neben mir lag Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung", in der Hand hielt ich meinen buddhistischen Katechismus; aber keines von beiden wollte mir so recht schmecken, und bald wanderte der Katechismus zu seinem Vorgänger auf die sauber gescheuerte Bank. Ich faltete die Hände im Schoß und atmete in tiefen Zügen die reine leichte Luft; zu meinen Füßen krabbelte lallend der kleine Lenzei; er richtete sich an meinem Knie hoch und ließ mich sein hölzernes Pferdchen bewundern, ich freute mich auch mit ihm, ich war ja „so a guater Herr". Das Kind hatte ein gar reizendes Blondköpfchen, so flimmernd gerade und so licht, wie jenes Haar, das damals im Nebel versank. Ach Christine! und Klockfelde stand vor mir mit jenem Gemisch von Reichtum und Verfall, wie es eben nur in seiner Einsamkeit möglich war. Ja — Einsamkeit; wenn es nun nicht immer so einsam blieb, wenn z. B. einmal Manöver da wäre, man würde die junge Gräfin bewundern, umwerben, sie würde sich vielleicht verheiraten. — Nein, das durfte nicht sein, nun und nimmermehr, da hatte ich denn doch das erste Anrecht. Da fiel mir mit einemmale ein, daß ich das wohl verscherzt haben dürfte, als ich wie ein Dieb heimlich davon schlich. Wo hatte ich all' die Zeit nur mein Ehrgefühl gehabt, war es nicht meine erste Pflicht, für all' meine Thaten voll und ganz einzustehen, wenn es sein mußte mit meinem Leben? und wie hatte ich gehandelt? o, schlecht, grundschlecht!

Ich hob den Lenzei auf meinen Schoß und strich ihm die Löckchen aus der Stirn, das war ihr Haar, aber ihre Augen hatte er nicht; ach, wie entzückend mußte das erst sein!

„Morgen reise ich," rief ich aus und die Berge erglühten rosig im Abendscheine, der Lenzei jauchzte laut, die Grillen zirpten und der Brunnen rauschte gar nicht mehr melancholisch, sondern ganz fröhlich.

Das war mir ja längst klar, meine Liebe war nie und nimmer zu

ertöten, warum sollte nun etwas so Großes und Herrliches nicht eine Stufe zu meiner Vervollkommnung werden? Wir konnten vereint weiter streben, daß mir doch das nicht eher eingefallen! Hand in Hand mit ihr ins Nirwana einzugehen, erschien mir jetzt als höchstes Glück; und ich zitterte bei dem Gedanken, daß sie vielleicht „Nein" sagen könnte.

All mein Hochmut, all mein Selbstbewußtsein war dahin, im selben Augenblick, da ich erkannte, daß ich ohne Christine rettungslos zu Grunde gehen mußte. Sie war mein Anker, meine Hoffnung, mein Weg zum Höheren und Besseren; deutlich glaubte ich es zu fühlen, sie war mein guter Engel; und so war es auch, nur anders, ganz anders als ich geträumt.

Es läßt sich nicht beschreiben, was ich auf meiner langen Reise litt, gefoltert von bangen Zweifeln, fiebernd vor Ungeduld und dennoch machtlos, zum unthätigen Warten verdammt, ich glaube, ein Gang durch nächtliche Gefahren oder ein wilder Ritt wären mir eine Wohlthat gewesen gegenüber dieser Eisenbahnfahrt, deren scheinbare Langsamkeit sich durch nichts beschleunigen ließ. Ohne mir eine Nachtruhe zu gönnen, strebte ich vorwärts, es war mir unmöglich, etwas zu genießen, und ich fühlte mich schließlich so matt, daß ich glaubte umsinken zu müssen, wie der Reisende, den angesichts der Fata morgana der Tod im Wüstensand ereilt. Endlich hatte ich die kleine Station nahe Klockfelde erreicht, und ich atmete auf, trotzdem die Sonne heiß auf meinen Kopf herniederbrannte und die verstaubten, glutversengten Hecken auch gerade keinen erfreulichen Anblick darboten. Doch wartete meiner hier noch eine nichts weniger als angenehme Überraschung. Klockfelder Fuhrwerk war natürlich nicht da, denn ich wollte ganz überraschend kommen und hatte deshalb gar nicht geschrieben; Extrapost, die ich sogleich bestellte, war nicht zu haben, wie mir der Gepäckträger erklärte, indem er die perlende Stirn trocknete; er vertröstete mich zwar auf die Rückkunft der beiden einzigen, disponiblen Pferde, die mir, sobald sie dann gefüttert und gewässert seien, zu Diensten ständen. Nein, das war unmöglich, noch länger zu warten, das war nicht zu ertragen. So machte ich mich denn unter Zurücklassung meines Gepäcks, trotz Müdigkeit und Mittagsglut, zu Fuß auf den Weg.

Ich habe nichts gespürt von Staub und Hitze, mein zitterndes Herz trieb mich unermüdlich vorwärts. Stärker denn je überfielen mich die Zweifel an meinem Glück; und mein Gewissen sagte mir, daß ich eine Abweisung wohl verdient habe. War Christine nicht vielleicht überhaupt noch zu sehr Kind, um solche Liebe zu empfinden, wie ich sie beanspruchte? Ach, wenn sie nur „Ja" sagte, ihr Herz wollte ich dann schon wecken.

Endlich nach stundenlangem Marsche lag Klockfelde vor mir; das graue Haus mit dem hohen, steilen Ziegeldach schaute so unfreundlich und stolz wie je über die Wipfel der Parkbäume hinweg, aber ich begrüßte es doch mit Freuden und kurz entschlossen schwang ich mich über den Gartenzaun ins kühle Grün, so den Umweg über die Landstraße vermeidend.

Ich stürmte vorwärts dem Schlosse zu; da, ich fühlte es mehr, als ich's sah, bemerkte ich unter den überhängenden Zweigen eines alten Baumes, auf einer mir wohlbekannten Bank ein lichtes Frauenkleid. Ein leiser Schritt näher — ja, sie war es, meine Christel, mein geliebtes Mädchen.

Halb von mir abgewandt, beugte sie sich über etwas mir nicht Erkennbares, das sie auf dem Schoß hielt; Haltung und Ausdruck gaben ihr etwas Madonnenhaftes, sie war schöner denn je, nur so bleich und abgezehrt war das süße Gesicht, ein so schmerzlicher Zug lagerte um den blassen Mund, daß es mir ins Herz schnitt, und ich mußte mir obendrein sagen, ich sei an allem schuld. Mein Bangen war bei ihrem Anblick geschwunden wie Nebel vor der Sonne; der Schmerz der Liebe stand zu deutlich in den großen, fragenden Rehaugen geschrieben, als daß ich noch hätte zweifeln können; sie war auch das Kind nicht mehr von damals, der Ausdruck der Sehnsucht und stummen Ergebung, mit dem sie jetzt die Hände faltete, war ihr früher nicht eigen. Voller Seligkeit und zugleich voll tiefen Schmerzes wurde ich gewahr, daß mein Kuß in jener Nacht die Knospe ihres jungfräulichen Herzens gesprengt hatte; voll tiefen Schmerzes, denn ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich ihr das, was ich ihr genommen, den Kindessinn, das blinde Vertrauen, die glückliche Unwissenheit, niemals ersetzen konnte und wenn ich ihr mein alles und mich selbst zu Füßen legte.

Sie beugte sich wieder nieder und streichelte ihren kleinen Hund, den sie, wie ich nun sah, auf dem Schoß hatte, dann ließ sie ihn zur Erde gleiten und stand auf. Ihre Augen hefteten sich mit durchdringendem Blick auf das mich verbergende Gebüsch, ich weiß nicht, ob sie mich bemerkt hatte, oder ob sie meine Anwesenheit nur ahnte, jedenfalls hielt ich nicht länger an mich, mit wenigen Schritten stand ich vor ihr. Sie starrte mich an mit großen, ungläubigen Augen, als sähe sie eine Erscheinung, kein Wort, kein Laut des Erstaunens kam über ihre Lippen, aber als ich ihre Hände küßte und sie mit heißem Blicke anschaute, da errötete sie dunkel; ich hatte das noch nicht bei ihr gesehen, es war das erste Mal, ich hatte es sie gelehrt. Mit einer sanften, aber entschiedenen Bewegung machte sie sich los und trat einen Schritt zurück; wie fremd und kalt klang es: „So überraschend, Herr von Sassen? Mein Bruder wird sich freuen, Sie wiederzusehen. Er ist im Schlosse." Und damit ließ sie sich wieder auf die Bank nieder; eigentlich wäre ich wohl verabschiedet gewesen, ich sah es aber zu deutlich, daß sie sich nur setzte, weil ihre bebenden Kniee sie nicht mehr trugen, das machte mir Mut zu fragen: „Und Sie, Gräfin Christine? Freut es Sie nicht ein bißchen, daß ich wieder hier bin?"

„Gewiß," es kam fast tonlos heraus, „zumal da Sie ohne Abschied gingen." Mit herzzerreißendem Ausdruck sahen mich ihre Augen an, sie war doch zu wenig Weltdame, um sich vollständig zu beherrschen.

Ich fürchtete, daß ich nicht länger imstande war, an mich zu halten und hatte mir doch vorgenommen, den Weg pflichtmäßiger Rechtlichkeit

diesmal nicht zu verlassen, also dem Bruder zuerst meine Wünsche zu offenbaren. Ich erwiderte denn auch nur: „Verzeihen Sie mir das, Gräfin, ich hoffe, Ihnen heute noch alles erklären zu können.“ Und da sie keine Miene machte, mich zu begleiten, ging ich allein von dannen; sie nickte mir zu, rief dann ihren Hund heran und war darin so vertieft, ihn zu liebkosen, daß meine Hoffnung, sie werde mir nachschauen, eine vergebliche blieb. Kaum war ich aus ihrem Gesichtskreis, als ich in Sturmschritt verfiel, das Schloß so schnell wie möglich zu erreichen.

Der alte Diener wies mich auf meine Frage in die Bibliothek; ich verbat mir jegliche Meldung und in langen Sätzen sprang ich die Treppe hinauf. Mit leisem Knarren wich die schwere, eichene Thür zurück, die weiten, düsteren Räume der Bücherei thaten sich vor mir auf; Staubluft und Modergeruch wallten mir entgegen von den wandhohen Schränken, gefüllt mit der Weisheit und Thorheit vieler Jahrhunderte. In der tiefen Stille drang das Nagen des Holzwurmes an mein Ohr, mit seinem einförmigen Ticken dem unaufhaltsamen Pendelschlage der großen Weltenuhr Zeit vergleichbar. Hätte ich den entrinnenden Minuten „Halt“ gebieten können! Ich, der ich kostbare Wochen ungenützt verstreichen ließ, geizte nun mit jeder Sekunde. Graf Otto saß an einem mit Büchern beladenen Tisch, den Kopf in die Hand gestützt, über einen großen Folianten gebeugt, er blickte erst auf, als ich dicht vor ihm stand. Mit vollständig abwesendem Ausdruck starrten die wasserblauen Augen geradeaus; ich glaube kaum, daß er mich im ersten Augenblick überhaupt sah; es machte mir den Eindruck, als schaue er durch mich hindurch, durch Wände und Mauern, bis in die entlegenste Gedankenferne. Endlich, ich legte meine Hand schwer auf seine Schulter, fand er Sprache und Besinnung wieder, war aber gar nicht verwundert über meine Anwesenheit, bot mir nicht einmal die Hand zum Willkommengruß, vielmehr, als sei ich nicht länger als eine Stunde fortgewesen, sagte er: „Gut, daß Du kommst, ich habe hier gerade eine schwierige Stelle, die mich sehr interessiert. Das mußt Du mir erklären.“

Und dabei wies er mit der linken Hand auf die aufgeschlagenen Seiten, während er die eine Ecke des alten Buches zwischen den Fingern der rechten auf und nieder blättern ließ. Ein kurzer Blick belehrte mich, daß es die Schriften des Nostradamus seien, in die er sich versenkt hatte. Erst später habe ich so recht eingesehen, wie gründlich ich ihm den einfältigen Kopf verdreht hatte, noch heute spuken meine halbbegriffenen Lehren in seinem Hirn herum, noch immer ist er nicht ganz davon genesen. Der gänzliche Mangel an Staunen seinerseits brachte mich vollständig außer Fassung. Meine Erklärung hatte die Antwort auf seine verwunderte Frage sein sollen, nun wußte ich nicht, wo anknüpfen; aber die Minuten verflogen, und ich hatte ja Eile, brennende Eile. Ich schlug also den Folianten mit einem kurzen „Ein andermal“ energisch zu und schob ihn beiseite. Da that er einen tiefen Atemzug, stand auf und reckte die langen Glieder, wie im Erwachen von schwerem Traum. Nun sah er mit einem Schlage, wie staubig und erhitzt ich aussah, bedauerte mich

wegen der weiten Wanderung, machte mir Vorwürfe, daß ich nicht um einen Wagen depeschiert und hätte mich schließlich unter einem Schwall von Worten auf eines der jedenfalls ungelüfteten und ungesäuberten Gastzimmer geführt, wenn ich nicht entschiedenen Protest eingelegt hätte. „Laß das jetzt," sagte ich, „ich habe Wichtiges mit Dir zu reden." Und dann schüttete ich mein ganzes Herz vor ihm aus, alles, was tief drinnen gekocht und gebrodelt, kam nun ans Tageslicht; alles erzählte ich, wie ich Christine liebgewonnen, wie ich in bangen Zweifeln an meiner Liebe geflohen, und wie ich nun zurückgekehrt im Gefühl, ohne sie nicht leben zu können. Nur jener Mondnacht und meines zusammengebrochenen Glaubensbekenntnisses erwähnte ich nicht. Er hörte mir nachdenklich zu, als ich geendet, sagte er ganz trocken: „Hm, davon habe ich gar nichts gemerkt." Dann nach einer Weile: „Du willst also die Kleine heiraten?"

Voller Ungeduld drängte ich ihn zur Entscheidung. Niemals, weder vor- noch nachher, sah ich eine so überlegene Miene bei ihm, wie damals, als mein Glück an seinem Worte hing. Er fing an, mich auszufragen, ob ich Schulden hätte, wie es mit meinem Vermögen stände und so weiter; alles Dinge, die er längst wußte. Das war zum rasend werden, ich stampfte mit dem Fuße.

„Na ja," sagte er schließlich, „die Kleine kriegt ja auch einen ganz netten Batzen Geld; aber ich habe doch nur die eine Schwester. — — — Hast Du denn schon gefragt, ob sie Dich auch will?"

„Nein. Und Du hättest nichts dagegen, wenn ich sogleich" — —

„In Gottes Namen!"

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, ich drückte ihm die Hand und lief eilends die Treppe hinunter, immer zwei Stufen zugleich. Drunten in der Halle erwischte mich noch der bürstenbewaffnete Friedrich, er meinte, ich könnte mich so unmöglich vor der Comtesse sehen lassen; obgleich ich die Wahrheit dieses Argumentes zugeben mußte, stand ich doch eine wahre Höllenpein aus bei diesem erneuten Aufenthalt.

Endlich stand ich wieder auf dem Platz, wo ich Christine vorhin begrüßt; noch saß sie auf der Bank, als ich mich näherte, stand sie aber auf.

Ich faßte ihre Hand und bat sie zu bleiben und mich anzuhören. Willenlos wie ein Opferlamm willfahrte sie meinem Wunsche; so saßen wir denn neben einander, ihre Hand lag zitternd in der meinen und die Farbe kam und ging auf ihren Wangen, während sie stumm zu Boden blickte.

„Was wollen Sie?" fragte sie endlich leise, fast tonlos. „Was ich will? Dich will ich, Deine Liebe und Dein Leben, alles, was Du zu geben hast!"

Sie schlug die Hände vors Gesicht, ein thränenloses Schluchzen erschütterte ihren Körper, aber keine Antwort kam über ihre Lippen. „Christine, hast Du mich lieb, wie ich Dich? sprich, willst Du mein werden!" drängte ich.

Da ließ ſie die Hände ſinken und ſchaute mich an mit großen, traurigen Augen, ein wehmütiges, zärtliches Lächeln umſpielte ihren Mund. „Sie fragen noch?“ ſagte ſie, „Sie fragen und wiſſen doch ſo genau, daß ich Ihnen verfallen bin auf Gnade und Ungnade.“

Ich zog ſie an mich. „So traurig ſagſt Du das, wärſt Du lieber frei?“ „Altwich!“ ihre Augen ſtrahlten, ihre Wangen glühten roſig, ihr Köpfchen lehnte an meiner Schulter. „Altwich, ich kann Dich nimmer laſſen!“

Ich beugte mich nieder, den ſüßen Mund für ſolche Worte zu küſſen, aber nein, das ging nicht an. „Schenke mir heute, was ich Dir einſt eigenmächtig raubte,“ flüſterte ich bittend in ihr Ohr, „ich darf es ja nicht wagen. Herzliebe Seele, küſſe mich!“

Sie rührte ſich nicht. Ich ſtand auf und gab ſie frei. Die Augen geſenkt, rang ſie in ratloſer Verwirrung die Hände.

„Soll ich gehen, Gräfin?“ Da ſchlang ſie beide Arme um meinen Hals und leiſe wie ein Hauch berührten mich ihre Lippen. „Ach, Altwich, wie laut ſchlägt Dein Herz!“

„Ja, laut und ſtark und nur für Dich, mein Leben!“

Das waren ſelige Stunden, die glücklichſten meines Lebens; ſo etwas läßt ſich gar nicht beſchreiben, iſt ja auch nicht nötig. Wer ſelber glücklich iſt, denkt eben allemal lieber an eigenes, als an fremdes Glück; und wer da einſam und verlaſſen, bei dem heißt's erſt recht: Wozu die Tantalusqualen?

Schade war's nur, daß das eigentliche rechte, ich kann's nicht anders ausdrücken, das bewußtloſe Glück von ſo kurzer Dauer war. Als das Denken wieder anfing, entfloh mein Seelenfrieden gar zu ſchnell. Ich war maßlos in meinem Begehren nach Liebe; wenn mir aus den Augen meiner Braut die große, unendliche Liebe entgegenſtrahlte, dann verließen mich wohl die Dämonen, war ich aber auch nur auf Stunden allein, ſo begann ich an meinem Glücke zu zweifeln, und die Zweifel brachten mich dann in folgerichtiger Reihe zu der alten Verneinung alles Irdiſchen.

Als mein Urlaub zu Ende ging, kehrte ich ſchweren Herzens in meine Garniſon zurück. Man fand mich dort ſehr verändert: ich war auch ein anderer Menſch geworden, nur eines fehlte mir noch, ich hatte immer noch nicht den gefunden, in deſſen Hände ich vertrauensvoll mein Geſchick legen durfte, wenn meine Macht aufhörte; und das war es auch, was mich noch manchmal des Nachts ruhelos umhertrieb, — die abergläubiſche Ehrfurcht vor der Macht meines eigenen Willens. Freudig that ich meinen Dienſt; ich leerte manches Glas mit meinen Kameraden auf das Wohl meiner Braut, die, wie man behauptete, ein wahres Wunder von Schönheit und Liebenswürdigkeit ſein müſſe, da es ihr gelungen, mich ſo gänzlich zu bezaubern; aber mir wurde heiß und kalt bei dem Gedanken, mein Kleinod in dieſen großſtädtiſchen Kreis zu bringen, und ich verbarg ſchon jetzt voll eiferſüchtiger Furcht ihr Bild vor jedem fremden Auge.

Ich dachte an Chriſtine und las Schopenhauer. Ja, ich las Schopen-

hauer! Manchmal zwar, wenn mir seine Auffassung der Liebe, im Gedanken an mein heiliges Glück, ein Gefühl ekelhafter Erniedrigung erweckte, dann flog er kräftig geschleudert in eine Ecke, um — — nur zu bald wieder hervorgeholt zu werden.

Ich merkte es gar nicht, daß die Macht der Gewohnheit hierbei eine große Rolle spielte, ebensowenig wie ich gewahr wurde, daß ich mich mehr und mehr in die so sehr gefürchteten Leidenschaften verstrickt hatte.

Als das Manöver zu Ende war, eilte ich natürlich ohne Verzug nach Klockfelde. Unsere Hochzeit sollte erst im nächsten Frühjahr sein; Otto war durchaus nicht zu bewegen, seine kleine Schwester früher herzugeben. O, hätte er es doch gethan! vielleicht — — ach nein, da giebt's kein „Vielleicht", ist doch das in unserem Charakter begründete Verhängnis unerbittlicher, als das herrschsüchtigste Fatum.

Es war an einem klaren Oktober-Sonntag, da legte ich in selbstherrlicher Vermessenheit in Christinens Seele den Grund zu jenem Entsetzen, das mit rasender Schnelle wachsend, das Ende herbeiführen sollte.

Wir saßen auf der Bank unter der alten Linde, wo ich sie einst zurückkehrend fand und wo sie dann meine Braut ward. Ihre Hand lag in der meinen, es war so still um uns und in uns, das war die letzte Friedensstunde. „Weißt Du noch," begann sie endlich, „weißt Du noch, wie wir uns zuerst gegenüberstanden? In der alten Halle war's, — und solch schöner Frühlingsabend!"

„Wie sollt' ich nicht, mein lieber Schatz." Ich küßte ihre Fingerspitzen.

Sinnend schaute sie zu Boden, ihr Fuß schob das abgefallene Laub zusammen in träumerischem Spiel. „Damals blühte der Flieder," hub sie wieder an, „und nun welken die Blätter — — ach, laß sie welken!" Dabei sah sie mir mit sorglosem Lachen in die Augen und lehnte sich zutraulich an meine Schulter. „Weißt Du noch," fing sie nach einer Weile wieder an, „weißt Du noch, ich stand vor Dir und sprach kein Wort; Du hieltest mich gewiß für ein recht thörichtes, kleines Mädchen, ich mußte aber immer darüber nachdenken, wo ich Dich schon gesehen hatte; ja, denke Dir, ich kannte Dich schon!"

Ich horchte auf, hatte ich doch ganz das Gleiche empfunden. Ich sagte es ihr.

„Siehst Du," fuhr sie fort, „da habe ich mich doch nicht getäuscht. Zuerst hatte ich nur eine dunkle Erinnerung, aber nach und nach wurde alles klarer, ich weiß es jetzt ganz genau; wir waren beide so traurig, Du wolltest fort, wir nahmen Abschied."

Ich sprang auf, wie ein Schleier fiel es von meinen Augen, mit Macht packte mich das Erinnern einer rätselhaften Vergangenheit, ich fühlte wieder das Beben ihres schlanken Körpers, als sie schluchzend an meiner Brust lag, ich wollte mich losreißen, die schwere Stunde zu verkürzen, aber weinend umschlang sie meinen Hals und wollte mich nicht gehen lassen, ich küßte ihre Stirne ein letztes Mal, dann — —

„Altwich, wie geht das zu?“ Christinens Stimme weckte mich von schwerem Traume. — Wie das zuging? Mir war es nun klar. Wir hatten uns geliebt vor langer, langer Zeit schon; getrennt, gestorben, wiedergeboren und wiedergefunden. Die gleiche Leidenschaft trieb uns wieder ins Leben, wir hatten das gleiche Ziel, da mußten wir uns ja wiederfinden, das Sehnen vom einen zum andern bildete die unlösliche Kette, die uns verband, erhaben über Zeit und Raum für immer und ewig.

Ich zog Christine neben mich auf die Bank, ihre Augen hafteten forschend, gespannt, voll Wissensdurst an meinen Lippen, von denen sie in liebendem Vertrauen die allein gültige Wahrheit erwartete.

„Sieh,“ sprach ich, „dies Leben hier, dies Dir bewußte Leben ist nicht Dein erstes; Deine Seele war zuvor schon verkörpert. Wie oft bereits, wann, wo, auf dieser Erde oder in einer anderen Welt? das ist uns verborgen. So ist es auch mit mir, so überhaupt mit allen Wesen. Für gewöhnlich kommt uns das gar nicht zum Bewußtsein; keine Erinnerung verbindet ein Leben mit den anderen, gleich wie dunkle Nacht jeden Tag von dem nächsten scheidet. Wir haben uns einst gekannt, geliebt und im Augenblick des Wiederfindens hat das Gefühl der Zusammengehörigkeit blitzartig die Nacht erhellt, uns jene ferne Abschiedsstunde zeigend, gleich darauf in finsterer Erinnerungslosigkeit alles übrige verbergend. Ja, wir fanden uns wieder! unsere Liebe, mächtig, leidenschaftlich, weit erhaben über Zeit und Tod führte uns zusammen, vielleicht über Jahrtausende hinweg! Verstehst Du mich, Christine?“

Sie nickte; auf ihrem Gesichte las ich deutlich den Gedanken: Das ist eine wunderbare Geschichte, aber du sagst es, da muß es wohl wahr sein. Ich fuhr indessen fort: „Wir leben, weil wir leben *wollen*. Dieser unselige Lebensdurst ist es, der die ganze Welt erschuf, diese große, unglückliche Welt. Er ist es, der uns immer wieder ins Leben treibt, zu immer neuem Jagen nach unerreichbaren Phantomen von Glück und Seligkeit.“

Sprachlos starrte sie mich an, als wenn ich irre redete. „Das Leben ist nur Leid,“ fuhr ich fort, „und alles Leid entspringt aus unseren Neigungen, die niemals Befriedigung finden.“

„So unglückselig bist Du?“ unterbrach sie mich, und ein trauervolles Lächeln umspielte ihren Mund, „ach, Lieber, Geliebtester, hab doch Geduld mit mir, ich will Dich glücklich machen!“

„Das ist ja alles doch umsonst, herzliebe Seele; komm, streben wir selbander dem Nirwana zu.“

„Nirwana? was ist das?“

„Nirwana, so nannten es die alten Inder, die Meister und Lehrer des einzigen Heils. Nirwana heißt: „Erloschen sein“. Auslöschen muß die Seele, wie ein herabgebranntes Licht verlischt, wenn nichts mehr die Flamme nährt; das nur ist Friede. Vergeblich habe ich lange danach gerungen, all' meine Wünsche, Leidenschaften und Begierden habe ich nach und nach ertötet, damit die Flamme meines Lebens ungespeist verlöschen

möchte. Ich konnte es ja nicht erreichen ohne Dich, Chriſtine; unſere Liebe iſt zu groß und ſtark. Nicht Du oder ich, keiner allein vermag es ſich loszulöſen, nur Hand in Hand werden wir ins Nirwana eingehen; ſolange einer noch im Leben weilt, muß ja der andere ſtets wiederkehren. Sprich, willſt Du dieſen Weg gehen mit mir, Chriſtine, meiner Seele Leben und mein ewiger Tod!"

„Altwich, Du läſterſt!" Sie ſtieß es atemlos hervor.

„Chriſtine, Du biſt ein Kind!" Mit einer kurzen Bewegung befreite ſie ſich von meinen umſchlingenden Armen und vorgebeugten Leibes ſchaute ſie mich an, mit großen angſtvoll erweiterten Augen.

„Altwich, Du glaubſt an keinen Gott?" Wie ein Schrei klangen die Worte, wie ein Schrei jäher, entſetzlicher Erkenntnis.

„Gott" — — ich wagte es nicht, ihrem Blicke zu begegnen, einen Augenblick hielt ich inne, alles totenſtill, es war, wie wenn einer zögert, die Schwelle zu überſchreiten, — — herbſtlich gefärbte Sträucher ſchimmerten durch die gelichteten Zweige herüber, ein gelbes Blatt ſank lautlos vor mir zu Boden — da richtete ich mich auf. „Gott? nein Chriſtine, ich habe keinen Gott!"

Stumm ſchlug ſie die Hände vor das erbleichte Geſicht und ſank kraftlos zurück gegen die Lehne der Bank. Ich erzählte ihr nun von den Lehren des Buddha und von der Heimſtätte jener Religion, die mir ſchon manches Jahr hindurch das Chriſtentum erſetzt hatte, von Indien, dem Lande der Märchen und Wunder. Mit Bedacht wählte ich alles ſo, wie es mir geeignet ſchien, ihre jungen Augen zu blenden. Ich ſprach von lauen Mondnächten am Ufer des Ganges, von duftenden Blumen und bunten Schmetterlingen. „Aber auch giftige Schlangen giebt es da," warf ſie leiſe und tonlos ein. Die indiſchen Tempel beſchrieb ich ihr mit den zahlloſen Buddhafiguren und der Schar andächtiger Beter, da rief ſie: „O, Du haſt doch einen Gott," und wie verſteckter Jubel durchklang es ihre Stimme, „Du nennſt ihn Buddha, ich Jeſus Chriſtus; was thut der Name ſchließlich, im Grunde iſt's derſelbe. Befiehlt doch Dein Gott Liebe und Entſagung wie der meine!"

Das liebe Kind erſchien mir überhaupt nur von dem einen Gedanken beſeelt, in meinen Worten nach einer Entſchuldigung zu ſuchen; der Hoffnungsſchimmer, daß ich vielleicht doch nicht ein ſo verworfener Gottesleugner ſei, hatte ſie wohl immer noch nicht verlaſſen.

Ich ſagte ihr, daß Buddha nichts heißt als der „Erleuchtete", daß er Jahrhunderte vor Chriſti Geburt ſchon gelebt, daß er nur Menſch geweſen, nur ein weiſer Mann; daß nur der Aberglaube des gemeinen Volkes ihm göttliche Verehrung zolle und zu ihm bete, und daß ſeine Lehre jetzt in ganz entſtellter Form zu Tage trete. Dann ſprach ich von eſoteriſchem Buddhismus und ſuchte ihr klar zu machen, wie die ganze Welt eigentlich nichts als ein Denken ſei, das über ſich ſelbſt denke.

Vergeblich ſuchte ſie mir zu beweiſen, daß, meine Anſchauung der Weltordnung zugegeben, doch ein Schöpfer nötig ſei, um den Anfang aller Dinge zu erklären. Ich brachte ſie faſt zur Verzweiflung mit den

Fragen, wer dann nach ihrer Ansicht wieder den Schöpfer geschaffen habe und weshalb, wenn es etwas Ewiges giebt, dieses Ewige ein persönlicher Gott sein müsse, ein Gott, dem nicht einmal Allmacht und väterliche Güte eigen sei, denn wie könnte er sonst die tausendfältige Sünde zulassen.

Ja, es ist wahr, man konnte sich entsetzen vor meinen Reden, Christine schwieg auch endlich, einsehend, daß doch alles umsonst; gesenkten Hauptes, die Hände im Schoß gefaltet, blickte sie tieftraurig vor sich nieder.

Ich wollte sie zu mir heranziehen, um durch Liebkosungen ihr verlorenes Vertrauen wiederzugewinnen; aber sie schob mich mit großer Entschiedenheit zurück, und ich fühlte, wie bei meiner Berührung ein Schauer durch ihre Glieder lief. Das heiße Blut stieg mir zu Kopf, ich wollte zornig aufbrausen, doch ihr scheuer Blick ließ mich mitleidig innehalten.

„Christine, Du weisest mich zurück?" fragte ich vorwurfsvoll, „ist das Deine Liebe?"

Da ließ sie sich wohl von mir küssen, aber ihre Lippen blieben kühl und wie ein gehetztes Reh entfloh sie, als ich sie freigab.

Wir berührten das streitige Thema nicht wieder, ich bemerkte, daß meine Braut ängstlich jedes Wort vermied, das noch einmal zu ähnlichen Erörterungen Anlaß geben konnte; aber ich merkte auch sehr gut, daß sie stets bei meiner Annäherung zurückzuckte und daß manch scheuer Blick mich traf; ich sah es wohl, ich war ihr unheimlich.

Ich war außer mir darüber, oft zitterte ich in ohnmächtiger Wut, und doch erschien sie mir nie lieblicher, nie begehrenswerter als gerade in diesem scheuen Zurückweichen, das meine Leidenschaft zu ungeahnter Größe aufstachelte.

Der gute Otto merkte natürlich nichts von alledem, obgleich Christine bleich und bekümmert einherging; mir aber war dieser Zustand geradezu unerträglich, er sollte und mußte ein Ende nehmen. Mein Entschluß stand fest.

Schon lange hatte ich gewünscht, Christine zu hypnotisieren. Mich selbst in diesen Zustand zu versetzen, war mir bisher nicht gelungen. Bei der Selbsthypnose verläßt die Seele sozusagen freiwillig den Körper und vermag sich von der Materie ungefesselt zu den Höhen der Erkenntnis zu erheben, von dort das All erschauend. Was mir selbst versagt blieb, das wollte ich nun durch die Seele meiner Braut genießen, durch diese Seele, die ich als mein unumschränktes Eigentum betrachtete; und zugleich gedachte ich, durch Suggestionen dies, mein rechtmäßiges Eigentum zur Unterwerfung zu zwingen, mit Gewalt die Herrschaft zu erobern, die mir verweigert ward.

Das war aber nicht so leicht gethan; in Ottos Gegenwart konnte und wollte ich mein Vorhaben nicht ausführen und seit jenem Sonntage floh meine Braut das Alleinsein mit mir. Aber endlich kam doch die Stunde, die meinem ungeduldigen Begehren Erfüllung brachte.

(Schluß folgt.)

Fauſts geſchichtliche Perſönlichkeit.

Von

Carl Kieſewetter.

(Fortſetzung.)

Eine weitere kurze Notiz über Fauſt, welcher hier als fahrender Schüler bezeichnet wird, finden wir bei dem berühmten Arzt und Naturforſcher Conrad Geßner in Zürich. Derſelbe ſchreibt am 16. Auguſt 1561 an ſeinen Freund, den kaiſerlichen Leibarzt Krato von Krafftheim[1]):

„Aus jener, der Zauberer, Schule, gingen die hervor, welche man fahrende Schüler nannte, unter welchen der eben noch nicht lang verſtorbene Fauſt in hohem Anſehen ſteht."

Wir begegnen alſo auch bei Geßner Fauſt als einem Manne, der den Charakter des Vaganten nicht abſtreifen kann. Daß Geßner im Jahre 1561 Fauſt noch nicht gerade lange verſtorben ſein läßt, darf uns nicht beirren, ſeinen Tod vor 1540 zu ſetzen; denn abgeſehen davon, daß in jener behäbigen Zeit zwanzig Jahre eben kein langer Zeitraum erſchienen und Geßner wohl nach Hörenſagen ſchrieb, ſetzt Wier, welcher Fauſt perſönlich kannte, in Übereinſtimmung mit Begardi Fauſts Tod vor das Jahr 1540.

Eine der wichtigſten Nachrichten über Fauſt verdanken wir Melanchthon, und zwar iſt es deſſen Schüler Johann Manlius (Mennel) aus Ansbach, welcher uns dieſelbe in ſeiner 1562 zu Baſel vollendeten, aber erſt daſelbſt 1590 in Oktav herausgegebenen Schrift: „Locorum communium collectanea"[2]) mitteilt, einem Buche, das analog den Lutherſchen Tiſchreden die Geſpräche des Melanchthonſchen Kreiſes enthält. Daſelbſt heißt es (S. 38):

„Ich habe einen, Namens Fauſtus, gekannt aus Kundling, einem Städtchen nahe bei meiner Heimath. Als er zu Krakau ſtudirte, hatte er die Magie erlernt,

[1]) „Epistolarum medicinalium Conradi Gessneri, philosophi et medici. Tigur. Lib. III. 1577. 4°. L. I. ep. I, p. 2."

[2]) Locorum communium collectanea a Johanna Manlio per multos annos pleraque tum ex lectionibus D. Philippi Melanchthonis, tum ex aliorum doctissimorum virorum relationibus excerpta et nuper in ordinem ab eodem redacta. — Die an den König von Böhmen gerichtete Widmung iſt von Michaelis 1562 datiert.

wie sie dort früher stark getrieben wurde, wo man öffentliche Vorlesungen über diese Kunst hielt. Er schweifte weit und breit umher und sprach von vielen geheimen Dingen. Als er zu Venedig Aufsehen erregen wollte, kündigte er an, er werde in den Himmel fliegen. Der Teufel hob ihn also in die Höhe, ließ ihn aber auf die Erde fallen, so daß er von diesem Fall fast den Geist aufgegeben hätte; aber er starb dennoch nicht. Vor wenigen Jahren saß dieser Johannes Faustus an seinem letzten Tage sehr betrübt in einem Dorfe des Herzogthums Würtenberg. Der Wirth fragte ihn, warum er so betrübt sei wider seine Sitte und Gewohnheit, denn er war sonst ein schändlicher Schelm, der ein liederliches Leben führte, so daß er ein und das andere Mal fast wegen seiner Ausschweifungen umgekommen wäre. Darauf erwiderte er dem Wirth in jenem Dorfe: ‚Erschrick diese Nacht nicht!' In der Mitternacht ward das Haus erschüttert. Da Faustus am Morgen nicht aufgestanden, und fast der Mittag gekommen war, ging der Wirth mit andern Hinzugerufenen in sein Zimmer und fand ihn neben dem Bette liegen mit umgedrehtem Gesicht; so hatte ihn der Teufel getödtet. Als er noch lebte, hatte er einen Hund bei sich, welcher der Teufel war. — Dieser Faust entrann in unserer Stadt Wittenberg, als der vortreffliche Fürst, Herzog Johann, den Befehl gegeben hatte, ihn gefangen zu nehmen. Auf dieselbe Weise entwischte er in Nürnberg; als er sich zu einer Mahlzeit niedergesetzt hatte, begann er zu schwitzen [1]) und stand sogleich vom Tische auf, indem er dem Wirth seine Schuld bezahlte. Kaum aber war er vor der Thüre, als die Gerichtsdiener kamen und nach ihm suchten. — Dieser Zauberer Faustus, eine schändliche Bestie und Cloake vieler Teufel, prahlte, daß er alle Siege, welche die kaiserlichen Heere in Italien erfochten, durch seine Magie errungen habe. Und dies war die unsinnigste Lüge, wie ich der Jugend halber bemerke, damit sie nicht gleich solchen Leuten zufalle."

Betrachten wir uns dieses Zeugnis nun etwas näher. Auffallend ist zunächst, daß — von älteren hier nicht zu berücksichtigenden Forschern abgesehen — selbst Reichlin-Meldegg dieses Bericht als von Manlius und nicht von Melanchthon herrührend ansieht. Doch ist diese Auffassung leicht zu widerlegen, da der Berichterstatter von dem seiner Heimat benachbarten Städtchen Kundling als dem Geburtsort Fausts spricht, und Bretten, die Heimat Melanchthons, nur eine Stunde, Ansbach aber, der Geburtsort des Manlius, in Luftlinie über 140 Kilometer von Knittlingen entfernt liegt. Mithin kann kein Zweifel sein, daß Melanchthon und nicht Manlius spricht.

Man hat aber auch das Zeugnis des Melanchthon deshalb zu verdächtigen gesucht, weil die scheinbar abergläubische Färbung desselben dem Ansehen und der Würde des Reformators schade. Da nun aber das ganze, dereinst sehr viel gelesene und auch 1574 von Huldreich Nagor ins Deutsche übersetzte Buch des Manlius von ähnlichen Dingen wimmelt, so haben bereits Caspar Peucer, Melanchthons Schwiegersohn, und Camerarius aus dem gleichen Grund die Lauge ihres Zornes über den

[1]) D. h. Faust ahnte, daß ihm etwas Böses bevorstehe; das unbestimmte Vorgefühl setzte sich in eine ihm den Schweiß austreibende Angst um, die ihn nötigte, den unheildrohenden Ort zu verlassen. Derartige Beispiele sind in der Geschichte nicht selten. Ich erinnere nur daran, daß, als Johann Friedrich der Großmütige nach der Schlacht bei Mühlberg im Erdgeschoß des goldenen Ankers in Saalfeld in Haft war und vor Angst darin nicht bleiben konnte, die Decke einfiel, als der Kurfürst kaum das Zimmer verlassen hatte.

ehrlichen Manlius ausgeschüttet, welcher im täglichen Verkehr mit dem Reformator dessen Äußerungen und Gespräche fleißig aufnotierte, um die Brosamen nicht verloren gehen zu lassen. Es ist heute wohl überflüssig, Beweise dafür beizubringen, wie sehr Melanchthon im dichten Teufelsaberglauben seiner Zeit befangen war, und wir können im Gegenteil die ungekünstelte Teufelsgläubigkeit der Erzählung gerade als ein charakteristisches Zeichen ihrer Echtheit betrachten. Ja es ist sogar nicht unmöglich, daß der um Neujahr 1509 die Universität Heidelberg beziehende Melanchthon ein Studiengenosse Fausts war, welcher am 15. Januar desselben Jahres sich zu Heidelberg das Baccalaureat der Theologie erwarb. Die Angabe Melanchthons, daß der Name des Zauberers Johann Faust gewesen sei, möchte ich unter diesen Umständen sogar zur Bestärkung meiner oben geäußerten Annahme, daß Georg Sabellicus-Faustus nur ein nom de guerre gewesen sei, heranziehen.

Daß Faust, nachdem er in Heidelberg Theologie studiert, in Krakau und nicht, wie die Faustbücher wollen, in Wittenberg oder Ingolstadt, sich der Magie ergab, dürfen wir als erwiesen ansehen, da außer Melanchthon noch Johann Wier die gleiche Angabe macht, und in Krakau — wie früher in Salamanca und Toledo[1]) — die Magie wirklich gelehrt wurde. Allerdings war dies nur die sogenannte natürliche Magie, d. h. ein Gemisch von rudimentären Kenntnissen auf dem Gebiete der Chemie, Physik, Optik, Mechanik des Magnetismus und Hypnotismus, sowie von naturhistorischen Fabeleien des Plinius, Pseudo-Albertus Magnus u. s. w. Wer aber den Geist jener Zeiten kennt, der ist sich klar darüber, daß es dabei nicht blieb, sondern daß auf den Zauberschulen auch wohl — öffentlich oder geheim — uralte, von den Juden (die Zauberschulen sind

---

[1]) Die erste Erwähnung der Zauberschulen zu Salamanca und Toledo finde ich zuerst am Schlusse der kleinen Schrift: De artibus magicis ac magorum maleficiis opus praeclarissimum, eximii sacrae legis disquisitoris Magistri Bernhardi Basin, Caesaraugustanensis Ecclesiae Canonici. Paris. 1506. 8°. Auch heißt es bei Cardanus: De subtilitate, lib. XIX. pag. 976 ed. m. d. a. 1558: „Vigebat olim in Hispania haec ars publiceque docebatur in Salamantica academia, nunc vero publicis legibus sublata est. Unde ibi aliqua adhuc artis experimenta supersunt."

Nach den „Hlstorisch ꝛc. Curiosităten" von Vulpius soll sich die Zauberschule zu Salamanca in einem Eckhause der Straße St. Pablo befunden haben. Wo früher der Teufel doctert habe, befänden sich jetzt schöne Gärten und Zimmer. — Wahrscheinlich handelt es sich um einen alten Mithraskult, was nicht ausschließt, daß man sich später an so verrufener Stätte zu magischen Konventikeln zusammenfand. Auch in Frankreich soll eine solche Zauberschule bestanden haben, und zwar nach Balthasar Bekkers „Bezauberter Welt" S. 140 zu Vincester (Vincennes?). Hier lehrte nach der Sage der Teufel jährlich zwölf Schülern die Schwarzkunst und bedingte sich als Lehrgeld den Scholaren aus, welcher von einem umgedrehten Rad herabstürzte. Der bekannte Valvassor schreibt in seiner „Ehre des Herzogthums Krain", l. C., S. 664, Wunderbares über diese französische Teufelsschule. Auch in dem zauberberühmten Finnland, zu Abo, befand sich eine Zauberschule. Dort ist auf einem Berg ein Loch, worin eine von der Natur gebildete Bank steht, wie in einem Auditorium; dort hielt der Teufel Schule. Vgl. Berkenmeier „Curiöser Antiquarius", C. I. S. 856.

an Orten, wo im Mittelalter die Judenschaft einige ihrer seltenen Pflegestätten fand) aus dem Orient importierte Zauberkünste gelehrt wurden, welche in jener Teufelsperiode ganz verzweifelt nach Schwefel rochen.

Die Erzählung von dem Luftflug und der mißglückten Himmelfahrt Fausts zu Venedig hatte Melanchthon wohl vom Hörensagen, und es ist unmöglich, zu entscheiden, ob derselben nur eine prahlerische Auffrischung des ebenfalls mißglückten Fluges von Simon Magus seitens Fausts, oder ein wirkliches Ereignis, eine mißglückte Luftschiffahrt[1]) oder eine spiritistische Levitation zu Grunde lag. Was den Bericht des keineswegs eine chronologische Ordnung innehaltenden Melanchthon über den Tod Fausts anlangt, so geht aus demselben hervor, daß Faust auf irgend eine auffallende Art starb, woraus die Sage sein diabolisches Ende machte[2]), und zwar verschied er, wie wir Melanchthon wohl glauben können, in einem württembergischen Dorf und nicht, wie die Faustbücher wollen, in einem Dorfe bei Wittenberg.

Der Faust begleitende Hund, welchem wir schon bei Gast begegneten und aus dem die Sage einen Teufel machte, der Prästigiar der Faustbücher, scheint historisch zu sein. Bekanntlich war ein schwarzer Pudel, Monsieur, auch Cornelius Aggripas steter Begleiter. Auch aus diesem machte der Aberglaube der Zeitgenossen einen Teufel, und Agrippas Schüler Johann Wier sah sich noch 1563 genötigt, seinen Lehrer gegen diese Beschuldigung zu verteidigen und den Beweis zu führen, daß „Monsieur" ein ganz gewöhnlicher Pudel gewesen sei.[3])

Ein wichtiger Punkt der Erzählung Melanchthons ist der, daß der Reformator den Aufenthalt Fausts in Wittenberg verbürgt, von welchem die Faustbücher so viel erzählen. Leider ist es unmöglich, auf Grund dieses Zeugnisses festzustellen, wann und wie lange sich der Zauberer daselbst aufhielt. Nur so viel steht fest, daß dieser Aufenthalt Fausts in Wittenberg vor das Jahr 1532 – oder in die erste Hälfte desselben

[1]) Im 16. und 17. Jahrhundert beschäftigte man sich bereits mit dem Problem der Luftschiffahrt. Man vergleiche aus dem 16. Jahrhundert die Werke von Agrippa, Cardanus und Porta, aus dem 17. die von Simon Stevinus, Athanasius Kircher und Caspar Schott.

[2]) Auffallende Naturereignisse fallen nicht selten mit auffallenden Todesfällen zusammen. Ich erinnere daran, daß z. B. während der Beisetzung Ludwigs II. von Bayern der Blitz in den Turm der Begräbniskirche schlug. — Etwas Ähnliches — allerdings in ganz anderer Sphäre — erlebte ich am Nachmittag des 27. Juni v. J., als ich einer Schwurgerichtssitzung in Meiningen beiwohnte, in welcher der Raubmörder Hüther aus Barchfeld zum Tode verurteilt wurde. Während sich die Geschworenen zur Beratung zurückgezogen hatten, verdüsterte ein aufziehendes Gewitter den Saal derart, daß man während des Verlesens des auf „Schuldig" lautenden Wahrspruches kaum die Gesichtszüge der im Saale Anwesenden erkennen konnte. Doch war in der Natur alles totenstill in Übereinstimmung mit dem atemlosen Schweigen im Saale. Als nun auf Aufforderung des Präsidenten der Staatsanwalt seinen Antrag stellte und die Todesstrafe verlangte, zuckte beim Aussprechen des Wortes „Todesstrafe" ein blendender Blitz, welchem sofort ein betäubender Schlag folgte. Der Blitz hatte in eine der hinter dem Landgerichtsgebäude eine Allee bildenden Kastanien geschlagen. — Derartige Fälle geben und gaben vielen Anlaß zur Sagenbildung.

[3]) J. Wier: De praestigiis Daemonum. Lib. II. cap. 5

fallen muß, weil Johann der Beſtändige am 16. Auguſt 1532 ſtarb. Die Annahme, daß Fauſt vor 1525 in Wittenberg gelebt haben müſſe, weil Melanchthon Johann den Beſtändigen, der in dieſem Jahre Kurfürſt wurde, Herzog nennt, iſt nicht notwendig geboten, da Melanchthon von dieſem Fürſten auch noch nach deſſen Tode als von Herzog Johann ſpricht.[1])

Eine Flucht Fauſts, der wegen ſeiner ſchlechten Streiche lange vor ſeinem Wittenberger Aufenthalt[2]) ſchon aus Kreuznach hatte flüchten müſſen, mag ſich auch in Nürnberg wiederholt haben, und die Prahlereien, dem Kaiſer die italieniſchen Siege erfochten zu haben, ſehen dem „Heidelberger Halbgott" und „Quellbrunn der Nekromanten" ſehr ähnlich, obſchon wir denſelben thatſächlich wohl unter den Fahnen Franz I. zu ſuchen haben.

Wir werden unten noch einmal auf Fauſts Treiben in Wittenberg, auf ſeinen Verkehr mit Melanchthon und auf ſeine Flucht zurückkommen.

Im höchſten Grade auffallend iſt es, daß ein Litterar- und Kulturhiſtoriker wie Düntzer mehrfach behauptet, Fauſt ſei in Luthers Tiſchreden nicht erwähnt.[3]) Er wird im Gegenteil ganz ausdrücklich erwähnt. Es heißt daſelbſt[4]):

„Da über Tiſch zu Abends eines Schwarzkünſtlers, Fauſtus genannt, gedacht ward, ſaget Dr. M. ernſtlich: „Der Teufel gebrauchet der Zäuberer Dienſt gegen mich nicht, hätte er mir gekonnt und vermocht Schaden zu thun, er hätte es lange gethan. Er hat mich wohl oftmals ſchon beim Kopf gehabt, aber er hat mich dennoch müſſen gehen laſſen. Ich hab ihn wohl verſucht, was er für ein Geſell iſt. Er hat mir oft ſo hart zugeſetzet, daß ich nicht gewußt hab, ob ich todt oder lebendig ſei. Er hat mich auch wohl in Verzweiflung gebracht, daß ich nicht wußte, ob auch ein Gott wäre, und an unſerem lieben Herrgott ganz und gar verzagte. Aber mit Gottes Wort hab ich mich ſeiner erwehrt. Es iſt auch ſonſt keine Hülfe noch Rath, denn daß Gott (mit einem Wörtlin durch einen Menſchen geſprochen, oder das einer ſonſt ergreift) einem hilft. Hat man aber Gottes Wort nicht, ſo iſts balde um uns geſchehen, denn da kann er die Leute nach ſeinem Willen reiten und treiben."

Die in Bezug auf Fauſt von Luther gebrauchten Worte: „der Teufel gebrauchet der Zäuberer Dienſt gegen mich nicht" und die ganze Rede geben klar zu erkennen, daß Luthers Tiſchgenoſſen vermutet hatten, Fauſt habe Luther durch magiſche Künſte zu ſchädigen verſucht, oder könne wenigſtens einen derartigen Verſuch machen, weshalb man faſt in Verſuchung kommen möchte, in Luther den frommen Theologus des Fauſtbuches zu ſehen, der den Zauberer wegen ſeines ärgerlichen Lebens ſtrafte und zum Dank dafür einen Poltergeiſt ins Haus gebannt erhielt. Wenigſtens erzählt Luther davon[5]), daß ihn der Teufel durch ſein Rumpeln zu ſchrecken geſucht habe, wenn er des Nachts im Rempter ſeines Wittenberger Kloſters ſtudiert habe.

---

[1]) Corpus Reformatorum 5711. S. 401.

[2]) Ein mir befreundeter Profeſſor an der Univerſität Halle nahm ſich die Mühe, die alten Wittenberger Matrikeln durchzugehen. Doch findet ſich in ihnen der Name Fauſt nicht, ein Beweis, daß derſelbe nicht in offiziellen Beziehungen zu dieſer Univerſität ſtand.

[3]) Scheible: Kloſter, Bd. V. S. 60 u. 63.

[4]) Tiſchreden, ed. Förſtemann, Bd. I, S. 50. — [5]) A. a. O. Bd. III. S. 93.

Die oben aus den Tiſchreden wörtlich citierte längere Stelle über Fauſt und die Macht des Teufels ſtimmt genau mit einem Teil des Wortlautes der in dem Widmannſchen Fauſtbuch auf die Vorrede und Zeitbeſtimmung des Lebens von Fauſt folgenden „Erzehlung, was D. Luther von D. Fauſto gehalten hab", überein, denn es heißt in derſelben:

„Es hat auff ein zeit Doctor Martinus Luther ein gaſtung gehalten, da hat man des D. Fauſti vber tiſch gedacht, was er in kurtz für ſchalckheit getrieben hätte, darauff ſagt Doctor Luther ernſtlich, es mache dieſer Fauſtus, was er wolle, ſo wirdts jhm an dem ende wieder reichlich belohnt werden. Denn es ſteckt nichts anders in ihm, denn eln hoffertiger ſtoltzer vnd ehrgeitziger Teuffel, der in dieſer Welt einen ruhm wil erlangen, doch wieder Gott vnd ſein wordt, wieder ſein eigen Gewiſſen vnd Nechſten, aber was nicht bleiben wil, das fahre nur ſtracks zum Teuffel, denn kein hoffertigers Thier nie entſtanden, vnd darüber ſo hoch gefallen iſt, als der Teuffel, ey warumb wolt dann Fauſtus ſeinen Herrn nicht nach ohmen, auff das er ſich zu letzt auch an den Kopf ſtoſſe."

Es läßt ſich nicht leugnen, daß der Ton der Einleitung dieſer „Erzehlung" echt lutheriſch iſt. Und nun folgt die wörtlich mit der obigen übereinſtimmende Stelle:

„Aber das ſage ich, er, noch der Teuffel gebrauchen ſich der Zauberey nur nicht wieder mich. Denn das weiß ich wol, hette der Teuffel zuvor lengſt mir vermacht ſchaden zu thun, er hette es lang gethan, er hat mich wol offtmahls ſchon bey dem kopff gehabt, aber er hat mich dennoch müſſen gehen laſſen, ich hab jhn wol verſucht, was er für ein Geſell iſt, er hat mir offt ſo hart zugeſetzet, das ich nicht gewüſt hab, ob ich Todt oder lebendig were. Er hat mich auch wol in verzweiffelung gebracht, das ich nicht gewüſt, ob auch ein Gott wehr, vnd an vnſerm lieben Herrn GOTT gantz vnd gar verzagte, aber mit GOTTes wort hab ich mich ſeiner erwehrt, es iſt auch ſonſt kein hülff noch Rath, denn das Gott, mit einem wörtlein durch einen menſchen geſprochen, oder das ſonſt einer ergreifft, einem hilfft, hat man aber GOTtes wort nicht, ſo iſts bald mit vns geſchehen, denn da kan er die leut nach ſeinem willen reiten vnnd treiben."

Man ſieht, daß dieſe wörtlich in den Tiſchreden zu findende Stelle ſich an dieſem Ort und in dieſem Zuſammenhang ſehr natürlich ausnimmt, während ſie in den Tiſchreden iſoliert und ohne Zuſammenhang ſteht, daß man faſt vermuten könnte, der Herausgeber der Tiſchreden habe hier mancherlei unterdrückt, vielleicht weil er glaubte, es beeinträchtige Luthers Würde, wenn derſelbe ſo viel von dem verrufenen Teufelsbraten Fauſt ſpreche.

Es heißt nun bei Widmann unmittelbar im Anſchluß an obiges Citat weiter:

„Alſo ſind in dieſer mahlzeit von dieſem Fauſto viel disputationes fürgelauffen, Vnder denen auch einer ſagte, wie Dr. Fauſtus ſo erfahren were, das er wüſte, was in künfftig geſchehen ſolte. Darüber antwortet Doctor Martinus Luther, ja der Teuffel weiß der Gottloſen gedanken, denn er gibts jhnen ein, er ſiehet und regieret aller Menſchen hertzen, die nicht mit GOTTES wort verwahret ſindt, ja er helt ſie in ſeinem ſtrick gefangen, das ſie reden, gedencken und thun müſſen nach ſeinem willen, 2. Timoth. 2, vnd am andern zun Corinth. am vierdten, darumb iſts kein wunder, ob ſchon Fauſtus etwas zuvor erſehen kan, denn der Teuffel het auch mit dem Bäyeriſchen Krieg-

ſolches leichtlich errathen können, denn er hat geſehen, das Pfaltzgraff Rupprecht ſtoltz und reich, darzu kühn war, das er auch Keyſer Maximilian verachtet, entgegen daß Maximilian ein hoch Adellch auffrichtig Gemüth hette, deshalben er hoch zu loben geweſen, darüber iſt der Krieg entſtanden."

Es iſt hier von dem Anno 1503 beginnenden Landshuter Erbfolgeſtreit die Rede, den Fauſt prophezeit haben ſoll. Wir haben es hier offenbar mit einem Mythus zu thun, da ja der um 1490 geborene Fauſt damals noch eine Knabe war. In den Tiſchreden findet ſich hiervon keine Spur, wohl aber eine Parallelſtelle zu Luthers oben hervorgehobener Antwort, denn es heißt[1]):

„Sanct Auguſtinus ſchreibt von Einem, der da hat können ſagen, was Einer im Sinn gehabt, als wenn einer an ein Vers aus dem Virgilio gedachte. Aber den Vers hat ihm der Teuffel zuvor eingegeben, wie er denn der Gottloſen Gedanken weiß, was ſie im Herzen haben. Denn er reit und treibt ſie, wirkt in ihnen, wozu und was er will, nach all ſeinem Gefallen."

Nach einer noch etwas weiter gehenden, doch unbedeutenden Ausführung über Gedankenleſen heißt es nun bei Widmann weiter:

„In ſolchem geſprech ſagt ein ander, wie Doctor Fauſtus newlich bey einem Graven in Beyern geweſen, da hab er jhm zu gefallen ein ſchön jagwerck angerichtet, das auch allda allerley thier erſchienen weren, aber nicht natürlich. Darauf ſagt Doctor Luther, das jhn ein ſtattlicher von Adel einmahl laſſen auf ſein Schlos beruffen, ſampt etlichen gelahrten zu Wittenberg, vnd darauff eine Haſenjagt beſtellet, da were von allen, ſo dabey geweſen, ein großer ſchöner Haß vnnd Fuchs geſehen, der lauffen kommen were, da jhm aber der Edelmann auff einem Klepper mit geſchrey nachgeeylet, were das Pferdt plötzlich vnder jhm darnieder gefallen, vnd geſtorben, vnnd der Haß were in die lufft gefahren vnd verſchwunden, vnnd were ſolches ein teuffeliſch geſpenſt geweſt. Hierauff ſagt ein ander, das er wüſte, das vnbenante Edelleuth im Landt zu Düringen, einmahl am Hörſelberg des nachts Haſen geſchreckt, vnd jhr bey acht gefangen hetten, wie ſie nun heimkommen, vnd die Haſen auffhencken wolten, ſo warens des Morgens eitel Pferdtskopff geweſen. Darauf antwortet Doctor Luther, es kan wol ſeyn, das der Teuffel die Pferdtskopff bey dem Schindtwaſen verſamlet, vnnd mit denen ein ſpott angerichtet, vnd iſt vermutlich, Doctor Fauſtus werde ſein gejagt auch nicht angefangen haben, das er es ohne geſpött wirdt haben laſſen abgehen, denn der Teuffel ſpottet aller Menſchen künſte, er iſt ein ſtoltzer geiſt."

Beide Erzählungen ſtehen, allerdings ohne die Hinweiſe auf Fauſt, dafür wieder iſoliert und ohne Zuſammenhang, auf ein und derſelben Seite der Tiſchreden[2]), wo es heißt:

„Einer von Adel (nach der lateiniſchen Handſchrift Erasmus Spiegel) ließ D. Martin Luther aufs Land in ſeine Behauſung holen ſammt etlichen Gelehrten zu Wittenberg und beſtellte eine Haſenjagd. Da ihm aber der Edelmann auf einem ſtarken geſunden Klepper nacheilte, fiel das Pferd plötzlich unter ihm dahin und ſtarb, und der Haſe fuhr in die Luft und verſchwand, denn es war ein teufliſch Geſpenſte." — „Anno 1546 ward D. M. L. zu Eisleben über Tiſch geſagt, daß Edelleute im Lande zu Thüringen einmal am Hörſelberg des Nachts Haſen geſchreckt und ihrer bei acht gefangen hätten. Wie ſie nun heim kommen und die Haſen aufhängen, ſo warens des Morgens eitel Pferdköpf geweſen, ſo ſonſt auf den Schindleichen liegen."

[1]) Ed. Förſtemann, III, S. 50. — [2]) Ebenda S. 27.

Die ganz im Sinne und in der Sprache Luthers gehaltenen Hinweiſe auf Fauſt bei Widmann fehlen abermal bei den unzuſammenhängenden Erzählungen der Tiſchreden, und mir wird es perſönlich zur Gewißheit, daß man bei deren Redaktion jede Erwähnung Fauſts ängſtlich auszumerzen ſuchte und dabei die oben citierte Stelle überſah, welche nun infolge ihrer ganz iſolierten Stellung ſelbſt Düntzer entging. — Bei Widmann folgt nun unmittelbar auf die Erzählung von der Haſenjagd nachſtehende Stelle.

„Es ſagt auch einer darauff, wie D. Fauſtus ſich ein weil zu Gotha hab gehalten, da er nun hinweg kommen were, denn er war mit ſeinem Wirt in vneinigkeit gerathen, da ſey in des Wirts Keller ein ſolchs grumpel vnd geſpenſt worden, das niemandt bey nachts mit einem liecht hab hinab gehen können, ſondern es ſey jhm alleweg ausgeleſcht worden, ſo höre man noch die gantze Nacht in dem Keller binden, das man zuvor nie gehört hab."

Dieſe Stelle fehlt in den Tiſchreden, dafür folgt unmittelbar auf die Erzählung von der Haſenjagd am Hörſelberg die Sage vom Teufel als Anwalt eines Landsknechts, wie der Teufel den Zechbruder holt, wie ihn der Altvater als Sau verſpottet, und wie er in den Bergwerken ſpukt. Dann iſt plötzlich von Poltergeiſtern die Rede[1]):

„Da gefragt wurde, ob auch Poltergeiſter wären, denn Oſiander verneint es und unbilligts, antwortet Dr. M. L.: Er muß abermal etwas Sonderliches haben. Gleichwol muß man bekennen, daß die Leute vom Teufel beſeſſen werden, und ich habs erfahren, daß Geiſter umhergehen, ſchrecken die Leute, hindern ſie am Schlafe, daß ſie krank werden."

Hier iſt nun vermutlich die Fauſts Poltergeiſt betreffende Stelle ausgefallen, denn in den Tiſchreden iſt ganz unvermittelt und ohne Zuſammenhang von Poltergeiſtern die Rede, dann aber folgen in den Tiſchreden wie bei Widmann die faſt wörtlich übereinſtimmenden Erzählungen von dem Spuk in Pfarrerhauſe zu Süptitz bei Torgau; von dem Spuk, welchen Luther auf der Wartburg erlebte; von dem den Probſt Jakob von Bremen in Magdeburg neckenden Spuk und von der Frau, welche dem Teufel einen unſäuberlichen Kontrawind entgegenblies. Dann wird Fauſt abermals mit folgenden, in den Tiſchreden fehlenden Worten erwähnt: „Nun war aber allda D. C. J.[2]), ſagte, wie D. Fauſtus ſolte einen Spiritum familiarem haben. Darauff wart folgende geſchicht alſo mit vnter andern erzehlt;" worauf die in den Tiſchreden gleichlautende Erzählung von dem Abt folgt, welcher dem im Kloſter hauſenden Spiritus familiaris eine Schelle anhängt.

Zum Schluß wird bei Widmann des damals lebenden berühmten italieniſchen Magiers Luccas Gauricus, Erzbiſchof zu Civitavecchia, erwähnt[3]) und zwar in einer etwas andern und ausführlicheren Weiſe, als es in den Tiſchreden geſchieht. Bei Widmann heißt es:

---

[1]) Ed. Förſtemann: III, S. 34.

[2]) Nach einer alten handſchriftlichen Randbemerkung des Dr. Chr. Irenäus aus Schweidnitz, Pfarrer zu Aſchersleben, Eisleben, Weimar und Mansfeld.

[3]) Lucas Gauricus, geboren zu Piacenza 1475, lebte um 1550 in Venedig, nachdem er Frankreich und Deutſchland bereiſt hatte, und war mit Papſt Paul III., welcher ihn zum Biſchof von Civitavecchia machte, befreundet. Er verkündete den

„Darauff ſagt D. Luther, ja er kan ſich in eines Menſchen geſtalt verſtellen, aber das iſt gewiß, wer den Teuffel zu gaſt ladet, der wirdt ſein nicht alſo loß. Denn D. Lucas Gauricus, der ſchwartzkünſtler aus Italien, hat auff ein zeit in beyſein vieler guter Herren, da ich auch geweſen, bekennet, das jhm auff ein zeit ſein geiſt erſchienen ſey, vnd mit gewalt an jhn gewolt, er ſolle auß Italien ſich in Teutſchland thun, da einer vber jhn ſey, Doctor Fauſtus genannt, von dieſem würde er viel ſehen. Auff ſolche anmuthung hat er geantwortet, es würde ſich nicht ſchicken, das ein Teuffel den andern außtriebe. Dieſer Gauricus, wolt ſich mit der heiligen Schrifft behelffen, vnd wolt bewehren, das die Schwartzkunſt, oder zuhaltung vnd gemeinſchafft der geiſter in der h. ſchrifft nicht verboten ſey, denn es ſtehe geſchrieben, des Weibes ſamen ſol der Schlangen den kopff zertretten, darauß denn folgen ſolte, das der Menſch gewalt über den Teuffel hette, das er jnen müſte kommen, wenn er wolte. Vnd ſagt darüber D. Luther, das wil ich ob Gott will, darauff nicht wagen. Dieſe und andere mehr kurtzweillge vnd fröliche erzehlte geſprech, da man dieſes D. Fauſti gedachte, habe ich auß einem beſondern ſchreiben, ſo mir bekannt, wollen erzehlen und anziehen, vnd iſt hierauß abzunehmen, das D. Fauſtus ſchon in einem anſehen geweſen, er hat ſich aber damahls zu Magdeburg bey den Thumbherren enthalten, die jhn in einem groſſen wehrt gehalten haben."

In den Tiſchreden heißt es dagegen[1]):

„Dr. M. wurde angezeiget, wie daß N. N. den Teuffel ſehe, der ſich verſtellete in einen Menſchen. Da ſprach der Doktor, wer den Teufel zu Gaſt ladet, der wird ſein nicht los. Denn Dr. Lucas Gauricus, der Schwarzkünſtler, den er aus Italien hatte holen laſſen, hat mir offentlich bekennet, daß N. N. mit dem Teufel ſei umgangen, und daß er ſich mit der heiligen Schrift behelfen wollte. Er thäte Recht daran, denn es ſtände geſchrieben: des Weibes Samen ſoll der Schlange den Kopf zertreten. Daß der Menſch Gewalt über den Teufel hätte, daß er ihm müßte kommen, wenn er wollte, das will ich Dr. M. L. nicht darauf wagen."

Thatſache iſt, daß in den Tiſchreden, wie ſie uns vorliegen, auf eine geheimnisvolle Weiſe zwiſchen Luther und Gauricus von einer ſicher bebekannten aber ungenannten, des Teufelsumganges geziehenen Perſönlichkeit die Rede iſt, welche recht gut auf Fauſt und Mephiſtopheles paßt, und die Stelle bei Widmann kann ſehr wohl die vollſtändigere Wiedergabe des Geſpräches ſein. Dieſer Umſtand und die oben mitgeteilten machen mir es ſehr wahrſcheinlich, daß die Widmannſche „Erzehlung was D. von Dr. Fauſto gehalten hab" mehr als eine nachträglich gemachte Zuſammenſtoppelung von allerlei Zaubergeſchichten aus den Tiſchreden unter Einmengung Fauſts ſei.

Tod Heinrichs II. von Frankreich aus den Sternen im voraus, ſtarb zu Rom 1558 und wurde auf dem Kapitol begraben. Während ſeines Aufenthaltes am Pariſer Hof, ſoll er Katharina von Medicis die Nachfolger Heinrichs II. bis zu Heinrich IV. im Zauberſpiegel haben ſehen laſſen. Er ſchrieb einige aſtrologiſche Bücher.

[1]) Ed. Förſtemann, T. III, S. 66. (Schluß folgt.)

Die Seelenlehre des Okkultismus.

Von

Raphael von Koeber.

Dr. phil.

Lichtenberg ſagt einmal: „Wenn es ein Werk von etwa zehn Folianten gäbe, worin von nicht allzugroßen Kapiteln jedes etwas Neues, zumal von der ſpekulativen Art, enthielte, und wovon jedes etwas zu denken gäbe und immer neue Aufſchlüſſe und Erweiterungen darböte: ſo glaube ich, könnte ich nach einem ſolchen Werke auf den Knieen (von Göttingen) nach Hamburg rutſchen, wenn ich überzeugt wäre, daß mir nachher Geſundheit und Leben genug übrig bliebe, es mit Muße durchzuleſen". Der Herausgeber zweier okkultiſtiſchen Zeitſchriften in Frankreich, „L'Initiation" und „Le Voile d'Isis", Gérard Encausse (deſſen Pſeudonym Papus iſt), hat nun in ſeinem neueſten umfangreichen Buche[1]) der Welt eine „Encyklopädie des Okkultismus" geliefert, die, auf ihrem Gebiete, jenem Lichtenbergſchen Ideale einer Summe alles Wiſſenswerten ſehr nahe kommt und ebenfalls wert wäre, daß man ihretwegen eine ähnliche Rutſchfahrt unternähme.

Das Werk iſt ein Muſter von Fleiß, Ausführlichkeit, Klarheit und Überſichtlichkeit; dabei mit großer Eleganz und Anmut geſchrieben, ſo daß es trotz ſeines über das Gewöhnliche hinausgehenden Umfanges nie ermüdet. Eine Erklärung der im Text gebrauchten zahlreichen okkultiſtiſchen Ausdrücke und drei ſorgfältig ausgearbeitete Inhaltsverzeichniſſe erleichtern die Lektüre und machen das Werk zu einem bequemen Hand- und Nachſchlagebuch, das ſeinesgleichen in der okkultiſtiſchen Litteratur ſucht.

Das Vorwort, welches mit zu dem Leſenswerteſten des Ganzen gehört, bildet ein offenes Schreiben Ad. Francks an den Verfaſſer, worin der greiſe franzöſiſche Gelehrte ſeine Anſichten über den Okkultismus ausſpricht und, obgleich ſelbſt kein erklärter Anhänger desſelben, den Beſtrebungen der jüngeren Philoſophengeneration, die vom kurzſichtigen Poſitivismus, Atheismus und Peſſimismus überwucherte Wiſſenſchaft in die höhere und lichtere Bahn der Myſtik wieder einzulenken, ſeinen Segen erteilt.

Verſteht man, ſagt Franck, unter okkulter Wiſſenſchaft den im grauеſten Altertum des Menſchengeſchlechts ſich verlierenden Urquell, die ewige Grundlage alles

[1]) Papus, Traité méthodique de Science occulte. Paris (bei Georges Carré) 1891. 1092 Seiten.

Wissens, die über die Schranken der gewöhnlichen Wissenschaft erhabene, von dieser wesentlich verschiedene, eine unveränderliche wahre Wissenschaft überhaupt, so muß die Annahme einer solchen ins Reich der Träumereien verwiesen werden: sie widerstreitet der Vernunft und dem Begriffe einer natürlichen Entwickelung der Menschheit. Will man dagegen die mehr auf Intuition und Analogie als auf Reflexion und Erfahrung sich stützenden allerersten wissenschaftlichen Errungenschaften und Entdeckungen mit dem Namen einer okkulten Wissenschaft bezeichnen, so läßt sich gar nichts dagegen einwenden. Gewiß herrscht eine Analogie zwischen den Gesetzen der Natur und denen des Denkens; und da diese Gesetze sich nie verändern und vom Menschen geahnt, gleichsam gefordert werden, ehe derselbe sie zu erkennen und zu beweisen vermag, so unterliegt es keinem Zweifel, daß auch das entfernteste Altertum bereits im Besitze richtiger Naturanschauungen und wissenschaftlicher Vorstellungen gewesen sei, welche wir durch Überlieferung überkommen und als Fundament zu unserer Wissenschaft benutzt haben.

Durchaus verwerflich ist das kulturhistorische Dogma der Positivisten, wonach der menschliche Geist in seiner Entwickelung mehrere scharf von einander getrennte Phasen durchlaufe und in jeder derselben von Vorstellungen oder Vorurteilen nur Einer Gattung gänzlich beherrscht und erdrückt werde. Dieses Dogma setzt voraus, daß die Gesetze, denen das menschliche Denken unterworfen ist, nicht alle gleichzeitig im Denken enthalten sind, sondern allmählich in ihm auftreten oder entstehen. Was sind aber diese Gesetze anders, als das Denken selbst? Was ist das Denken anders, als die Einheit und Gesamtheit seiner Gesetze?

Jener Grundsatz der positivistischen Geschichtsphilosophie beruht demnach auf einer falschen Voraussetzung, welche die Einheit des menschlichen Geistes nicht begreift und zerstört. Wie die Natur, so ist auch das Denken ein von vornherein fertiges, alle seine Prinzipien und Gesetze von Anfang an in sich tragendes Ganzes, zu dem nichts Neues mehr hinzukommen kann. Was man Entwickelung und Fortschritt nennt, ist — in der Natur bloß Differenzierung, Sonderung, Klärung der ursprünglich vermengten und ungegliederten Stoffe; im menschlichen Geiste — die Entfaltung, Ausbreitung, Steigerung und Vertiefung des Bewußtseins, welches die bereits vorhandenen Schätze des Denkens sich nacheinander zu eigen macht. Allein das Bewußtsein, es mag sich noch so sehr vertiefen, erreicht mit seinem Senkblei den Grund des Unbewußten nie und bleibt immer ärmer, als das letztere. Demnach muß auch die auf bewußter Erkenntnis aufgebaute Weltanschauung ärmer, d. h. flacher sein, als die unmittelbar aus den Eingebungen des Unbewußten geschöpfte.

Unsere moderne Weltanschauung ist das Ergebnis des bewußten Wissens, daher zersplittert, zusammenhangslos und flach wie dieses. Im Altertum dagegen lag umgekehrt eine intuitiv gewonnene und im Vergleich zur neueren bei weitem vorurteilsfreiere und tiefere Weltanschauung allem Wissen zu Grunde und bestimmte die Richtung und Methode der bewußten Erkenntnis. Daher die Geschlossenheit, Kühnheit und Sicherheit der Wissenschaft aller alten Kulturvölker. Vor keinem Problem schrak sie zurück und strebte, mit vollem und gerechtem Vertrauen zu ihrer

Methode, namentlich nach Erforschung des Verborgenen, Unsichtbaren, Übersinnlichen, über dessen Realität sie nie im Zweifel war.

Nach diesem ihren Hauptziele könnte man die alte (morgen- und abendländische) Wissenschaft oder Philosophie überhaupt, häufig selbst in ihrer exoterischen Gestalt, als okkulte Wissenschaft bezeichnen, im Sinne einer Scientia occultati, d. h. einer Wissenschaft vom Verborgenen. Das System jedoch, von welchem Papus in seinem Buche handelt, ist Okkultismus im engeren und eigentlichen Verstande: es ist die Eine, Gott, das Universum und den Menschen umfassende uralte, sich durch Tradition fortpflanzende Wissenschaft par excellence, die angeblich in den Tempeln Indiens und Ägyptens ihren dunkeln Ursprung hatte, von den Priestern und den Eingeweihten geheim gehalten wurde, und obendrein, wie gesagt, auf die Geheimnisse der göttlichen, kosmischen und menschlichen Natur, auf die Beziehungen des Sichtbaren zum Unsichtbaren gerichtet, demnach in dreifachem Sinne okkulte Wissenschaft war: in Rücksicht ihres Daseins, ihrer Methode und ihres Gegenstandes: sie war verborgen (scientia occulta); sie verbarg durch die Form des Unterrichts ihre Wahrheiten (sc. occultans); sie erforschte das Verborgene (sc. occultati) (S. 63 ff.).

Die Methode, nach welcher die okkulte Wissenschaft aus der Erscheinung das Wesen der Dinge, die allgemeinen Gesetze und Prinzipien alles Sichtbaren zu erkennen suchte und oft auch wirklich erkannte, war die Methode der Analogie. Auf diese mußte das Altertum und besonders der Orient ganz naturgemäß verfallen, dank seiner religiös-metaphysischen Weltanschauung, deren Grundidee die monistische Formel ausdrückt: Alles in Allem. Auch die großen Denker des Abendlandes unserer Zeitrechnung, die alle mehr oder weniger vom Geiste des Orients angehaucht waren, wie Bruno, Leibniz, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Fechner, Hartmann, haben ihre tiefsten Wahrheiten durch Analogie gefunden und sie auch meistens als Analogieschlüsse vorgetragen. Als solche sind auch viele der bedeutendsten Entdeckungen in den „exakten" Wissenschaften zu betrachten, z. B. die Descendenz- und Selektionstheorie, das biogenetische Gesetz, die Cellularpathologie, die Spektralanalyse.

Wer einmal von der Idee der Einheit und Harmonie des Universums durchdrungen ist, der kann an der absoluten Sicherheit der Analogiemethode gar nicht zweifeln. Ja, sie ist so selbstverständlich und natürlich, daß jeder von uns sie bei den alltäglichsten Handlungen und Kombinationen gleichsam instinktiv anwendet, und kein Forscher würde sich je der Mühe irgend einer Induktion unterziehen, wenn er nicht an die Gültigkeit der Analogieschlüsse glaubte, durch welche doch allein alle Induktion zu Ende geführt werden kann.

Was ist nun die Lehre der okkulten Wissenschaft vom Leben, von der Natur des Menschen und dessen Zustand nach dem Tode?

Die letzten Bestandteile des menschlichen Körpers sind bekanntlich die Zellen. Zellenkomplexe bilden Organe, welche sich ihrerseits zu verschiedenen Organ-Systemen verbinden, deren jedes eine besondere

Funktion des Körpers zu verrichten hat. Die Zellen müssen erhalten, genährt und erneuert werden. Das eine Prinzip, welches, mittelst des Blutkreislaufes, dies besorgt und den Organen die verbrauchte Kraft wieder zuführt, ist das, was man Leben nennt.

Ohne Blut kein menschliches Leben. Man sieht, daß diese Erklärung, so richtig sie ist, das Problem des Lebens als solchen noch lange nicht löst. Denn wodurch wird das Blut in Bewegung gesetzt? Durch die Atmung, und diese hat zur Bedingung die Luft. Die Luft ist für die Menschen und die meisten lebenden Wesen das, was das Blut für die Zellen: sie ist gleichsam das Blut unseres Planeten. Aus dieser Analogie folgt von selbst die weitere: die auf der Erde lebenden Wesen sind Zellen der Erde, welche selbst demnach ein lebender Organismus ist, als dessen Knochengerüste das Mineralreich, als dessen Gehirn die Menschheit betrachtet werden muß.

Aber auch bei der Luft, die unsere Erde umgiebt, dürfen wir offenbar nicht stehen bleiben. Die Erde samt ihrer Atmosphäre und die übrigen Himmelskörper sind ja ebenfalls bloße Teile oder „Zellen" einer größeren Einheit, des Universums, und müssen, gleich den Körper- und Erdenzellen, ihr Lebenselement haben. Dieses kann kein anderes sein, als das Sonnenlicht. Hier sind wir an der Grenze unseres Wissens, weil an der Grenze unseres Weltsystems, obgleich wir begreifen, daß für Wesen höherer Art ein Hinausgehen auch über diese Erkenntnis zur absoluten Lebensquelle, der Gottheit, wohl möglich ist.

In der Sonne haben wir also den eigentlichen uns erkennbaren Herd des Alllebens gefunden: das Leben ist die verwandelte, in zahllosen Formen erscheinende, sich individualisierende Kraft der Sonne (S. 121—134).

Die freie Sonnenkraft steigt zur Erde nieder und zerschellt gleichsam an der Materie in Kräfte sehr verschiedener Art: in physische, chemische und psychische, welche in die Materie eingehen, sich in den Formen der sinnlichen Natur bethätigen und entwickeln und zuletzt wieder zu ihrem Ursprung, der Sonne, aufsteigen.

So empfängt der Mensch von der Erde Lebenskraft und giebt der Erde dagegen Vernunft, Geist; die Sonne gießt ihr Licht über die Erde aus, diese aber schickt der Sonne das Licht als Seele zurück. Im Menschen vollzieht sich die Wandlung des Sonnenlichtes in Seele; und jedesmal, wenn ein Mensch, also eine „Nervenzelle" der Erde, stirbt, wird der Erde und der Sonne eine Seele geboren, ganz dem analog, daß — wie Claude Bernard nachgewiesen — die Entstehung eines Gedankens mit dem gleichzeitigen Absterben einer Nervenzelle zusammenfällt (S. 138).

Zwei Wege durchläuft also die Leben spendende Kraft: den Weg nach unten oder in die Materie, und den nach oben oder aus der Materie, durch immer höhere, vollendetere Formen hindurch, zurück zu ihrer Quelle. Im ersten Falle wird die Kraft gefesselt, eingewickelt, involviert; im anderen entfesselt, entwickelt, evolviert. Aus periodisch wiederkehrender Involution und Evolution besteht der Prozeß alles

Lebens, jedes einzelnen Individuums sowohl, als einer einzelnen Rasse; eines Planeten sowohl, als des Universums.

Hier ist der Punkt, in welchem die okkultistische Entwickelungslehre sich von der modernen unterscheidet: während diese die Entwickelung als einen in gerader Linie endlos fortschreitenden Prozeß faßt, nimmt jene eine Kreis- oder vielmehr Spiralbewegung der Kraft an, ein abwechselndes Auf- und Niedersteigen, Erscheinen und Verschwinden, Aufblühen und Verwelken, Thätigsein und Ruhen, — aber jedesmal auf einer höheren Stufe, die zu ersteigen das Wesen in seiner Ruhe- oder Schlummerperiode heranreift. Das Weltgesetz der periodischen Wiederkehr aller Wesen, aller großen und kleinen Welten, folgt, wie man sieht, aus dem okkultistischen Begriff der Entwickelung mit Notwendigkeit. —

Weder die landläufige dualistische Annahme, der Mensch sei eine Zusammensetzung von Leib und Seele, noch die Behauptung des materialistischen Monismus, alles Seelische sei nur eine Modifikation des Körperlichen, sind imstande, uns irgendwelche befriedigende Erklärung all der Vorgänge zu geben, die wir sowohl im Menschen selbst, als in der Außenwelt durch ihn hervorgerufen täglich beobachten. Von der gänzlichen Unhaltbarkeit dieser beiden Theorien wird man jedoch erst dann überzeugt, wenn man versucht, mit ihrer Hülfe die Rätsel zu lösen, an denen die sogen. Nachtseite des Menschenlebens so überreich ist. Der Okkultismus und mit ihm viele Philosophen des Altertums und der ersten christlichen Zeiten haben eine Anthropologie, die, bei all ihrer Kompliziertheit, ungleich verständlicher und der Erfahrung entsprechender, als die moderne ist, und uns wirklich einen Schlüssel auch zu den dunkelsten Erscheinungen der menschlichen Natur in die Hand giebt.

Das Gesetz: Alles in Allem, worauf die Methode der Analogie fußt, gestattet, von der Beschaffenheit des kleinsten Teiles des menschlichen Körpers auf die Beschaffenheit des ganzen Menschen zu schließen. Als Beispiel diene uns der Finger. Was nehmen wir an ihm wahr, wenn er zerlegt ist? Erstlich sein Fundament oder die Knochen, sodann den Bewegungsapparat oder die Muskeln und Nerven, drittens die Gefäße, welche dem Finger das ihn am Leben erhaltende Blut zuführen. Ist der Finger paralysiert, so hört seine Bewegung auf, nicht aber das Leben; ist dagegen die Blutzufuhr unterbrochen, so fängt er an abzusterben (es tritt Nekrose ein), was jedoch nicht verhindert, daß der Finger sich nach wie vor bewege. Leben und Bewegung sind demnach von einander zu unterscheiden: jenes hat seine nächste Ursache im Blut, diese (d. h. die bewußte Bewegung) im Gehirn. Die Körperregion, in welcher das zur Erhaltung des Organismus nötige Blut bereitet wird, ist die mittlere, die Brust; der Kopf, die oberste Region, ist der Sitz des Gehirns, des Bewußtseins, des bewußten Willens, unter dessen Leitung unser Leben für gewöhnlich steht. Die untere Gegend des menschlichen Körpers endlich ist die Werkstatt, worin die Aufnahme, Aufbewahrung und Verarbeitung all des Materials stattfindet, aus welchem die grobe äußere Hülle des Menschen, der Leib, besteht.

So haben wir gefunden, daß der gesamte menschliche Organismus, dem Finger (wie auch jedem anderen einzelnen Gliede) analog, dreiteilig ist oder drei Centra hat. Auf diese Betrachtung gründet der Okkultismus seine Annahme, daß auch nicht zwei, sondern drei Prinzipien das Wesen des Menschen ausmachen, d. h. daß der sichtbare Körper und der Geist, das eigentliche Wesen, durch ein Prinzip vermittelt werden, das dem Leben als solchem, dem unteren, durch den Intellekt und das Bewußtsein noch nicht erhellten Leben vorsteht und dessen Bestimmung lediglich in der Bildung oder plastischen Gestaltung der organischen Materie liegt. Dieses mittlere Prinzip, das halb körperlich, halb geistig ist, bezeichnet der abendländische Okkultismus mit dem Namen „Astralkörper" oder „Astralleib"; die Kabbala nennt ihn „Ruach", der esoterische Buddhismus „Linga sharira", der französische Spiritismus „Périsprit". Im Deutschen können wir dies kurzweg als Seele bezeichnen.

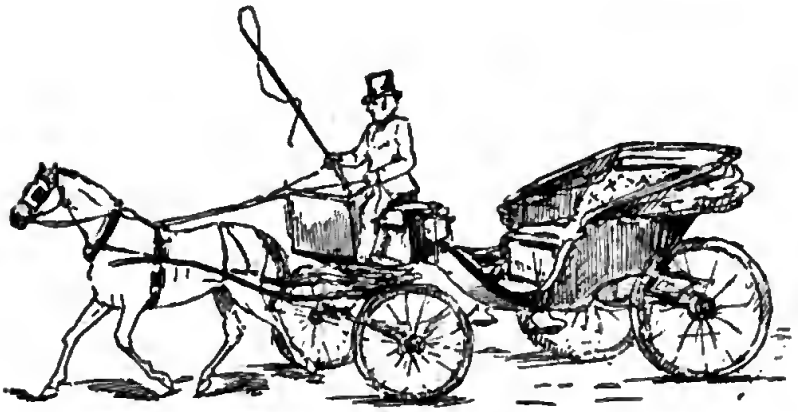
Ohne Astralleib keine Verbindung zwischen Körper und Geist, keine Bewegung, keine Offenbarung des Lebens; ohne Seele kein bewußtes, vernünftiges, geistiges Leben; ohne Körper kein irdisches Leben überhaupt.

Die Bedeutung und Rangordnung der drei Grundteile Leib, Seele und Geist läßt sich am besten verdeutlichen durch das Bild eines fahrenden Gespanns wie den beigegebenen Figuren 1 bis 6. Der Wagen ist der physische, an sich unbewegliche Körper; sein Lenker ist der Geist. Die Kraft aber, welche den Wagen zieht und von dem Geiste gelenkt wird, das Pferd, ist die Seele (der Astralleib). — Fehlt das Pferd, so kommt der Wagen, trotz des Lenkers, nicht von der Stelle. — Läßt der lenkende Geist aber seiner Seele die Zügel schießen, so geht das Pferd mit ihm und dem Wagen durch. — Ausnahmsweise kann ferner die lenkende Seele auf ihrem Sitze gebunden werden und ein Fremder (ein Hypnotiseur) sich des Gespanns bemächtigen; dann sind Pferd und Wagen so lange in dessen Gewalt, bis er dem rechtmäßigen Besitzer seine Freiheit wiedergiebt und ihm die eignen Zügel wieder überläßt. — Es kann auch vorkommen, daß der Lenker sein Pferd zwar ausspannt (seinen Astralleib von seinem Körper loslöst), aber die Zügel in der Hand behält; dann gehorcht das Pferd noch seinem Willen, ohne ihn jedoch mit seinem Wagen fortzubewegen. — Schläft indessen andernfalls der Geist (das klare Willensbewußtsein) ein, so kann doch die Seele noch mit dem Leibe in Verbindung bleiben, aber sie irrt unverantwortlich, haltlos umher und wird die Beute beliebiger fremder Einflüsse. — Wenn endlich der Wagen zertrümmert wird, so bleibt er auf der Straße liegen, während der Lenker sein Pferd besteigt und davonreitet (S. 187—194).

Es ist leicht zu erkennen, was mit diesen Gleichnissen gemeint ist.

Das mit Führer und dem Wagen ausreißende Pferd (Fig. 2) ist das rohe sinnliche Leben, wenn es nicht mehr durch die Vernunft gezügelt wird, wenn die (niederere) Seele über das höhere Prinzip, den Geist, die Oberhand gewinnt; es ist die Leidenschaft, die mit dem Kopfe durchgeht und dem Menschen auch den physischen Untergang bereitet.

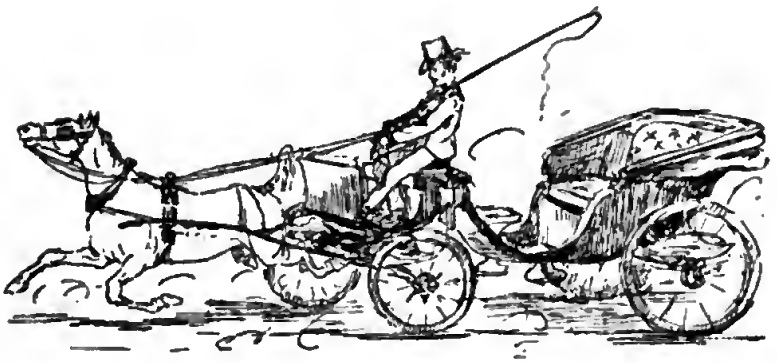
Digitized by Google



Figur 1.

Das fahrende Gespann.

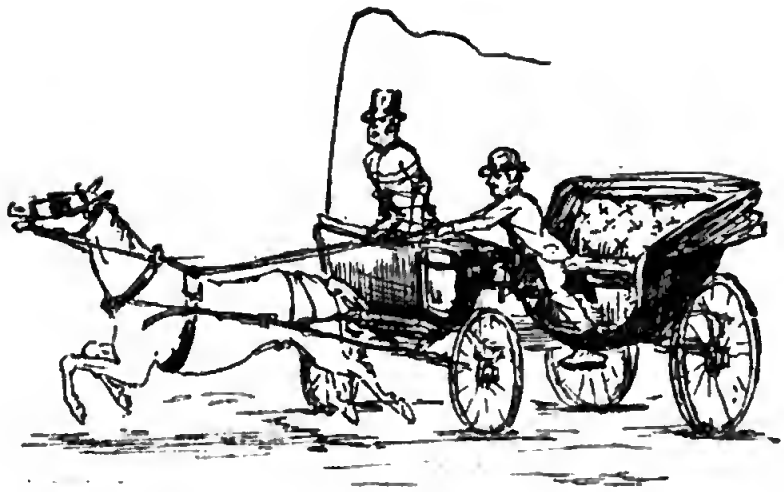
Leib, Seele und Geist.



Figur 2.

Das Pferd geht durch.

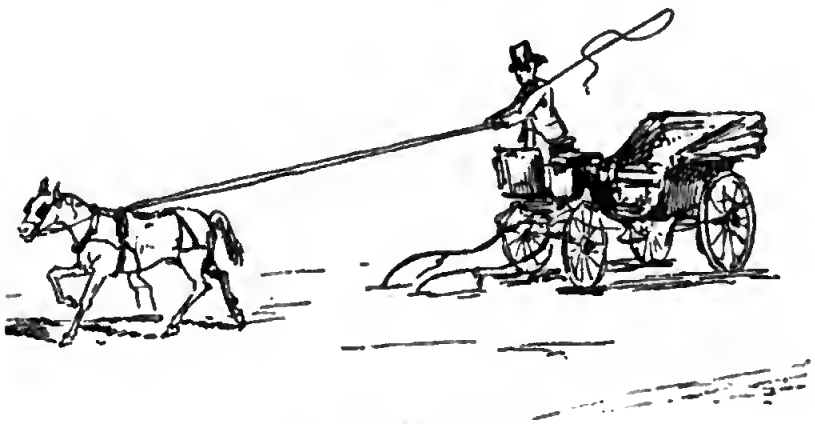
Die wilde Seele reißt den Menschen hin im Zorn.



Figur 3.

Der Kutſcher iſt gefeſſelt.

Ein Hypnotiſeur bemächtigt ſich der Zügel, mit denen jetzt er die Seele lenkt.

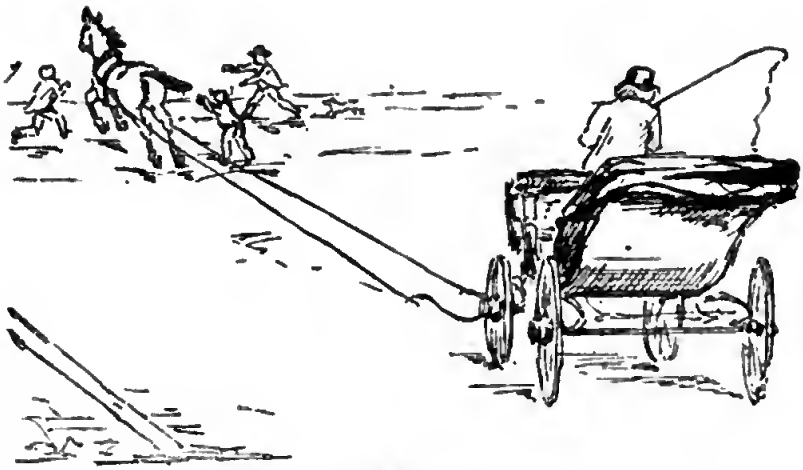


Figur 4.

Die Zügel dehnen ſich.

Die zeitweilig vom Körper losgelöſte Seele wird vom eignen Geiſt gelenkt.

Digitized by Google



Figur 5.

Der Kutſcher ſchläft ein.

Die Zügel der Seele dehnen ſich ohne die Führung des eigenen Geiſtes; die Seele irrt umher und fällt fremden Einflüſſen anheim.

Figur 6.

Der Tod.

Der Kutſcher läßt den Wagen zertrümmert zurück.

Der Geiſt ſchwingt ſich, getragen von der Seele, auf und fort.

Im magnetiſchen oder hypnotiſchen Zuſtande (Somnambulismus) ſind die Seele und der Leib das Werkzeug eines fremden Willens (Fig. 3): dies illuſtriert der geknebelte Wagenlenker, der höchſtens noch durch ſeinen Ruf das Pferd zum Stehen bringen kann. In der That ſieht man bisweilen, daß Suggeſtionen ſtrafbarer Handlungen erfolglos bleiben, wenn die Stimme des Gewiſſens noch ſtark genug iſt, um mit der Suggeſtion zu kämpfen, und das Subjekt eher in Ohnmacht ſinkt, als es den Befehl erfüllt.

Das Bild des ausgeſpannten Pferdes, das vom wachen Kutſcher gelenkt wird (Fig. 4), ſtellt die zweifellos vorkommenden Fälle von Fernwirken und Fernwahrnehmen dar, das bewußte Heraustreten der Seele (des Aſtralkörpers) aus der Hülle des ſichtbaren Leibes (Magie, Auto-Somnambulismus, Seherſchaft).

Das Schlafen des Kutſchers und Davonlaufen des Pferdes (Fig. 5) verſinnbildlicht den Irrſinn und die Mediumſchaft. — Unter dem letzten Bilde (Fig. 6) aber iſt natürlich nichts anderes zu verſtehen, als das Ende unſrer Fahrt durch das irdiſche Leben, als der Tod.

(Schluß folgt.)

Dein andres Ich.

Von

Charles Buttgerald.

Liebet eure Feinde!

Sobald bei deines Feindes Namen noch
Der Rachegeiſt, der Haß, dich zwingt ins Joch:
Nimm nicht des Feindes Namen in den Mund,
Auf daß mit ſeinem Namen nicht der Groll,
Herunterſteigend in der Seele Grund,
Sie niedrig denkend mach' und unruhvoll.

Doch wenn der Geiſt der Liebe dich durchflammt,
Mit Läut'rungsarbeit übt ſein Engelamt:
Nimm deines Feindes Namen in den Mund,
Im Gleichmaß haltend deiner Pulſe Schlag,
Damit im Liebeſtrome, was im Bund
Mit trüber Leidenſchaft, verſinken mag.

Wie weh, wie wohl dir wird! wie im Gemüt
Dir eine ſonnig heitre Welt erblüht!
Wie Schnee im März zerſchmolz des Feindes Schuld,
Und Blumen ſproßten, da der Eishauch wich:
Die Selbſterkenntnis, Demut und Geduld.
Reich' ihm die Hand! Er iſt dein andres Ich.

Zur Löſung des Rätſels.

Ein Beitrag zur Lehre des Hypnotismus.

Von

Eugen Dreher,

Dr. phil.,

weiland Docent an der Univerſität Halle.

Wenn Schiller im „Spruch des Confucius“ (1799) ſeinen Weltweiſen ſagen läßt: „Und im Abgrund wohnt die Wahrheit“, ſo müſſen wir zugeben, daß eine tiefe Wahrheit in dieſer Sentenz liegt, wenn man unter dem Abgrunde die Summe aller derjenigen Erſcheinungen verſteht, welche ſich nicht den Feſſeln der Schule anbequemen, ſondern die zunächſt den Forſcher zurückſchrecken, das „vertraute Geſetz in des Zufalls grauſenden Wundern“ zu ſuchen. Gerade dort, wo die Natur ſcheinbar widerſinnige Gebilde erzeugt, wo ſie das Walten ihrer ehernen Geſetze ſelber Lügen zu ſtrafen ſcheint, wo fremdartige und unheimliche Phänomene ſich dem Blicke des Forſchers darbieten, da eröffnet ſich ein reichhaltiger Quell der Erkenntnis, deſſen richtige Deutung nicht nur das Staunenerregende zu löſen vermag, ſondern auch einen einheitlicheren Geſichtspunkt für die geſamte Wiſſenſchaft eröffnet.

Wie ſo die Mißgeburten nicht wenig dazu beitragen, die Organiſationsverhältniſſe des Körpers verſtehen zu lernen, der Wahnſinn und der Traum ein unverkennbares Licht auf das Seelenleben werfen, ſo iſt der Hypnotismus dazu berufen, uns, um es bildlich auszudrücken, einen Blick in den Mechanismus unſerer Seele zu geſtatten, der tiefer in das unheimliche Getriebe ihrer Räder dringt, als man vordem zu wagen hoffte. Aber das Unheimliche ſchwindet für uns in dem Maße, wie der grübelnde Verſtand es erkennt und als notwendig dem Weltganzen harmoniſch unterordnet.

Daß dieſes höchſte Ziel der Forſchung in unabſehbarer Ferne liegt, kann uns nicht daran hindern, die Sonde der Kauſalität, ſoweit wir es eben heute ſchon vermögen, in das Meer der Erſcheinungen zu ſenken, deſſen ganze Tiefe wir freilich nie ergründen werden, da es dem menſchlichen Denken verſagt iſt, den Urgrund der Dinge zu begreifen. Unſer von Vorausſetzungen ausgehendes Denken iſt eben ein endliches —

vor und hinter uns liegt die Unendlichkeit mit ihren ewigen Rätseln und ahnungsvollen Schaudern.

Aber schon der bunte Teppich der Phänomene, der sich um die nackte Wahrheit schlingt, reizt gewaltig zur Forschung, wenngleich es dem Menschen versagt ist, das Wesen der Dinge von Angesicht zu Angesicht zu schauen und so der Gottheit teilhaftig zu werden. —

Wohin wir aber auch den Blick wenden, nichts ist dem Physiologen und Psychologen interessanter als der Hypnotismus mit seinen wie Wunder klingenden Erscheinungen. Wer hätte heute nicht von den sonderbaren Innervationen gehört, welche während kataleptischer Zustände in der Hypnose unter dem Einfluß des Operateurs verlaufen, durch welche der Patient befähigt wird, unglaubliche Stellungen einzunehmen und innezuhalten! Wer wüßte nicht: wie das sensibele Nervensystem des Hypnotisierten viel schwächer oder viel energischer reagiert als im normalen Zustande, wenn der Magnetiseur es verlangt! Wer hat nicht von den Visionen gelesen, die in der Seele des Magnetisierten auf die Einflüsterungen des Hypnotiseurs hin auftauchen und jenen in eine Welt der auffallendsten und berückendsten Täuschungen versetzen, die ihm dieser vorzaubert!

Aber was noch sonderbarer ist, was man geradezu als unheimlich bezeichnen kann: das streng logische Denken, das daraus fließende Urteil und vor allem die Willenskraft des Patienten sind während der Hypnose so stark herabgesetzt, daß er wie das gehorsamste Kind nach Möglichkeit allen Wünschen, selbst den albernsten des Hypnotiseurs willigst Folge leistet, wenn die Befehle nur nicht allzusehr seinem Naturell widerstreben, in welchem Falle sie nicht gerade selten so gut wie nicht von ihm beachtet werden. Aber was noch viel wunderbarer klingt, ist die Thatsache, daß der Hypnotisierte selbst nach dem Erwachen noch bis zu einem höchst auffallenden Grade unter der Herrschaft des Magnetiseurs steht, wenn dieser ihm während der Hypnose eine Suggestion erteilt hat, der er nach dem Aufwachen nachkommen soll. Gewisse Anomalien, ja selbst Krankheiten entstehen und verschwinden so beim Patienten, je nachdem der Hypnotiseur es seiner Versuchsperson einflüstert und befiehlt.

So fremdartig uns die Erscheinungen des Hypnotismus aber auch berühren, immerhin stehen sie nicht derartig isoliert da, daß keine verbindende Brücke sich von ihnen zu anderen längst schon bekannten psychischen und physiologischen Thätigkeiten schlagen ließe. So haben die hysterischen Phänomene, manche Wahnsinnsmanifestationen, der natürliche Somnambulismus („natürlich" im Gegensatze zu dem hypnotischen Somnambulismus genannt), selbst das gewöhnliche Traumleben vielfache Ähnlichkeit und Verwandtschaft mit den hypnotischen Erscheinungsformen, wie dies schon früher nachgewiesen worden ist.

In jüngster Zeit ist nun ein kleines Werk von Dr. Friedrich Karl Jordan „Das Rätsel des Hypnotismus und seine Lösung" (Berlin, Dümmler, 1892) erschienen, welches insofern als ein recht beachtenswerter Beitrag zu der Lehre des Hypnotismus bezeichnet werden muß, als der Verfasser, von feinsinniger Beobachtungsgabe geleitet, es mit vielem Er-

folge unternimmt, Erſcheinungen des normalen Lebens mit denen der Hypnoſe in Einklang zu bringen, wodurch der Hypnotismus ſelbſtverſtändlich an Fremdartigkeit verliert. —

Von geringerer Bedeutung, wenngleich immer noch recht beachtenswert, iſt der Löſungsverſuch des hypnotiſchen Rätſels, den Jordan unternimmt. Dieſer Verſuch erſcheint uns aber deswegen doch bedeutſam, weil Jordan ſeine Zuflucht zu der Annahme eines gewiſſen Dualismus der Seele nimmt, welcher die Wirkungen der Suggeſtionen ermöglichen ſoll. Die Annahme eines Dualismus im Seelenleben iſt nun zwar keineswegs neu, ſo daß Jordans Hypotheſe auf beſondere Originalität nicht Anſpruch erheben darf. Immerhin gereicht es dem Verfaſſer genannter Schrift zum Verdienſte, daß er die Hypotheſe eines Dualismus im Seelenleben auf Grund kritiſcher Betrachtungen annimmt und bis zu einem gewiſſen Grade auch ſelbſtändig begründet, wo die Mehrzahl der Pſychologen und Pſycho-Phyſiologen dieſer Annahme ſelbſt heute noch kein Bürgerrecht in der Wiſſenſchaft einräumen wollen.

Und doch weiſen die pſychiſchen Erſcheinungen unverkennbar auf einen Dualismus im Seelenleben hin, den Jakob Fries im echten Sinne Kants ſchon dadurch aufgedeckt hat, daß er in ſeiner „Pſychologie“ am Zuſtandekommen der Sehperceptionen unwiderleglich nachwies, daß ein unbewußtes Agens unſerer Seele, von ihm mit wenig Glück die „produktive Einbildungskraft“ genannt, die Sehbilder konſtruiert, die wir alsdann bewußt gewahren. Ich nenne Fries' Ausdruck: „produktive Einbildungskraft“ unglücklich gewählt, weil man darunter leicht die auch unbewußt ſchaffende Phantaſie verſtehen kann, welche dieſer Forſcher jedoch keineswegs meint.

Doch wie iſt dieſer Gegenſatz von bewußt und unbewußt in der Pſyche zu verſtehen?

Pflüger gelangte auf Grund ſeiner Viviſektionsverſuche zu der Hypotheſe einer beſonderen „Rückenmarkſeele“, welche, an ſich bewußt, wie die eigentliche Hirnſeele, im Gegenſatze zu dieſer die Reflexbewegungen einleiten ſollte, wodurch dieſe den Stempel der Zweckmäßigkeit, des Beabſichtigten trügen, — alſo auch eine Zweiheit im Seelenleben. — Sehen wir jetzt jedoch zunächſt, in welchem Sinne Jordan den Dualismus der Seele faßt, da ſich in ſeiner Anſicht im großen und ganzen die Auffaſſung der heutigen „Suggeſtionstheoretiker“ von dieſem Dualismus ſpiegelt. — Beim Erklärungsverſuche des Rätſels des Hypnotismus lautet es in genanntem Werke:

„Daß überhaupt der geiſtige Apparat eines Hypnotiſchen ſich in einem erheblich veränderten Zuſtande befindet, iſt ſicher, wenngleich die Suggeſtionstheoretiker dieſen Umſtand zu einſeitig betonen. Vor allem geht jenes daraus hervor, daß dem Hypnotiſchen die freie Entſchließung mangelt. Dieſe, oder ſagen wir: der Wille, geht von einem Teile der geiſtigen Thätigkeit aus, den wir paſſender als Oberbewußtſein u. ſ. w. das wache Ichbewußtſein nennen können. In allen den Zuſtänden nun, in denen die Thätigkeit der Lebensſtoffe gehemmt iſt, ſo daß das körperliche Leben unterdrückt erſcheint und eine gewiſſe Lähmung ſich kundgiebt (in der Hypnoſe, dem Schlafe, der Ohnmacht), iſt auch das wache Ichbewußtſein mehr oder weniger

vollständig außer Thätigkeit gesetzt. Aber wie das körperliche Leben nicht gänzlich aufgehoben ist (in diesem Falle würde der Tod eintreten), so treiben auch noch gewisse geistige Kräfte ihr Spiel. Es ist nämlich das wache Ichbewußtsein der Kontrolleur über ein anderes, viel reicheres und vielseitigeres Bewußtsein, für welches der Name „Unterbewußtsein" der bequemen Redeweise wegen angenommen werden mag. — Dieses ist in der Hypnose lebendig, untersteht aber einer fremden Führung."

Der Unterschied zwischen einem „wachen Ichbewußtsein" und einem „Unterbewußtsein" ist jedoch, wie schon bemerkt, zu wenig von Jordan begründet und durchgeführt worden, um hier näher auf ihn einzugehen. Auch sieht man nicht ein, warum von einem „wachen" Ichbewußtsein gesprochen wird, da es doch ein und dasselbe Ich, unser Selbst, ist, welches im wachen Zustande wie im Traume percipiert, empfindet und denkt. — Schon im Jahre 1877 machte ich in einem Werke: „Der Darwinismus und seine Stellung in der Philosophie" (Berlin, Peters) die Annahme von sich unbewußt vollziehenden Seelenprozessen durch den Nachweis verständlich, daß gewisse, bis zu einem bestimmten Grade abgeschlossene Nervenbezirke mit selbständigem und eigenartigem Bewußtsein begabt sind, womit die geistigen Thätigkeiten dieser Nervenbezirke dem Ich, als von ihm nicht herrührend, unbewußt erscheinen müssen, obwohl sie an sich bewußt verlaufen. Auch zeigte ich dort daß die specifischen geistigen Funktionen dieser Nervenbezirke sehr erheblich von denen des individuellen Ichs in vielen maßgebenden Punkten abweichen. —

Die Annahme dieses Dualismus im Seelenleben hinsichtlich bewußt und (relativ) unbewußt sich vollziehender Thätigkeiten ist es nun, welche ein helles Streiflicht auf alle hypnotischen Phänomene wirft, wie ich dies in einer Broschüre: „Der Hypnotismus, seine Stellung zum Aberglauben und zur Wissenschaft" (Berlin und Neuwied, Heuser, 1889) ziemlich eingehend nachgewiesen habe. In dieser Schrift habe ich an der Hand der Erfahrung erörtert, daß unsere Seele keine unzerlegbare („einfache") Einheit ist, was zunächst nur von dem (individuellen) Ich, dem Hauptbestandteile der Seele, gilt, daß vielmehr, um es bildlich aber kennzeichnend auszudrücken, im Seelenmechanismus viele an sich selbständige Räder eingreifen, die jedoch als Bewußtseinssphären untergeordneten Ranges mehr oder minder dem (individuellen) Ich dienen und unterworfen sind. Die Gesamtseele ist mithin eine Art von staatlichem Organismus, und zwar eine Monarchie im wahrsten Sinne des Wortes. Der Monarch aber ist das individuelle Ich. Dieses übt nun nicht immer gleiche Herrschaft aus. Oft ist, wie z. B. im Traume, sein Urteil so geschwächt, daß es die unglaublichsten Phantasmagorien als Realitäten hinnimmt, sein Wille so gelähmt, daß selbst die meisten der von ihm mit aller Energie beabsichtigten Innervationen gar nicht zu stande kommen und sogar vorgegaukelte Phantasiebilder für richtige Gedächtnisbilder trotz alles Besinnens angenommen werden. Das Unbewußte überwuchert vielfach in diesen Fällen im Seelenleben, und dies um so mehr, je mehr das Ich darauf

verzichtet, die Zügel der Herrſchaft wieder zu ergreifen oder ſtraffer zu ziehen.

Ähnliches iſt nun auch während der Hypnoſe der Fall. Dies benutzt der Hypnotiſeur und richtet ſeine Befehle an das Unbewußte, um es der Einfachheit halber ſo zu nennen, welches, an Gehorſam gewöhnt, dieſem nun Folge leiſtet, da es die Herrſchaft des Ichs vermißt.

Der Hypnotiſeur richtet daher ſeine Befehle mit Erfolg an die von dem Ich ſchwach oder gar nicht mehr beeinflußten Seelenkräfte. — Und wir ſelbſt thun bisweilen das Gleiche. Wir ſagen uns z. B. wiederholt und eindringlich: „Morgen früh mußt Du ſchon um 5 Uhr erwachen!“ und ſchlafen ruhig ein.

Das uns umfangende Traumgeſicht verſetzt uns in andere Länder und andere Zeiten und verwirrt völlig die uns umgebende Wirklichkeit. Das Ich lebt ganz und gar in den Traumviſionen und denkt gar nicht mehr des erhaltenen Befehls. — Aber dennoch erwachen wir zur richtigen Zeit, da das Unbewußte der Seele der Weiſung gehorcht und uns durch plötzliches Erblaſſen des Traumgeſichtes oder auf eine andere Weiſe aus dem Schlafe ſchreckt. —

Es wäre demnach keineswegs unmöglich, daß die relativ unbewußt arbeitenden Seelenräder das Ich noch dann beeinfluſſen, wenn dieſes wieder zur vollen Herrſchaft gelangt iſt, und zwar ohne daß das Ich ſich über dieſen Einfluß klar wird. (Vollzug der poſthypnotiſchen Suggeſtion.)

Die Thatſache aber, daß während der Hypnoſe, wie während des Schlafes, die Großhirnrinde verhältnismäßig blutarm, die ſubkortikalen Hirnteile jedoch blutreich ſind, beſtätigt die hier bloß ſkizzierte Hypotheſe. Denn nach pſychiatriſchem Befunde ſoll der Sitz des Bewußtſeins (nach unſerer Deutung der des individuellen Ichs) in der Großhirnrinde (gewöhnlich in der des linken Gehirns) zu ſuchen ſein, während die Auslöſung der Sinnesenergien, wie: Licht, Farbe, Ton, Wärme, Geruch u. ſ. w. mit ihren räumlichen Geſtaltungen, die Konſtruktion der Wahrnehmungen der äußeren Sinne alſo, in den unter der Hirndecke gelegenen Nervencentren erfolgt.

Daß aber das Gedächtnis, welches bei den pſychiſchen Manifeſtationen der Hypnoſe mit die hervorragendſte Rolle ſpielt (ſoweit es nicht die Thätigkeit des Ichs ſelber iſt und ſo als bewußt bezeichnet werden muß, was jedoch nur in ſehr beſchränktem Maße der Fall iſt), relativ unbewußt und lokaliſiert zu ſtande kommt, beweiſen die verſchiedenen Erſcheinungsformen der Aphaſie (Sprachloſigkeit) und die ſogenannte, von Munk richtig gedeutete „Seelenblindheit“. Überall liegen hier Störungen eigenartiger Gedächtnisthätigkeiten vor, die noch nicht völlig zergliedert und geſondert worden ſind, die aber jetzt ſchon mit Sicherheit herausgeſtellt haben, daß ſpecifiſche Gedächtnißbilder an beſondere Hirnteile gebunden ſind, wobei die dritte linke Stirnwindung, die linke erſte (obere) Schläfenwindung und das Occipitalhirn weſentliche, aber verſchiedenartige Dienſte leiſten, wenn nicht das Herz auf der rechten Seite liegt, in welchem

Falle die entsprechenden Windungen der rechten Seite des Hirns die psychischen Funktionen der linken Halbkugel übernehmen. —

Die Erscheinungsform des „Doppel-Ich", auf die besonders französische Irrenärzte als auf ein zwiefaches individuelles Bewußtsein bei gewissen Geisteskrankheiten hingewiesen haben, erklärt sich dem Erörterten zufolge durch den, aus dem Traumleben schon bekannten Umstande, daß, wie bereits angedeutet, das Ich bisweilen statt von Gedächtnisbildern von reinen Phantasiebildern bedient wird, die es auf Treu und Glauben für richtige Erinnerungen hält. Hierdurch entstehen aber zwei, oft völlig gesonderte Vorstellungskreise, bei denen ein und dasselbe Ich bald von Phantasiegebilden, die es für Erinnerungen nimmt, bald von richtigen Gedächtnisbildern umgeben ist, was den Schein von zwei individuellen Bewußtseinssphären aufkommen läßt.[1])

Das Prinzip der Arbeitsteilung, und zwar einer nicht nur auf materiellem, sondern auch auf geistigem Gebiete, ist es also auch im Seelenleben, welches dem Ich eine ebenso reiche wie vielseitige Erscheinungswelt erschließt und die hierauf zu gründende Kenntnis ermöglicht.

Diese Betrachtungen über das Wesen der Seele beleuchten zwar zur Zeit hell genug die Probleme der Hypnose, sind aber noch lange nicht eine ausreichende Lösung des Rätsels des Hypnotismus, welches noch anderer, als des hier gebotenen Schlüssels bedarf. — Als Ersatz hierfür erstreckt sich jedoch das Streiflicht dieser Hypothese auf alle psychologischen und physiologischen Probleme, wobei natürlich der Grad dieser Beleuchtung für die einzelnen Probleme sehr verschieden ist.

Das uralte Rätsel: „Was ist der Mensch?" — läßt sich nun hiernach zum nicht geringen Teil mit den sinnig-paradoxen Worten Shakespeares beantworten:

„Du bist nicht du selbst,
Denn du bestehst durch Tausende von Körnern,
Aus Staub entsprossen."

Setzen wir statt der Atome, an die (als „Körner") Shakespeare ohne Zweifel gedacht hat, Zellen und sprechen wir diesen, wie viele Forscher heute schon bei Zugrundelegung der Descendenzlehre und der Embryologie thun, Bewußtsein oder „Seelen" zu, so müssen wir den großen Dichter und Menschenkenner bewundern, der aus dem Wissen seiner Zeit die weitgreifendsten Folgerungen zu ziehen und dem farbenreichen Teppich seiner Dichtungen kunstgerecht einzuweben wußte.

---

[1]) Vergl.: Der Grund der Erscheinungsform des „Doppel-Ich" von Dr. Eugen Dreher. „Natur". Halle a. S. Nr. 43. 1891.

In „Drei psycho-physiologischen Studien" (Leipzig, Verlag von B. Konegen, 1891) giebt der Verfasser nähere Nachweise über die gewollten und die nicht gewollten Innervationen, von denen hauptsächlich die letzteren bei der Hypnose in Frage kommen. (Der Herausgeber.)

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Ein sinnbildlicher Wahrtraum.

Die „Influenza“ brachte mir einen hübschen Traum. — In der Nacht vom 6. auf den 7. Tag träumte mir, ich hielte meine Krankheit in der Hand, in Gestalt eines schwarz-grauen Klumpens, ähnlich einem Klumpen vulkanischen Tuffsteins.

Da fiel ein Stück davon ab, etwa der dritte Teil, und verschwand. Gleichzeitig sagte eine Stimme: „Der Rest wird nun auch bald mürbe werden und zusammenkrümeln.“

Damit hörte der Traum auf; ich schlief traumlos und erquicklich und war mir für einige Minuten noch bewußt (d. h. traum-bewußt), daß ich den Genesungsschlaf schlafe. Am Morgen fühlte ich mich im ersten Moment wie gesund; als ich mich dann aber bewegte, merkte ich freilich, daß ich noch krank war, aber immerhin erheblich besser, und es ging die Genesung regelrecht von statten.

Beersheba-Springs, Tennessee, 1. Februar 1892. **O. Plümacher.**

Der eigene Doppelgänger.

I. Im Sommer 1885 befand ich mich als Erzieherin auf dem Rittergut Mauschwitz bei Friedland in Oberschlesien und ging einst nach dem Mittagessen, während dessen ausschließlich landwirtschaftliche Dinge verhandelt worden waren, in den Garten, um meine älteste Schülerin zu rufen. Über einen weiten Rasenplatz schreitend, sah ich dieselbe unbeweglich, mit gesenktem Kopf auf einer von den Kindern selbst verfertigten Schaukel sitzen, das heißt auf einem langen Brett, welches an Stricken zwischen zwei Bäumen hing. Da ich auf meinen wiederholten Anruf keine Antwort erhielt, trat ich rasch heran und sagte ziemlich ärgerlich: „Grete, warum antwortest du nicht?“ In diesem Augenblick wandte die Gestalt mir ihr Gesicht zu, ich erkannte mich selbst, und wie ich daraufhin entsetzt noch einen Schritt näher gehe, ist die Schaukel leer. —

II. Im Spätherbst desselben Jahres, als ich jenes wunderliche Ereignis des Sommers, welches ganz ohne Folgen für mich geblieben war, fast vergessen hatte, kehrte ich abends zwischen 10 und 11 Uhr zu Fuß und allein von Schloß Friedland nach dem dreiviertel Stunden entfernten Mauschwitz zurück. Wir waren in Friedland sehr heiter gewesen und hatten durchaus nicht an Geistergeschichten gedacht. Ungefähr in der Mitte und zugleich auf dem höchsten Punkt der Landstraße befindet sich ein hohes Kreuz, mit welchem der Volksmund allerlei unheimliche Gerüchte

verbindet, obwohl ich, die ich schon hundertmal abends daran vorbeigegangen war, nie etwas Unnatürliches dort bemerkt hatte. An jenem Abend war Vollmond, und ich sah schon von weitem dem Kreuz gegenüber eine Gestalt auf einem Chausseestein sitzen. Einen Landstreicher vermutend, faßte ich den Dolch, ohne welchen ich abends nie ausging, fester und schritt ruhig vorwärts. Beim Näherkommen entdeckte ich eine weibliche Gestalt, die zusammengekauert zu schlafen schien; und in der Erwägung, daß es bitter kalt sei und jenes Wesen bei einem Schlaf im Freien Schaden nehmen könnte, ging ich auf dasselbe zu, um es zu wecken. Mit Befremden erkannte ich an dem Geschöpf, dem ich eben die Hand auf die Schulter legen wollte, den Anzug, den ich selbst trug. In diesem Augenblick hob es den Kopf, sah mich mit meinem eigenen Angesicht starr an und war verschwunden. Es überlief mich eisig, ich verließ die Chaussee und schlug einen Feldweg ein, ungeachtet der Gräben und Steine, die ich bei demselben in den Kauf nehmen mußte.

Ich füge hinzu, daß auch diese Erscheinung keineswegs der Vorbote eines Unglücks oder besonderen Glückes gewesen ist. **M. Lubowska.**

Telepathie.

Anmeldung eines Sterbenden.

Mein jetzt verstorbener Vater war von Jugend auf mit einem Knaben aus der Nachbarschaft durch das engste Band der Freundschaft verbunden gewesen. Diese Freundschaft hatte alle Stürme des Lebens überdauert und sich stets als echt bewährt. Da trennte die beiden Freunde das Geschick: meines Vaters Jugendgespiele, der sich indes durch Heirat mit unserer Familie verschwägert hatte, verließ die Vaterstadt und ging nach St. Petersburg, wo er in den russischen Staatsdienst eintrat. Aber auch jetzt lockerte sich das Band der innigen Freundschaft nicht, wie das ja so oft der Fall ist, wenn zwei Freunde örtlich getrennt werden. Durch regen Briefwechsel blieben die beiden in stetem geistigen Verkehre; auch Geschenke wurden hin und her geschickt: so übersandte der Freund meines Vaters diesem noch etwa ein Jahr vor seinem Tode sein Porträt, ein kleines Pastellbild, das sich noch heute in meinem Besitze befindet.

Mehr als zwanzig Jahre waren nun bereits seit der Trennung der beiden Freunde vergangen, als mein Vater die Nachricht von der schweren Erkrankung seines Freundes erhielt. Wie gern wäre er zu ihm geeilt; doch das ging nicht wohl an! — Bald darauf geschah es, daß meinen Vater, der sich bereits zum Schlafen niedergelegt hatte, eine seltsame Unruhe wieder vom Lager auftrieb. Er erhob sich, zündete Licht an und ging mit der brennenden Kerze in der Hand ins Wohnzimmer hinunter, ohne daß er recht wußte, weshalb er das that. Als er dort eintrat, sah er seinen Freund in der einen Ecke des Zimmers stehen. Mein Vater erstarrte vor Schrecken und blieb an der Stelle gewurzelt. Da schritt die Gestalt des Freundes geräuschlos auf ihn zu, dicht an ihm vorüber, wobei mein Vater einen kühlen Lufthauch zu verspüren wähnte, und verschwand sodann durch die Thüre. Mein Vater ahnte, was geschehen sei. Nach

einigen Tagen erhielt er auch die Nachricht von dem Tode seines Freundes: dieser war in derselben Stunde gestorben, wo sein Bild meinem Vater erschienen war. Hans Decken.

Maria von Mörl,

geboren am 16. Oktober 1812, lebte in Kaltern an der Etsch unweit Meran. Sie war von allen Stigmatisierten dieses Jahrhunderts diejenige, bei der sich die Wundenmale Christi am längsten anhaltend zeigten. Diese Stigmatisation trat bei ihr schon am 4. Februar 1834 ein und blieb ihr bis zu ihrem Tode am 11. Januar 1868. An Idealität glich sie der Katharina Emmerich (1774—1824), bei der die Wundenmale jedoch nur von 1812—1819 ununterbrochen und von da an bis zu ihrem Tode alljährlich nur während der Passionszeit flossen. Maria von Mörl war aber nicht, wie diese, eine Nonne, sondern stand nach dem Tode ihrer Eltern bis zum Jahre 1848 dem Hauswesen vor, in dem sie sich aufs sorgsamste ihrer jüngeren Geschwister annahm und mit Hülfe ihres Beichtvaters um 2 Uhr jedes Tages, wenn sie aus der Ekstase erwachte, alles auf das Beste und Verständigste zu ordnen pflegte.

Daß die Stigmatisation physiologisch durchaus möglich ist, das ist wissenschaftlich von den ersten Autoritäten wie Professor von Krafft-Ebing nunmehr nachgewiesen, seitdem es gelungen ist, bei empfänglichen Personen Stigmatisationen durch hypnotische Suggestion künstlich nachzumachen. Somit hat die Wissenschaft jetzt die frühere Leugnung dieser unzweifelhaften Thatsache authentisch widerrufen. Die physiologische Mechanik der religiösen Stigmatisation ist ganz dieselbe, wie die der wissenschaftlichen, nur ist die Ursache in jenem Falle die Selbst-Suggestion der Stigmatisierten unterstützt durch die entsprechenden übersinnlichen Einflüsse. Was im einen Falle die Person des suggerierenden Professors thut, das thut in der religiösen Ekstase die Person Jesu Christi.

Übrigens zeigten sich bei der Mörl auch viele andere magische Erscheinungen, außer Fernsehen und Fernwirken sogar allerhand spukartige Vorgänge, wie das freischwebende Sich-zu-ihr-hinbewegen von leichteren Gegenständen. Es ist dieses ein Beweis für die bekannte Thatsache, daß selbst da, wo sich der Geist des Menschen in die höchsten Regionen erhebt, gleichzeitig sich die niederen Affinitäten im Gebiet des Körperlichen geltend machen, selbst in unschöner und unzweckmäßiger Weise.

Über Maria von Mörl finden sich nähere Angaben in dem zweibändigen Werke: „Die Tiroler ekstatischen Jungfrauen" (Regensburg 1843 bei Manz, hauptsächlich Band I, S. 6—48). Der Verfasser dieses Buches war der preußische Regierungsrat Wilhelm Volk (Pseudonym: L. Clarus), ein Protestant, der 1855 in Aign bei Salzburg zur katholischen Kirche übertrat. Außerdem sind zu erwähnen: Görres, „Christliche Mystik" II, 494—510, III, 468 und V, 397; Felsecker, „Reise nach Rom" (Sulzbach 1847); Ennemoser, „Der Magnetismus im Verhältnis zur Natur und Religion" (S. 157 ff.), und Perty, „Die mystischen Erscheinungen" (1. Aufl. 734, 2. Aufl. II, 434). Das Ölbild von Professor Gabriel Max (in der Größe von 56×67 cm), das wir in diesem Hefte autotypisch wiedergeben, war bisher, vom Künstler zurückgehalten, der Öffentlichkeit noch nicht zugänglich; es stellt die Mörl im Sarge auf Grundlage einer kleinen Photographie in geistig lebendiger Auffassung dar. Die Stigmatisation ist durch den Fleck mitten auf der Hand gekennzeichnet. H. S.

Vorahnung der Todesart.

Diese Erscheinung zeigt sich nicht selten bei Menschen, so daß sie ganz bestimmt und wiederholt erklären, sie fürchteten, auf diese besondere Weise sterben zu müssen, oder öfter bei Erwähnung des Todes sagen: „Hoffentlich sterbe ich nicht gerade dieses Todes; jede andere Art scheint mir erträglicher." Und gerade die gefürchtete Todesart

ist in der Regel das ihnen gesetzte Schicksal. Ein ganz ähnlicher Fall hat sich letzthin bei einem Hunde in einer mir nahestehenden Familie ereignet.

Harras, eine große wunderschöne, verschnittene Dogge, war eine kluges, treues Tier, der Liebling aller Hausbewohner und Besucher. Diejenigen, die er kannte, verstand er gut, wenn sie mit ihm deutsch oder englisch redeten; Französisch machte auf ihn keinen Eindruck. Er war ein großes, starkes und durchaus nicht feiges Tier; nur eine Schwäche hatte er: man durfte mit nichts auf ihn zielen, nicht einmal mit einem Schlüssel oder auch nur mit dem bloßen Finger. Dann verkroch er sich sofort; und dennoch war er nie zur Jagd benützt worden, war auch nie etwa angeschossen worden oder sonst unliebsam mit Schußwaffen in Berührung gekommen.

In diesem Jahre war das Tier zehn Jahre alt, erkrankte aber vor einiger Zeit an einer starken Drüsenanschwellung am Halse; diese Krankheit nahm trotz sorgfältigster Pflege unter ärztlicher Behandlung in den ersten Tagen des April so zu, daß nicht nur alle Hoffnung auf Genesung ausgeschlossen war, sondern das Leben für das arme Tier nur eine Plage war unter beständig folternden Schmerzen und Krämpfen. Die letzten Nächte wachte man bei diesem treuen Tiere wie bei einem Menschen, um ihm etwa mögliche Linderung zu verschaffen; aber sein beständiges Heulen und Winseln war nicht anzuhören; so ward denn beschlossen, ihn von seinen Qualen zu erlösen. Aber wie? Jedenfalls schnell und schmerzlos, nur nicht durch eine Schußwaffe!

Der Arzt wurde herbeigezogen. Man versuchte dem Tiere Strychnin zu geben. Am Abend vorher hatte es noch mit Behagen eine schöne Wurst gefressen; in ein Stück von ebensolcher Wurst ward nun Strychnin gethan, doch so, daß es nicht äußerlich bemerkbar war. Das Tier war aber nicht mehr zu bewegen, diesen Bissen anzurühren; es konnte nicht mehr schlucken. Dann ward Blausäure in Erwägung gezogen; aber niemand mochte und durfte es wagen, dem sich in Krämpfen wälzenden Tiere das Cyankali zu injizieren, da die Gefahr der eigenen Berührung mit dem sofort tötenden Gifte dabei zu groß war. Indessen steigerten sich die Qualen des armen Tieres, und so blieb denn schließlich keine andere Art seiner Erlösung übrig, als es zu erschießen. Ein richtig gezielter Schuß in nächster Nähe aus einem Revolver durchbohrte seine Hirnschale, durchdrang das Groß- und Kleinhirn, und das schöne Tier verendete unmittelbar. Nur noch ein einziger treuer und vielleicht wohl dankbarer Blick auf seinen Herrn, und es war tot; — es war erlöst von seinen Schmerzen und von der sein ganzes Leben es quälenden Furcht vor Schußwaffen.

12. April 1892. **Hübbe-Schleiden.**

Unendlichkeit

ist göttlich und auch menschlich. Das Unendliche ist unbegreiflich aber auch das wahre Menschenwesen ist uns unbegreiflich. Das wahrhaft Menschliche schließt das Göttliche ein. Der Mensch hat in sich Kräfte, die bis zur Unendlichkeit entwickelt werden können. Alle „Kinder Gottes" sind nicht nur sein „Ebenbild", sie tragen ihn selbst in sich, und dies sogar, trotzdem sie auch noch so sehr, ihren niederen Trieben folgend, das Wahre, Gute und Schöne in sich unterdrücken und verunstalten. Die bis heute weitaus überwiegende Neigung der Menschennatur ist auf das bloß Menschliche, wenn nicht gar Tierische gerichtet. Wie zu allen Zeiten so finden sich aber auch heutzutage Menschen, die ihr Sinnes ganz auf das Übermenschliche, das Göttliche, gerichtet haben; diese streben das Unendliche in sich zu verwirklichen.

Der „Himmel" ist ein Zustand unendlicher Reinheit und Vollkommenheit; dieser ist des Menschen Bestimmung. Und nur solange der Mensch dies noch nicht erkannt hat, richtet er sein Trachten noch auf niedere irdische Interessen, anstatt auf die geistige Vollendung, die er mit der Zeit erreicht und in der Ewigkeit vollendet.

Med. & Dayb. — 25. III., 92.

Bemerkungen und Besprechungen.

Autorität oder Selbstbestimmung?

Zur Beleuchtung der Kaiserrede.

Dies ist Titel und Inhalt einer bedeutungsreichen kleinen Schrift, die Findel in seinem eigenen Verlage herausgegeben hat.[1])

„Wir können nicht umhin (heißt es dort auf S. 7) zu gestehen, daß wir, obwohl wir einen durchaus entgegengesetzten Standpunkt vertreten, von dem kräftigen, entschlossenen Ton der Kaiserrede sympathisch berührt werden. Kraft ziert den Mann!"

Mit den politischen Gesichtspunkten dieser Schrift können wir uns hier nicht befassen; diese fallen nicht mehr in den Rahmen unserer Monatsschrift. Es sind dort aber einige sittlich-geistige Begriffe in so meisterhafter Weise klar entwickelt, daß wir wenigstens zwei dieser Sätze hier anführen wollen:

„Freiheit ist nicht Willkür, ihre Voraussetzung ist Handeln aus eignen Beweggründen; sie bildet somit einen direkten Gegensatz gegen das Prinzip der Autorität, welche um ihrer selbst willen gebietet und als eine uns fremde und äußere Macht Gehorsam fordert." ... (S. 13.)

Freier Wille ist bewußter Wille. — Vortrefflich ist aber ganz besonders die Kennzeichnung der verschiedenen Stadien auf der Bahn des Strebens nach Vollendung (S. 12):

„So gelangen wir zu den drei großen Richtungen der Gegenwart, zwischen denen jeder nach Einsicht und Gewissen wählen, entscheiden muß: 1. Gott oben, außer uns, als das Prinzip der Macht, dem gegenüber es nur knechtische Unterordnung giebt; 2. Gottlosigkeit (Atheismus) Vereinzelung der Menschen in getrennte (egoistische) Individuen ohne gemeinsamen Mittelpunkt, also Recht des Stärkeren, tierischer Kampf ums Dasein, Willkür; 3. Gott innen, als sittliches Gesetz oder Ideal, als Quelle des Rechten, Wahren und Guten, als gemeinschaftlicher, einigender Mittelpunkt."

Wir haben schon gewählt. Wie viele Jahre seines Lebens der eine und der andere von uns gebraucht haben mag, die ersten beiden

[1] Leipzig 1892, Verlag von J. G. Findel, 35 Seiten, 50 Pfg.

Stufen zu durchlaufen und zu überwinden, ist unwesentlich. Die „Sphinx" aber hat sich von Anfang an für die Verwirklichung des letzten Ideals entschieden. H. S.

Die Religion und Moral der Zukunft.

Der Glaube an die Wiederverkörperung der menschlichen Individualität und die Überzeugung, daß er bestimmt sei, einst der Grundstein einer neuen geläuterten Religion und Moral zu werden, ist bei keinem europäischen Kulturvolk der Gegenwart so lebendig, wie bei unseren westlichen Nachbarn. Diesen schönen Glauben haben die Franzosen von ihren Vorfahren, den alten Galliern, ererbt und durch das Denken „erworben, um ihn zu besitzen", und gerade ihm verdankt auch ihre Philosophie der letzten Jahrzehnte jenen frischen, jugendlichen, heitern, humanen und wahrhaft religiösen Charakter, der sie so vorteilhaft von der an Altersschwäche darniederliegenden, von Pessimismus und Atheismus infizierten deutschen unterscheidet.

Was ist denn — hört man immer fragen — an der Reïnkarnationslehre so Erhebendes und Anziehendes, daß man ein Volk oder einen einzelnen Menschen beneiden sollte, dessen Leben, Denken und Wirken von ihr durchdrungen und getragen wird?

In dem eben erschienenen hübschen Büchlein von Courtépée[1]), das uns eine genußreiche Stunde verschafft hat und hiermit bestens empfohlen sei, findet der Leser eine klare und bündige Antwort.

Gelten lassen, daß der Mensch mehr als einmal geboren werde, heißt, sagt Courtépée (S. 132, 142), die göttliche Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit anerkennen, welche keinen Sünder verwirft und auch dem moralisch tief Stehenden den Weg zur Vollkommenheit nicht absperrt, indem sie ihm die Möglichkeit giebt, sich in den nächsten Wiederverkörperungen zu bessern und somit die alten Schulden zu tilgen.

Ergebung, Hoffnung und Standhaftigkeit im Unglück; Demut und Bescheidenheit im Glück; Gelassenheit, Mitleid, Milde und Barmherzigkeit: diese für das Wohl und Seelenheil des Einzelnen und des Ganzen so unendlich wichtigen Tugenden fließen unmittelbar aus jener Anschauung und müssen, auf Grund derselben, ebenso leicht zum Ausüben sein, als sie jetzt den meisten schwierig und fast unnatürlich erscheinen.

Es ist ein Irrtum, daß die gangbare Unsterblichkeitslehre der christlichen Gottesidee und den Forderungen der Moral und Religion besser entspreche, als der von der Kirche nicht gelehrte, aber freilich auch nicht verbotene Glaube an die Wiederkehr der Wesenheit und die endliche Erlösung aller. Vielmehr ist das Gegenteil wahr.

Man kann — wie ja auch Leibniz und Lessing es versucht haben — die Vorstellung von den ewigen Höllenstrafen dialektisch, d. h. künstlich, äußerlich plausibel machen: immer aber wird sie, als eine barbarische

[1]) Pierre Félix Courtépée, L'unité de la vie passée, présente et future ou l'immortalité individuelle et collective. Paris 1892 (Petite bibliothèque de la „Lumière"), 218 Seiten in 16°.

und mit einer reinen Religion unvereinbare, unserer Vernunft widerstreben und unser Gefühl empören: eine nicht ewige Schuld kann Gott nicht ewig strafen wollen. Ebensowenig wird er freilich auch Verdienste eines kurzen Menschenlebens ewig und überschwänglich belohnen. Der ewige „Himmel" ist genau so vernunftwidrig und ungerecht, wie die ewige „Hölle". Außerdem aber hat die Lehre von der Fortdauer der Seelen in einem körperlosen, weltentrückten, glückseligen Zustande offenbar keine andere Quelle als den Egoismus, der selbst in seinen edelsten, d. h. weniger abstoßenden Formen nie die Triebfeder echter Moralität und die Grundlage einer reinen Religion sein kann, und den zu bekämpfen, ja, mit der Wurzel auszurotten die eigentliche Aufgabe aller Religion und Moral ist.

Wir sterben nicht, um gleich selig zu werden, sondern um — nach einer kurzen Rast — mit frischen Kräften und in neuer, besserer Gestalt wieder unsere Arbeit im Dienste der Menschheit und ihres Fortschritts aufzunehmen. Das letzte Ziel dieser Arbeit ist die Verwirklichung jener Ideale, die den Besseren aller Zeiten stets vorschwebten; mit einem Wort: die Gründung des „Gottesreiches", dessen Bürger alle je dagewesenen Menschen sein werden.

Wie oft muß man also ins Leben wiederkehren, bis man die Vollendung eines solchen Bürgers erlangt! R. K.

Aus Urdas Born.

Dies ist der Titel des neuesten Bandes im „Verein der Bücherfreunde", — „Schilderungen und Betrachtungen im Lichte der heutigen Lebensforschung" von Dr. Theodor Jaensch.[1]) Es sind dies naturwissenschaftliche Skizzen in idealistischem Sinne und gemeinverständlich geschrieben mit ebensoviel Geschmack wie Sachkenntnis. Auf eine innerliche Betrachtung der behandelten Gegenstände läßt sich der Verf. allerdings nicht ein, so wenig wie dies die Naturwissenschaft selbst thut. Dennoch empfehlen wir diese hübschen Darstellungen gerne, indem wir zugleich diese Gelegenheit benutzen, dem uns oft entgegengetragenen Mißverständnisse zu begegnen, daß wir Gegner der Naturforschung seien. Durchaus nicht! Ganz im Gegenteil erscheint uns die feinsinnige verständnisvolle Naturbetrachtung als eine sehr wünschenswerte Grundlage des innern Geisteslebens. Nur soll man die ungleich wichtigeren Gesichtspunkte des letzteren nicht über nebensächliche Einzelbetrachtungen der Naturforschung oder auch der Kulturforschung aus den Augen verlieren.

Weise wohl ist Wodan, wenn er blickt hinab
In Urdas Silberwoge.

Urda, Werdande und Schulda sind die Schicksalsmächte (die Parzen) in der Edda; Urda, das Gewordene, ist die Vergangenheit, Werdande ist die Gegenwart, und Schulda, das (Sein-) Sollende, die Zukunft.

Sehr hübsch ist gleich das erste, „botanische Märchen", womit Jaensch seine Skizzenreihe einleitet; besonders interessant und vielen Lesern neu wird aber auch die

[1]) Der Mitgliedbeitrag beträgt vierteljährlich 3,75 M, für geh. und 4,50 M, für geb. Lieferungen. Dafür werden jährlich 6 bis 8 Werke von zusammen etwa 150 Bogen geliefert. Wir verweisen hierzu auch auf den diesem Hefte beiliegenden Prospekt der Verlagsbuchhandlung von Friedrich Pfeilstücker in Berlin W.

letzte Studie über leibliche „Unsterblichkeit" auf Grundlage der Anschauungen von Wilhelm Preyer und August Weismann sein. Freilich wenn durch diese jemand sich verleiten lassen wollte, nun zu glauben, daß den menschlichen Persönlichkeiten keine Seelen zu Grunde lägen, welche nach dem Tode fortbestehen, dann wäre dies für ihn sehr zu beklagen. Aber darum handelt es sich hierbei nicht, sondern zunächst um etwas anderes, nämlich nur um die Erklärung der individuellen Vervollkommnung, wie sie sich in der Evolution schon anfänglich unzweifelhaft darstellt.

Auf den untersten Stufen der organischen Entwickelung ist höchst wahrscheinlich alle Fortbildung noch, ebenso wie in der anorganischen Welt, gebunden an die leibliche Fortdauer des individuellen Daseins. Die wissenschaftlichen Versuche, solche Andauer des individuellen Lebens nachzuweisen, sind ein bleibendes Verdienst der genannten Forscher. Sobald allerdings über das bloß organische Leben hinaus sich höhere Kraftpotenzen der Individualität entwickeln, haben wir es nicht mehr bloß mit physikalischer und physiologischer Kausalität zu thun; denn jede Kraftpotenz hat ihre eigen Daseinsebene, auf der die Kausalität in ihrer eigenen, besonderen Art fortwirkt. So geht schon die Organbildung über die Ebene der einfachen Lebensfortdauer im Keimplasma hinaus. Noch höher liegt die individuelle Willensausbildung im Tierreich, und noch wieder höher liegt die seelisch-geistige Entwickelung der menschlichen Persönlichkeit. Auch diese aber ist ebensowenig möglich ohne Fortdauer eines Wesenskerns der geistigen Persönlichkeit, wie die Entwickelung des einfachen Zellenlebens ohne Fortdauer des Lebens im Keimplasma. H. S.

Die Seherin von Prevorst im Hachschlaf.

Diese neueste Darstellung der Frau Hauffe, der Somnambule Justinus Kerners, welches Bild von Gabriel Max wir im Märzhefte (S. 86) schon erwähnten, war unter andern auch in Prag in der Kunsthandlung von Nicolaus Lehmann ausgestellt und hat dort in künstlerisch maßgebenden Kreisen berechtigtes Aufsehen und allgemeine Bewunderung erregt. Es ist darauf vom Kunstverein von Böhmen für die Gemäldegalerie im Prager Rudolphinum angekauft worden N. L.

Spiritistischer Familienkreis.

Selbstüberzeugung von der Unsterblichkeit.

Die Zahl der spiritistischen Kreise in Deutschland und in Österreich hat sich in den letzten Jahren erheblich vermehrt. Ich kenne größere Ortschaften, in denen im Winter wenigstens ein Viertel der Erwachsenen „Zirkel sitzt". Es ist daher eine Schrift, wie die vorliegende, die eine genaue Anleitung zur Errichtung und Leitung spiritistischer „Zirkel" giebt, ein wahres Bedürfnis geworden, und man kann Hans Arnold und seinem Verleger Spohr nur dankbar sein, daß sie dieses Bedürfnis jetzt durch einen gut geschriebenen und ausgestatteten „Leitfaden" befriedigt haben.[1])

Es liegt in der Natur der Sache, daß ein fertiger, harmonischer Kreis mit trefflichen Kundgebungen sich nicht nur aus Scheu vor dem Spott der Öffentlichkeit verborgen hält, sondern er schließt sich auch zumeist gerne vor Neulingen ab, die durch Teilnahme an solchem „Zirkel" die Praxis des Spiritismus erlernen möchten, weil die neu Hinzukommenden doch die notwendige Harmonie, auch bei dem besten Willen, mehr oder weniger stören und die mühsam erlangte Höhenstufe der Kundgebungen wieder herabdrücken. Die zahlreichen Personen, die solchen geistigen Verkehr zu

[1]) Wie errichtet und leitet man spiritistische Zirkel in der Familie? Ein Leitfaden für die selbständige Prüfung der mediumistischen Phänomene von Hans Arnold. Leipzig, Verlag von Max Spohr (ohne Jahrzahl), Preis M. 2.—

haben wünschen, aber die Herbeiführung desselben aus den oben genannten oder anderen Gründen in bereits bestehenden Zirkeln nicht erlernen können, werden an dem Arnoldschen Buche einen trefflichen und zuverlässigen Leitfaden haben. Befolgen sie die darin gegebenen Regeln genau, so wird ihnen auch der gewünschte Verkehr mit „Geistern" nicht ausbleiben. Daß der Verkehr dann auch ein geistiger werde und bleibe, dafür müssen sie freilich noch durch ihr eigenes Verhalten — während der Sitzungen nicht nur, sondern auch in ihrem Leben überhaupt — Sorge tragen.

Was den Menschen am meisten nötig ist, das ist die Überzeugung von der persönlichen Unsterblichkeit der Seele. Denjenigen nun, welche Vernunft-Gründen unzugänglich sind und auch nicht glauben können — und das sind die meisten —, bleibt nur der praktische Versuch durch den Verkehr mit den Abgeschiedenen. Wie sie denselben erlangen können, auch wenn sie die spiritistische Litteratur gar nicht kennen und der Beihilfe erfahrener Spiritisten entbehren, das eben lehrt ihnen Hans Arnold in dieser seiner Schrift. **Leopold Engel.**

In Hans Arnolds Leitfaden für die selbständige Prüfung der mediumistischen Phänomene: „Wie errichtet und leitet man spiritistische Zirkel in der Familie?" ist, wie es scheint, die Erfahrung einer vieljährigen spiritistischen Praxis verwertet. — Das Schriftchen behandelt mit anerkennenswerter Gründlichkeit alle wichtigen Fragen, die denjenigen, welche zum erstenmale den Boden des Okkultismus betreten, auftauchen. Unsere zur philosophischen Betrachtung, mehr als zum praktischen Versuch, hinneigende deutsche Eigenart besitzt nicht jene Geduld und Ausdauer im Probieren und Immer-wieder-probieren einer Sache, welche den Engländer und namentlich den Nordamerikaner zum Erfinder par excellence befähigen. Gerade aber diese uns Deutschen im allgemeinen mangelnde Eigenschaft der zähen Ausdauer ist notwendig zum Bilden erfolgreicher Zirkel. In Deutschland hört man fortwährend in Okkultistenkreisen den Stoßseufzer: „Ja, wenn wir nur erst Medien hätten!" Und da wartet man denn lieber, bis endlich einmal so ein aus dem Auslande versprengtes Medium auftaucht und Sitzungen ankündigt zu Preisen, die sich heutzutage nur die Berühmtheiten der medizinischen Fakultäten für eine Konsultation zahlen lassen. — Help yourself! ist unser Rat den deutschen Okkultisten gegenüber. Entwickelt euch eure Medien selbst! — „Wie denn? Und dauert das nicht viel zu lange?" — Versucht es nur, es wird schon gehen; aber zuerst studiert das spiritistische ABC von Hans Arnold! **Dhd.**

Materialismus oder Spiritismus?

Die Überlegenheit des letzteren über den ersteren, sobald es sich um eine Ergründung des Menschenwesens handelt, ist schon so oft in Schriften und auch fortwährend in diesen unsern Monatsheften nachgewiesen worden, daß man nachgerade denken könnte, es müsse nun der Worte wohl genug sein, und man könne kaum noch etwas Neues über diese Lebensfrage vorbringen; es bleibe eben nur noch übrig für alle, die dieser Beweisführung noch bedürfen, daß sie selbst sich durch die That, durch spiritistische Versuche, von der Wahrheit der Thatsache des persönlichen Fortlebens überzeugen. Dennoch halte ich diejenige der neuesten Schriften von Hans Arnold, welche als Titel die Frage unserer Überschrift trägt[1]), für nichts weniger als überflüssig und auch für eine der besten und gemeinverständlichsten über diesen Gegenstand. Derselbe ist hier als Erzählung in lebendige Gesprächsform eingekleidet; und treffend sind darin geschildert die Wandlungen einer Menschenseele bei der Ausbildung

[1]) Hans Arnold: Materialismus oder Spiritismus? Aufzeichnungen aus dem Leben eines Unbekannten. Leipzig, Max Spohr, 1892. Preis M. 2,80.

des Kindergiaubens, bei ihrem Eintauchen in den Schlamm des theoretiſchen und praktiſchen Materialismus und bei ihrer endlichen Erlöſung aus dieſer eignen Höllenqual. Übrigens iſt es ja gerade Arnold, der jetzt durch ſeine gleichzeitig in demſelben Verlage herausgegebene Schrift: „Wie errichtet und leitet man ſpiritiſtiſche Zirkel in der Familie?“ zum praktiſchen Selbſtſtudium angeregt hat. In der That iſt jene andere, uns hier vorliegende theoretiſche Schrift nur die notwendige Ergänzung dieſer praktiſchen, jene das Weſen, dieſe die Technik behandelnd.

Beide Schriften ſähe ich gern in den Händen eines jeden, dee ſich noch nicht völlig und unzweifelhaft davon überzeugt hat, daß das perſönliche Bewußtſein nach dem Tode irgendwie fortlebt und daß ein Verkehr mit den „Verſtorbenen“ möglich iſt. Eine andere Frage freilich iſt die, ob ſolcher Verkehr auch immer heilſam iſt, ſei es für die Verſtorbenen oder ſelbſt für die Überlebenden. Allen denjenigen aber, die nur deshalb an ein Fortleben nicht glauben, weil ſie bloß einſeitig an den materialiſtiſchen Thatſachen haften blieben und die ſpiritiſtiſchen nur durch entſtellende Berichte einer feindſeligen Preſſe kennen, allen dieſen möchte ich die Bücher Arnolds warm empfehlen.

Das Eine muß jedoch als unerläßliche Bedingung hier betont werden. Wer ſich von irgend einer Wahrheit überzeugen will, muß ſie mit aufrichtigem guten Willen ſuchen. Wer von vornherein ſich einredet, die Sache müſſe ganz ſo ſein, wie er ſie haben möchte, und wer nicht zunächſt in unbefangener Prüfung ohne Vorurteil auf die ihm dargebotenen Anſchauungen eingehen will, für den iſt alles „Forſchen“ nicht bloß Zeitvergeudung, ſondern auch Verhärtung und Verdummung! H. S.

Der geſchichtliche und der ideale Fauſt.

Wir ſind von einigen unſerer Leſer brieflich darauf angeredet worden, warum wir in unſeree Monatsſchrift, die doch dem Idealismus dient, uns mit einem ſo wüſten Gegenſtande befaſſen, wie die Berichte über die ſo widerwärtige Perſönlichkeit des Zauberers Fauſt, der für die größte deutſche Dichtung doch nicht viel mehr als den Namen hergegeben hat. — Uns wundert, daß nicht alle unſere Leſer dies herausgefunden und uns nachempfunden haben. Wirkt das Schöne nicht doch erſt durch den Kontraſt des Häßlichen?! Wenn alles ideal iſt, dann giebt es kein Ideal mehr; deshalb aber wird einem das Ideal erſt recht wertvoll durch den Vergleich mit ſeinem verzerrten Gegenſtück. Daß jedem unſerer Leſer jenes edle Menſchenbild vertraut iſt, welches Goethe uns in ſeinem „Fauſt“ vorführt, das dürfen wir wohl annehmen. Kann dieſes Lebensbild allein zum idealen Streben anregen, ſo wird auch das abſchreckende Fratzenbild des „zaubernden“ Hochſtabiers Fauſt nur nach der gleichen Richtung hin wirken können.

Heutzutage aber hat für uns dies letztere Bild noch weiter zweifach einen beſonderen Wert: Es mag zur Warnung allen denen dienen, die in thörichter Wunderſucht den überſinnlichen Thatſachen nachjagen, nur um ihr Senſationsbedürfnis zu befriedigen, oder die gar dem eitlen Wunſche Raum geben, mehr zu können als andere, und als etwas Beſonderes angeſtaunt zu werden, ſei es nun als Medium oder als hypnotiſierender Zauberkünſtler. — Ferner jedoch bietet ſich in dieſem „Zauberer“ Fauſt hier auch eine Delikateſſe für den heutigen Alltags-Realismus, der in ſeiner ſogenannten Kunſt und Dichtung ſich nicht über die ſchmutzige Wirklichkeit erheben will und kann. Mag jetzt der Leſer dieſe Wirklichkeit des Fauſt ververgleichen mit der von Goethe gezeichneten Ideal-Natur! Es kann dann danach jeder leicht entſcheiden, ob er der jetzigen platt-realiſtiſchen Geiſtesſtrömung in unſerer jüngſten Litteratur und Malerei den Vorzug geben will oder der Wahrheit des Ideal-Naturalismus aller wirklichen großen Künſtler, Dichter und Weiſen. H. S.

Anregungen und Antworten.

Eigener Geist oder fremde Geister?

An den Herausgeber. — Bezugnehmend auf Ihre Aufforderung in den Heften der „Sphinx" erlaube ich mir, Ihnen einige Zeilen zu unterbreiten behufs Aufnahme in die neue Abteilung: „Anregungen, und Antworten".

Ich wurde als Materialist zum Spiritismus und von diesem gelegentlich zum Antispiritismus bekehrt. Als ein Kind unserer Zeit war auch ich der realistischen Strömung verfallen und hatte den Glauben an eine intelligible Welt und an eine individuelle Seele längst zum alten Eisen geworfen. Da schlug um das Jahr 1880 der „spiritistische Schwindel" in der Trautenauer Gegend, in der ich damals lebte, stark um sich; ich wurde — meine Stellung erlaubte es bei dem herrschenden Terrorismus gegen die Spiritisten nicht — nur so „unter der Hand" Zeuge einiger Erlebnisse in einem „Zirkel". Verblüfft zog ich mich, da man mir das Gefährliche meines Beginnens von maßgebender Seite klar legte, vom Zirkel zurück, und obwohl ich die Ansicht der Spiritisten über die Natur der Kundgebungen mit Vorsicht aufnahm, so bekam doch mein Glaube an die Unfehlbarkeit der modernen Päpste „Büchner und Vogt" ein großes Loch. Keine Ahnung davon, daß über die wunderbaren Erscheinungen, deren Zeuge ich gewesen, eine umfangreiche Litteratur bestehe, dachte ich kaum mehr an die Sache, mich lediglich mit der Unerklärlichkeit der Phänomene zufriedenstellend, bis nach Jahren mein durch die Trautenauer Ereignisse für Mystik rege gemachter Geist auf die spiritistische Litteratur gelenkt wurde. Die von mir zuerst gelesenen Werke Kardecs, sowie diejenigen geistesverwandter Schriftsteller waren allerdings geeignet, mich zum gläubigen Spiritisten zu machen. An der Richtigkeit der aus realen Thatsachen gezogenen Konsequenzen Kardecs und Konsorten nicht mehr zweifelnd, nahm ich das verlockende Evangelium dieses modernen Propheten mit Befriedigung in mir auf, obzwar die zu vielen Reminiscenzen an Ormuz und Arrihman einen Mißton in der Weltanschauung Kardecs nicht verkennen lassen. Das Widersprechende in den spiritistischen Offenbarungen, selbst in Kardinalfragen, einerseits mußte die Halt- und Wertlosigkeit solcher Kundgebungen ans Licht ziehen; anderseits aber wurde durch die Arbeiten erleuchteter Denker (Heilenbach, Du Prel) auf dem Gebiete der Transcendental-Psychologie das geheimnisvolle Subjekt im Menschen mit Kräften ausgerüstet gefunden, die die vage Theorie der Spiritisten zum mindesten als überflüssig, wenn nicht gar für die Sache verderblich, erscheinen lassen. Doch das sind Sachen, die jeder weiß. Eine Frage die sich vielleicht mancher Leser der „Sphinx" gestellt und deren Lösung von Interesse sein dürfte, ist die: Wenn das transcendentale Subjekt, sagen wir in den meisten Fällen, die Quelle der spiritistischen Erscheinungen ist, wie kommt es dann, daß die sich kundgebende „Intelligenz" sich immer unter dem Namen eines sogenannten Verstorbenen einführt, niemals aber, was doch ganz natürlich und der Sache förderlich wäre, sich

als das unserer Erscheinung zu Grunde liegende Geistesweſen kundgiebt, das in dramatiſcher Spaltung ſich mit ſeinem durch den Organismus zu Stande gebrachten tagwachen Sinnesbewußtſein unterhält?

Kann vielleicht jemand darüber eine befriedigende Antwort geben?

Wöllsdorf, am 25. Feber 1892. **Eduard Riesner.**

Idealismus und Vernunft.

An den Herausgeber. — Sie ſind Idealiſt?! Was iſt Idealismus? Nun, es iſt doch jenes Streben, jenes Kämpfen und Ringen, jenes Suchen nach Wahrheit, jenes freudige Bekenntnis, jener Jubelruf des freien Geiſtes: „Wahrheit und Vollendung ſind nur bei dir, du großer Gott, allein!“ In dem Eingangsgedichte des Märzheſtes „Hinauf“ und in Ihrem Aufſatze „Das Streben nach Vollendung“ iſt ausgeſprochen, was aller Idealiſten Herz bewegt, empor zum Äther zieht. Es lebt ein Gott hoch über uns und aller menſchlichen Schwäche und Thorheit, ein ewig ſchaffender, nie begriffener Weltgeiſt, und unſere unſterbliche Seele iſt ſein und muß zurück zu ihm, zum Licht. Sie laſſen nun die großen Geiſter Goethe, Kant, Leſſing ꝛc. für die Unſterblichkeit ſprechen und äußern dann ſelbſt Ihre Anſichten über Vollendung nach dem Tode ꝛc. Dabei kommen Sie zu dem Ergebnis, daß wir in einem Menſchenleben nicht reif werden können zum Licht, daß nur durch Wiederverkörperung, durch mehrmaligen Eintritt in das leibliche Daſein jener Grad von Vollendung erreicht wird, der uns frei und bereit macht zum Aufſchwung nach den Sternen. „Wer dieſes Ziel in ſeinem gegenwärtigen Leben nicht erreicht, wird ſo lange mittelſt Wiederverkörperung vor dieſelbe Aufgabe dieſes leidenvollen Daſeins geſtellt werden, bis endlich auch in ihm das Erlöſungsbedürfnis voll erwacht und ihn zu göttlicher Vollendung führt ꝛc.“ „Wiederverkörperung iſt die gegebene Vorausſetzung des Strebens nach Vollendung.“ Ich liege mir dieſe Ihre Worte ſo aus: Sicher iſt, daß der Menſch in dieſem Leben nicht jenen Grad göttlicher Vollendung erreicht, der ihn reif macht zum Licht; ſicher iſt es auch, daß wir je nach dem Stande unſerer geiſtigen Vollkommenheit und ſittlichen Reife eine längere oder kürzere Zwiſchenzeit, eine Läuterungs- und Prüfungszeit durchmachen müſſen, ehe wir zu Gott gelangen können. Aber ſicher iſt auch, daß in metaphyſiſchen Dingen der Menſch verzweifeln muß. Da müſſen wir mit dem ringenden „Fauſt“ bekennen:

„und ſehe, daß wir nichts wiſſen können“.

Nun treten Sie aber auf mit der beſtimmt vorgetragenen Behauptung der Wiederverkörperung. Da kann ich Ihnen nicht folgen und weiß überdies, daß viele mit mir Ihre Anſicht nicht teilen. Was nach dem Tode mit uns vorgeht, wer weiß es? Wer will ſich vermeſſen und ſagen: „Ich weiß es!“ Nur das Eine wiſſen wir Idealiſten und hoffen es zuverſichtlich, daß einſt wir ſollen frei werden, daß einſt fallen werden alle Schleier, die hier die Wahrheit uns verhüllen, daß wir Geneſung trinken werden am ewig ſprudelnden Urquell alles Seins, daß einſt wir alle Rätſel löſen werden, alle Fragen des dunklen Erdendaſeins. Gewiß, wir können hier nicht vollkommen werden, und darum müſſen wir alle eine Zwiſchenzeit durchleben, um doch endlich eingehen zu können zu Frieden und Ruhe!

Sie ſelbſt haben in Ihrem Programm geſagt: „Wir bilden uns nicht ein, zu wiſſen, was das Weſen aller Dinge iſt; wir wiſſen vielmehr, daß kein Sterblicher die reine Wahrheit weiß, noch wiſſen kann;“ aber trotzdem treten Sie mit der Hypotheſe der Wiederverkörperung auf und ſtellen ſie als ſicher hin. Wir ſind eben noch in der Welt und ſind noch gefangen in den Banden dieſes Daſeins. Und doch, das iſt wieder unſer Glück! Denn wüßten wir ſchon jetzt das Weſen aller Dinge, dann

brauchten wir nicht mehr zu kämpfen und mit „saurem Schweiß" zu sagen, was wir nicht wissen, dann wären wir schon wie Gott und würden uns schwerlich ihm, dem Großen, Unerforschlichen, Erhabenen demütig unterordnen. Doch eben dieser Kampf, dieses heiße Ringen zum Licht soll unsere Kräfte stählen und entfalten, soll uns würdig und fähig machen, einst genießen zu können das hohe Glück, Gott gleich zu sein.

Aber wozu die vielen Worte?! Im allgemeinen stehe ich ja doch auf Ihrer Seite und bekenne mit Ihnen, daß es hier keine Vollendung giebt für uns, und daß wir deshalb durch eine Zwischenstation hindurchmüssen noch vor unserem Endziel, auf der wir noch einmal all' unsere Kräfte sammeln können zum letzten Stück des Weges, auf dem wir ablegen müssen alles, was noch Unvollendetes an uns ist, was noch an Staub erinnert, um dann reif und frei, im festlich glänzenden Gewand eingehen zu können zum „himmlischen Jerusalem", dem Ziel und Ende unserer Pilgerschaft. Sie aber, hochverehrter Herr, wollen noch das Wie und Wo dieser Zwischenstation kennen; ich stehe still wie vor einem verschleierten Bild und bekenne mit Faust, daß wir nichts wissen können.

Wittenberg, den 22. März 1892. S. Th.

Idealismus — möchte ich sagen — ist: seinem höchsten Ideal gemäß zu leben im Denken, Reden, Handeln. Warum soll aber dies Ideal ein negatives sein?! Warum soll ich von vornherein sagen: mein Ideal ist, etwas nicht wissen zu können?! Die vollendete, abstrakte Wahrheit ist freilich bei der Gottheit allein; sie ist die Gottheit. Aber ist nicht eben diese göttliche Vollkommenheit das Ziel unseres Strebens?!

Mir scheint, daß ich meine Vernunft nicht dazu habe, um mich träge und trotzig mit dem alten Verzweiflungssatze zu begnügen, „daß wir nichts wissen können". Diesen legt Goethe seinem „Faust" ja auch nur anfangs in den Mund, ehe er durch das Leben zur Vollendung kommt. Ich meine aber, daß uns nichts besser als eben die Vernunft-Erkenntnis aus der Hölle des im Finstern tappenden Pessimismus retten kann, der nur deshalb verzweifelt, weil er nicht die vollkommene Gerechtigkeit und Liebe der Weltordnung gegenüber jeder einzelnen Individualität erkennt.

Ich löse mir dies Rätsel der anscheinenden Ungerechtigkeit der Weltordnung durch die alt-indische Philosophie. Eine andere die Vernunft befriedigende Erkenntnis ist mir bisher nicht bekannt geworden. Weiß jemand eine solche, so bitte ich ihn, sich damit zu melden. Sollte ich selbst je irgend eine bessere Lösung finden, so würde ich sicher mit derselben nicht zurückhalten. H. S.

Korschelts Äther-Strahlapparate.

An den Herausgeber. — Gestatten Sie, daß ich auf Ihren Artikel „Die Sonnenäther-Strahlapparate" im März-Hefte der „Sphinx" mir einige Bemerkungen erlaube.

Herr Professor Kapp hierselbst, welcher sich lebhaft für den genannten Apparat interessiert und mit Herrn Professor Korschelt deshalb mehrfach korrespondierte, teilt meine Ansichten in diesem Punkte vollkommen.

Die Wirksamkeit des Apparates ziehe ich keinen Augenblick in Zweifel, möchte aber doch einen Unterschied gemacht sehen in dem Vergleich zu der Wirksamkeit des Heilmagnetismus. Zunächst sind es doch wohl zwei verschiedene Kräfte, die entwickelt werden, hier eine mechanische, dort eine organische. Die lebendige Nervenkraft von Mensch zu Mensch erscheint mir keineswegs in allen Teilen ersetzbar durch einen Apparat. Was nun die Gefahren der magnetischen Behandlung betrifft, von welchen

Sie ſprechen, möchte ich mir angeſichts meiner eigenen Erfahrung in zehnjähriger Praxis und derjenigen meines im 78. Lebensjahre ſtehenden Schwiegervaters, Herrn Kramer, einiges zu erwidern erlauben. Erſtens ſagen Sie, „die Kraft des Magnetiſeurs erſchöpfte ſich“. Wo dieſer Fall eintritt, verbietet ſich das Ausüben der Praxis. Bei meinem Schwiegervater und mir aber z. B. hat ſich die Kraft gerade durch die langjährige Anwendung geſteigert, gleich dem in Gebrauch befindlichen Mineralmagneten, gegenüber dem unthätigen. Zweitens ſprechen Sie von den Gefahren der Krankheits- und Charakterübertragung auf den Magnetiſeur oder den Patienten. Ein auf ſich übertragender Magnetiſeur denke ich, ſollte ebenfalls nicht Praxis ausüben. Weder Herrn Kramer, noch mir iſt ſolcher Fall gegenſeitiger Übertragung je vorgekommen.

Im großen und ganzen habe ich die feſte Überzeugung, daß die urſprüngliche Nervenkraft als Heilmittel nicht durch einen Apparat völlig erſetzt werden kann.

Düſſeldorf, den 23. März 1892. **L. Tormin.**

*

In einem Aufſatze über meine Sonnen-Äther-Strahlapparate in „Zur Guten Stunde“, 1891/92, Heft 14, ſage ich:

„Nach zahlreichen Verſuchen iſt die Wirkung des Apparates und des Heilmagnetiſeurs auf dieſelben Perſonen ſtets die gleiche, ſo daß alſo hiermit zum erſtenmal eine phyſikaliſche Erklärung des bisher ſo rätſelhaften Heilmagnetismus gegeben iſt. Ein Heilmagnetiſeur iſt eine Perſon, welche imſtande iſt, poſitive Ätherteilchen gleichgerichtet von ſich, namentlich von den Fingerſpitzen, auszuſtrahlen. Je nach der Herkunft der Ätherteilchen, je nachdem ſie nämlich vom Heilmagnetiſeur aus der Atmoſphäre angezogen und wieder ausgeſtrahlt werden oder durch Abſchlenderung aus den Molekülen des eigenen Körpers, beſonders der Haut, ausgeſtrahlt werden, giebt es alſo zwei Arten Heilmagnetiſeure: ſolche, die mit fremder, und ſolche, die mit eigener Kraft arbeiten. Das ſtimmt auch mit der Erfahrung. Manche Heilmagnetiſeure können nämlich viele Perſonen hintereinander behandeln, ohne beſonders erſchöpft zu werden, das iſt die erſte Art, und andere werden von wenigen Behandlungen ſtark erſchöpft, das iſt die zweite Art. Die erſte Art wirkt rein mechaniſch und in keiner Weiſe anders, als eine Äther-Strahlſcheibe; bei der anderen macht ſich aber noch eine feinere, pſychiſche Einwirkung geltend.“

Letztere wird natürlich auch bei der erſten Art, zu welcher alle längere Zeit berufsmäßig den Heilmagnetismus ausübenden Perſonen gehören müſſen, nie ganz fehlen. Trotzdem beruht die Hauptwirkung ſolcher ausdauernder Heilmagnetiſeure auf ihrer Fähigkeit den atmoſphäriſchen Äther gleichgerichtet auszuſtrahlen, und es iſt doch wenigſtens die Möglichkeit vorhanden, daß Heilmagnetiſeur und Strahlſcheibe identiſch wirken, daß der Heilmagnetiſeur alſo eine lebendige Strahlſcheibe iſt.

Wenn das ſo iſt, ſo muß auch ein ſolcher mit fremder Kraft arbeitender Heilmagnetiſeur in ſeiner Wirkung vom Wetter abhängig ſein, weil die Zahl der Ätherteilchen in der Atmoſphäre ebenfalls vom Wetter abhängt, d. h. bei gutem Wetter groß, bei ſchlechtem Wetter gering iſt. Das hat nun auch z. B. Hanſen von ſich behauptet, wie in Zöllners „Wiſſenſchaftlichen Abhandlungen“, die mir augenblicklich nicht zur Hand ſind, irgendwo zu leſen iſt.

Leipzig, den 30. März 1892. **Oskar Korscheit.**

*

Auf mehrere bei mir eingelaufene Anfragen erwidere ich hier, daß auf alle die, welche für mesmeriſche (heilmagnetiſche) Beeinfluſſung nicht empfänglich ſind, wohl auch die Äther-Strahlapparate keine ſehr merkliche Wirkung ausüben werden.

Hübbe-Schleiden.

Weſen und Form.

An den Herausgeber. — Geſtatten Sie mir in Bezug auf Ihr Werk, „*Luſt, Leid und Liebe*“ wegen eines Punktes anzufragen, der mir einer Aufklärung zu bedürfen ſcheint.

Die fortdauernde Individualität erſcheint in den verſchiedenen Ausdrucksweiſen verſchiedener Stellen bald als der beharrende Weſenskern oder ſubſtantielle Faden, an dem die wechſelnde Entwickelung der Formen verläuft, bald als die ſich im Wechſel der ein- und austretenden Stoffe behauptende Form. Im erſteren Falle iſt es die (wenn auch nur relativ zu verſtehende) Subſtanz im Vergleich zu den wechſelnden Accidentien an ihr, im letzteren Falle dagegen ein (wenn auch nur relativ) konſtantes Accidens, das im Wechſel der unter ihm fortlaufenden Subſtanzen ſich erhält.

Ihre Beweiſe oder Beiſpiele oder Analogien (wie die Meereswelle) ſprechen *nur für die letztere* Auffaſſung; wo Sie aber auf die metaphyſiſchen Konſequenzen Ihrer Beweisführung übergehen, vertauſchen Sie die letztere Auffaſſung unvermerkt mit der erſteren, die doch das gerade Gegenteil bedeutet. Beide Auffaſſungen ſchließen ſich meines Erachtens aus; gilt die eine, ſo gilt die andere nicht, und umgekehrt. Wollen Sie trotzdem eine Syntheſe beider, ſo müßten Sie erſt den Gegenſatz herausarbeiten und dann ſeine Überwindung zeigen, während er jetzt verſchleiert wird. Wollen Sie keine Syntheſe, ſo müſſen Sie ſich für die eine Seite der Alternative entſcheiden. Wählen Sie die letztere, ſo fallen Ihre metaphyſiſchen Konſequenzen hinweg; wählen Sie die erſtere, ſo fällt die Beweiskraft der gewählten Beiſpiele und Analogien hinweg. H. E.

Einen Gegenſatz der Betrachtungsweiſe, wie er hier aufgeſtellt wird, kann ich als *Moniſt* (im geiſtigen Sinne des Wortes) durchaus nicht für berechtigt anerkennen. Jede dualiſtiſche Unterſcheidung von Weſen und Form iſt für mich *ganz unmöglich*. Will man meinen Monismus eine „Syntheſe“ nennen, ſo habe ich nichts dagegen; das iſt eine theoretiſche Formfrage, die nebenſächlich iſt. Für mich ſind aber *Weſen* und *Form* immer *eines und dasſelbe*; in der Form iſt ſtets das Weſen ganz enthalten; ſie *iſt* das Weſen, indem ſie es darſtellt, und daher beſteht die Dauer und die Kontinuität des Weſens auch allein in denen der Form. Aber freilich fragt es ſich: was iſt *Form*?

Natürlich iſt die *Form* niemals ein „Accidens“, ein Baumaterial, wie ich deutſch ſagen möchte; ſie bildet ſich vielmehr nur jeweilig als *Summe* aller augenblicklichen, fortwährend wechſelnden, äußeren und innerlichen, „ſtofflichen“ und „geiſtigen“ Accidentien, aus denen ſie beſtändig ſich umbildend und neubildend ſich aufbaut. In dieſem unausgeſetzten Wechſel ſolchen Materials ihrer „Eigenſchaften“ (im weiteſten Sinne des Wortes) beſteht alleln auch das *Weſen* der Individualität; denn dieſes iſt gerade unaufhörliche Veränderung, Entwickelung.

Wenn wir irgend eine Form für (relativ) unverändert bleibend halten, ſo wird ſolche Täuſchung nur dadurch hervorgerufen, daß wir begrifflich von den Einzelheiten abſtrahieren, daß wir alſo nur das Ganze, eben das *Weſen* als *Form*, in das Auge faſſen, nicht aber die unaufhörlich, ſchneller oder langſamer wechſelnden „Accidentien“; und es wechſelt auch nicht *jeden* Augenblick *jedes* Partikelchen, aber das relativ längere oder kürzere Verharren und Wechſeln irgend eines „Accidens“ betrifft mit der Form immer auch das *Weſen*, auf deſſen dynamiſch-kauſaler Kontinuität allein auch die Kontinuität der *Form* beruht.

Selbſtverſtändlich kann es ſich weder bei dem Begriffe „Form“, noch bei dem der „Accidentien“ bloß um ſolche Erſcheinungen handeln, die unſeren noch ſehr unvollkommenen, äußeren Sinnen *unmittelbar* zugänglich ſind. Das perſönliche Bewußtſein iſt z. B. eine hauptſächliche Teilſumme von Accidentien der menſchlichen Indivi-

dualität, die gewöhnlichen heutigen Normalmenschen aber können ein solches weder sehen noch betasten. Nach dem Tode des Körpers besteht nun meiner Anschauung nach sogar die Persönlichkeit ausschließlich als Bewußtsein fort, und den feinsinniger veranlagten Naturen kann ein solches Selbstbewußtsein sich dann auch telepathisch in der Gestalt seiner Selbstvorstellung sichtbar machen; in mediumistischen Sitzungen wird dies auch gröberen Sinnen zu teil, und die Gestalt solchen Bewußtseins der „verstorbenen" Persönlichkeit kann dann sogar wohl durch den Tastsinn wahrnehmbar gemacht werden.

Nebenbei bemerke ich nur, daß es ja auch so etwas wie einen Astralleib oder Ätherleib geben mag. Hierüber herrscht von alters her ein Streit zwischen dem Brahmatismus und dem Hinayana-System des Buddhismus; jener anerkennt einen solchen sukschma sharira, dieses nicht. Die Lösung dieser Frage in dem späteren Mahayana-System des Buddhismus, dem ich folge, kann man auch wohl eine „Synthese" nennen. Zu dem immanenten Monismus des Vedanta füge ich noch den transcendentalen hinzu.

Übrigens ist also niemals zu vergessen, daß kein Körper, weder der Zellenleib noch der Astralleib, selbst die Wesensform ist; er ist immer nur deren zeitweilige Darstellung, und der erstere noch überdies stets eine unvollkommene.

Ferner muß hier doch auch das wieder betont werden, daß nicht jedes Wesen, welches seiner Form nach eine Natureinheit ist (wie z. B. eine Welle), auch eine Wesenheit (Individualität) sei. Jede Wesensform stellt sich durch eine Summe vieler andern Formen, jede größere Einheit als die Summe vieler kleineren Einheiten dar. Nun kann die größere Einheit ebenso wie diese kleineren, aus denen sich ihr Körper aufbaut, eine selbständige Individualität (Wesenheit) sein; dies ist bei den Menschen, Tieren und Pflanzen der Fall, denen allen ebenso selbständige Wesenheiten zu Grunde liegen wie jeder Zelle ihrer Körper; und ebenso selbständige Individualitäten, wie es jede Zelle ist, sind auch die Moleküle, aus denen die Zelle wieder ihren Leib aufbaut. Die größere Einheit aber kann auch bloß ein Aggregat von Individual-Einheiten sein (der Wellenberg ist ein solches von Wassertropfen) oder auch eine Kolonie, ein Staat solcher Natureinheiten. Dieses nennt man einen Kormos. Ein solcher ist beispielsweise jeder Baum; ein Baum ist keine Pflanze, sondern ein Pflanzenstaat. Die Unterscheidungs-Merkmale für den einen und den andern Fall ergeben sich aus der Tabelle I meiner Schrift. Insofern also hier die durchlaufende Weise die den Weltprozeß durchlaufende Individualität veranschaulicht, ist sie kein Beispiel, sondern nur ein Gleichnis. **Hübbe-Schleiden.**

Milde.

Wer, voll Eigennutz, dem Schwachen wehe thut, der wird im Tode nicht Glückseligkeit erfahren. **Dhammapada** (131).

Der Wandervogel.

Kein Leiden giebt es mehr für den Vollendeten; die Lust hat ihn verlassen, seine Fesseln sind zerbrochen. Dem Wandervogel gleichend zieht er von Haus und Heim. **Dhammapada** (90, 91).

Schein und Sein.

Den Frömmlern erscheint Fasten als Leben; den Frommen das Leben als ein Fasten. **Persischer Spruch.**

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig. — Druck von Theodor Hofmann in Gera.

SPHINX

XIII, 76. Juni 1892.

Der Glaube des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Hellenbach.
(posthum.*)

Die Geschichte der Menschheit lehrt, daß das Gute nur durch das Übermaß des Schlechten zu stande gebracht wird, und daß der Grund dafür in dem Egoismus der Nationen, Dynastien und Individuen zu suchen sei, welche unbekümmert um die fremden Interessen und die Folgen in der Zukunft nur durch die Vorteile des gegebenen Augenblicks geleitet werden.

Die Verschiedenheit der Zeitepochen, der Kultur und Religion hat daran nichts geändert und darauf keinen wesentlichen Einfluß geübt. Die Geschichte der römischen und der französischen Republik, der asiatischen Despoten und abendländischen Cäsaren des Altertums, wie auch der englischen, türkischen und russischen Dynastien in diesem Jahrtausend, enthält fast nichts, als eine ununterbrochene Kette von Verbrechen und Grausamkeiten, von Intriguen und Korruption; die Formen sind mit der Zeit milder geworden, das Wesen der Sache ist geblieben. Das Volk wurde damals, wie jetzt, nur durch Gewalt und zeitliche Strafen im Zaume gehalten. Es muß immer so gewesen sein, weil die Religionsstifter, wenn auch vergeblich, bestrebt waren, durch Verheißung ganz unverhältnismäßiger Belohnungen und Strafen in einem anderen Leben dem unausrottbaren Egoismus einen edleren transcendentalen zu substituieren.

Nichtsdestoweniger haben sich alle geoffenbarten und nicht geoffenbarten Weltanschauungen als unzureichend diesbezüglich erwiesen, und

*) Diesem Aufsatze schließen sich noch sechs andere an, die mit diesem zusammen ein Ganzes bilden. Wir werden dieselben fortlaufend in diesen Heften zum Abdrucke bringen. Die Redaktion dieses Nachlasses hat gütigst Freiherr Dr. Carl du Prel übernommen. (Der Herausgeber.)

zwar wahrſcheinlich darum, weil man von der inneren Wahrheit dieſer Lehren und von der Unfehlbarkeit ihrer Verkünder nicht überzeugt war. Der Dieb und Mörder hofft der zeitlichen Vergeltung zu entgehen; wäre er vom Gegenteil überzeugt, ſo würde er wahrlich weder ſtehlen, noch morden. Die zukünftigen Belohnungen und Strafen genügten nicht einmal für die Gläubigen, zumal die Gottheiten durch Opfer und prieſterliche Vermittelung wieder ausgeſöhnt werden konnten.

Es giebt allerdings Beiſpiele von uneigennützigem Patriotismus auf dem Throne und im Volke, und, was bemerkenswert iſt, ganz unabhängig von Religion und Erziehung. Die Jungfrau von Orleans handelte frei von allem Ehrgeize aus reinem Patriotismus, denn ſie wollte nach der Krönung Karls VII auf dem Gipfel des Ruhmes in ihre Hütte zurückkehren und wurde nur gegen ihren Willen und zu ihrem Unglücke auch ein zweitesmal aufgehalten (als ihr Schwert brach). Dagegen erhielt das Scheuſal Nero eine vorzügliche Erziehung, während Heinrich IV unter Karl IX aufwuchs, die Bartholomäusnacht erlebte, dreimal ſeinen Glauben wechſelte und doch ein wohlwollender Monarch war. Die Charaktere ſind eben verſchieden. Wer aber von einer zukünftigen Vergeltung feſt überzeugt iſt, wird ſich höchſtens vorübergehend von der Leidenſchaft hinreißen laſſen, im großen Ganzen aber ſeine Lebensführung gewiß dementſprechend einrichten. Bis jetzt waren nur die zeitlichen Folgen maßgebend.

Rückſichtsloſer Egoismus heißt „gebotener Kampf ums Daſein“, rückſichtsloſe Ausbeutung eines Volkes durch das andere heißt „Patriotismus“. Gewaltthätigkeit, Hinterliſt, Betrug, in früheren Zeiten auch Mord, vollzogen durch die Staatsgewalt, iſt „Staatsraiſon“. Welche Verbrechen mohammedaniſcher und chriſtlicher Fanatismus begangen haben, iſt allbekannt; es geſchah im Intereſſe der Kirche. Die unzweifelhaft eingetretene Milderung der Sitten und Formen iſt aber gewiß nicht der Religion zuzuſchreiben, denn der Glaube an den göttlichen Urſprung derſelben war in früheren Zeiten allgemeiner als jetzt, und doch hat mit zunehmendem Zweifel die Humanität zugenommen. Aber auch in der Vergangenheit waren die Religionen nur für das Volk berechnet; für die Prieſter und Staatslenker waren ſie nicht maßgebend, wie die Geſchichte beweiſt.

Zoroaſter, der älteſte uns bekannte Stifter einer geoffenbarten Religion, perſonifizierte alles Gute und Schlechte in zwei Gottheiten. Das Nützliche und Schöne war das Werk des Ahuramasda, das Schädliche und Böſe das des Angramminjus; das erſtere ſolle man pflegen, das zweite bekämpfen. Seine Moral war ſchön und einfach, ſie wurde aber kaum befolgt, obſchon das irdiſche Leben nur die Folge einer Unvollkommenheit oder Verſchuldung der Seele, die Rückkehr zu Ahuramasda durch einen moraliſchen Lebenswandel bedingt und die Folgen böſer Handlungen geradezu fürchterlich waren, ſowohl in dieſem als in jenem Leben.

Die Geſchichte der Baktrier und Perſer beweiſt, daß Menſchlichkeit und Gerechtigkeit dennoch nicht geübt wurden; die maßgebenden Faktoren glaubten wahrſcheinlich nicht an die Exiſtenz oder die Mitteilung des

Ahuramasda. Der Glaube, den Moſes gelehrt, ſteht hinter jenem Zoroaſters weit zurück. Jehova war ein fürchterlicher Gott, doch darf man nicht überſehen, daß Moſes an der Spitze eines ſo verwahrloſten Volkes ſtand, daß er die aus Ägypten wandernde Generation durch einen vierzigjährigen Aufenthalt in der Wüſte abſterben ließ, weil er ſie nicht für geeignet hielt, ein Land zu erobern und einen Staat zu gründen. Niemand wird behaupten, daß der jüdiſche Glaube einen günſtigen Einfluß auf deſſen Anhänger geübt habe. Weder die Aſſyrer, noch Ägypter, noch Römer ſind auf die Juden gut zu ſprechen. Die Verbrecher-Statiſtik der neuen Zeit weiſt nach, daß im Verhältnis zur Bevölkerung das jüdiſche Element faſt das zehnfache Kontingent liefert, insbeſondere was das von Moſes klar ausgedrückte Verbot des „falſchen Zeugniſſes“ betrifft. Hierbei iſt zu bemerken, daß dieſes Mißverhältnis gerade im Lande des formell orthodoxen Judentums zu Tage tritt, in Öſterreich. Moſes war ſo, wie Mohammed, weit mehr ein zielbewußter Geſetzgeber als ein inſpirierter Prophet.

Nicht anders ſteht es mit den Lehren der Brahmanen. Die Reformation des indiſchen Glaubens durch Buddha kann inſofern zu den geoffenbarten Religionen gezählt werden, als dieſer behauptete, ſich aller ſeiner früheren Exiſtenzen zu erinnern, wodurch ihm die Nichtigkeit und Wertloſigkeit des Lebens klar wurde, deſſen er ſich durch ein beſchauliches Leben zu entledigen hoffte. Buddha verhält ſich zu dem alten Glauben der Brahmanen (welche denſelben Mißbrauch von ihrer Stellung machten, wie die Prieſter der katholiſchen Kirche) etwa wie Luther zum Papſttume. Den Egoismus der Gläubigen hat aber auch der Buddhismus nicht einzuſchränken vermocht, obſchon nach ihm nur eine ſelbſtloſe Aufopferung vom irdiſchen Leben befreien konnte. Die Lehren Zoroaſters, Moſes' und Buddhas tragen keine Schuld; denn Chriſtus hat gewiß eine Lehre voll Nächſtenliebe aufgeſtellt, wie ſie nach Beſeitigung der meiſten Evangelien und nach Redaktion der übriggebliebenen auf uns gekommen iſt. Und was hat die Kirche aus ihnen gemacht! Die Thaten der Sultane verſchwinden gegen die Grauſamkeiten und Anmaßungen der Päpſte, und wenn der Glaube auf die vermeintlichen Stellvertreter Chriſti keinen Einfluß geübt, ſo war ein ſolcher auf die übrigen Gläubigen nicht zu erwarten. Buddha und Chriſtus ſchufen Religionen des Troſtes für Leidende, ihre Anweiſungen auf die Zukunft haben ſich aber als ein zu ſchwaches Motiv erwieſen, den Egoismus zu vernichten. Mohammed lehrte den Fatalismus und verſprach den im Kampfe Gefallenen ewige ſinnliche Freuden, um ein kriegeriſches eroberndes Volk heranzuziehen, was ihm auch vollkommen gelang; denn in hundert Jahren hatten die Araber vom Euphrat bis ans atlantiſche Meer alles erobert, ſelbſt Spanien unterworfen; was er an Moral gelehrt, wurde von ihm ſelbſt nicht immer, geſchweige denn von den Gläubigen, beachtet. Er war ein ſehr ſinnlicher Menſch, und wenn ſeine Leidenſchaften mit ſeiner Moral und Geſetzgebung in Konflikt gerieten, ſo erzählte er von der Erſcheinung des heiligen Gabriel, der ihn ſpeziell dazu ermächtigte, ſeiner Sinnenluſt freien Lauf

zu lassen. Er erkannte Moses und Christus als Propheten, behauptete aber, daß Juden und Christen von den Lehren abgewichen seien, worin er gar nicht unrecht hatte.

In den Augen der streng monotheistischen Mohammedaner mußten die Christen mit ihrer Dreifaltigkeit und ihrem Heiligenkultus als Götzendiener erscheinen; auch ist der Glaube der Mohammedaner mit der Vernunft weit mehr vereinbar, als der mystische Aberglaube der Christen, besonders der damaligen Zeit.

Die ersten Kalifen der Araber ließen den Besiegten die Wahl zwischen Koran und Gleichberechtigung, Tribut und Duldung, oder Tod, während der christliche Kaiser Basilius, der zweite Porphyrogenitus, 15000 Bulgaren des Augenlichts beraubte. Eine glänzende Ausnahme machte der vielgeschmähte Dschingiskhan, der alle Priester aller Religionen gleich achtete und duldete, obschon er sich nur zu einem ganz reinen Monotheismus ohne alle Formen oder Gebräuche bekannte. Er war der mächtigste Monarch aller Zeiten, benahm sich als Sieger, besonders China gegenüber, mit seltener Mäßigung, und die späteren Grausamkeiten der Mongolen waren das Werk seiner Nachfolger und deren Feldherren.

Die neueste Religion, die Offenbarungen der Medien und der Somnambulen, wie sie etwa durch Davis, Allan Kardec und andere in den Buchhandel gebracht worden, erreichten gleichfalls nicht ihr Ziel, trotz der fabelhaft schnellen Verbreitung ihrer Lehren, welche in Jahrzehnten mehr Anhänger fanden, als die älteren Religionen in Jahrhunderten. Stifter und Anhänger dieser modernen und auch aller älteren Religionen übersehen, daß diese Kundgebungen sich von Träumen gar nicht unterscheiden; so wie es einige Träume giebt, welche ein höheres Anschauungsvermögen verraten, so giebt es auch einige Offenbarungen dieser Art, welche nicht ohne Wert sind; im großen Ganzen aber sind sie doch nichts als Träume.

Daher kommt es auch, daß die Gläubigen in viele Sekten zerfallen. Vorläufig ist ein Einfluß nicht fühlbar, und erst einer späteren Zeit mag vielleicht eine Sichtung und Läuterung dieser massenhaften Produkte vorbehalten sein.

Was den alten Religionen und deren Reformatoren nicht gelang, nämlich den Egoismus einzudämmen, gelang auch den Philosophen nicht. Sie glaubten fast alle an ein anderes Leben, fast alle behaupteten, daß der zukünftige Zustand von unserer Lebensführung abhänge, sie waren also diesbezüglich in Übereinstimmung mit den Priestern. Diese letzteren drohten überdies noch mit ewigen Strafen, versprachen ewigen Lohn, appellierten also an den Egoismus der Menschen, und doch war alles vergebens! Die Anhänger der verschiedenen Religionen und Sekten haben, wenigstens im großen Durchschnitte, für zeitliche Vorteile immer die zukünftigen, wenn auch ewigen Freuden aufgeopfert, was nicht anders zu erklären ist, als daß keine der Religionen und Philosophien jenen Grad von Sicherheit und Evidenz hatte, der zur Bannung aller Zweifel und Gründung einer festen Überzeugung geführt hätte. Erziehung und

Gewohnheit erzeugen allerdings in allen Religionen einen wertlosen Formalismus, welcher mehr oder weniger beobachtet wird, ganz unabhängig von dem inneren Werte der Lehre, und ebenso sind es Erziehung und Gewohnheit, welche die Sitten mildern. Insofern können Religionen einen veredelnden Einfluß üben, aber als Dogmen haben sie nichts genützt, eine Überzeugung konnten sie nicht schaffen, und der Glaube mußte durch das schlechte Beispiel der intelligenteren Klassen erschüttert werden.

Das vermeintliche Wohl der Kirche und die Staatsraison haben förmlich gewetteifert, alle Laster und Verbrechen zu sanktionieren, wenn diese in ihrer Konvenienz lagen. Die Religion der gebildeten Menschen aller Zeiten und Nationen war, wenn auch unter Beobachtung anerzogener Formen und Gewohnheiten, dem inneren Wesen nach ein ewig schwankender Zweifel. Diesbezüglich darf man sich keiner Illusion hingeben. Sylla trug ein Bildnis Apollos immer auf der Brust und raubte gleichzeitig die Schätze seiner heiligen Tempel; der Bandit geht in die Messe, bevor er seinen Raub ausführt; die vornehme Dame fastet am Charfreitag und besucht ab und zu die Kirche, um es nicht ganz mit dem Himmel zu verderben, etwa wie man Nummern setzt oder ein Los nimmt, weil es vielleicht doch gewinnen könnte. Diese mangelnde Gewißheit fördert zwar die ethische Entwickelung unseres Charakters, weil sie die Tugend zu einem wirklichen Verdienst stempelt, sie erschwert aber den Kampf ums Dasein. Der Zweifel ist bei der großen Zahl von Glaubenslehren und metaphysischen Ansichten wohl begreiflich und zu entschuldigen. Kant war ein Denker, welchem niemand Kenntnisse und Urteilskraft im ungewöhnlichen Grade absprechen wird. Sein Freund und Biograph Hasse berichtet, daß er dreimal über seine Ansicht vom Leben nach dem Tode interpelliert wurde; einmal sagte er, er erwarte „nichts Bestimmtes", das anderemal „er habe gar keine Kenntnis von dem, was folge", und das drittemal sprach er sich für eine Art von „Metempsychose" aus. Selbst ein Kant wußte nicht, was den Menschen erwartet, man kann also mit Beruhigung annehmen, daß die anderen es auch nicht wußten; aber er leugnete nicht die Möglichkeit, daß es einmal offenbar werden könne, er zeigte selbst an, von woher ein Aufschluß über das Menschenrätsel zu erwarten sei.[1])

Soll die Religion wirklich einen entscheidenden Einfluß auf die Handlungen der Menschen üben, so muß sie zum Unterschiede von den früheren nicht ein möglicher, vernünftiger, opportuner oder wahrscheinlicher, sondern ein sichergestellter, daher überhaupt kein Glaube mehr sein, sie muß den Zweifel beseitigen und zu einer Überzeugung allerdings zunächst nur für die intelligenteren Klassen führen, weil es einen langen andauernden Kampf mit der geistlichen Hierarchie geben wird.

Wenn man den allen Religionen gemeinsamen Kern herausschält,

[1]) Die betreffenden Stellen Kants finden sich in den „Träumen eines Geistersehers" und in seinen „Vorlesungen über Metaphysik". d. P.

nämlich die Schlacken beseitigt, welche Priester und Kommendatoren im Laufe der Zeit zugefügt, so ergeben sich Sätze, die mit den Ansichten der Denker zusammenfallen; es herrscht zwischen beiden volle Übereinstimmung Wenn man aus den Lehren eines Zoroaster, Buddha, Laotse, Confucius, Kapila, eines Pythagoras, Sokrates, Plato, Christus, Paulus, Tertullian, oder der Neuplatoniker und Kabalisten das allen Gemeinschaftliche heraushebt, ergeben sich drei wesentliche Sätze:

1. Der Mensch ist nicht die höchste Stufe der Entwickelung in der Welt; es kann höherstehende Daseinsformen, es kann ein höchstes Wesen geben.

2. Die Geburt des Menschen ist nicht der Beginn, der Tod nicht das Ende seiner Existenz.

3. Der Zustand nach dem Tode steht im innigen Zusammenhange mit unserer Lebensführung.

Diese Anschauung tritt als Offenbarung, Tradition oder philosophische Lehre auf, ohne nähere Begründung; sie war und ist der instinktive Glaube der Menschheit. Die so ziemlich isolierte Opposition des Materialismus ist gleichfalls der Zweifel, eine Überzeugung ist nicht vorhanden, weil die Begründung dem Materialismus ebenso fehlt, als den Glaubenslehren.

Soll die Behauptung der Fortdauer unseres Daseins und der Folgen unserer Lebensführung nicht ein toter Buchstabe bleiben, wie mehr oder weniger alle bisherigen Glaubenslehren, so müßte deren Wahrheit bewiesen werden; daß sie den Kern aller bedeutenderen Religionen und Philosophien bilden, ist noch kein Beweis. Sollte ein solcher gelingen, so würde das nicht ohne Einfluß auf die Zustände der Menschheit sein, im Wege der Erziehung würde ein schwankender Glaube zur sichergestellten Überzeugung und zum Gemeingute werden, weil die steigende Intelligenz und Bildung, welche den bestehenden Religionen so verderblich wird, die Menschen immer mehr befähigt, ein selbständiges Urteil zu fällen. Es macht einen großen Unterschied, wenn man den Kindern einen Glauben beibringt, der bei reifendem Urteile immer mehr erblaßt und endlich ganz entschwindet, oder ob man sie in einem Glauben erzieht, welcher bei zunehmender Urteilskraft immer mehr erstarkt. Jedermann weiß, daß Heinrich VIII von England ein unmoralischer, blutdürstiger Tyrann war, und man weiß auch, warum er die anglikanische Kirche gestiftet; dennoch leistet diese gerade so viel und so wenig, als jede andere. Bei der großen Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse und der Emanzipation der intelligenteren Klassen können die Massen des Volkes durch die bloße Autorität der Priester nicht mehr zusammengehalten werden; nur eine allgemein anerkannte, rationelle und begründete, nicht auf Offenbarung beruhende Lehre wird einen entscheidenden Einfluß üben können. Europa befindet sich thatsächlich in einem solchen Zustande der Zerfahrenheit in Bezug auf Religion und Metaphysik, daß die Reaktion nicht lange ausbleiben kann; die Unzweckmäßigkeit, welche durch den Mangel eines allgemein anerkannten und wirksamen Moralprinzipes erwächst, beginnt sich sehr fühlbar zu machen.

Es entsteht nunmehr die Frage, ob und wie ein Umschwung der Verhältnisse herbeizuführen sei?

Thatsache ist, daß der bisher eingeschlagene Weg, auf Grundlage einer vermeintlichen Offenbarung einen Glauben zu schaffen, oder aus einem göttlichen Willen, aus Stoff, aus Protoplasma oder Monaden das Welt- und Menschenrätsel zu erklären, nicht zum Ziele geführt hat, daß demnach ein anderer eingeschlagen werden müsse. Die Fortschritte in den Naturwissenschaften haben so viele Legenden der verschiedenen Glaubenslehren ad acta gelegt, und es muß sich endlich ein Rest ergeben, welcher mit den zu Recht bestehenden Naturgesetzen und der Erfahrung im Einklange steht. Dies ist der Weg, welcher zur Auffindung und Aufstellung von Sätzen führt, die den Zweifel wenigstens über die wesentlichen Punkte der menschlichen Bestimmung und Zukunft zu bannen vermögen. Der Kreis, innerhalb welchem sich menschliches Hoffen und Glauben bewegen, wird in immer engere Grenzen gezogen werden.

Der Leser mag vielleicht glauben, daß diese zuversichtliche Sprache nicht am Platze und nicht zu rechtfertigen sei, und doch ist dieser Teil des Zukunftsbildes weit bestimmter und gründlicher zu erweisen, als der frühere. Es ist weit leichter, aus Wirkungen auf die Ursachen zu schließen, als die Motive menschlicher Handlungen abzuschätzen; die Gesetze der organischen und unorganischen Natur sind weit durchsichtiger und verläßlicher, als die Gesetze der sozialen Bewegung. Es ist nicht geradezu unmöglich, daß Rußland mächtige Goldadern im Ural, einen Colbert als Finanzminister und einen Napoleon als Feldherrn fände, wodurch der Fortschritt um 100 Jahre zurückgeworfen werden könnte; wohl aber ist es unmöglich, daß eine Kraft oder Substanz aus dem Nichts erstehe oder in dieses zurücksinke, daß die Äquivalenz der Kräfte aufgehoben werde, oder eine Wirkung ohne Ursache sein könnte. Auf Grundlage dieser Sätze und einer ununterbrochenen Reihe von Beobachtungen kann der Glaube des nächsten Jahrhunderts aufgebaut werden. Dieser Glaube wird den Stuhl Petri so gut wie den des Kalifen und des Dalai Lama wegfegen; ja noch mehr, die Regeneration unserer metaphysischen Ansichten wird mit der unserer sozialpolitischen Zustände zusammenfallen, weil der Zusammenbruch der modernen Weltanschauung den unserer gesellschaftlichen Zustände fördert, und umgekehrt der letztere die Bildung verallgemeinert und die öffentliche Meinung emanzipiert.

Meine Zuversicht, daß unsere Weltanschauung schon im nächsten Jahrhunderte einer gründlichen Reform entgegengehe, findet ihre Begründung hauptsächlich in dem Umstande, daß sich zwischen den wissenschaftlichen Aufbau unserer Naturerkenntnis und jenes Gebiet, welches man gewöhnlich mit dem Ausdrucke „Metaphysik" bezeichnet, ein drittes Glied einschiebt, welches eine sinnliche Wahrnehmung, also Gegenstand der Erfahrung ist, und dennoch außerhalb unserer Naturgesetze liegt; denn daß deren Gültigkeit nur für unsere Anschauungsform in Kraft besteht, ist selbstverständlich, da jene der Erfahrung entspringen, welche letztere von unserer Anschauungsform wieder abhängt. Die Naturgesetze haben nur relative Gültigkeit.

Wenn wir z. B. bei jemand eine außersinnliche, uns unbegreifliche Wahrnehmung beobachten, so ist diese oder eine andere mystische Thatsache einerseits eine Erfahrung und andererseits steht sie im Widerspruch mit den uns bekannten Naturgesetzen. Diese Thatsache gehört weder in das Gebiet der Physik, noch der Metaphysik, insofern man unter dieser dasjenige versteht, was außerhalb der Erfahrung liegt, wie es Kant in seinen „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik" andeutet. Nach Kant dürfen „die Quellen einer metaphysischen Erkenntnis nicht empirisch sein", sie „soll nicht physische, sondern metaphysische, d. h. jenseits der Erfahrung liegende Erkenntnis sein".

Kant unterscheidet eine äußere und eine innere Erfahrung, die erstere gehört der Physik, die zweite der Psychologie an, während die Metaphysik Erkenntnis a priori ist. Wird diese Einteilung beibehalten, so müßte eine „Transcendental-Physik" eingeschoben werden, welchen Namen Zöllner auch thatsächlich für dieses Gebiet gebrauchte. Daher kommt es denn, daß sowohl Kant, als Schopenhauer ein so großes Gewicht auf diese Thatsachen legten, welche von den diis minorum gentium ignoriert, unterdrückt oder bekämpft werden. Wir kommen am Schlusse auf dieses Gebiet zurück, wollen aber vorerst den Glauben des nächsten Jahrhunderts innerhalb der uns bekannten und allgemein anerkannten Naturgesetze aufbauen. Daß dieser Glaube sich mit den Thatsachen deckt, welche jenem problematischen Gebiete angehören, kann nur zur Bekräftigung dieses Glaubens dienen!

Den thörichten Schulweisen.

Von

Felix Riedmüller.

Mit Phrasen, Freund, ist nichts gethan,
Sieh dir die Sache ernsthaft an;
Wirst du ein rechter Weggenoß,
So fehlt der Schlüssel nicht zum Schloß.
Drückst du nicht feige dich herum,
Erreichst du auch das Heiligtum. —

Das Schimpfen ist der Spatzen Art,
Der Fuhrmann flucht auf stein'ger Fahrt,
Doch wer des Forschers Weg versteht,
Weiß bald, daß er nicht irre geht.
Geht er den schmalen Weg hinauf,
Thut sich die enge Pforte auf! —

Das Weſen der Dichtkunſt.

Eine Betrachtung.

Von

Fritz Lemmermayer.

Der Hang zum Myſtiſchen iſt den einzelnen Menſchen ebenſo angeboren wie ganzen Völkerſchaften und ſtirbt nicht ab, weder in Epochen einer ſogenannten Aufklärung, noch in Epochen wie im Mittelalter, deſſen Lebensinhalt die Myſtik in ihrer Tiefe und Schönheit, wie in ihrer Verzerrung geweſen iſt. Niemals hätte es einen Religionsbegründer geben können, keinen Confucius und keinen Buddha, keinen Chriſtus und keinen Mohamed, es wäre weder die griechiſche Mythologie, noch die nordiſche Götterlehre möglich geweſen ohne die Neigung der Völker zu ſolchen Gegenſtänden, die, außerhalb aller menſchlichen Beobachtung liegend, mit dem undurchdringlichen Schleier der Maja ewig verhüllt ſind. Kein Volk würde ſeinem Religionsſtifter Glauben geſchenkt haben, wenn er nicht von myſtiſchem Geiſte erfüllt geweſen wäre.

Jedoch nicht allein die Religionen, welche naturgemäß auf die intelligible Welt angewieſen ſind, erkennen wir in ihren Lehren und Kulten als durchaus myſtiſch, auch die Wiſſenſchaften, auf den Erfahrungen des realen Lebens zumeiſt beruhend, wurzeln tief in der Welt des Wunderbaren. Und nicht bloß die der Phantaſie einen breiten Spielraum gewährende Geſchichtſchreibung, in ihren erſten Äußerungen aus einem ſonderbaren Gemiſch von Mythe, Hiſtorie und Kosmogonie beſtehend, ſogar die exakten Wiſſenſchaften, allen voran Aſtronomie und Chemie, waren während vieler Jahrhunderte von dem geheimnisvollen Hauche der Myſtik durchdrungen. Die Aſtronomie entſprang der Aſtrologie, deren Aufgabe die Deutung der menſchlichen Schickſale aus den Geſtirnen war, und die Chemie verdankt ihre gegenwärtige Bedeutung ganz und gar der Alchymie, welche in dem Brauen des Lebenselixirs, zur Verſchönerung und Verlängerung des Daſeins beſtimmt, ihre Aufgabe ſuchte.

Daß die Dichtung, und mit ihr jede Kunſt, von ihren erſten Keimen bis zur vollendeten, blütenreichen Ausreifung durch die Myſtik ihre gewichtigſte Anregung empfing, erhellt ſchon aus dem einen Umſtande, daß bei allen Völkern und zu allen Zeiten ihre Quelle hinführt zur Religion und deren ſinnenfälligen Formen. Die maſſigen ägyptiſchen Pyramiden, wie die heiteren helleniſchen Tempelbauten und die

düſter-großartigen gotiſchen Dome, die Götzenbilder der alt-heidniſchen Völkerſchaften, in ihrer grotesken Häßlichkeit erſchreckend und bewunderungswürdig, die idealen Götterſtatuen der ſchönheitstrunkenen griechiſchen Meiſter, wie die ergreifenden Darſtellungen aus der Paſſion und Legende, welche ſich an die berühmten Malernamen des Mittelalters und der Renaiſſancezeit knüpfen, die Ilias wie die Edda, die Schöpfungen der griechiſchen Tragiker wie die Komödie Dantes, die Dramen Shakeſpeares und Calderons wie Goethes Fauſt, der Don Juan Mozarts, wie die Missa solemnis Beethovens und Wagners Parſifal, alſo die vornehmſten Werke der Architektur, Plaſtik und Malerei, der Dichtung und Muſik — ſie alle ſind nicht allein von myſtiſchem Ideengehalte erfüllt, ſondern verdanken Urſprung und Entſtehung einem tief myſtiſchen Drange, welcher, unbefriedigt von den Erſcheinungen der wahrnehmbaren Welt, nur in der Verbindung phänomenaler Anſchauung und Probleme mit nomenalen, im geiſtigen Betrachten und Erkennen sub specie aeternitatis Befriedigung ſuchte und fand, einem Drange, der ſelbſt ausgeprägt realiſtiſchen Naturen wenigſtens zeitweiſe zu eigen ſein kann, einen Newton beiſpielsweiſe dahin brachte, ſich in ſeinen letzten Lebensjahren beinah ausſchließlich mit den Vorherſagungen des Propheten Daniel zu beſchäftigen, einen Diderot befähigte, im Turme von Vincennes das Orakel des Plato zu befragen.

Der flache Materialismus unſerer Zeit, für den es hinter dem Stoff keinen Geiſt, hinter der Phyſis keine Pſyche, hinter dem Sinnlichen nichts Überſinnliches giebt, leugnet und belächelt eine ſolche Auffaſſung und Erkenntnis; er hat nicht bloß das wiſſenſchaftliche und ſoziale Leben verwahrloſt, er iſt auch verheerend in das Gebiet der Kunſt, insbeſondere der Dichtkunſt eingedrungen, wo er ſich als Realismus oder ſogenannter „Naturalismus“ breit und protzig macht und den tief innerlichen Kern ihres Weſens verkennt und verunglimpft.

Nach Schönheit ringt der Künſtler, auch der geſteigertſte unter allen, der Dichter. Er ſucht ſie wie ſein tägliches Brot. Voll und rein kann er ſie nicht ſchauen und ſchaffen, ſonſt müßte er ſterben. Das hat ähnlich ſchon vor Jahrhunderten ein weiſer deutſcher Dichter geſagt. Etwas Irrationales iſt der Erdenſchönheit immer eigen; wo ſie makellos und rein iſt, dort iſt ſie nicht mehr irdiſch. Ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt. Man laſſe ſich nur von aller Urweisheit, von der Mythe belehren. Die Muſen ſind Götterkinder und Apollo, ihr Führer, der Gott der Jugend und Schönheit, iſt zugleich der Gott des Todes. Und auch das Reich des Dichters iſt nicht von dieſer Welt, mit wie feſten Füßen er immer auf ihr ſtehen mag und wie reich die Fülle des Stoffes iſt, mit der ſie ihn überſchüttet. Darum iſt er ſo ſchlecht untergebracht an dem Tiſche des Lebens, darum iſt unſer Klima nicht das Dichterklima, darum kommt er zu ſpät zur Verteilung der Güter; aber der Himmel iſt für ihn beſtändig offen und liegt ihm näher, als der Froſchpfuhl. Schillers „Teilung der Erde“ iſt ein unſterbliches Gleichnis. Den Stoff liefert ihm die Welt, die große, der Makrokosmus, und die kleine, die Menſchenwelt, der

Mikrokosmus. Er ringt mit dem Stoff und raſtet nicht, bevor er ihm nicht die möglichſt vollendete Schönheit verliehen hat. In dieſem Ringen der Künſtlerſeele liegt etwas Titaniſches, und unſchwer mag es geſchehen, daß der Künſtler von ſeiner eigenen Phantaſie geſchleift werde, wie Phaëton von den durchgehenden Sonnenroſſen. Die Sehnſucht nach der Schönheit iſt die Sehnſucht nach dem verlorenen Paradieſe, iſt Gottesbewußtſein, ja iſt Gott ſelbſt, der in dem Dichter ſich regt. Darum würde der Tod Gottes auch den Tod der Kunſt bedeuten. Und wenn der Dichter, eh' er den letzten Weg durch das Jammerthal geht, fragt: was iſt die Schönheit? ſo wird er antworten: die Schönheit und damit zugleich Zweck und Aufgabe der Kunſt iſt, war und wird ſein die Überwindung des Leides eben durch die Kunſt.

Und die modernſten Naturaliſten, die Marktſchreier und Budenherolde? Sie bedeuten das Gegenteil von dem Geſagten, ſie ſind das Hinterteil des Dichters, ihre Wahrheit iſt Unwahrheit, und ihre Schönheit Häßlichkeit. Unter den Deutſchen hat dieſer „Naturalismus" keine Wurzel faſſen können. Das Volk der „Dichter und Denker" kann ſeiner Weſenheit gemäß nicht „naturaliſtiſch" werden. Das deutſche Volk iſt ein myſtiſches, d. h. ein innerliches Volk, das Volk der Gotik, der Muſik, der Lyrik. Die Befähigten und Genialen, welche früher einer langweiligen und ſüßholzraſpelnden Litteratur gegenüber notgedrungen dem Naturalismus das Wort ſprechen mußten, haben ſich von dieſer „Richtung" abgewendet, als ſie ſahen, zu welchen Irrtümern ſie führte, zu welchen Anmaßungen, Mißbräuchen, Entſtellungen und Roheiten ſie Veranlaſſung gab. Der urſprünglich richtige Kunſtbegriff wurde auf den Kopf geſtellt. Die Naturaliſten wurden abgeſchmackte und lächerliche Kunſtfeinde, die ſelbſt nicht wiſſen, was ſie wollen, und ſich im eigenen Hauſe nicht mehr auskennen. Für ſie liegt der Froſchpfuhl ſchon näher als der Himmel. Sie quaken und glauben, die Harmonie der Sphären ertöne. Sie bilden Schulen und Cliquen. Nun iſt aber jedem, der von Litteraturgeſchichte mehr weiß, als er auf der Schulbank gelernt hat, bekannt, daß die Dichtung überall in Verfall war, wo ſie ſich in Schulen und Cliquen auflöſte. Jedes Genie war ein einſamer Menſch, auch wenn er ſich reinen und pietätvollen Herzens den Glauben an einen großen Vorgänger als an eine unantaſtbare Autorität bewahrte. Die Neueſten wiſſen davon nichts, ſie glauben nur an ſich. Sie wiederholen einige Schlagworte, die weder das Publikum noch ſie ſelbſt verſtehen; Naturalismus, Verismus, Symbolismus, Individualismus — alles zufällige Marken für ihre Ware, alles Geſchäftskniffe. Sie wollen zur Bude locken. Da heißt es von neuen Werten, neuen Stoffen, neuen Leidenſchaften, neuen Phyſiologien und Pſychologien, neuen Methoden, neuen Richtungen — alles das iſt Schwulſt und Phraſe. Das zu Tode gehetzte Wort „modern" wird mit Papageiengeſchwätzigkeit wiederholt; aber die wahren Gattungen, gut und ſchlecht, werden darüber vergeſſen. Was nicht „modern" iſt oder ſcheint, das gilt und taugt nicht. Nun, heute Mode, morgen Moder! Das Moderne iſt der Feind der Kunſt. Die Kunſt dient nicht dem augenblicklichen Ge-

ſchmacke, der zufälligen Mode, der gerade beſtehenden Kunkel und Krämerelle, ſie dient den ewigen Symbolen der Menſchheit. Das Echte und Gute iſt das Alte, welches immer neu bleibt. Es mag Religionsformen viele geben, aber es giebt nur eine wahre Religion; es mag Abarten der Moral geben, aber es giebt nur eine Moral; es mag Künſteleien unzählige geben, aber es giebt nur eine Kunſt. Sie iſt nicht alt und nicht neu, ſie gehört weder der Vergangenheit, noch der Zukunft an, für ſie beſteht nicht die Schranke von Zeit und Raum. Sie ſtammt vom Anbeginne her: am Anfang war das Wort, heißt es tiefſinnig im Evangelium Johannis. Aber das Wort (Logos) iſt nicht allein Geiſt, es iſt Bild, Dichtung. In ihrer innerſten Weſenheit iſt die Kunſt unveränderlich; ſie iſt der ruhende Pol in der Erſcheinungen Flucht; ſie geht nach einem unverrückbaren Geſetz, wie die Sterne gehen am Himmel. Die äußeren Formen kann ſie wechſeln, wie der Menſch die Kleider; Kolorit und Koſtüm ändern ſich, das milieu, wie die Franzoſen ſagen, wird anders. Medea mag ſich meinetwegen in eine Banquierstochter, Othello in einen Kavallerieoffizier verwandeln. Aber im Kern bleibt ſie unberührt, iſt ſie a priori, das Ding an ſich, für das es eben nicht Zufall, nicht Laune, nicht Geſchmack und Mode giebt. Es iſt ähnlich wie mit dem Menſchen, deſſen Charakter durch Verhältniſſe und Ereigniſſe, deren Geſamtheit ſein Schickſal ausmacht, beeinflußt wird, während ſeine eſſentielle Natur, ſein beſonderes, wahres, inneres Weſen, ſein perſönlicher, intelligibler Charakter, das buddhiſtiſche Karma, unter allen Umſtänden gleichbleibt.

Es giebt nichts Unhaltbareres als die jetzt modiſchen naturaliſtiſchen Doktrinen. Wenn Zola dieſe herunterorakelt, iſt er ein Bettler; wenn er aber, juſt wie die großen Alten, in einem konzentrierten Bilde das Menſchenleid erſchütternd aufzeigt, ſo iſt er ein König. Nicht Theorien machen den Dichter, noch weniger Nervenzuckungen, pathologiſche Exzeſſe, Krämpfe und Ekſtaſen. Nein! wenn er ſeines hohen Prieſteramtes mit Genie und Edelſinn waltet, ſo wird ihm, wie ſich ähnlich Friedrich Hebbel ausdrückte, alles Dichten Offenbarung, dann hält in ſeiner Bruſt die ganze Menſchheit mit ihrem Wohl und Wehe ihren Reigen, jedes ſeiner Gedichte wird ein Evangelium, worin ſich irgend ein Tiefſtes, was eine Exiſtenz oder einen ihrer Zuſtände bedingt, ausſpricht. Das Wort, das er ſeinen Geſtalten in den Mund legt, iſt nicht der bloße Spiegel ſeiner eigenen Zuſtände, es iſt das Echo der Natur ſelbſt. So umfaßt ein Dante mit ſeiner Phantaſie die obere, mittlere und untere Welt, und er ſchaut kraft ſeiner Intuition Dinge, von denen ſich der gemeine Verſtand nichts träumen läßt. Er weiß, daß es arme Thoren ſind, für die es nichts giebt als den Bettel der Alltagsbeobachtung, die das Reale, Sinnenfällige für die einzige Wahrheit halten und deren Stumpfſinn einer höheren Wahrheit verſchloſſen iſt.

Gewiß iſt freilich, daß der Dichter das Leben darſtellt, wie es ſich offenbart in der Sage, der Überlieferung, der Geſchichte, der Geſellſchaft. Leben aber iſt Tag und Nacht, Sommer und Winter, Freud' und Leid, Lächerliches und Erhabenes; und Leben iſt Dämmerung, aus welcher dem

Dichter die schönsten Sterne aufsteigen. Und aufgefangen im sinnbildlichen Hohlspiegel der Kunst wird das Leben zur Komödie und Tragödie. Mit anderen Worten: der Dichter veranschaulicht, stets von innen nach außen, das Unendliche an der singulären Erscheinung. Wenn er die echte Poesie besitzt, so sucht er das Außerordentliche gewöhnlich zu gestalten und das Besondere der Menschen und Zustände zu zeigen, wodurch das Allgemeine sich erst als wahr und wirklich beglaubigt. In diesem seinem Verfahren braucht er nicht ängstlich und nicht rücksichtsvoll zu sein. Er enthüllt nur mit unerbittlicher Wahrheit die Klüfte und Risse, welche die Natur und das Menschenleben erfüllen und durchziehen, ohne zu mildern, was herb, und ohne zu glätten, was rauh ist; er sei, um ein Wort Schopenhauers zu gebrauchen, „bis auf das Einzelne herab wahr, wie das Leben selbst". Das Groteske soll grotesk, das Erhabene erhaben, das Liebliche lieblich, das Furchtbare furchtbar, kurz, jeder Gegenstand mit der ihm allein zukommenden Farbe charakterisiert werden. Nicht von dem Ideale menschlicher Vollkommenheit und nicht von dessen Zerrbild der absoluten Verruchtheit gehe der Dichter aus, sondern vom Menschen, wie er leibt und lebt, mit allen seinen Tugenden und Lastern; er stelle einen Spiegel her, in welchem sich der Mensch bald erheiternd, bald erschreckend ähnlich finden kann. Und immerhin stehe er seiner Zeit nicht als Fremdling gegenüber. Er atme nur mit ihren Lungen. Nicht allein was er in seiner eigenen Brust empfindet, auch was in ihr treibt und drängt, bringe er ihr zum Bewußtsein, das Zerstreute zusammenfassend und das Chaos ordnend, — erhebend, indem er lächerlich macht oder vernichtet. Und wenn er mit bewegter Fülle vorzutragen weiß, mit Geist und Gemüt, mit Leidenschaft, Humor und Anmut, allem und jedem in königlicher Freiheit den Stempel seiner Individualität aufdrückend, dann ringt er sich zu dem empor, was man den Stil nennt. — Mag man, wenn man will, diese Darstellungsweise naturalistisch nennen. Neu ist sie nicht. Man erkennt sie am deutlichsten in Shakespeare, dem Meister der Meister.

Mit den „naturalistischen" Regeln im modernen Sinne hat sie nichts gemein. Im Gegenteil, was sich jetzt Naturalist nennt, ist naturalistisch nur im Unwesentlichen und Äußerlichen; im Wesentlichen und Innerlichen aber verstößt es gegen jenes große Kunstgesetz der Wahrheit, welche die Schönheit und zugleich die Sittlichkeit ist. Denn die höchste Schönheit ist auch die höchste Sittlichkeit. Es giebt nichts Sittlicheres als die Madonnen Raffaels und die Passionen Albrecht Dürers. Ästhetik und Moral sind durch eine herrliche Einheit mit einander verknüpft. Auch davon weiß der moderne „Naturalist" nichts. Für ihn giebt es nur das Gewöhnliche und Gemeine, und je gewöhnlicher und gemeiner er's auszudrücken vermag, desto größer ist sein Triumph, desto größer ist sein Sieg im Lager der Partei, und desto größer ist seine Niederlage in den Augen derer, welchen die richtige Erkenntnis von Wesen, Zweck, Würde und Bedeutung der Kunst zu eigen ist. Hebbel hat diese niedrig-naturalistische Abart, ahnungsvoll vorausschauend, sehr drastisch und treffend gekennzeichnet. Er

ſagt: „Der Maler ſpuckt aus und malt's hin. Der Betrachter wendet ſich mit Ekel ab, denn er glaubt wirklichen Speichel zu ſehen; da klatſcht der Künſtler in die Hände und denkt: ich bin ein zweiter Zeuxis."

Man ſollte meinen, das ſind einfache und verſtändliche Sätze, deren Wiederholung überflüſſig iſt, weil ſie Gemeingut aller ſind. Aber dem iſt nicht ſo. Der Geiſt der Frivolität ſchleicht durch die moderne Welt und widerſetzt ſich dem Wahren. Er muß ausgerottet werden mit Stumpf und Stiel. Es wird geſchehen. An die Stelle eines brutal zerſetzenden Materialismus muß der Idealismus treten, der kahle und unfruchtbare Rationalismus muß durch die Myſtik erſetzt werden. Der Idealismus: ſein inneres Weſen drückt am beſten der chriſtliche Hausſegen aus, Glaube, Hoffnung und Liebe, Eigenſchaften, ohne die weder die Kirche, noch das Leben, noch die Kunſt beſtehen kann. Die Myſtik: das Streben nach innerer Vollendung, nach einem höheren, reineren, harmoniſcheren Daſein. Die Kunſt geht dieſen verheißungsvollen Weg. Er ſei der unſere. Und was immer geſchehen mag, wenn uns auch das Mißgeſchick nachzieht, wie das Gewitter den Bergen: wir wollen beharrlich ſein!

Das Originelle!

Von

Charles Buttgerald.

Die Mode klagt, es ſei vorbei
Die Zeit der Originale,
Es gelte nur das einwandsfrei
Handgreifliche, Triviale.

Geſetzt, die Klage wäre wahr —
Wer ſoll den Wink benutzen?
Dieſelben, die Verſtand und Haar
Stets nach der Mode ſtutzen.

Dieſelben, die nicht Eigenart
An irgend jemand leiden
Und fordern, daß man ſeinen Bart
Nach ihrem müſſe ſchneiden.

Dieſelben, die um jeden ſcheel
Herumſehn, ſich mokieren,
Der nicht wie ſie, an Leib und Seel',
Sich läßt etikettieren.

Was will das alſo, daß ihr ſchreit
Aus dieſem Ton, Frau Baſen?
Ihr ſeid nur mit euch ſelbſt im Streit!
Zupft euch doch an den Naſen!

Das Selbſt.

Von

Carl Buſſe.

Ich hab' kein Auge zugethan
Die ganze Nacht, die ganze Nacht,
Mir hat ein irrer Fieberwahn
Ein wunderbares Bild gebracht:

Der Nebel wogte kreuz und quer,
Da kam ein Glanz, das Dunkel wich,
Und in das Schweigen rings umher
Sprach eine Stimme: Kennſt Du mich?

Und vor mir ſtand ein großer Mann
Und fragt', ob ich ſein Antlitz kenn'. —
Dein Antlitz, Fremder? Sieh mich an!
Barmherz'ger Gott, wer biſt Du denn?!

Welch Sternbild nennſt Du Vaterland?
Denn hier auf Erden liegt es nicht,
Und doch — Du warſt mir einſt bekannt,
Du haſt mein eignes Angeſicht!

Du biſt Ich ſelbſt, Du ſpürſt mein Leid,
Es hebt ſich in mir mehr und mehr,
Einſt war ich Du, doch das liegt weit
Und iſt wohl ein Jahrtauſend her.

So ſprich ein Wort! — Die Stimme ſprach,
Sie ſprach mit meiner Stimme Ton:
Du weißt es nicht, denk nicht erſt nach,
Wohl ſind es tauſend Jahre ſchon!

Doch wohnt der andre fort und fort,
Der Du einſt warſt, in Deiner Bruſt
Und leitet Dich mit leiſem Wort,
Verborgen Dir und unbewußt.

Nur manchmal, daß er ſich empor
Aus Deiner Seele Tiefen ringt,
Wenn ſtill die Mitternacht den Flor
Ums denkensmüde Haupt Dir ſchlingt.

Dann ſtreift Dich ſcheu ein Hauch von mir,
Dann wirſt Du manchmal es gewahr,
Daß einſt ein andres Ich von Dir
Wohl wandernd ſchon im Leben war,

Daß nur nach dem, was es erlebt,
Sich richten wird Dein neuer Pfad,
Daß alles, was ſich jetzt erhebt,
Nur Früchte ſind der erſten Saat.

Ein einzig Weſen ich und Du,
Vereinigt ſtets und doch getrennt,
So gehn wir neuen Bahnen zu,
Die keines Menſchen Sprache nennt. . . . . .

Mein Haupt war ſchwer, mein Haupt war heiß,
Das Dunkel kam, der Glanz verblich
Und in das Schweigen ſprach nur leis
Die Stimme noch: Nun kennſt Du mich!

Die christliche Persönlichkeitsidee.

Von

Ludwig Kußlenbeck.

Von der philosophischen Selbstbehauptung des Christentums bin ich felsenfest überzeugt im scharfen Gegensatz zu Eduard von Hartmanns angeblicher „Selbstzersetzung" desselben. Sie bedingt also die Wiederherstellung der wahren Persönlichkeitsidee und ihre philosophische — oder sagen wir lieber, ihre wissenschaftlich-erkenntnismäßige Rechtfertigung. Es gilt, die Idee der Persönlichkeit zur Hauptformel der Philosophie zu entwickeln. Ich glaube nun, daß diese Aufgabe nicht mehr lange auf allseitige Anerkennung zu warten hat. Mit der ganzen Leidenschaft seines philosophischen Dichterschwungs ergriff sie Giordano Bruno, zu ihrer modern-wissenschaftlichen Begründung finde ich die ersten Ansätze in den Schriften von Jm. Herm. Fichte, Herm. Ulrici, Moritz Carrière und Herm. Lotze, sowie in der neuerdings mit der Entwickelungslehre und spiritualistischen Erfahrungs-Seelenkunde kombinierten Phase eines sogen. konkreten oder relativ individualistischen Monismus, wie sie vornehmlich vertreten wird durch du Prel, der vom Mikrokosmus, und durch Hübbe-Schleiden, der vom Makrokosmus ausgehend zum relativ-metaphysischen Individualismus kommt. Allerdings unterscheidet Hübbe-Schleiden[1]) noch die Individualität von der Persönlichkeit; ihm ist die Persönlichkeit nur das, was die Stammgeschichte dieses ursprünglich lateinischen Wortes andeutet, die zeitweilige Maske, durch welche hindurch eine unpersönliche Individualität, als wahres Wesen, zu uns spricht, und eine bloße Rolle, welche ausgespielt wird. Obwohl er aus spiritistischen Gründen an eine Fortdauer der Persönlichkeit nach dem Tode glaubt, meint er doch, daß sie schließlich „als widerstandslose Kraftschwingung" sich erschöpfen, daß „ihr Geisteslicht erlöschen wird, indem die unbewußte Individualität sich neu verkörpert."[2]) Auch ihm ist also die Persönlichkeit ein bloß vorübergehender Zustand (modus), wie dem Spinoza.

Diese Auffassung von der Persönlichkeit entspricht freilich der deutschchristlichem mit nichten; als Antithese brauche ich nur den Satz eines, wie selbst Katholiken oft zugegeben haben, im edelsten Sinne deutsch-christlichen Dichters und Denkers hierherzusetzen, nämlich Schillers, welcher zu Anfang seines 11. Briefes über die ästhetische Erziehung schreibt:

[1]) „Lust, Leid und Liebe", ein Beitrag zum Darwinismus, Braunschweig 1891.
[2]) S. 64 ebendaselbst.

„Wenn die Abstraktion noch so hoch, als sie immer kann, hinaufsteigt, so gelangt sie zu zwei letzten Begriffen, bei denen sie stille stehen und ihre Grenzen bekennen muß. Sie unterscheidet im Menschen etwas, das bleibt, und etwas, das sich unaufhörlich verändert. Das Bleibende nennt sie seine Person, das Wechselnde seinen Zustand."

Die Person ist für Schiller das Unsterbliche, das Ewige, und damit zugleich das „freie Principium" des Menschen. Ich möchte nun glauben, daß Hübbe-Schleiden lediglich in der Terminologie abweicht, übrigens aber mit seiner Individualitätsidee auf der richtigen Fährte ist; — auf der Fährte ist, obgleich vielleicht noch etwas pantheistische und aus der Philosophie des Unbewußten oder Schopenhauers blinder Willenswelt oder aus dem unpersönlichen Buddhismus stammende Nebel ihm die wahre Persönlichkeitsidee verhüllen. Der deutsch-christliche Persönlichkeitsbegriff deckt sich nicht mit dem einer bloß als Naturkraft im Schoße des Unbewußten wurzelnden Monade. Aus Nichts wird nichts. Also kann Bewußtsein nur aus Bewußtsein hervorgehen. Nur einem (göttlichen, urewigen) Geiste kann der Geist des Menschen entspringen!

Das wesentlichste Moment dieser Persönlichkeitsidee ist die Freiheit, welche hier wie überall identisch ist mit Unerschaffenheit und Unendlichkeit. Der Mensch ist eine Person heißt: Er ist keine aus dem Nichts hervorgerufene Kreatur, sondern ein freier Gottessohn, seiner selbst Schöpfer und sein eigenes Entwickelnngsprinzip. Darum ist auch dieser Persönlichkeitsbegriff die Vorbedingung der Verantwortlichkeit; und jede Weltanschauung, welche ihn verleugnet, muß die Verantwortlichkeit leugnen, und nicht nur, wenn sie gerecht sein will, Strafrecht und Vergeltung beseitigen wollen, sondern auch Gewissen und Reue für Illusionen erklären, mag sie nun übrigens einen bewußten allmächtigen Gott oder den unbewußten Weltwillen als letzte Ursache aller Thaten, „die keine anderen Götter duldet neben sich", verantwortlich machen.[1])

Freiheit aber, wenn sie nicht blinder Zufall sein soll, ist sehende Freiheit, also ist Persönlichkeit, ihres Selbstes bewußte Schöpfungsthat, die sich selber verwirklichende und sich ihrer selbst in dieser Selbstverwirklichung inne werdende Individualität. In diesem leicht hingeschriebenen und leicht zu lesenden, aber vielleicht schwer zu „hirnenden" Satze liegt der Persönlichkeit ganzes Geheimnis. In gewissem Sinne zu „verstehen", d. h. begrifflich zu zerlegen und bekannteren Begriffen zu subsummieren, ist er überhaupt nicht, darum aber mit nichten eine Phrase. Sein Inhalt kann nur nicht begrifflich erläutert, er muß erlebt werden; und darin liegt seine Mystik, wie der Kern aller Mystik. Denn

„spricht die Seele, so spricht doch schon die Seele nicht mehr!"

Freiheit, Ewigkeit, Unendlichkeit, und wie Schopenhauer es in unschöner scholastischer Terminologie nennt, „Aseität", oder Persönlichkeit

[1]) Dies hat in zutreffender Abfertigung des Judentums, dessen Nationalgott keine anderen Unsterblichen neben sich gestattet, Schopenhauer vortrefflich ausgeführt im I. Bande seiner Parerga und Paralipomena, S. 133—138 der Frauenstädtschen Ausgabe, wo besonders die Anmerkung über die Judenreligion zu beachten ist.

und Individualität sind schließlich ein und dasselbe Mysterium, wie das Leben, das Schaffen und Werden. Dies alles ist kein übertragbares, diskursives Wissen, das eben nur totes Wissen ist, sondern kann nur im Selbsterlebnis erfaßt werden. Ewig wird der schaffende Genius ein Geheimnis bleiben nicht ihm selber, sondern dem nicht-schaffenden bloßen Zuschauer; und ewig bleibt jede besondere Persönlichkeit ein Geheimnis für jede andere. Die deutsch-christliche Idee der Persönlichkeit ist also nicht der Inbegriff von der und jener Summe von Gedanken, Gefühlen und Thaten, den man analysieren oder auch, sozusagen, vivisezieren kann, denn

„Da habt ihr die Teile in der Hand, —
Fehlt leider nur das geistige Band,"

sondern ihr Gegenstand ist das für die Außenwelt undurchdringliche Geheimnis, das Freie, das Heilige, der Genius, ja, der Gott im Menschen. Denn wenn der Mensch keine Kreatur, kein Machwerk eines jenseitigen Herrgotts, sondern eines inwendigen Gottes, der Natur, die ihm selber immanent ist, also Selbst-Erzeugter ist, so ist er Gott in Gott, und so meint es auch der „Cherubinische Wandersmann":

„Ich, als ich Ich noch war, da war ich Gott in Gott,
Drum kann ich's wieder sein, wenn ich nur mir bin tot;"

— nur daß in diesen zwei Zeilen noch vieles andere liegt, das zu entwickeln hier noch nicht der Ort ist.

Das nur möge hier klar werden, daß die wahre Persönlichkeitsidee eine, wie man es nennt, immanente Gottesidee voraussetzt, nicht den heteronomen Monopolgott, der „keine anderen Götter duldet neben sich", sondern Ihn, dessen Allmacht nichts zu verlieren fürchtet, wenn er sich nicht nur verdreifacht, sondern wenn ihm

„aus dem Kelch des ganzen Wesenreiches
schäumet die Unendlichkeit,"

der Allvater von ungezählten freien Gottessöhnen, von dem Carrière dichtet[1]):

„Selbst erschaffen uns im freien Leben
Läßt uns Deiner Freiheit Werdelust,
Gönnet gern des eignen Herzens Weben,
Gern die Götterkraft der Menschenbrust."

Nur weil wir in Ihm sind, weil wir seines Geschlechts sind, haben wir das Leben, und nur weil Er in uns ist, wie Er in Allem ist, ist Er allwissend.

Auf dieser „Mystik" der Persönlichkeitsidee beruht auch die wahre „Ehre", welche es verbietet, in das Geheimnis der fremden Persönlichkeit einzudringen und dieselbe, auch wenn sie dem Erdenleben längst entschwunden ist, in Bestandteile zerlegen zu wollen, wie es die moderne Biographistik sich manchmal in eitlem Bemühen erfrecht. Auf ihr beruht die Selbstachtung, die Basis aller Tugenden.[2])

[1]) Gott, Gemüt und Welt, Stuttgart, S. 9.

[2]) Mit dem „Selbst", auf dessen Achtung der Verfasser hier Gewicht legt, ist wohl das des „reinen idealischen Menschen" gemeint, den nach dem schillerschen Schlußcitate des Verfassers jeder Mensch wenigstens als Anlage in sich trägt. — Vgl. auch meine Bemerkung auf S. 377. (Der Herausgeber.)

Diese Persönlichkeit ist kein unwandelbar einfaches Seinselement, sondern Einheit in der unabzählbaren Vielheit der endlosen Weiterentwickelung eines in Gedanken, Gefühlen und Thaten webenden Fürsichseins im unaufhörlichen Werden. Ihre Selbstachtung wird daher auch das Selbst in anderen achten müssen, und sei es selbst in dem, dessen Freiheit sich bis dahin dem Bösen zugewendet hat. Denn das Kausalitätsgesetz ist nur der äußere Schein des kontinuierlichen Werdegesetzes, das innerlich Freiheit ist, und jene Notwendigkeit ist mit dieser Freiheit Eines und Dasselbe. Obzwar daher zunächst „das Böse fortzeugend Böses muß gebären", so weißt du doch nicht, ob ihm schließlich nicht doch jener Funke aus dem harten Kieselstein entspringen, und jene Rose dem Dornenstrauch entblühen wird, welche Bruno die Reue nennt[1]), die Erinnerung des göttlichen Ursprungs.

Denn es ist klar, daß die Persönlichkeit in dieser Bedeutung zwar um der Freiheit willen die Quelle der Selbstsucht und eines solchen Ich-Bewußtseins sein muß, dem Hübbe-Schleiden mit Recht einen nur endlichen Charakter beilegen würde, — aber auch die Quelle einer ganz anderen „Suche" seines Selbst sein kann und soll, wie sie zur Vollkommenheit führt durch selbstverleugnende Hingabe an das Ideal, in dem sie, ohne es zu wissen, ihr eigenes besseres Selbst bejaht, nämlich jener „Suche", die Bruno in einem seiner Sonette unter dem Bilde der Jagd des Aktäon meint, und zu jenem Flammentode, den Goethe meint, wenn er im Geiste der eroici furori Brunos singt:

„Sagt es niemand, nur dem Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnt,
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnt.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Überfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen
Von der Finsternis Beschattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt des Lichts begierig
Bist du Schmetterling verbrannt.

Und solang' du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde!" (Divan: Selige Sehnsucht.)

[1]) Reformation des Himmels (Bestia trionfante), Leipzig 1889, S. 199.

In dieſer Perſönlichkeitsidee wurzelt der Ehrlichkeits-Optimismus, der einen Giordano Bruno zu folgendem, an die beſten Saiten der deutſch-chriſtlichen Religioſität anklingenden Worten ermutigt[1]):

„Aber wenn wir unſer eigenes Sein und Weſen tiefer bedenken und uns erinnern, daß wir alle Kinder des Einen und beſten Vaters ſind, ſo dürfen wir nichts anderes glauben, ſchätzen und hoffen als dieſes: daß alles vom Guten ſtammt, gut iſt und durch das Gute zum Guten geführt werden ſoll, von ſeinem Heil durch ſein Heil zu ſeinem Heil."

Denn alles Böſe trägt die Selbſtverneinung im eigenen Buſen.

So ſei denn unſere Loſung: Achtung vor der Perſönlichkeit, Wiederherſtellung des Glaubens an ihre irdiſche und überirdiſche Bedeutung, an ihre Göttlichkeit und Ewigkeit, mit einem Worte an ihre heilige Myſtik! In dieſer Loſung werden wir uns wiedererkennen auf allen Gebieten, wo menſchliche Perſönlichkeit ſich entfalten kann und ſoll, im politiſch-ſozialen Leben, in der Wiſſenſchaft, in der Kunſt, in der Religion. Überall werden wir rufen: Bahn frei für jede Perſönlichkeit, ſoweit ſie nicht ſelber andre in ihrer Selbſtentfaltung hemmen will und eben deshalb unſeren Haß und unſere Feindſchaft herausfordert! Denn in der Idee der Perſönlichkeit allein liegt die Triebkraft nicht nur jeglicher Freiheit, ſondern auch jeglicher Gerechtigkeit, und jeglicher ſittlichen Wahrheit und Schönheit.

Vor allem aber müſſen wir, um den modernen, die Perſönlichkeit allgemein hemmenden ſozialen und wirtſchaftlichen Mechanismus und die mechaniſtiſche Weltanſchauung zu überwinden und die Vorzüge des antiken Lebens mit ſeiner Schönheit und des mittelalterlichen mit ſeiner Treue und Innigkeit wieder zu gewinnen, zu verbinden und zu höherer Lebensgeſtaltung, zur Ausprägung eines beſſeren Menſchheits-Typus zu gelangen, um das Heroentum, den Übermenſchen der Zukunft, vorzubereiten, wiederum der Wahrheit inne werden, welche die Natur uns ſozuſagen mit hunderttauſend Stimmen zuruft: „Nur weil das Ganze den Teilen dient, dürfen ſich die Teile dem Ganzen fügen."[2])

Der Menſch iſt Selbſtzweck. „Und", ſagt Schiller weiter, „jeder individuelle Menſch trägt der Anlage und Beſtimmung nach einen reinen idealiſchen Menſchen in ſich, mit deſſen unveränderlicher Einheit in allen ſeinen Abwechſelungen übereinzuſtimmen die große Aufgabe ſeines Daſeins iſt."

„In jedem lebt ein Bild
Des, das er werden ſoll,
— Solang' er das nicht iſt,
Iſt nicht ſein Friede voll."

[1]) Del infinito, W. II, 13.

[2]) Schillers Briefe über äſthet. Erziehung, Reclam 12. S. 6.

Der Wert des Lebens.

Ein Mysterium.

* * *

Unter dieser Aufschrift hat kürzlich Rudolf Lothar eine dramatische Dichtung (in gereimten fünffüßigen Jamben) in E. Piersons Verlag (Dresden) herausgegeben. Sie ist tief durchdacht und ruht auf einer weiten philosophischen Grundlage. Auf der Bühne freilich möchten wir dies Werk nicht sehen, schon deshalb nicht, weil uns aller Theaterkram in Verbindung mit diesen dem großen Publikum doch unverständlichen Gedankenperlen stören würde. Für die Lesung aber hat die dramatische Form den großen Vorteil gedrängterer Kürze, als sie eine Abhandlung gestatten würde; und die Dichtung macht vieles anschaulich, was in theoretischer Abstraktion nur den geistig geschulten Eingeweihten zugänglich sein würde; ganz begreifen freilich werden andere auch wohl die poetische Veranschaulichung nicht, doch sie empfinden sie.

Im Vorspiel schließen „Schuld" und „Tod" den Vertrag, daß Jene Diesem ungezählte Milliarden von Menschen zum Opfer bringen wolle, dafür aber solle der Tod einen Menschen leben lassen, bis er den „Wert des Lebens" in der Erlösung von aller Schuld durch die selbstlose Liebe erkannt. Dieser Eine wird im Drama Wilfried genannt. Hier einige Proben, welche Charakter und Sinn der Dichtung veranschaulichen mögen!

Die Schuld:

Seit Anbeginn
Ist mein das Leben!
Seit Anbeginn
Erstehʼ ich, erwachsʼ ich
Mit jedem Wunsch,
Mit jeder Begier,
Mit jedem Gedanken
Ans eigene Selbst!
Mich zeuget das Hirn,
Mich zeuget das Herz,
Mich heget die Brust;
Und mein ist der Kampf;
Und mein ist das Streben
Nach vorwärts, nach oben!
Und mein ist die Krone des Sieges!

Die Schuld:
Laß Einen mir leben!
Er ringe ſich durch,
Durchs Leben zu mir,
Von Schuld zu Schuld,
Bis ich ihm erſcheine! . . . .
Dann magſt du zermalmen
Das einzige Hirn,
Dem herrlich ſich kund that
Der Wert des Lebens!
Wer hat je empfunden
So grauſam dein Nah'n?
Wer hat je verſtanden,
Was du ihm genommen?
Doch jener mag's wiſſen,
Was du ihm raubſt! —
Verſtehſt du mich wohl,
Und gilt der Handel?

Der Tod:
Er gilt!

Die Schuld:
Den Auserwählten,
Den führe mir zu!
Und zeige ihm du
Des Lebens Tiefen!
Ich ſtehe dabei.
Was iſt ſo tief
Wie das Menſchenherz?
Auf dieſem Grunde,
Da wohne ich —
Da führ ihn hinab!

Der Tod:
Er ſoll es vollbringen,
Das höchſte Werk —
Dann ſteh' ich vor ihm!

Die Schuld:
Dann ſei er dein!

Der Tod:
Nun komm in die Schlacht!

Die Schuld:
Nun komm!

Wilfried:

Ich kenn' nicht Hölle und nicht Himmelreich,
Ich kenn' ein Reich nur, wo wir alle gleich:
Das Reich der Schuld! — Ich habe es durchmeſſen
Und Höll' und Himmel ganz dabei vergeſſen.
Und jenes Wort, das alle Qualen trägt,
Das ehern an die Bruſt des Menſchen ſchlägt,
Mit ſeinem gellen Ruf das Herz zerreißt —
Ich will es euch verkünden, wie es heißt:
Es iſt die Schuld! — Warum erbleicht ihr nicht,
Warum verhüllt ihr nicht das Angeſicht
Bei dieſem Schreckenswort? — Ihr armen Blinden,
Soll ich des Wortes Flammenſchrift entzünden?

Was kniet ihr hier und betet fromm ergeben,
Daß euch des Lebens Sünde werd' vergeben?!
Ihr banget vor der Sünde, vor dem Fluch,
Der ſie beſtraft nach eurem hell'gen Buch! —
Doch von der Schuld, die über allem ſteht,
Da löſt euch keine Reue, kein Gebet,
Da löſt euch nur die That und das Erkennen.
Und wenn ihr ſie erkannt, dann wird entbrennen
Die heil'ge Lohe, die die Welt durchbrandet,
Bis ſie am ſeligen Geſtade landet.

. . . . Ich hab' geliebt, doch was ich hielt für Minne,
War nur ein Hin- und Widerſpiel der Sinne; . . . .

Denn ich war blind, und mir war unbekannt,
Daß Liebe ist ein Aufsichselbstverzichten!
. . . . Vor meinen Richterstuhl bin ich geladen
Und was ich that, das soll gesühnet sein!
Und was ich that, ich that es nur für mich!
Und dies ist meine Schuld! Mein Gläub'ger ist —
Das Leben! — Und nun erst beginnt die Frist,
Wo ich die Schuld mit meiner That will zahlen
Und auf mich nehmen aller Menschen Qualen.
Ich hab' mit überstarker Hand gerissen
Am Schleier, der verhüllt das tiefste Wissen —
Der Schleier fiel — weh mir, was ich gesehen!
Und doch darf ich erhob'nen Hauptes stehen —
Ich kenn' des Lebens Schuld und seine Pflicht,
Ich kenn' die Nacht und kenne auch das Licht!

Was man für sich erstrebt und thut, ist Schuld,
Vergeben kann sie keines Gottes Huld!
Was man für andre thut, für andre schafft,
Wie man das Heil der andern wirkend mehrt,
Wie man den andern leiht die eigne Kraft,
Das ist des Lebens Inhalt, ist sein Wert!
In meinen Knochen fühl' ich frisches Mark,
Ich recke mich und fühl' mich riesenstark.
Mein Blick ist klar! Ich seh' das Leid zu lindern, —
Und du, du willst an meiner Bahn mich hindern?

Der Tod:

Ich will's! — — Du riefst mich oft in schwerer Not,
Erlösung hätt' geschienen dir der Tod.
Ich aber ließ von Schuld zu Schuld dich treiben,
Begnügt' mich bloß zur Seite dir zu bleiben!
Die Last ward schwer, du aber trugst sie hoch;
Die Nacht ward lang, zum Lichte kamst du doch.
Siehst du im hellen Strahle rings die Welt,
Von der Erkenntnis Himmelsglanz durchhellt?
Siehst du, was es da rings zu schaffen giebt,
Wenn man als wahrer Mensch die Menschen liebt?
Du bist der wahre Mensch, durch Schuld gereinigt,
Im Geiste mit dem Weitengeist vereinigt! . . . .

Wilfried:

Laß ab von mir! Kennst du Erbarmen nicht?
Ich trag' in hocherhobner Hand das Licht;
Ich will ein Lehrer werden der Verirrten!
Und die Erkenntnis machte mich zum Hirten,
Der seine Herde schützen soll und wahren
Vor reißendem Getier: vor den Gefahren,
Die jeder Mensch in Selbstsucht sich bereitet. —
Ich hab' in mir die Selbstsucht ausgereutet,
Und durft' erst dann mich einen Menschen heißen. —

Du lehrteſt mich, daß nichts verloren geht,
Daß alles unvergänglich, was beſteht.
Es löſen ſich im Staube meine Glieder,
Doch die Atome finden all' ſich wieder.
Die Kraft, die ich in meinen Muskeln ſpannte,
Der Geiſt, den ich in meinem Hirne brannte,
Sie leben fort in wechſelnder Geſtalt —
Und über dieſe haſt du nicht Gewalt.
So lebt das Wort, das meinem Mund entwich,
Durch aller Zeiten Rollen ewiglich.
Mein Denken ſtirbt in dieſer Stunde nicht,
Für alle Zeiten flammend bleibt das Licht!
Erlöſung von ſich ſelbſt, vom eignen Bann,
Das iſt das Erbe, das ich laſſen kann
Der Menſchheit! — Ihr mein letzter Gruß!

(Er ſtirbt.)

Der Tod:

So ſtirb! Auf deinen Nacken meinen Fuß!
Du wollteſt mich um meine Qual betrügen?! —
. . . . Nun, Thörin Schuld, nun fandeſt du Genügen:
Er ſah dir voll und ganz ins Angeſicht —
Und was er ſah, war Licht, war Licht, war Licht!

Das Leid.

Von

Franz Forſter.

Bezähme dich und laß die Zeiten wandeln,
Mit deinem Gram ſtehſt niemals du allein.
Frag all' die Menſchen, die die Welt bevölkern,
Ob nie das Leid vor ihnen auferſtand!
Und tauſendfach erklingen dir die Seufzer,
Und tauſendfach ein vielgeſtimmtes Ach!
Wo Strahlen ſind, da wohnen auch die Schatten,
Dem holden Tage folgt die bleiche Nacht.
Und *jenes* Leid, das ſich *verſchwiegen* krümmet,
Iſt *tiefer* noch, als was der Mund *bekennt*! —

Die Seelenlehre des Okkultismus.

Von

Raphael von Koeber.

Dr. phil.

(Schluß.)

Wenn wir die drei Grundteile unseres Wesens, Leib, Seele und Geist, nun genauer betrachten, so bemerken wir, daß sie noch einer feineren Einteilung fähig sind.

Die plastisch-bildende oder individualisierende Kraft kann sich als solche nicht eher bethätigen, d. h. ihren Stoff in wirkliche Formen gießen, als bis dieser Stoff aus seinem ursprünglichen Zustande der Gärung in den einer gewissen Beruhigung übergeht, als bis die unsteten, wogenden Lebenskeime der organischen Materie sich fixieren und sozusagen feste, greifbare Steinblöcke werden, aus denen die astrale oder seelische Kraft ihre Gebilde haut.

Die Seelenkraft ist freilich das Leben; aber seine Äußerungen sind zu verschieden, als daß eine genauere Sonderung derselben überflüssig wäre. Zum mindesten ist eine solche nötig in Rücksicht des bloßen Zellenlebens und des Lebens der Pflanzen und Tiere. Das animalische Leben ist eine Vergeistigung der unteren Lebensformen, und kann das Astralleben im engeren Sinne genannt werden: auf dieser Lebensstufe vollzieht sich der Übergang zu dem nächsthöheren Prinzip, dem Geiste.

Stünde der Mensch in seiner jetzigen Beschaffenheit auf der Spitze der Wesenshierarchie, wäre in ihm das Ideal der geistigen Natur bereits verwirklicht, gäbe es keine Gottheit, zu der wir als dem Endziel alles unseres Lebens hinaufstrebten, so müßte man allerdings sagen, daß die menschliche Seele und das ihr analoge makrokosmische Prinzip die höchste denkbare Staffel der kosmischen Entwickelung sei. Nun giebt es aber eine Gottheit und giebt es, nach der okkultistischen Lehre, eine Welt übermenschlicher Wesen, die uns zur Zeit zwar noch verborgen ist, aber nicht ewig verborgen bleiben soll, und in welche einzugehen wir, nach Vollendung unserer Lehrzeit, sei's auf Erden, sei es anderwärts, berufen sind. Wenn also unsere Seele einer Vervollkommnung entgegengeht, so muß sie hierzu beanlagt sein, d. h. sie muß Potenzen eines höheren, übermenschlichen Geistes in sich bergen, die zur menschlichen Seele in einem analogen Verhältnisse stehen, wie diese zum Astralleibe und wie der

Astralleib zum physischen. Demnach ist der „Geist", gleich dem Leibe und der Seele, ein Gesamtbegriff, unter welchem der Okkultismus neben dem menschlichen Geiste in seinem gegenwärtigen Zustande auch dessen zukünftige sublimierte Entwickelungsformen faßt: den Geist des übermenschlichen Wesens und den göttlichen Geist. Die Seele ist das persönliche Leben, der Geist aber ist gleichsam die Seele der Seele.

Und die menschliche Seele im engeren Sinne, — was ist sie? Das unterste der geistigen Grundteile unseres Wesens, gleichsam die Materie des „geistigen Leibes". Andererseits ist sie aber die Seele des Astralleibes, der mit ihr durch ein Astralleben verbunden wird und selbst die Seele des physischen Leibes ausmacht, welche wiederum ein physisches Leben zur Voraussetzung hat.

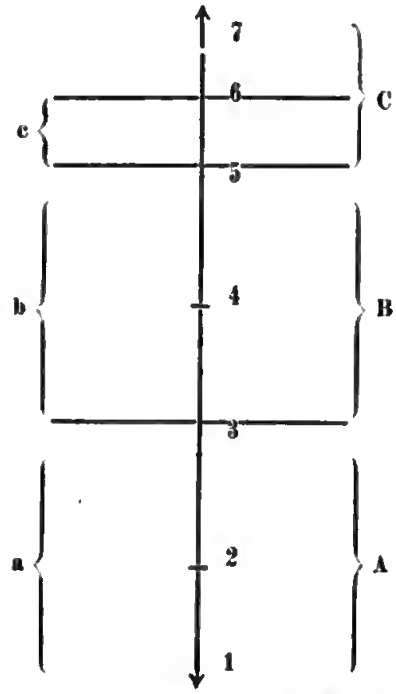
Wir fassen in einer Tabelle die eben gemachte Ableitung der sieben Prinzipien unseres Wesens zusammen und fügen in Klammern deren indische Benennungen hinzu:

III. Der geistige Leib: Geist, Seele der Seele; Prinzip der Erkenntnis.	7. Göttliche Seele (Atma)	=	die Seele des geistigen Leibes.
	6. Übermenschliche Seele oder „Engelseele" (Buddhi)	=	das Leben des geistiges Leibes.
	5. Menschliche Seele Persönlichkeit (Manas)	=	Materie des geistigen Leibes.
		=	Seele des Astralleibes.
II. Der Astralleib: Seele, Prinzip des Instinkts, des Gedächtnisses, der Leidenschaften.	4. Animalische Seele (Kama Rupa)	=	Leben des Astralleibes.
	3. Der Astralleib im engeren Sinne	=	Materie des Astralleibes.
	(Linga sharira)	=	Seele des physischen Leibes.
I. Der physische Leib: Sitz aller leiblichen Bedürfnisse.	2. Leben im Sinne von Lebenskraft; das Leben als solches (Djiwa oder Prana)	=	Leben des physischen Leibes.
	1. Der Körper (Rupa)	=	die Materie des physischen Leibes.

Digitized by Google

Einige Bemerkungen über die Lokaliſierung und die Eigenſchaften dieſer Prinzipien ſind zum Verſtändniſſe des Weiteren nötig.

Denken wir uns den menſchlichen Körper als eine gerade ſenkrechte Linie, durchſchnitten von drei wagerechten, ſo wie es das nachſtehende Schema zeigt. Die Abſchnitte a, b, c deuten die drei ſcharf von einander getrennten phyſiologiſchen Regionen unſeres Körpers an: die Bauch-, Bruſt- und Kopfregion. Die Zahlen drücken die ſieben Grundteile unſeres Weſens aus. Die großen Buchſtaben bezeichnen die drei großen Einheiten, in welche der Okkultismus die einander ſubordinierten Prinzipien einteilt: den phyſiſchen Leib, den Aſtralleib und den geiſtigen Leib.



Der zweite Grundteil (Djiwa oder Prana, oder das organiſche Leben als ſolches, die Lebenskraft, die Vitalität) kann bei Lebzeiten des Menſchen offenbar den Körper nie verlaſſen. Wohl vermag dies aber, wie wir bereits wiſſen, der dritte Grundteil (der Aſtralkörper im eigentlichen Sinne, Linga sharira). Dieſes iſt, wie man aus unſerem Schema erſieht, beiden Teilen A und B, bezw. a und b gemeinſam, als die obere Grenze jenes und die untere dieſes. Ebenfalls gehört der fünfte Grundteil (die geiſtige Perſönlichkeit) ſowohl B als C an. Wir haben dieſes Prinzip die Materie des geiſtigen Leibes (C) genannt. In A und B ſehen wir alle Grundteile voll entwickelt, ſo daß A und B mit a und b zuſammenfallen. Anders iſt es bei C: während dieſes die oberſten Grundteile (5, 6 und 7) wirklich umfaßt, kommt ſeiner ſinnlichen Darſtellung (c) nur der fünfte Grundteil ganz zu; das ſechſte oder das wahre Leben der Seele (die Moralität, Spiritualität, Buddhi) iſt noch als bloßer der Entfaltung harrender Keim in ihm enthalten, was ſeine Lage an der äußerſten oberen Grenze des menſchlichen Körpers andeuten ſoll; und 7., der göttliche Geiſt, die Seele der Seele (Atma), liegt völlig außerhalb des Gebietes alles Sinnlichen und zieht von ſeiner Höhe, wie ein Magnet, alle empfänglichen beſſeren Seelen zu ſich hinan, ohne je ſelbſt in die Körperlichkeit einzugehen: der Menſch hat zum Göttlichen empor-, nicht aber das Göttliche zum Menſchen herniederzuſteigen. Und iſt jenes dem Menſchen gelungen, ſo hat er das erreicht, was jenſeits unſerer Erſcheinungswelt, demnach — um Nietzſches Ausdruck, jedoch in einem anderen Sinne, zu gebrauchen — „jenſeits von Gut und Böſe“ liegt und von der indiſchen Philoſophie Nirwâna genannt wird.

Nach alledem müssen wir sagen, daß, streng genommen, der Normalmensch (Schopenhauers „Fabrikware der Natur") bloß aus fünf Grundteilen besteht. Der sechste ist bis jetzt bei sehr wenigen, bei den allerbesten und seltensten Individuen der lebenden Menschenrassen, und auch erst im Puppenzustande bemerkbar. Der siebente ist der Grundteil der entferntesten Zukunft unseres Geschlechts, und gehört eigentlich nicht mehr zu den Grundteilen des menschlichen Wesens, insofern der Mensch über die Schranken seiner Natur hinausgehoben wird, d. h. aufhört, Mensch zu sein, sobald dies Grundteil in ihm sich verwirklicht. Dies ist der Zustand der Heiligkeit oder Vollendung, die alle einst erlangen sollen, und die in der gegenwärtigen Weltperiode nur die wenigen göttlichen Individuen wirklich erlangt hatten, welche zu verschiedenen Zeiten als Verkünder des Heils und als Vorboten des Gottesreiches unter den Menschen aufgetreten waren. —

Diese Ansichten des Okkultismus über die Natur des fertigen lebenden menschlichen Individuums werden auch in phantastischerer Weise durch das Bild unserer Figur 7 versinnbildlicht, die einen dicht über der Erde schwebenden Ballon captif darstellt. Der Grundteil, durch welches der Mensch sich von den übrigen unter ihm stehenden Wesen unterscheidet, ist die „Unsterblichkeit" seiner persönlichen Seele. In welchem Sinne ist nun unsere Seele unsterblich? Was wird aus ihr nach dem Tode?

Die Geburt ist der Tod des Embryos, der Eintritt eines menschlichen Individuums in das zweite Stadium seiner Entwickelung, auf welchem die meisten noch viele Wiederverkörperungen durchzumachen haben, ehe ihr geistiges Leben die nächsthöhere Stufe erreicht. Auch der zweite, der eigentliche Tod des Menschenleibes ist eine Geburt, und zwar nicht im allegorischen Sinne; er ist, nach der tiefsinnigen Auffassung des Okkultismus, ein der Geburt zum irdischen Leben ganz analoger Vorgang: dort, wie hier, wird das Band zerschnitten, durch welches der neue Ankömmling noch vor kurzem an den Mutterleib geknüpft war, und es bildet sich sofort ein anderes, das den „Neugeborenen" an die Welt bindet, deren Bürger er nunmehr geworden ist.

Wie wir, nach Analogie, von einem dreifachen Leib, einem dreifachen Leben, einer dreifachen Seele gesprochen, so können wir auch von drei „Nabelschnüren" sprechen, welche nacheinander den Menschen mit dem Lebensherd seiner jeweiligen Welt verbinden. Wenn, mit dem Ablauf des embryonalen Lebens, die physische Nabelschnur reißt, bildet sich die vom nächsthöheren Centrum unseres Körpers, von der Brust, ausgehende unsichtbare astrale, welche, physiologisch gedeutet, nichts ist als die Thätigkeit der Atmungsorgane, die dem Menschen das Lebenselement, die Erdenluft, zuführen. Zugleich entwickelt sich im Leben die dritte, geistige oder psychische „Nabelschnur", die auch im Geistes-Mittelpunkt, im Kopfe, ihren Ausgangspunkt hat und unseren geistigen und seelischen Körper mit der Geisteswelt verbindet. Das Abreißen dieser letzten „Nabelschnur" aber ist der irdische Tod, das Freiwerden des geistigen Lebens.

Was geschieht denn bei unserem Übergang zum dritten Leben, während Geist und Seele zu den höheren Regionen, woher sie stammen, emporsteigen, mit dem physischen und dem seelischen Menschen?

Ganz allgemein ausgedrückt: auch die niederen Bestandteile unseres Wesens kehren zurück zu ihrem Ursprung: der Körper wird „Erde", d. h. zerfällt in die stofflichen Elemente, aus denen er zusammengesetzt war; das Leben aber ergießt sich in die Natur, geht in das Allleben und aus diesem wieder in andere Formen ein.

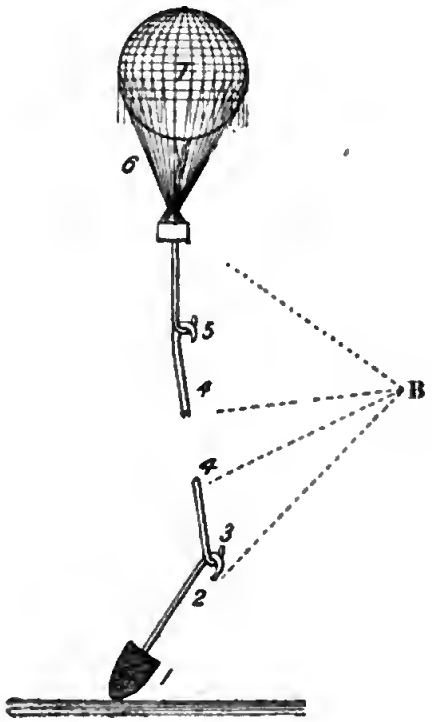
Da wir jedoch mit dem Tode nicht sogleich in den Zustand vollkommener Vergeistigung versetzt, d. h. nicht sogleich von dem Ballast befreit werden, der unsere Seele zur Erde herunterzieht, so kann auch die obige Erklärung nur zum Teil gelten. Was an uns bloße Materie ist (der erste niederste Grundteil) und die niederen Lebenskräfte (der zweite und dritte Grundteil), das allerdings löst sich im Momente des Sterbens von der Seele los. Das mittlere Prinzip (der vierte Grundteil) jedoch spaltet sich, dem Okkultismus zufolge, in zwei Teile, von denen der untere mit den gröberen Elementen hienieden zurückbleibt, der obere dagegen, an dem Geiste haftend, zur astralen Welt emporsteigt. Hier, in dieser mittleren Region, vollzieht sich die endgültige Läuterung des Menschengeistes (fünfter Grundteil), wonach dessen schlackenloser, vom Astralleib gänzlich losgelöster Rest mit den beiden höchsten (dem sechsten und siebenten) Grundteilen sich über die astrale Welt zur göttlichen erhebt.

Und die Seele, der Astralleib? Was wird aus ihm? Nachdem er, antwortet der Okkultismus, eine Zeit lang ein Schattendasein zwischen „Himmel" und Erde geführt, geht er den Weg alles Endlichen: er löst sich auf. Der Astralleib im großen und ganzen ist nicht nur der Sitz des animalischen Lebens, sondern auch der Instinkte, der Leidenschaften, des Gedächtnisses, kurz, aller niederen Äußerungen der Seele; er ist das, was man mit dem Worte „Persönlichkeit" bezeichnet, unser „Ich", im Unterschiede von unserem unpersönlichen „Selbst", das durch die beiden höchsten Prinzipien repräsentiert wird. Nur dies „Selbst", der „Geist", hat ewige Fortdauer, während das „Ich" vergänglich ist.

Es ist klar, daß ein Vergängliches sich nicht wiederverkörpern und ein Unpersönliches nicht nach Art einer Persönlichkeit mit uns verkehren kann. Und doch nimmt der Okkultismus sowohl die Wiederverkörperung, als auch die spiritistische Lehre von einem Verkehr mit den Abgeschiedenen an! Wie erklärt er beides?

Was sich wiederverkörpert, ist nach ihm allein das höchste, über dem menschlichen „Ich" liegende und das eigentliche Wesen des Menschen ausmachende Prinzip, das mit der Gottheit zusammenhängt und, wie die Schnur die Kügelchen des Rosenkranzes, alle Individuen eines Wiederverkörperungskreises aneinander knüpft, ohne in deren freie Bewegung, d. h. Entwickelung, hemmend einzugreifen und ohne eigentlicher Bestandteil der einzelnen Individuen zu sein. Daher fehlt uns jede Erinnerung an unsere früheren Lebensläufe, was gar nicht zu verstehen wäre, wenn statt des unpersönlichen Wesens das frühere „Ich" sich wieder-

verkörperte. Was hingegen in den mediumistischen Sitzungen citiert, als sogenannter „Geist" erscheinen und in Verbindung mit uns treten kann, ist nichts als die Persönlichkeit, das in der Astralwelt zurückbleibende „Ich", der gröbere, mit dem vierten Grundteil behaftete Überrest, die persönliche Seele (im Gegensatz zum individuellen, aber unpersönlichen Geiste).

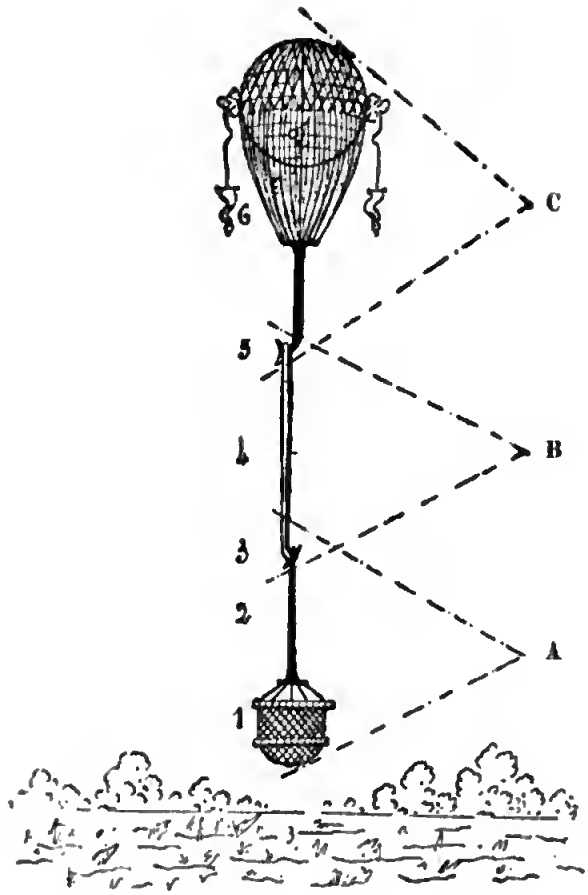


Figur 8.

Der Tod.

Die spiritistische Ansicht von der Scheidung der menschlichen Grundteile im Tode.

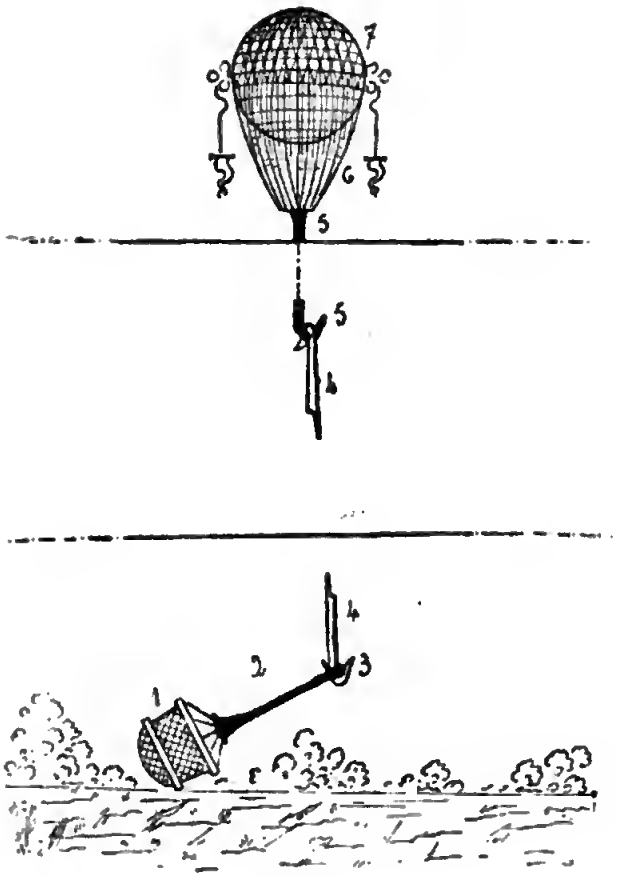
Um diesen Punkt dreht sich der ganze Streit zwischen Okkultismus und Spiritismus. Im Grunde streiten beide nur darum, ob in den sich mediumistisch geltend machenden Wesen Verstorbener sich nur deren persönliche Seele darstellt oder auch ihr höchstes, individuelles „Selbst", der Geist. Den Unterschied dieser Anschauungen stellen unsere Figuren 8 und 9 dar. Wir lassen diese Sache auf sich beruhen. Unsere Aufgabe bestand lediglich darin, ohne Randglossen eine kurze und treue Wiedergabe der okkultistischen Psychologie zu geben, wie Papus sie in dem ersten Teile seines Werkes meisterhaft darlegt.



Figur 7.

Sinnbildliche Darſtellung des Menſchenweſens.

Die ſiebenfache und die dreifache Unterſcheidung der Grundteile (Kraftpotenzen) des lebenden Menſchens.



Figur 9.

Der Zuſtand nach dem Tode.

Die okkultiſtiſche Anſicht von der Scheidung der Grundteile des Menſchenweſens.

Zwei Frauen.

Nach dem Leben gezeichnet.

Von

M. von Saint-Roche.

Endlich war es doch so gekommen, wie die arme Frau längst gefürchtet hatte; sie hatte lange gegen die anschleichende Krankheit gekämpft und sich tapfer gehalten, wenn Schmerz und Schwäche den abgearbeiteten und abgesorgten Körper niederdrücken wollten; da kam ein Morgen, wo sie nach unruhiger Nacht mit zagender Stimme gestand, nimmer aufstehen zu können.

Vor dem Bett, in dem kleinen Stübchen des Rückgebäudes, stand mit tief bekümmerter Miene ihr Mann; er war zum Fortgehen gerüstet, und neben der Sorge um die Leidende zeigten seine Züge einen nervös unruhigen Ausdruck. Er schaute auf die Schwarzwälderuhr und suchte dann wieder das kleine Mädchen zu beruhigen, das er im Arm hielt und das die Ärmchen nach der Mutter streckte. Sie hatte seinen Blick bemerkt.

„Du mußt gehen," sagte sie, und ihre Stimme verriet, wie sehr sie in ihrer Hilflosigkeit das Gegenteil wünschte, „du mußt gehen, es ist ja schon halb Acht, du darfst dich nicht versäumen, wo du kaum erst in die Stelle eingetreten bist, man möchte dir's verübeln, und — du könntest am Ende — wieder den Posten verlieren," — sie zitterte und das Weinen stand ihr nahe.

„Aber, lieber Schatz, sieh nur nicht gleich so schwarz; so unmenschlich werden sie doch nicht sein. Ich kann dich nicht verlassen, samt dem Kinde, wo du so krank und elend bist." —

„Hast du eingefeuert?" unterbrach sie.

„Längst schon und auch Frühstück gemacht, willst du nicht etwas zu dir nehmen, es würde dir vielleicht gut thun?"

„Dank dir," wehrte sie ab, „ich kann nicht, mir ist — zu — schlecht." — Dann legte sie den schmerzenden Kopf ermüdet in die Kissen und schloß die Augen.

Er seufzte tief auf und starrte einige Minuten ratlos vor sich hin.

„Soll ich einen Arzt holen?" fragte er sie dann mit leiserer Stimme und beugte sich zu ihr herab, ihre heiße Hand erfassend.

„Nein, nein!“ wehrte sie fast heftig ab, „Gott hilft schon wieder,“ sie schlug die Augen auf, sah in sein ehrliches, treues Gesicht und gewahrte, daß die seinen feucht schimmerten.

Er litt um sie, — sie fühlte plötzlich gar nimmer, wie erbärmlich elend sie war, sie fühlte nur mehr sein Leiden, seine peinigende Sorge, seine Angst. Im warmen Bestreben, ihm dies zu erleichtern, dünkte sie sich plötzlich stärker; sie lächelte dem zarten, blondlockigen Mädchen zu und winkte ihm, es neben sie zu legen. Dann streckte sie den Arm, zog seinen Kopf herab und drückte einen Kuß auf seine Stirne: „Lieber Hans, laß dir's nicht schwer fallen, ein paar Tage Ruhe und es ist überwunden; und jetzt geh in Gottes Namen.“ —

„Allein laß ich dich nicht, ich fände dort doch keine Ruhe, aber es ist mir eine Abhülfe eingefallen, wenn dir's recht ist.“ —

„Und das wäre?“

„Vor ein paar Tagen habe ich bemerkt, daß da oben, unterm Dache, eine neue Partei eingezogen ist, eine junge starke Person, ich sah sie schon im Vorderhaus bei den Herrschaften Arbeiten verrichten, vielleicht bekomme ich sie, daß sie dir durch einige Tage beisteht.“

„Aber das wird Geld kosten!“ meinte die Frau bekümmert.

„Ah bah,“ sagte er fröhlicher, „das kostet nicht so viel, und schau, ich verdiene ja jetzt etwas; aber ich muß mich beeilen, die Person aufzutreiben, sonst bekömmt sie am Ende eine andere Bestellung. Ist sie zu haben, so sende ich sie gleich, wenn nicht, komme ich selbst wieder.“ Er drückte freundlich ihre Hand, und dann hörte sie ihn treppaufwärts eilen. Es währte kaum fünf Minuten, als er noch einmal hastig hereinkam. „Sie kommt gleich, hat sie gesagt. Ich meine, du wirst zufrieden sein mit ihr. Sie scheint anstellig zu sein und hat mir einen guten Eindruck gemacht. Doch verzeih, Klara, ich habe höchste Zeit, lebe wohl und schone dich!“ war noch seine Mahnung im Gehen.

Ein peinliches Gefühl regte sich in ihrem Herzen, nachdem sie allein war; es machte sie nervös und unruhig, daran zu denken, daß sie ein ganz fremdes Gesicht um sich sehen sollte, daß sie jemand anders in ihre schlichte, arme Häuslichkeit sollte blicken lassen. Warum konnte sie nicht aufstehen! Sie probierte es nochmals. — Nein, es ging nicht, die Füße versagten den Dienst vor Schwäche, der Kopf schwindelte; das waren die Nachwehen der vielen Leiden und Sorgen während der letzten langen Monate, als sie brotlos waren. Und jetzt, wo der erste Lichtstrahl wieder all' diese Bangigkeit erhellte, wo ihr Hans endlich Stelle gefunden und sie so froh hätte sein mögen, g'rad jetzt gab der schwache Körper nach.

Sie horchte auf jeden Tritt außen, und während sie in krankhafter Unruhe ihre Gedanken zermarterte, was das für eine Person sein und wie sie aussehen möge, klopfte es leise an die Thüre des äußeren Zimmers und auf Klaras „Herein“ trat die Erwartete in die Wohnung.

„Recht guten Morgen, Frau Leiner! Entschuldigen Sie die kleine Zögerung meines Kommens; ich mußte nur erst noch im Vorderhaus, wo ich für heute bestellt war, absagen, denn ich dachte, daß die mich leichter

entbehren können, als eine Leidende; nun bitte ich nur freundlich um Ihre Befehle und um Ihre gütige Geduld, bis ich mich überall zurechtgefunden habe."

Klara ſchaute verdutzt auf die ſchöne Geſtalt vor ihr, mit den lachenden Augen und dem Knoten mächtigen goldblonden Haares, der wie eine Krone auf dem ſtolz getragenen Kopfe ſaß.

Wie eine vom Poſtament geſtiegene Germania bot dies Weib aus dem Volke den erſtaunten Augen der zarten, kranken Frau ein Bild dar, und dabei war ihre Sprache eine faſt gewählte, ihre Manieren gewinnend und ihre Stimme von einem melodiſchen ſanften Tonfall.

„Was kann ich zunächſt zu Ihrer Erleichterung thun? Vielleicht das kleine Herzchen da herausnehmen und anziehen? Komm, kleiner Blondkopf, wir ſind ſchon Freunde, nicht?" lachte ſie mit den blendenden Zähnen dem Kinde zu, das ſich ohne Widerſtreben von ihr wegtragen ließ.

Klara ſchaute mit vergnügter Verwunderung auf die Bewegungen der Fremden; deren entſchiedenes Weſen wirkte beruhigend auf ſie, noch mehr, ſie fühlte ſich vom erſten Moment an hingezogen zu dem ſchönen kräftigen Geſchöpf; es war ihr, als käme ihr aus dieſer Seele ein Strahl der eignen Energie als verwandtes Element entgegen, und ſofort beſchäftigte ſie der Gedanke, wie es komme, daß dies junge, ſchöne Weib da allein unterm Dach hauſe; und der eine Gedanke rief andere herbei, welche ihr greulich waren, — ſie verdüſterten, beſchmutzten das ſchöne Bild; aber ſie lagen nahe im gefährlichen Leben der genußſüchtigen Großſtadt.

Und dann kam ein großes Mitleid über die hilfloſe Frau im Bette, ein ihr unerklärliches Mitleid mit dem fremden Geſchöpf, das ſie nie vorher geſehen, und das nun draußen im Zimmer ſang und ſcherzte mit ihrem Kinde, und zugleich erſchauerte ihre Seele bei dem Gedanken, daß dieſelbe ihr reines Kind berühre.

„Ach was," dachte ſie, „das Fieber macht mich aufgeregt. Was geht mich das alles an! Ein paar Tage und ich bin wieder gut. Sie geht ihre Wege, ich die meinen; aber ich muß ſie nach ihrem Namen fragen, ich kann ſie ja nicht einmal rufen." —

„Entſchuldigen Sie, ich muß Sie noch mit einer Frage ſtören," ſagte der Gegenſtand von Klaras Gedanken eben unter der Thüre, „das Kindchen wird frühſtücken wollen, darf ich ihm von der Milch am Herde geben, und würde Ihnen ſelbſt nicht auch eine Kleinigkeit gut thun, und ein kalter Umſchlag um den Kopf?"

Wie ſie das alles ſchnell wußte und erriet, und wie hübſch die Sonnenlichter, welche ſich durchs grüne Epheulaub am Fenſter brachen, um ihre Stirne ſpielten und die natürlichen Löckchen vergoldeten, die ſich losgemacht hatten und da und dort herabfielen, wie lachend und friſch voll Leben, und doch, wie beſorgt und dienſtwillig ſie daſtand, mußte Klara denken, während ſie ihr die nötigen Anweiſungen gab und durch die Thür zuſah, wie ihr herziges Mädchen, die bis jetzt nur an die Mutter gewöhnt war, freudig und ohne Zaudern ihr Milchſüppchen aus der

fremden Hand nahm. Aber wie zart, wie liebevoll ging sie mit der Kleinen um, halt, — vielleicht war sie selbst Mutter! Aus ihren Augen leuchtete ein so warmer Strahl, der schön geschwungene Mund rief die Kosenamen in so wahrhaftigem Ton; — doch nein, das konnte nicht gut sein, das hätte ihr nicht gestattet, so viel von ihrem Heim abwesend zu sein. —

„Wie heißen Sie denn eigentlich," fragte Klara, als sie im Zimmer mit leiser Hand bemüht war, dies und jenes zu ordnen.

„Ich heiße Rosa."

„Der Name paßt für Sie!" entschlüpfte es Klara fast gegen ihren Willen.

„Das meinten schon viele," antwortete sie trocken mit einem kurzen Lachen.

„So—o," sagte bloß Klara gedehnt, und es wollte sie wie ein Zorn packen; doch schnell faßte sie sich und fragte: „Wie lange können Sie bei mir bleiben? Ist's Ihnen möglich über Mittag? Dann sage ich Ihnen, was zu kochen ist, mein Mann kommt gegen halb Eins."

„Ich kann den ganzen Tag bleiben, nur abends, etwas vor Sechs, da muß ich hinauf, damit ich das Abendmahl richte, bis er kommt."

„Ah, Sie sind verheiratet, Frau Rosa, bitte, das wußte ich nicht. Lassen Sie sich wegen meiner in Ihren häuslichen Pflichten nicht beeinträchtigen." —

„Nein, Frau Leiner, ich bin nicht verheiratet, was die Leute so heißen," gab sie schnell zurück mit einer wegwerfenden Bewegung ihrer Hand und einem höhnischen Zucken der Mundwinkel, „nehmen Sie mir's nicht übel und meinetwegen verachten Sie mich. Ha! das sind wir ja schon gewöhnt! Wir, ich und der Julius, wir sind bloß vor unserm Herrgott getraut. Pfaff hat keiner seinen Segen dazu gegeben," fuhr sie mit blitzenden Augen fort, während sich die hohe Gestalt noch reckte, „aber lieb haben wir uns desungeachtet, vielleicht viel mehr, als die großen Leute, die in Karossen zur Kirche fahren und sich hinterher streiten ihr Lebtag lang. Für uns arme Teufel ist's auch so gut genug, was hilft das Kopulieren, wenn die Herzen nicht ohnedies zeitlebens aneinander halten?" —

„Und wollt ihr zwei das?" unterbrach Klara den Redestrom der Aufgeregten mit seltsam ruhiger Stimme. Die andere fühlte sofort den ganz leisen Anflug von Spott, den die Frage barg, und sie merkte desgleichen, daß sie sich hatte zu sehr von ihrer Leidenschaft hinreißen lassen. —

„Seien Sie mir nicht bös," lenkte sie ein, die Augen niederschlagend vor dem klaren, festen Blick, der sie aus den Augen der Kranken traf, „es ist sonderbar, daß ich das Ihnen so alles gleich sagen muß; aber glauben Sie mir, Frau Leiner, unsereiner, der bei der harten Arbeit groß geworden ist, hat auch ein Herz und auch ein Ehrgefühl, und man wird zuletzt ganz wild, wenn man merkt, wie sie einem alle den Fuß ins Genick setzen, so daß man wie ein gehetztes Wild nimmer weiß, wo einen Schlupf-

winkel suchen. Und man darf sich nicht einmal ausreden, man kann sein Herz niemand ausschütten, man muß nur die Faust im Sack ballen, wie mein Julius sagt, — bis ihr Tag auch kommt." —

„Welcher Tag?" fragte die ruhige Stimme, und die Augen mit dem seltsamen Blick forderten gebieterisch Antwort. Rosa warf einen scheuen Blick um sich, alles frohe Licht war aus ihren Zügen gewichen, die eine düstere Leidenschaft zeigten. —

„Welcher Tag? fragen Sie? Ja, Julius sagt, ich soll nicht drüber reden, aber bei Ihnen ist's schwer zu schweigen, wenn Sie fragen; nun, der Tag, wo die geballten Fäuste zuschlagen, wo's Blut und Trümmer giebt und wir eine andre Ordnung herstellen, wo dann die Faulenzer alle in den schönen Häusern arbeiten müssen, daß sie so schwielige Hände wie wir bekommen, daß sie Hunger und Not probieren wie wir." —

Klaras Blick streifte die rosigen Wangen, die gesunde, fast üppige Gestalt. Doch die andere merkte mit der ihr eigenen Schnelligkeit sofort den Zweifel, der in dem Blicke lag.

„O, auf das dürfen Sie nichts geben, das ist eben mein Muttergut, mein gesundes Naturell, das giebt nicht nach, wenn wir auch eine Woche durch nur kalte Küche haben, und ich und er uns dabei den ganzen Tag abrackern." —

„Ja, aber dann verdient ihr doch?"

„Zeitweis, Frau Leiner, zeitweis, das ist's ja! Oft bekomme ich keine Arbeit, und dann muß er wieder ausstehen." —

„Ausstehen? Was ist denn er und warum hat er keine ständige Arbeit?"

„O, mein Julius ist Kunstschreiner, und zwar einer von denen, die ihre Sache verstehen!" betonte Rosa mit Stolz. „Und er hat einen hellen Kopf und schreibt eine gute Hand, drum haben sie ihn zum Schriftführer gewählt in — in unsrer Gesellschaft." —

„Sie wollen sagen: bei der hiesigen Sozialistenverbindung," unterbrach Klara.

„Wer hat Ihnen denn das gesagt?" fuhr Rosa fast erschreckt auf.

„Niemand, doch erzählen Sie ruhig weiter, Ihre Geschichte interessiert mich;" und sie stützte den eingebundenen Kopf auf die Hand, während die großen Augen fest auf Rosa gerichtet waren.

„Nun, und da kommt's eben, daß, wenn er, der Julius, wieder in einer Fabrik gute Arbeit hat, ihn die Spürnasen wieder an den Prinzipal verraten, oder einer von den Kameraden, dem er zuviel getraut; da gruselt's dann dem Protzen vor so einem ‚gefährlichen Element', wie sie's nennen, und der Julius bekommt schnell seinen Laufpaß, mit einer guten Ausrede versüßt. Herrgott des Himmels, und da muß man noch still sein!" knirschte Rosa. „Sagt er ein Wort, haben sie ihn gleich beim Kragen und ins Loch damit."

„Das ist ja ein sehr unruhiges und kümmerliches Leben für Sie," sagte Klaras ruhige Stimme.

„Und ob! Aber das iſt lang nicht alles! Doch genug! Wie komme ich dazu, von all dem zu ſchwätzen; ich ſchäme mich förmlich, ich will an meine Arbeit gehen! Ach, und da kommt das Kleine angetrippelt," ſagte ſie mit gänzlich verändertem, zärtlichem Ton.

„Setzen Sie das Mädchen zu mir herauf, und geben Sie ihr das Spielzeug dort vom kleinen Tiſch; ſie unterhält ſich damit eine lange Zeit und ſchläft dann vielleicht ein wenig mit mir."

Dann gab ſie Roſa noch die nötigen Anordnungen, ſchlang einen Arm um das ſchäkernde Kind, doch bald ſenkte ſich ein wohlthätiger Schlummer auf die müden Lider.

Roſas wachſames Auge hatte dies bald bemerkt; geräuſchlos und ſanft hob ſie die Kleine heraus, blieb aber noch ein wenig vor dem Lager ſtehen.

Mit friedlichem Ausdruck in dem blaſſen Geſichte lag die junge Frau da; jetzt konnte ſie dieſelbe ruhig betrachten, jetzt waren die zwei Augenſterne geſchloſſen, deren Blick ihr gegenüber eine ſo ſeltſame Macht hatten, die in ihrer Seele Tiefe ſchauten und darin Gefühle wachriefen, die ſie längſt totgeſchwiegen glaubte.

Das war auch eine von „den Beſſeren", darüber täuſchte Roſas Menſchenkenntnis ſie nicht einen Augenblick, trotz der Ärmlichkeit der Einrichtung und Wohnung. Die war glücklich, geachtet, hatte ihr ruhiges eignes Neſt, die kannte Hunger und Not nicht, wenn ſie auch nicht in Reichtum ſchwelgte. Aber warum war dann die feine Falte in die Stirn gegraben, warum lag ein ſo ernſter Zug um den geſchloſſenen Mund?

„Aber was geht das mich an!" dachte auch ſie und warf den Kopf zurück, als ſie das Zimmer verließ, „ich will mich beeilen, daß ich alles fertig bringe, hab' zu denken genug für mich ſelbſt."

Aber ſie wurde ihn nicht los, den Gedanken, bei der Arbeit. Von der Schlummernden innen glitt es heraus wie ein Lichtſtrahl, der ſich bis in ihr Herz bohrte, wie ein Lichtſtrahl, der auf einmal ihre wirren Gedanken klärte, und es war ihr, als hörte ſie die ſanfte Stimme fragen: „biſt du glücklich, thuſt du recht?"

Wie würde ihr Julius lachen, wenn er da ihre Gedanken ſähe! ſuchte ſie's hinwegzuſcherzen. „Sie iſt ganz anders wie die andern alle," murmelte Roſa halblaut. „Man muß ihr gut ſein; ich helfe ihr gern. Es geht ſo etwas Freundliches, Warmes von ihr aus, ich glaube, die verachtet unſereinen nicht."

Als Klara um Mittag erwachte, fühlte ſie ſich durch den Schlaf merkwürdig geſtärkt und empfing ihren heimkehrenden Gatten mit einem frohen Lächeln. Das Mittagsmahl verlief unter freundlichem Geplauder. Hans war ganz beglückt, daß ſein liebes Weib ſich beſſer fühlte, und ſcherzte mit ſeinem Töchterlein, bis ihn die vorgerückte Zeit wieder ins Comptoir der großen Möbelfabrik rief, wo er als Buchhalter arbeitete.

Roſa hantierte geſchickt und geſchäftig im kleinen Haushalt, als ob ſie ſchon jahrelang dageweſen.

„Rosa!“ rief ihr Klara zu, „setzen Sie sich doch ein wenig, Sie sind den ganzen Tag auf den Füßen und müssen müde sein. Das Nötige ist geschehen, gönnen Sie sich eine kleine Rast, kommen Sie da zu mir herein, die Kleine wartet schon, um Ihnen die neue Puppe zu zeigen. Es ist merkwürdig, wie schnell sie sich an Sie gewöhnt hat.“

Die Gerufene streifte die blaue Arbeitsschürze ab und trat mit einem frohen und verwunderten Ausdruck in den Zügen in das Zimmer, wo sie sich einen Stuhl zurechtrückte.

„Wenn Sie erlauben, will ich wohl recht gerne, Sie sind so gütig zu mir, Frau Leiner!“

Der Abend eines fast schwülen, träumerischen Apriltages war hereingebrochen; tiefe Dämmerung herrschte im Zimmer, denn das hohe Vorderhaus schloß die Abendlichte ab; aber durch das offene Fenster zog jener eigene, laue Duft, wie er solchen Frühlingstagen eigen, ein feiner Geruch vom knospenden Grün der umliegenden Gärten und der Duft der sonnenwarmen Luft, wie sie tagsüber überall gelegen und sich nun mit dem Tau des Abends vermischte.

In diesem Hauch der erwachenden Natur lag es wie ein Aufjauchzen über das neue Leben; er hatte etwas Feierliches, wie ein ferner Klang von Osterglocken, und er legte sich über die Sinne wie eine frohe, geheimnisvolle Ahnung.

Eine Zeitlang war es ganz still, dann sagte Rosa mit gedämpfter Stimme:

„Bei Ihnen ist's so schön und so friedlich, ich möchte wohl öfter da sein, es wird einem ordentlich wohl.“ —

„Das hoffe ich wohl, daß wir öfter beisammen sind; gottlob bin ich besser und gedenke morgen aufzustehen, aber Sie werden deswegen doch noch oft zu mir kommen, eine Hilfe wird mir wohlthun.“

„Wie mich das freut, Frau Leiner! Es schreckt Sie also nicht ab, — daß ich, — daß wir —?“

Klara schien die Unterbrechung zu überhören und fuhr fort: „Ist's denn bei Ihnen oben weniger schön und friedlich?“

„Ach, friedlich ist's schon; Julius und ich streiten uns nicht; aber zu keiner Ruhe — kommt man doch nicht, von außen nicht, — von innen nicht!“ —

„Warum denn, Rosa? Sagen Sie mir alles ungeniert! Ich frage Sie nicht aus Neugierde, ich möchte Ihnen gerne irgenwie helfen und raten, wenn ich kann.“

Rosa schaute in das schmale blasse Antlitz vor ihr. Da strahlte ihr wieder der feste Blick entgegen, aber mit einem so warmen, fast bittenden Ausdruck. So hatte sie noch niemand angeblickt; es übermannte das junge Weib; sie griff ungestüm nach der kleinen Hand, die auf der Bettdecke lag, und drückte ihre Stirne dagegen. Klara sagte kein Wort, nur einen ganz leisen Druck spürte die starke, arbeitsharte Hand, die in der ihren lag.

Dann erhob die andere das Haupt, schüttelte mit einem kecken Ruck

die Löckchen aus der Stirne, als schämte sie sich ihrer weichen Regung, und sagte in einem ganz kalten, geschäftsmäßigen Ton, als spräche sie gar nicht von sich selber:

„Ich war noch nicht 14 Jahre alt, da jagte mich meine Stiefmutter aus dem Hause; ich machte mir eigentlich nicht viel draus, denn Hunger und Schläge hatte ich genug gekostet, kräftig war ich, und arbeiten wollt' ich. Mein Herz hing an niemandem, ich haßte sie alle, sogar den Vater, der mich so schlecht behandeln ließ. Ich fand einen Dienst, nahm später wieder einen andern, und so wurde ich halt von einer Hand in die andre gestoßen. Ich war immer lustig und guter Dinge; denn daß ich in den Mund was hatte, dafür sorgten die Paar Arme. Aber ich blieb kein Kind und kannte doch noch gar nichts von der Welt, denn ich wußte nicht, daß sie alle lügen und betrügen und ein armes Mädchen nur da ist, um unglücklich gemacht zu werden, wenn sie halbwegs ein sauberes Gesicht hat."

Unentwegt ruhte Klaras Blick auf der Erzählerin; das machte sie unruhig zu dem, was sie sagen wollte; sie stand auf, machte sich etwas mit dem Kinde zu schaffen und fuhr dabei fort:

„Ich war voller Fehler, aber gelogen hatte ich nie; das kam mir stets niederträchtig und feig vor; drum glaubte ich noch nicht ans Lügen und sprang lachend und voller Vertrauen in mein Unglück. Es war auch niemand auf der Welt, der mich gewarnt hätte. Als ich dann den Wurm in den Armen hatte und im Elend saß, als ich nimmer arbeiten konnte und kein Geld mehr nur zu einem Stück Brot hatte, da war der andre, der Schurke, verschwunden, und kein Hund kümmerte sich mehr, ob wir zwei starben oder lebten. Ich fluchte ihm und schüttelte die Faust zum Herrgott hinauf." —

„Armes Weib!" kam's leise vom Bett her.

Ohne den Einwurf zu beachten, fuhr sie in ihrer Erregung mit heiserer Stimme fort.

„Aber es half nichts, weiterleben mußte ich, wenn mir gleich das ganze Leben keinen Pfennig mehr wert erschien. Während meiner Liegerstatt in einer elenden Kammer auf Stroh, hatten ein paar arme Weiber ihren Bissen mit mir geteilt; und als ich wieder aufstehen konnte, schloß das Kleine für immer seine Augen. Ich hatte es lieb gehabt, aber ich gönnte dem vaterlosen Wurm die Ruhe, was hätt' ihm auch etwa das Leben Gutes beschert. So war's gut aufgehoben!"

Sie machte eine Pause und holte tief Atem.

„Aber das alles hatte meine Kraft erschüttert; ich fing zu kränkeln an. Ich konnte bald auch meinem Verdienst in einem Wirtshaus nimmer nachgehen und mußte hilflos daliegen und verfluchte in meiner Ohnmacht und Not die Welt, die Menschen, das Schicksal, mich selber und alles.

Zu der Zeit suchte mich Julius auf; er hatte mich im Dienst gesehen, mir dann und wann ein freundliches Wort gegeben, und er war der einzige, der sich drum bekümmerte, was aus der Rosa geworden sei,

und der die Mühe nicht scheute, mich in dem elenden Loch ausfindig zu machen.

Er hatte Mitleid mit mir, er sprach mir Mut zu und teilte seinen Wochenlohn mit mir, damit ich kräftigende Kost erhielt; so erholte ich mich bald und dann, — nun, dann zogen wir halt zusammen," setzte sie zögernd hinzu, und dann wie entschuldigend, — „ich hatte zwar geschworen, keinem mehr zu vertrauen, und ich glaubte, ich könnte auch kein Herz mehr für einen Menschen haben, aber, Frau Leiner, Sie können's nicht glauben, ich war ihm so dankbar, und ich weiß gewiß, der Julius meint's gut mit mir."

„Geb's Gott!" warf Klara ein.

„Und wir haben uns auch wirklich recht lieb," fuhr Rosa fort. „Eins sorgt für das andere; freilich Sorgen macht's mir genug. Die ewige Angst wegen der Polizei! Der Julius ist ein Hitzkopf, wie oft habe ich ihn schon gewarnt und gebeten, es wird noch sein Unglück sein und das meine dazu." Sie neigte sich vor und sprach im Flüsterton: „Vor kurzer Zeit hatten die unsern eine geheime Versammlung; es war alles vorsichtig vorbereitet, aber die Polizeispürhunde witterten doch Lunte und mitten in einer Rede, die Julius hielt, trat der Kommissar ins Zimmer; aber er verlor die Geistesgegenwart nicht, in derselben Sekunde war das Gas abgedreht und er war der erste, der durchs Fenster das Weite suchte, — das Lokal lag ebenerdig und sie hatten, scheint es, vergessen, es auf dieser Seite zu umstellen. Abgehetzt wie ein angeschossenes Wild kam er heim und legte sich zum Glück gleich nieder, denn kaum eine Viertelstunde drauf kamen die Verfolger und fragten mich, ob mein „Schlafgeher" zu Haus. Ich führte die lieben Herren in unsre zweite Kammer und leuchte dem Schnarchenden unter die Nase, damit sie ja an seine Gegenwart glaubten. Sie schauten etwas verblüfft, aber sie gingen, — und vor solcher Nachtvisite sind wir nie sicher." —

„Wie mögen Sie sich beide die Qual eines solchen Lebens anthun, Rosa?"

„Eine Qual? Ja, da haben Sie eigentlich recht, zur Ruhe kommen wir nie; aber es hat auch seinen Reiz, wenn man sich für höhere Zwecke opfert und in Gefahr begiebt." —

„Für höhere Zwecke?" fragte Klara lebhaft. „O Rosa, wie Sie auf falschem Wege sind! Sie und viele Tausende. Schauen Sie in Ihr eigenes Herz und fragen Sie sich ganz aufrichtig, um was Sie eigentlich kämpfen. Sie erstreben ein Leben bar an Thätigkeit und reich an irdischen Genüssen und wollen in blinder Rache und haßerfülltem Neid unzählige ins Unglück stürzen, wenn die Zeit wirklich ihr Vorhaben zur That gedeihen ließe. Glauben Sie, daß Sie dann wahrhaft, bleibend glücklich sein könnten?"

„Nichts für ungut, Frau Leiner," gab Rosa mit überlegner Miene und hochgeröteten Wangen zurück. „Aber Sie sprechen von Ihrem Standpunkt. Sie kennen unsre Leiden nicht, — Sie kennen Not und Hunger nicht." —

„Glauben Sie?" fragte Klara ganz leise.

„Nun, das läßt sich bei Ihnen kaum denken! Aber sehen Sie, wenn man immer sehen muß, wie die andern alles haben, was uns abgeht, wenn man samt der ehrlichen Arbeit immer und immer darben und kämpfen muß, wie ich Ihnen schon sagte, da wird man wild, da schreit man um sein gutes Recht und hadert mit dem Herrgott, der blindlings alles so ungerecht verteilte." —

Bei den letzten Worten Rosas hatte sich Klara aufgerichtet und streckte den Arm wie abwehrend gegen die Sprecherin aus; in der hereingebrochenen Dunkelheit leuchtete ihr seelenvolles Auge, als sie in die Worte ausbrach: „Nein, Rosa, nein! Wenn's über uns hereinbricht, wenn sie uns erdrücken will, die Erdenlast, die Er jedem gütig und weise zugemessen, dann, erst dann, da fühlen wir recht, daß es nur Einen giebt, der uns trösten, helfen, erlösen kann. Dann lehnen wir unser schwaches, verwirrtes Herz an Ihn, und so wir zu Ihm gläubig, demütig flehen, Er kommt, Er ist da und mit Ihm Trost, Ruhe, Frieden!"

„Sie sind Katholikin?" fragte Rosa etwas kleinlaut.

„Ich bin Christin," sagte Klara einfach, „aber nun gehen Sie, es wird ja schon spät; beten Sie Rosa, daß Er bei Ihnen bleibt, daß Er Ihnen den Weg weist, der Sie dauernd beglückt." —

„Ich will's versuchen, aber — ich habe lang nimmer gebetet." —

„Deswegen geht es doch, wenn's aus dem Herzen kommt. Gute Nacht! Morgen auf Wiedersehen!" —

Wochen waren vergangen; Klara war wieder wohl und stand ihrem Haushalt vor, aber sie hatte die Zeit nicht unbenützt gelassen, um ihres Schützlings materielle Lage zu bessern. Für Rosa hatte sie bei bekannten Familien gute Arbeitsplätze ausgemittelt, und sie ließ sich dabei nicht abschrecken, wenn man ihr auch manchen Orts den kalten Bescheid gab, man stelle so eine junge „ledige Person" nicht gern an, man halte sehr auf „den Ruf seines Hauses ꝛc." Ihren Mann hatte sie dagegen mit Bitten bestürmt, mit seinem Prinzipal zu reden, um Julius eine dauernde Arbeit in der Möbelfabrik zu erwirken. Hans war vorsichtig, und da er selbst vor kurzem in die Stelle eingetreten, wollte er erst nicht gern jemand empfehlen, den er eigentlich gar nicht kannte; aber Klara bat ihm doch das Versprechen ab, es zu thun. „Geh, Hans, du bist ja sonst so gut, thu' den armen Leuten die Liebe, wir wissen's ja selber, wie bitter das ist, kein Brot zu finden." —

„Nun, so soll er doch selbst hingehen und um Arbeit nachsuchen," gab er zurück.

„Aber ein gutes Wort ebnet ihm den Weg." —

„Und wenn er dann wieder Geschichten macht und politisiert, dann heißt's, ich habe ihn hingebracht." —

„Sei nicht so ängstlich, Hans, man muß etwas riskieren, wenn man Gutes thun kann. Die Rosa vermag alles über ihn; sie sagte mir, daß er ihr heilig versprochen habe, sich ruhig zu verhalten, wenn es ihm nur je wieder gelänge, sicheres Brot zu erlangen." —

Digitized by Google

„Nun, laß nur gut sein," wehrte er lachend ab, „ich kenne dich schon, wenn du für ein andres was erbittest, giebst du doch nicht nach, bis man's zusagt. Ich werde schauen, was sich machen läßt. Sag du einstweilen der Rosa, sie solle ihn erinnern, seine Zeugnisse zur Hand zu halten und solle seinen äußern Menschen so ausstaffieren, daß er sich anständig präsentieren kann."

Drei Tage darauf kam Rosa zu Frau Leiner; sie war offenbar aufgeregt, ihre Lippen zitterten zwischen Zorn und zurückgehaltenem Weinen, und die runden, rosigen Wangen waren fahlblaß. Klara erschrak über den haßerfüllten Ausdruck ihrer blitzenden Augen. „Ist Ihnen was Übles passiert, sind Sie unwohl?" fragte sie teilnehmend, „setzen Sie sich doch, Sie zittern ja ganz."

„Ich hätte mir's ja denken können, die alte Geschichte! Das ist das siebente Mal, ich hätt' schon dran gewöhnt sein sollen; aber der Ärger erstickt mich immer wieder aufs neue."

„Warum Rosa? Reden Sie sich aus; es wird Ihnen wohler, und dann will ich Ihnen was Gutes sagen, ich freute mich schon auf Ihr Kommen. Also was giebt's?"

„Man wirft uns wieder einmal hinaus, der Hausherr war oben, er will keine Leute, sagte er, die — nun, die nicht verheiratet sind, sein Haus sei ein anständiges. Als ob unsereiner nicht auch gern „anständig" wäre, wenn man so armes Volk ohne sicheres Einkommen und ohne Knopf Geld heiraten ließe. Ah bah, es ist ein Elend, das Standesamt ist ja nur für die Reichen da," platzte sie voll Grimm heraus und schlug sich an die Stirne.

„Glauben Sie das im Ernst, oder ist's nur so eine Redensart, — um Ihr Gewissen zu beschwichtigen?" —

„Gewissen!? Thue ich denn etwas Schlechtes?" fuhr die andre auf. „Ha, sehen Sie, Sie verachten mich nun auch!"

„Schauen Sie mich an, Rosa, und dann sagen Sie mir, ob Sie das in Wahrheit von mir glauben können." Der erregte Blick des jungen Weibes fiel voll heißer Leidenschaft auf das blasse Gesicht und begegnete den zwei Augen, unter deren Blick die ihren sich senkten. Es strömte ihr warm zum Herzen, als sie den feuchten Schimmer derselben sah. —

„Sie dauern mich von ganzer Seele, und ich möchte Ihnen helfen, wenn Sie wollen." —

„Wie könnten Sie das, Frau Leiner?" fragte Rosa erstaunt.

„Ich kann es zwar nicht," gab die ruhige Stimme zurück. „Sie müssen sich selbst aus eigner Kraft herausreißen. Sie und Julius müssen beide brechen mit Ihrem früheren Leben. – Ich kann Ihnen bloß raten, — mit gutem Willen, wie einer Schwester. — Sie bekommen den Ehekonsens, wenn Sie den Nachweis dauernden Verdienstes erbringen, — haben Sie den Willen, sich auch vor der Welt zu binden, hat Ihr, — nun Ihr Bräutigam, den Mut, nicht bloß mit seinen Ansichten, sondern auch mit seinen Genossen zu brechen?" —

„Sie fragen viel Wichtiges auf einmal, Frau Leiner. Dieſe Gedanken haben mich ohnedies ſchon ſo mächtig gepackt dieſe letzte Zeit; ich bin ihrer gar nimmer los geworden und habe auch ſchon mit ihm darüber geredet.“ —

„Nun, und was ſagte er?“ —

„Er hat die Geſchichte bis an den Hals ſatt, meint er, und weil er mich doch nie verlaſſen will, ſo wär's ihm wohl recht, wenn ich auch vor den Leuten als ſein rechtmäßiges Weib gelte. Er ſagt, ich erbarme ihn, daß mich alle Welt über die Achſel anſchaut, ich verdiente das nicht. Und dann fänden wir auch leichter eine ordentliche Wohnung, mit mehr Platz, ſo daß er in den Feierſtunden auch noch im Hauſe für Privatkundſchaft arbeiten könnte. — Mein Gott,“ fuhr ſie ſeufzend fort, „niemand wär's lieber als mir, dann könnte unſereiner auch noch mal glücklich werden! So, ſo iſt's nicht das Rechte, das merke ich immer mehr. — Man hat keine Ruhe, keine Zufriedenheit. Aber ich glaube gar nimmer, daß wir's ſoweit bringen,“ — ſchloß ſie verzagt.

„Schicken Sie morgen zwiſchen 10 und 11 Uhr Julius in die Petermannſche Fabrik; er ſoll nach dem Werkmeiſter des zweiten Stockes fragen, der wird ihn zum Beſitzer führen; achten Sie, daß er die nötigen Papiere mit ſich bringt und die ſchönen Zeichnungen, welche Sie mir von ihm gezeigt. — Ich hoffe, wenn er heimkommt, bringt er die Erfüllung Ihres Wunſches mit; mein Mann, der ihn dort empfahl, ſagte mir, daß die vermehrten großen Beſtellungen das Einſtellen einiger ſehr geſchickter Leute nötig machen. Alſo, liebe Roſa, Glück auf! und im voraus meinen Glückwunſch!“ Sie ſtreckte ihr die Hand hin, und die Stimme zitterte leiſe vor Erregung.

Roſa griff mit beiden Händen darnach. „Das — das hätten Sie für uns gethan!?“ jubelte ſie faſt ſchluchzend. „O, Frau Leiner, was iſt denn das, und wie ſeltſam kommt mir das alles vor! Hab' ich mich doch jahrelang abgekümmert wie ein Wurm im Staub, und Sie ſtrecken mir die Hand entgegen und ziehen mich auf, und Ihre Augen ſchauen mir ins Herz und Sie bringen's dazu, daß es ganz licht wird, o, ſo licht und leicht!“ —

„Das iſt Gott, und Gott iſt die Liebe,“ antwortete ſie ſchlicht. „Ihm danken Sie, mir nicht, mir iſt ja Ihr Glück Dank.“ —

Da glimmt's empor in dem armen, zertretenen, umdüſterten Herzen, wie Feſſeln fallen ſie davon ab, die Gefühle des Neides, des Haſſes, der rebelliſchen Verzweiflung und der ſtumpfen Genußſucht.

Wie ein Kind ſpringt ſie davon und haſtet die ſteilen Treppen hinauf, und gleich darauf kommt ſie faſt atemlos wieder und zieht ihn an der Hand zur Thüre herein; ein kleines Männchen mit zierlicher Geſtalt, die ſich grell von der ihren abhebt.

Er iſt ganz verlegen, denn in der Rede, welche Roſa in ihrer jubelnden Freude hervorgeſprudelt, kennt er ſich noch gar nicht klar aus; die dunklen Haare hängen über die Stirne und darunter blicken ein Paar kluge, graue Augen hervor. Roſa wird ungeduldig, ſie möchte lachen

und weinen zugleich und begreift nicht, daß er nicht sogleich in warmen Dank ausbricht.

Aber Klara versteht, was in seinem Innern vorgeht, und daß der Stolz die Worte seines Herzens nicht auf seine Lippen läßt. „Freut mich, Herr Streck, Sie bei mir zu sehen," beginnt Sie höflich. „Rosa hat mir so viel Gutes von Ihnen erzählt; ich interessiere mich für das Kunsthandwerk." — Rosa stößt ihn mit dem Ellbogen an, hat er denn ganz die Sprache verloren? — „Nicht wahr, man kann sich bei jedem Berufszweig sehr glücklich fühlen, wenn man nur erst Boden unter den Füßen hat; und ein solcher, wo Sie Ihr Talent entfalten können, wäre ja nun für Sie gefunden. Und Sie werden ihn behaupten auf die Dauer, nicht wahr? schon um Ihrer guten Braut willen?" sagte Klara und tritt ihm fast unmerklich näher, während ihre Augen den scheuen Blick der grauen Augen auffangen. Er fährt mit dem Hemdärmel über Stirn und Augen, als wollte er die buschigen Haare hinausstreifen, dann sagt er mit sächsischem Accent: „Verzeihen Sie, Frau —, das ist mir noch nicht passiert; aber mir blieb das Wort in der Kehle stecken; das Ding kam alles so schnell, so unerwartet."

„Aber nicht unerwünscht?!" fragt Klara.

„Sagen Sie mir nur, verehrteste Frau, wie brachten Sie denn das alles mit der Rosa und mir und mit dem Verdienst zuwege, — uns wollte gar nichts mehr gelingen." —

Dann will er seinen Dank aussprechen, doch sie wehrt ihm ab.

„Geht, geht jetzt alle zwei, Ihr habt viel zu beraten und zu besorgen die nächsten Tage, denn Ihr werdet mit dem andern Schritt nicht zögern wollen. Sie, Rosa, kommen so noch zuvor zu mir, vielleicht kann ich Ihnen mit etwas behilflich sein. Sie verstehen schon, in Toilette-Sachen; wir müssen die Sache doch froh und feierlich machen!" sagt sie wie ein fröhliches Kind, wenn ihm die Christlichter schimmern.

Dann geht das Paar. „Grundgütiger Himmel! hat die ein Paar Augen!" flüstert auf der Treppe Julius. „Das ist grad, als schaute sie einem durch und durch! Aber gut ist sie, und der halt' ich Wort, das weiß ich!"

Klara steht am Fenster; draußen blinkt und glänzt der Maitag und schickt seine Düfte und seine goldigen Lichter bis in den kleinen, düstern Hof unten. Ihr ist's so wohl, so getragen fühlt sie sich, daß sie aufschweben möchte zu dem Lichtmeer da oben. „Zwei Gute mehr!" lispelt sie und faltet die Hände. „Bleibe in ihnen, Herr, und führe sie!"

Nachtphantaſien.

Von

Hugo Grothe.

Nachtbild.

Müde flackern
wie verweinte Augen
die Sterne.
Des Mondes fahle Sichel
wiegt ſich in Wehmut
im graublauen Äther.
Gelbe zackige Wolken
huſchen am Himmel
und der Berge verwitterte
uralte Geſichter
atmen im blaſſen Schimmer.

Eine ſtumme Melancholie,
ein geheimes,
myſtiſches Klagelied
durchklingt die Seele.

Tiefer wühlen die Schmerzen,
heißer brennen die Wunden.
Vom Altare des Herzens
ſteigt zu den Höhen
Gebetesrauch. —

Nachtwanderung.

Mond, Träumer, Prophet,
deine ſilbernen Thränen
ſinken ſchmerzend
in des Sehnſüchtigen Auge,
dein bleicher Seherblick
bannt des Einſamen
weiche Seele.

Kalt, krank, liebeskrank
biſt du auch,
du blaſſe Majeſtät
am Königszelte des Himmels,
umdient vom Höflingsſchweiſe
mittrauernder milchblütiger Sterne.

Weiße Sehnſuchtblüten
malſt du
auf ſtille Waſſer,
Lichtfäden der Ahnung ſpinnſt du
in dunkles Gezweig.

Müde des Tages
blendheller Schwere,
aus des heißen Lebens
puſtendem Lärmen
wandr' ich in dein Reich,
Mond, Träumer, Prophet. —

Nachtpfauenauge.

Von

Franz Evers.

Mit ſtillem Flug, mit leiſem Flügelſpreizen
durchſchwirrſt du eine Lebensſommernacht,
auf deines Daſeins bunten Farbenreizen
liegt's keuſch wie Silberſtaub von Mondespracht —
auf Blumendüften wiegſt du leicht und ſchwebend
dich über lebenſchwangre Beete hin —
mit ihren Rätſeln deinen Flug umwebend
küßt dich die Nacht, die Allgebärerin.
Du trinkſt aus ſeelentiefen Blütenkelchen,
du ſaugſt vom Taumeltrank der Ewigkeit,
und du berauſchſt dich an dem Weine, welchen
nur jene trinken, die dem Tod geweiht. . . .

Dem Tag entgegen.

Novelle

von

Eva A. von Arnim.

(Schluß.)

Es war eines Sonnabends Abend. Das war die Zeit, in der Otto seinen ländlichen Arbeitern den Wochenlohn auszuzahlen pflegte. Die Dunkelheit war hereingebrochen, wir waren beide ganz allein, Chriſtine und ich; auf meine Bitte war keine Lampe entzündet, wir ſaßen ſtill beiſammen in halber Dämmerung, jener Dämmerung, die jeden Schatten als geſpenſtiſche Geſtalt, jeden ſeltſam geformten Lichtfleck als körperliches Etwas erſcheinen läßt. Als breite, helle Tafel lag der Mondenſchein auf den altersmorſchen Dielen, das Kreuz des hohen Fenſters warf ſeinen langgeſtreckten Schatten quer drüber hin. Draußen ſtand die volle, runde Scheibe des Geſtirns, wie aus Silber geſchnitten, in kalter Ruhe am froſtig-klaren Himmel und die Spitzen der rieſigen Tannen vor dem Schloſſe hoben ſich ſcharf, wie zarte, feingefiederte Silhouetten in tiefer Schwärze gegen den helleren Hintergrund ab.

Chriſtine lag vergraben in den Tiefen eines altmodiſchen Sorgenſtuhles, ich ſaß ihr zur Seite. Sie ſprach kein Wort, doch konnte ich im Dämmerlicht gewahren, daß ihre Lippen ſich aufeinanderpreßten, wie in ſtummer Qual. Endlich bat ſie mit leiſer Stimme: „Hol' Deine Geige, Altwich, und ſpiel mir eine Mondſcheinweiſe.“

Ich glaubte, mein Blick, der unverwandt auf ihr ruhte, erregte ihr Furcht, dem wollte ſie entgehen.

Gerne willfahrte ich ihrem Wunſche, der ja ſo wunderbar gut zu meinen Abſichten ſtimmte, denn nichts iſt geeigneter das Einſchläfern zu beſchleunigen, als gerade die Muſik.

In einiger Entfernung hinter ihr blieb ich ſtehen, um ſie nicht weiter durch meinen Blick zu beunruhigen und begann eine ſanfte Melodie. Alles, was für ſie an Liebe in meinem Herzen lebte, ich legte es in dieſe Töne, die ſich aneinanderreihten zum Schlummerliede ihrer Seele. Einmal hörte ich ſie flüſtern: „Herr Gott, hilf mir! ich bin allein zu ſchwach!“ Nach einer Weile noch ein Seufzer, dann war ſie ganz ſtill. Langſam

und lautlos trat ich näher, was mir an Glut und Rauſch zu Gebote ſtand, das ließ ich über ſie ausſtrömen in Klängen verhaltener Leidenſchaft. Mir ſelber ſchwindelte, als ſteige mir ein narkotiſches Getränk zu Kopfe; leiſer und leiſer verhallte meine Weiſe, Geige und Bogen beiſeite legend beugte ich mich über die Regungsloſe.

In einiger Entfernung ſtrich ich mit den Händen über ihr Geſicht hin, über die Schläfen und die im Mondlicht flimmernden Haare. Ich hatte leichtes Spiel mit ihr, der Mondſüchtigen; nie gehorchte ein Menſch leichter und ſchneller meinem Willen, als Chriſtine; ſchon nach wenigen Sekunden begann ſie tief und ſchwer zu atmen, das erſte Anzeichen der Hypnoſe, dann ſtreckte ſie ſich ein wenig, faſt wie ein Sterbender und das Köpfchen ſank halb zurück, halb ſeitwärts gegen die Lehne des Stuhles. Leiſe drückte ich die ſchon halb geſchloſſenen Augenlider vollends zu, indem ich meinen ganzen Willen auf das Gelingen meines Vorhabens richtete. Als ich nun zur Probe ihre Hand aufhob, fiel dieſelbe, losgelaſſen, wie leblos in ihren Schoß zurück, ſie war vollſtändig bewußtlos.

„Hörſt Du mich?“ fragte ich und heftete meine Augen feſt und zwingend auf ihr Geſicht. „Hörſt Du mich, ſo antworte!“ Ein paarmal hob und ſenkte ſich ihre Bruſt, wie nach Atem ringend, dann ſtieß ſie mit dumpfer, Stimme hervor:

„Ich höre.“

„Wo biſt Du, Chriſtine?“

„Ich wandle im Finſtern.“

„Siehſt Du nichts?“

„Doch,“ — mühſam nur und ſtoßweiſe kamen die Worte über ihre Lippen, „in weiter Ferne, — am Horizont — die ſchwache Helle, — ſiehſt Du nicht — das roſiggoldene Licht, — da wird die Sonne ſich erheben — ich gehe ja dem Tag entgegen!“

Atemlos lauſchte ich und als ſie nun eine Pauſe machte, ergriff ich ihre Hand, um ſie zum Weiterſprechen zu bewegen; da begann ſie wieder:

„Laß mich, — halte doch meine Hand nicht ſo feſt, ſieh, ſchon brechen die erſten Strahlen hervor — — der ganze Himmel ſteht in Flammen — — der Tag iſt da!“ Die anfangs erſtickte Stimme war immer lauter und klarer geworden, und nun ſaß Chriſtine aufrecht, ein wenig vorgebeugt, einen Ausdruck im Geſicht, als ſähen die geſchloſſenen Augen etwas Schönes, Großes, Unendliches, von dem ſie ſtaunend keinen Blick verwenden mochten.

„Chriſtine, was ſchauſt Du?“

„Die Herrlichkeit Gottes — und meiner Seele Seligkeit!“ antwortete ſie und ihre Stimme bebte in ehrfurchtsvollem Entzücken.

Trugbilder kindiſcher Phantaſie! Ein paarmal ſtrich ich mit der Hand über ihre Stirn, dieſe Gebilde zu verſcheuchen, ihren Schlaf zu vertiefen, um endlich volle Wahrheit zu vernehmen; volle Wahrheit nannte ich's in ſelbſtgerechter Verblendung, im Grunde genommen ſollte doch ihr Mund nur ausſprechen, was ich grade hören wollte.

Wie leblos ſank ſie zurück und verſtummte, bis ich eine neue Frage an ſie richtete. „Das Ringen und Kämpfen meiner Seele liegt enthüllt vor Dir, Chriſtine, werde ich ſo den Frieden erlangen?“ fragte ich, „iſt dies der rechte Weg?“

Ein dumpfes, aber deutliches: „Nein“ hallte mir entgegen. Ich ſtutzte, dieſe Antwort hatte ich nicht erwartet, doch ehe ich eine neue Frage thun konnte, fuhr ſie fort zu ſprechen, langſam und leiſe, aber ohne Zögern, Worte, die ſich mir unauslöſchlich einprägten, in ihrem rhythmiſchen Tonfall einem Gedicht gleichend:

„Ach, dunkel war die Nacht in deines Herzens Pein!
Da trat, wie lichter Mondenſchein,
Das Lieben in dein Leben.
Wohl machte deine Weisheit,
Dein Kopf dich ſtark und frei,
Es fehlte dennoch ſtets dabei
Der Friede zu der Freiheit. —
Dein Herz ſchlägt laut und deine Seele ſchreit nach Glück. —
Du ließeſt alles gern zurück —
Um deiner Seele Sehnen;
Was du gedacht, was du erforſcht, ſind Worte leeren Schalles.
Wirf alles von dir, alles. —
Dein Wiſſen und dein Wollen. —
Fang noch einmal von vorne an, dann wird noch alles gut,
Du haſt's erprobt, wie weh das thut:
Ein Leben ohne Lieben.“ — —

Tiefe Stille folgte; eilende Wolkenſchatten verhüllten für Minuten Chriſtinens bleiche Züge, und ich ſtand in ſchweigenden Gedanken. Das waren alles Dinge, die ich nicht wiſſen und hören wollte, Dinge, die ich nicht glauben wollte; und doch kam es über mich faſt wie ein Schauer der Ehrfurcht vor dem Gott der Liebe, deſſen Herrlichkeit meines lieben Mädchens Seele erſchaut hatte. War das alles doch vielleicht Wahrheit? Saß doch vielleicht eines ewigen Gottes Majeſtät über dem Weltgetriebe zu Gerichte? Entſetzlicher Gedanke! Und ſo viel verlorene Jahre voll verkehrten Strebens! Noch war es Zeit zur Umkehr. — — — Nein, nein und abermals nein!

Über mich ſollte nichts Macht haben, nichts als mein eigener Wille. Ich ſchüttelte mich, wie einer, der Ketten von ſich wirft. Faſt hätte ich mich fangen laſſen, ſtatt ſelber zu erobern, wie ich doch gewollt; ich fühlte es deutlich, Chriſtinens Empfinden war auf Augenblicke auf mich übergegangen; eine überſinnliche Verbindung hatte da gewirkt, mehr noch als ihre Worte. Aber nun hieß es: vorwärts in den Kampf, wenn ich beweiſen wollte, daß ich der Stärkere war. Was meinen Wiſſensdurſt betraf, ſo vertröſtete ich mich im ſtillen auf „ein andermal“; daran dachte ich nicht, daß ein einmaliger Zweifel an der Wahrhaftigkeit dieſer Kundgebungen, deren Unfehlbarkeit überhaupt für immer in Frage ſtellte. Ich

beugte mich über die Schlafende, deren liebliche Züge nun wieder hell vom Monde beleuchtet waren.

„Chriſtine, liebſt Du mich?“

„Ach!“ — Es war nur ein zitternder Laut, ein Seufzer, der wie ein Hauch von ihren Lippen glitt, nur eine kurze Silbe und doch eine ganze Stufenleiter vom Weh zum Jubel. Mit einem Laut des Entzückens ſank ich zu ihren Füßen in die Knie, wie gerne hätte ich ihre Hände geküßt und wagte es doch nicht, ſie zu berühren! Es war nur ein Wörtchen, und doch ſagte es mir mehr, machte es mich glücklicher, als die wortreichſte Beteuerung. Alles andere war verſunken und vergeſſen; Gott Gericht, Zweifel und Glaube, alles verſunken und vergeſſen vor dem einen kleinen: „Ach“, das mir die Gewißheit gab, daß ich ihre Liebe noch nicht verloren.

„Du wirſt von nun an meinen Lehren Glauben ſchenken und meinen Willen zu dem Deinen machen?“ ſo fragte ich weiter. Keine Antwort. Ich erhob mich und meine Augen feſt auf die Bewußtloſe heftend, fuhr ich fort: „Chriſtine, ich befehle es Dir! Willſt Du gehorchen?“

Ein tonloſes „Ja“ war die einzige Erwiderung.

„Du willſt mir vertrauen, willſt mir alles glauben?“

„Alles“, wie ein Echo klang es zurück.

„Willſt Dich niemals von mir wenden?“

„Niemals.“

„Du wirſt keinen anderen Gedanken mehr kennen, als mir anzugehören, mein zu ſein für immer?“

„Für immer.“

Endlich trat ich hinter ihren Stuhl und Geige und Bogen wieder zur Hand nehmend, befahl ich ihr, wieder zu erwachen, ohne eine Erinnerung an die Hypnoſe. Eine Minute herrſchte tiefe Stille, ich vernahm nur ihre ſchweren Atemzüge, dann ſagte ſie leiſe: „Spiel doch weiter, Altwich, es war ſo ſchön!“

Nachdem ich geendet, rief ſie mich zu ſich, ich mußte meinen Stuhl dicht neben den ihren rücken und eine dämoniſche Freude überkam mich, als ſie ihr Köpfchen zum erſtenmale wieder freiwillig an meine Bruſt ſchmiegte.

„Ach, Altwich,“ flüſterte ſie, „Du warſt mir gewiß recht böſe all' dieſe Tage, verzeih Deinem armen unwiſſenden Kinde! vergaß ich doch ganz, daß Vertrauen der Liebe erſte Pflicht.“

Wie ein Verſchmachtender dem Rieſeln der Quelle, ſo lauſchte ich dem Klange ihrer zitternden Stimme, ich preßte ſie an mich unter tauſend Liebesworten und zärtlich zog ſie meinen Kopf zu ſich herab, mir in das Ohr raunend:

„Führe mich, leite mich, Du mein Leben, Du mein Abgott!“ Dann bat ſie: „Nun laß aber die Lampe bringen, ich kann ja Deine lieben, blauen Augen gar nicht mehr erkennen.“

Es waren ſcheinbar ſchöne Stunden, die uns drei dieſen Abend vereinten; über Otto hinweg traf mich mancher Blick liebenden Einverſtänd.

niſſes aus Chriſtinens klaren Rehaugen, und ich verſuchte mir einzureden, daß ich ganz glücklich ſei, indem ich mich bemühte, jede Gewiſſensregung gewaltſam zu unterdrücken. Zum Schluſſe ward mir ein beſeligender Gutenachtgruß; hätte ich gewußt, daß es der letzte ſein ſollte, den mir ihre Lippen boten, ich hätte wohl in anderer Stimmung mein Zimmer betreten. Wildes Triumphgefühl ſchwellte meine Bruſt, als ich am Fenſter ſtehend hinausſchaute. Ein brauſender Herbſtwind hatte ſich aufgemacht und donnerte nun über die kahlen Felder her, als nahe die wilde Jagd mit Sauſen, die Wipfel der rieſigen Tannen bogen ſich wie ſchwankendes Rohr und über mir auf dem Dache ſchwang ſich die alte Wetterfahne kreiſchend im Kreiſe. Monddurchleuchtete Wolkenſchatten jagte der Sturm über den Himmel, und heulend fuhr er den mächtigen Kaminſchlot hinab, praſſelnde, polternde Ziegelſtücke mit ſich führend. Solch wüſtes Toben war mir gerade recht, der Aufruhr der Elemente ſtimmte herrlich zu dem Aufruhr meines Innern; ich ſtieß das Fenſter auf, und in jauchzender Siegesfreude ſchrie ich es hinaus in den Lärm: „Sie iſt mein, dieſe Seele iſt mein, mein unumſchränktes Eigentum, wer will ſie mir entreißen!“ — Das Licht erloſch im ſcharfen Zuge, als ich das Fenſter ſchloß, ein kaltes Wehen blies die Aſche des Kamins über die geborſtenen Dielen und mir gerade ins Geſicht, was kümmerte mich das!

Wohl hatte ich wieder eine ſchlafloſe Nacht, wie ſchon einmal unter dieſem Dache, da ich bei Tagesgrauen entfloh; aber heute peinigte mich keine ſelbſtquäleriſche Philoſophie, ich hatte alles vergeſſen, ich dachte nicht daran, daß meine Leidenſchaften ungebändigter waren denn je, daß mir das Nirwana ganz verloren ſchien, ich dachte nicht daran, daß ich Chriſtine nur für Buddhas Lehre gewinnen wollte, ich dachte nichts, als daß ſie mir verfallen war mit Leib und Seele und daß ſie einſt mein ſein ſollte für immer und ewig.

Wieder war es ein trüber, regengrauer Morgen, der mich andern Tages grüßte. Ungeduldig erwartete ich Chriſtinen, die noch immer nicht erſchienen war, obgleich es nicht mehr früh am Tage. Noch tropfend naß vom kaum entſchwundenen Nebel ſtreckten die Bäume draußen ihre dürren Arme gen Himmel, der Nachtwind hatte ſie vollends kahlgeweht, nun that er harmlos wie ein ſpielendes Kind und wühlte in den braunen Blättern am Boden, hier und da kleine Wirbel umhertreibend. Es ſah aus, als faßten ſie ſich bei den Händen und tanzten einen Ringelreihen, dann duckten ſie ſich alle mit einemmale, wie die Kinder, wenn ſie „Kikeriki“ ſchreien und daneben ſtanden andere auf und tanzten weiter. Immer neue, ſo welk und noch ſo luſtig!

Endlich, endlich that ſich die Thür auf und Chriſtine trat ein; freudig eilte ich ihr entgegen, doch ſah ich gleich, daß ſie leichenblaß war und ihre Augen ſchienen geweint zu haben. Ich fragte, was ihr fehle, aber ſie ſchüttelte nur ſtumm den Kopf und verbarg das Geſicht an meiner Schulter.

War meine Macht ſchon wieder zu Ende? aber nein, ſie ſchmiegte ſich zärtlich an mich und drückte ihre kalte Hand feſt in die meine. Ich

beugte mich nieder, ihr tief in die Augen sehend, da fuhr sie plötzlich zusammen in heftigem Erschrecken, die Hände vors Gesicht schlagend; ich zog ihr die Hände herab, da starrte sie mich an, mit einem vollständig irrsinnigen Blick voll Angst und Entsetzen, ich wollte fragen, beruhigen, da trat im selben Augenblick Otto ein und schnell wandte sie sich ab.

Als wir bei Tisch einander gegenübersaßen, sah sie so elend aus, daß es sogar ihrem Bruder auffiel; mir that das Herz weh vor Erbarmen; ich gab mir selber Schuld und nahm mir fest vor, nicht wieder gewaltthätig nach ihrer Liebe zu ringen; ich nahm mir auch vor, noch einmal über ihre Religion mit ihr zu sprechen; es wurde mir plötzlich klar, daß ich schon lange kein rechtgläubiger Buddhist mehr war, daß eigentlich nichts mehr davon übrig geblieben war, als ein eigensinniges Anklammern an die verlorene Mühe langer Jahre, nichts als ein Rest von Hochmut, der die Umkehr verweigerte. Zusammen wollten wir alles noch einmal prüfen, vielleicht war der fromme Kinderglaube meiner Braut doch der rechte; vielleicht, vielleicht. — — — Wie ein schattenhaftes Ahnen stieg es vor mir auf.

Nachmittags machten wir, Christine und ich, einen unserer einsamen Spaziergänge durch den Park, während Otto seine Siesta hielt. Es war merkwürdig, solange ich sie nicht ansah, hing sie ohne alle Scheu an meinem Arm, leicht wie ein Federflöckchen und ihr warmer Atem streifte meine Wange, wenn sie sprach, so oft ich ihr aber in die Augen sah, wiederholte sich das seltsame Erschrecken und der starre, scheue Blick.

Wir schritten ziemlich schweigsam unseres Weges, nur dann und wann ein kurzes Wort, zuletzt verstummten wir gänzlich, beide vertieft in den Anblick der früh versinkenden Sonne, die als rubinroter Ball, durch das kahle Stangenholz zu uns herüberleuchtete.

Wir befanden uns im verwildertsten Teile des Parkes, dichtes Laub umraschelte unsere Füße, als wir, der steilen Senkung des Bodens folgend, abwärts stiegen. Am Rande des verödeten Weihers hielten wir an; melancholischer denn je lag das Wasser da. Für uns war die Sonne nun bereits hinter der, den Garten abschließenden Böschung untergegangen und frostige Dämmerung hüllte das diesseitige Ufer in kaltes Grau; drüben fiel noch ein matter Strahl durch die entblätterten Zweige und lag als goldiger Streifen auf dem regungslosen Gewässer, der letzte Gruß des scheidenden Tages.

„Ich möchte die Sonne noch einmal sehen," sagte Christine leise, wie zu sich selber, — ob sie wohl ahnte, daß es das letzte Mal war? — und dann zu mir gewandt: „Laß uns hinüberrudern in den Lichtstreifen, da wird man sie noch sehen können. Dabei wies sie auf einen kleinen, altersschwachen Fischerkahn, der halb aufs Land gezogen, halb im Schilf verwachsen, sein feuchtes Dasein fristete. Ich prüfte seine Haltbarkeit durch einige Fußstöße; zwar war er schwarz vor Alter und Nässe, doch schien er noch leidlich dicht und fest, ein Paar invalide Ruder waren auch vorhanden, so that ich ihr den Willen.

Sorgfältig vermied ich, in ihre Augen zu sehen, als ich ihr beim

Einsteigen behülflich war, aber heimlich und verstohlen küßte ich den blonden Zopf, der dabei über meine Hand glitt. Ein kleines Stück roten Sonnenballs erreichten unsere Augen noch, dann war auch der versunken. Wir wandten unsere Blicke, die sich so begegneten, wieder sah ich tödliches Erschrecken in ihren Zügen und über den Rand des Kahns gebeugt, starrte sie darauf schweigend in die Tiefe der sumpfigen Flut. Zart, bleich und reizend kauerte sie mir gegenüber auf dem morschen Bänkchen, fröstelnd in ein dickes, weißwolliges Tuch gehüllt, so lieblich und so schutzbedürftig, daß meine Liebe zu heller Flamme emporschlug. Im Herzen that ich ein Gelöbnis, es solle alles anders werden.

Wir waren ganz allein in tiefster Stille, durch Wasserfluten rings von der ganzen Welt geschieden, ganz allein, wie auf seligem Eiland, war das nicht die rechte Stunde, alles aufzuklären, jede Furcht zu bannen?

Da begann sie selbst: „Mir träumte diese Nacht —“ abbrechend bedeckte sie die Augen mit der Hand, ich sah, wie ein Zittern durch ihren Körper lief, dann fuhr sie mit einem scheuen Seitenblick fort: „Es war entsetzlich, aber Dir, Altwich, kann ich es nicht länger verschweigen. Mir träumte, ich irrte umher in den weiten Räumen eines wunderschönen Schlosses. Herrliche Prunksäle im Glanz der Spiegel und Kerzen wechselten mit traulichen Gemächern. Doch ich war angsterfüllt; kein lebendes Wesen zeigte sich, und ich suchte vergeblich einen Ausweg.

Da plötzlich drang von fernher süße Musik an mein Ohr, magisch angezogen folgte ich den lockenden Tönen, immer schneller lief ich vorwärts, bis ich atemlos in einem kleinen Raume stand. Ein schwellender Teppich bedeckte den Boden und eine rote Ampel übergoß bunte Vorhänge und Polster mit märchenhaftem Licht. Zur Seite des lodernden Kamins saß eine dunkle Gestalt in die üppigen Kissen eines Thronsessels geschmiegt und schürte die zuckenden Flammen mit blitzendem Schwerte; sie kehrte mir den Rücken zu, doch sah ich deutlich an Schweif und Hörnern: Es war der Teufel! Ich wollte fliehen, war aber wie gefesselt. Da stand er auf und wandte sich zu mir, zu mir, die ich von Furcht halb überwältigt, halb berauscht von süßer Melodie in die Kniee sank vor Satans Majestät. Ich fühlte mich von starken Armen emporgehoben und an eine klopfende Brust gezogen; die Musik verstummte und eine sanfte Stimme fragte: ‚Kommst du endlich, süße Liebe?‘ Bebend wagte ich's, die Blicke zu erheben, da — — — sah ich es, er hatte Deine Augen, Altwich, Deine schönen, ach, so geliebten, blauen Augen! Wahnsinniges Entsetzen packte mich, denn nun wußte ich, daß ich ihm gehörte, daß er Macht hatte, mich zu verführen zu jeglicher Sünde. Er zog mich indessen an das Fenster und den Vorhang zurückschlagend, wies er hinab; viele Menschen sah ich drunten geschäftig lärmend ihre Straße ziehen und als er nun seine weiche Hand auf meine Stirn legte, gewahrte ich an vielen ein leuchtendes Feuerzeichen mitten auf der Brust, da waren wenige, die frei davon gewesen wären. ‚Sieh,‘ sprach er zu mir mit liebevoller Stimme, ‚die sind alle mein; warum ließest Du so lange warten?‘ — Ich

hatte keine Antwort, wehrlos ſtand ich vor ihm; er führte mich nun wieder in des Zimmers Tiefe zurück und küßte meinen Mund mit heißen Lippen. Feſt faßte er mit der einen Hand die meine, mit der andern ergriff er einen ſeltſam geformten Kriſtallpokal, gefüllt mit purpurrotem Wein, der berauſchend duftete. ‚Trinke,‘ ſprach der Teufel, ‚trinke und rufe dreimal laut: Ich entſage Gott dem Herrn!‘ Ich ſträubte mich, ich wollte ſchreien, ich konnte doch von meinem Gott nicht laſſen; er preßte meine Hand, er lächelte, er ſah mich an — liebend und innig mit Deinen Augen, Altwich, da war's vorbei — — — mir ſchwindelte, mein Herz ſchlug immer ſchneller, den Becher wollte ich ergreifen mit vergehenden Sinnen — da krähte der Hahn — — und ich erwachte.“

Immer ſchneller, erregter, mit keuchendem Atem hatte Chriſtine geſprochen, nun ſchwieg ſie ſchaudernd. Ich aber vergaß alles bei dem Anblick der zitternden Geliebten, ich vergaß der Vorſicht, vergaß ihrer Furcht und des ſchwankendes Fahrzeuges. Die Ruder entſanken meinen Händen und fielen klatſchend rechts und links in das hochaufſpritzende Waſſer; ich ſtand aufrecht im ſchmalen Kahne und ſtreckte meine Arme nach ihr aus, ſie an mein Herz zu ziehen und alle Furcht hinwegzuküſſen. Abwehrend hob ſie die Hände gegen mich, Wahnſinn leuchtete aus den entſetzten Gazellenaugen; flehend und innig blickte ich ſie an, „Teufelsaugen!“ ſtieß ſie hervor, ich beugte mich nieder, ſie wich zurück, ich folgte, gefahrdrohend neigte ſich das Boot zur Seite — — ein Ruck noch, — dann ſchlug es um, ein Gurgeln und Rauſchen, das Waſſer ſchloß ſich über uns. — — — — —

Ich kam als geübter Schwimmer gleich wieder empor an die Oberfläche, mein erſter, einziger Gedanke war: Chriſtine. Vergebens, alles Umſchauen umſonſt, wohl trieb der umgekehrte Kahn nicht weit von mir dem Lande zu, — von ihr keine Spur. Doch halt, ſchimmerte dort hinten nicht etwas Weißes? gewiß, ſie war es; ich ſchwamm herzu, verzweiflungsvolle Täuſchung, es war nur ihr Tuch, das in den Zweigen eines ertrunkenen Weidenbaumes hängen blieb. Da — hinter mir ein Geräuſch, ich wandte mich und weit ab, im fernſten Winkel des Weihers tauchte ihr bleiches Haupt zwiſchen den Waſſerlinſen auf. „Ich komme,“ ſchrie ich, „ich komme,“ und mit verzweifelter Anſtrengung arbeitete ich mich vorwärts. „Herr hilf, ſie ſinkt, iſt verſchwunden — — nein, da iſt ſie wieder — Gott, mein Gott! ſie kann ſich nicht halten, geht wieder unter,“ mit aller Kraft ringe ich gegen die Flut, da — noch einmal taucht ſie auf, ſo nahe bin ich ſchon, daß ich erkennen kann, wie ſich die halbgeſchloſſenen Augen öffnen, ihre Arme ſtrecken ſich nach mir aus und: „Altwich, Altwich,“ hallt es mir entgegen, flehend, ſehnſüchtig, ſo mit dem Ton der alten Liebe, wie einſt in ſchönſten Tagen. „Chriſtine,“ rufe ich, „verzage nicht, Chriſtine, ich bin da!“ Sie hört es nicht mehr, tiefer und tiefer ſinkt der blonde, triefende Kopf — nun ſchlägt das Waſſer über ihr zuſammen — für immer — ohne Wiederkehr. Ich tauche unter, ſuche, rufe — — alles vergebens. Verzweiflung packt mich und hüllt mein Sinnen in Nacht. Wie Blei hängen ſich die naſſen Kleider

an meine Glieder und schnüren atemraubend meine Brust zusammen, die Kraft versagt mir; — — wohl ist das Ufer nahe, — der Wille zum Leben schwand mir gänzlich, und ich versinke willenlos. Es rauscht und braust mir in den Ohren, — laut, dann leiser und entfernter, zuletzt alles still, ich glaube auf dem Grunde des Weihers zu liegen, tief unten auf dem Grunde, die weichen Fluten umschmeicheln mich und decken mich zu mit lichtgrüner Klarheit; dann weiß ich nichts mehr." — — — —

Die Kerzen waren tief herabgebrannt, als der Erzähler schwieg; die große Uhr im Nebenzimmer schlug laut und klingend, nächtliche Stunden verkündend.

Frau Natalie starrte schweigend vor sich hin und mit großen, glänzenden Augen schaute Altwich von Sassen aufwärts in träumender Versunkenheit.

„Nun hätte alles wohl zu Ende sein können," begann er endlich wieder, „aber Gott wollte es anders. Plötzlich fühlte ich meine Schulter heftig gerüttelt und meine Augen aufschlagend, fand ich mich auf schilfigem Ufer liegend und vor mir Otto, der mich wilden Blickes anschrie: „Wo hast Du meine Schwester?"

„Ich deutete nur hinüber nach dem Teich, dann schwanden meine Sinne wieder. Als ich von neuem zu mir kam, saß Otto mit kummervollem Gesicht an meinem Bett.

„Habt Ihr sie gefunden?" war meine erste Frage. Er aber schüttelte nur betrübt den Kopf. Noch oft that ich in angstvoller Spannung dieselbe Frage und erhielt immer die gleiche Antwort; er ahnte wohl nicht, wie sehr ich ein „Ja" fürchtete. Ihr letzter Gedanke hatte mir gegolten, ihr letztes Wort war mein Name, so war sie mit dem letzten Atemzuge doch mein gewesen, nun sollte auch niemand sie berühren, keine Auge sie mehr erblicken. Und so ward es auch, der Weiher gab sie nicht wieder her. Nun ruht sie wohl dort unten, in grünen Ranken weich gebettet, dort schläft sie ungestört dem Tag entgegen.

Welch widriges Geschick oder vielmehr welche Fügung mich damals ans Land warf, weiß ich nicht, wahrscheinlich eine eigene, letzte, unwillkürliche Bewegung, und wie das Leben dem am zähesten anhängt, der es am wenigsten begehrt, so dauerte es zwar lange Wochen, aber endlich genas ich doch von schwerer Krankheit, die ich mir im eisigen Wasser geholt.

Mit der Schilderung meiner Verzweiflung, als ich zum erstenmale wieder an dem verödeten Weiher stand, will ich Sie verschonen, gnädige Frau, das kann doch nur der begreifen, der durch eigene Schuld ein geliebtes Leben verlor.

Otto hat mir niemals einen Vorwurf gemacht; er hat das Entsetzliche überhaupt nie mit einem Worte berührt, und doch verstanden wir uns gar wohl.

Endlich schlug die Stunde, die mich von Klockfelde trennte, das doch immer noch mein Teuerstes barg. Ich saß im davonrollenden Wagen und schaute unverwandt zurück. Die Sonne war gesunken, ödes Gelbrot

grenzte am Horizont den düsteren Himmel ab. Eine trostlose Färbung! Genau so trostlos wie mein ganzes Leben! Vor mir stieg der Mond empor, sein weißliches Licht im seltsamen Kontrast zum letzten, fahlen Tagesschimmer. Da gingen mir die Worte durch den Sinn, die Christinens Mund gesprochen:

„Da trat, wie lichter Mondenschein,
Das Lieben in Dein Leben."

Und mir war es, als raunte ihre Stimme leise in mein Ohr: „Verzweifle nicht, ist deine Sonne auch gesunken, dein Tag wird doch einst wiederkehren."

Ja, auch für mich wird es noch einmal Tag, das war nunmehr meine einzige Hoffnung, eine unumstößliche Gewißheit, die kein Zweifel mehr ertöten konnte; jenseits der Schwelle, die Tod und Leben von einander scheidet, lagert keine ewige Nacht, Nacht ist nur das, was wir hier Leben nennen und das Verborgene ewiger Tag. Wohl wollte es mir manchmal scheinen, als hätte ich die rechte Zeit versäumt; doch bald wurde ich es inne, daß es für die Umkehr nie zu spät. Vor wenig Monden noch hatte ich so heiß und vergeblich gerungen, nun war der Sieg mit einem Schlage mein; der so bitter gehaßte Lebenswille schwieg, nur war das Nichts jetzt aufgegeben, ich begehrte seiner nicht mehr. Mir leuchtete ein anderes Ziel! Der Schrei in höchster Not: „Herr, hilf!" das war der Wendepunkt für meine Seele. In dem Augenblicke fiel mein Hochmut ganz in Trümmer; ich erkannte über mir die höhere Macht, die mir das nahm, was ich mir nicht nehmen lassen wollte, die mir das ließ, was ich verwarf: das Leben. Der Wille, die eigene Kraft, ist ein leeres Nichts, ein federleichtes Wort, wie wir selbst ein Nichts sind, ein bald verwehter Haufen Asche, ohne den Stab unserer Seele, ohne den Glauben. Ich meine nicht das Glauben, jenes Wort, das thörichter Sprachgebrauch anwendet für eine unbestimmte, hoffnungsreiche Vermutung, nein, ich meine den Glauben, der eine Zuversicht des Herzens ist, die sich durch Verstandesargumente nicht beweisen, noch widerlegen läßt. Mein Gott war mir erschienen in Nacht und Not; ein Wehen seiner Allmacht hatte mich berührt, mein stolzer Nacken sich gebeugt vor dieser Offenbarung. Ich weiß es nun, daß er mich führt durch Qual und Leiden, daß er mir nah in Tod und in Gefahr; er ist der Weg und auch das Ziel; das ist gewiß, das stärkt mich Schwachen, das gab mir erst den Mut zum Kampfe und Bekenntnis. Mögen die Menschen jetzt mir nahen mit ihren Zweifeln an meiner Rechtgläubigkeit, an meinem Christentum — wie's heute noch erst geschah — was geht's mich an, was ihre Klugheit und ihr Besserwissen, was ihre engen Schranken und Gesetze. Ich weiß nun, daß ewig und unendlich ein Gott der Liebe, ein Erretter lebt, und das ist mir genug. Ich gehe niemals in die Kirche, wozu auch!? ich kann ja das doch niemals wieder fühlen, was ich an jenen Pfingsttag an Christinens Seite empfand.

Das erste Gebet von meinen Lippen stieg am Klockfelder Weiher zu dem Allweisen empor; es war wieder Frühling, ich kniete auf der feuchten

Erde am Fuß des weißen Marmorkreuzes, das ihren Namen trägt, mein Flehen war vergeblich. Ich wollte ihre Seele einmal, nur noch einmal verkörpert sehen, — umsonst; wohl wallten die Nebel über dem Wasser, aber Gestalt nahmen sie nicht an.

Ich hatte viel gelernt in jener Zeit. Zwar vermochte ich es nicht, dafür zu danken, doch sah ich ein, daß Christinens Tod zu unser beider Rettung nötig war; ich hätte sie doch wohl noch in meine Finsternis herübergezogen, wenn sie mein geworden wäre. Die Ärzte würden wahrscheinlich sagen, daß jenes Entsetzen das erste Symptom plötzlichen Irrsinns war, den aufregende Gespräche, der Kampf zwischen Furcht und Liebe und in erster Linie die Hypnose nur zu leicht hervorrufen konnten bei den ohnehin überreizten Nerven des somnambulen Mädchens. Ich weiß es besser, es war ein von Gott gesandter Traum, der ihr die rechten Wege wies; wenn einen Wahnsinn packte, so war ich es, der vermessen ein kostbares Kleinod einem Spielzeug gleich zertrümmerte. Meine Christine, mein einzig geliebtes Mädchen war so: lebend mein Tod und tot mein ewiges Leben." — — — —

Sassen schwieg, aus den großen, blauen Augen strahlte ein schwärmerisches Leuchten; auch Natalie schaute schweigend und sinnend zu dem vor ihr Stehenden auf. Es wollte ihr noch nicht gelingen, den Bann des jüngst Gehörten abzuschütteln; endlich brach sie das Schweigen.

„Und wie, Herr von Sassen," fragte sie, „vereinigen Sie den Glauben an die Seelenwanderung, die Erinnerung an ein vergangenes Leben mit Ihrem Christentum?"

„Sie wissen, gnädige Frau," so lautete die Erwiderung, „Sie wissen, ich binde mich an keine Dogmen, das gilt auch hier; doch ist es mir noch zweifelhaft, ob das Mögliche wahr ist; vielleicht suchten und fanden sich unsere Seelen nur im Traume, ich weiß es nicht. Das ist auch eine meiner Errungenschaften, daß ich ruhigen Blutes sagen lernte: Ich weiß es nicht. Nicht daß ich aufgehört hätte, nach vermehrtem Wissen zu streben, im Gegenteil, seit ich des Königs Rock für immer ausgezogen, lebe ich nur noch meinen Forschungen, aber ich weiß, daß mir, wie jedem, Grenzen gesteckt sind."

„Eins nimmt mich aber dennoch Wunder," begann Natalie, „daß Sie den Mut haben, Ihre übersinnlichen Versuche und sonstigen gefährlichen Entdeckungsreisen fortzusetzen, trotzdem sie Ihnen schon einmal Unheil brachten."

„Ich glaube, gnädige Frau," entgegnete Sassen, „ein Gleichnis macht Ihnen meine Meinung am besten klar. Denken Sie sich einen Landesverräter, er hat im heimatlichen Lager den Schlachtenplan erlauscht und schwingt sich eilends auf sein Roß, das er gar meisterlich zu tummeln weiß, er reitet schnell von dannen und in wenigen Stunden hat er die Heimat an den Feind verraten. Ist nun sein Roß ein Sünder? oder seine Reitkunst eine Schande? Ich denke, Sie wissen, wie ich das meine, gnädige Frau? Ich brächte nun gern mein armes Roß wieder zu Ehren, nachdem ich es schändlich gemißbraucht. Aber es ist nicht das allein. Erst

als ich so allein hier im Leben zurückblieb, wurde ich gewahr, wie tief die Dunkelheit der Nacht; gar mancher geht auf breitem Fuße sicher seines Weges, ich bin so sorglos und so unbekümmert nicht, das Ringen nach Licht ist mir zur Lebensbedingung geworden, meine Seele bedarf des Strahles, der von ferner Klarheit zeugt, dann heißt es: Vorwärts und verzage nicht, auch du gehst ja dem Tag entgegen!" — — — — —

Nataliens Gast war nun gegangen, es war halb Drei und sie war doch recht müde. Aus großen, übernächtigen Augen schaute ihr Spiegelbild sie an; das kleidete ihr eigentlich vortrefflich, doch glaubte sie schon jetzt zu fühlen, daß sie für weitere übersinnliche Versuche und Forschungen wohl zu nervös sein würde. „Schade, schade!" seufzte sie und gleich darauf mußte sie lachen. Was war denn schade? nichts, gar nichts.

Schnell verschwand das Lächeln wieder von ihrem Gesicht, das traurige Geschick des Freundes zog noch einmal an ihrem Geist vorüber. Einblicke waren ihr gewährt in die Kämpfe einer ringenden Seele; wägender Verstand und ungebändigte Leidenschaften hatten um edle Beute gestritten, und diese Seele hatte sich doch endlich frei gemacht, hatte sie nun wohl das Richtige erwählt? — Darüber ist Gott allein Richter! —

Als endlich Frau Natalie im Bette lag, da dachte sie nicht mehr an diese Dinge; die Zofe hatte schon das Licht verlöscht, da rief eine verschlafene Stimme ihr noch nach: „Auguste, wenn morgen der Herr Rittmeister von Wellhof kommt, so brauchst Du ihn nicht abzuweisen." — — —

Altwich von Sassen ging indessen still dahin, durch Schnee und eisigen Wind, durch Nacht und Dunkel, über Dornen und Steine, dorthin, wo Christine seiner wartet, wo alles Irren, alles Zweifeln schwindet wie Nebel vor der Sonne, dorthin, wo alle Schleier fallen:

„Dem Tag entgegen!"

Nachschrift des Herausgebers.

Wir haben die vorstehende Novelle hier zum Abdruck gebracht, weil sie nicht nur dem Programm unserer Monatsschrift entspricht, sondern in ethisch-religiöser Hinsicht eine Wahrheit darstellt, welche manchen unsrer Leser als Anregung willkommen gewesen sein wird. Auch sind die Personen in derselben lebenswahr gezeichnet und gut charakterisiert. In solcher Selbsttäuschung befangen, wie von Sassen hier geschildert ist, sind oft die „Besten" unsrer Rasse, und ebenso unweise. — Ganz besonders aber möchten wir nicht unterlassen, hier den wichtigsten Gesichtspunkt dieser Novelle noch einmal zu betonen, da in Deutschland hinsichtlich desselben so viel irrtümliche Vorstellungen verbreitet sind.

Nach unsrer Ansicht unterscheiden sich die Lehren Christi und Buddhas bloß in der Ausdrucksweise. Beide aber lehren die Erlösung und Vollendung nur durch Aufgeben des eigenen, persönlichen Willens und „Einswerden" mit dem Ewigen, dem „Vater". Den drei Erzengeln („Göttern") Brahma (Michael), Wischnu (Raphael) und Schiwa (Gabriel) räumen beide eine nur untergeordnete Bedeutung ein. Nirwana entspricht für uns Menschen Dem, was Jesus den „Vater" und auch das „ewige Leben" nannte; und der buddhistische Mystiker tritt zum Buddha in dasselbe persönliche Verhältnis (als zu der objektivierten Gottheit) wie der wahre Christ zu Jesus, oder wie eine Gehirnzelle zu einer Menschenseele. Wer als Menschen-Individualität das Vollendungsziel seiner Entwickelung erreicht, der geht auf in die Gottheit, wird „Eins mit dem Vater", geht ein in das Nirwana.

Okkultistischer Reisebericht aus Italien.

Von

Ludwig Deinhard.

Capri, Ende April.

I. Eusapia Palladino.

Wenn ich von den Ruinen der Villa Tiberiana auf Capri aus hinausblicke in den wunderbaren Golfo di Napoli, zur Linken Ischia und die Höhen des Posilipo, zur Rechten die Berge um Sorrento und die herrlichen Linien des immer qualmenden Vesuvio, in der Mitte in weiter Ferne die zartschimmernden Gebäude von Neapel, so kann ich unter den letzteren mit einem Teleskope einen auf den Höhen von Castel San Elmo gelegenen Palazzo herausfinden, in dessen Räumen ich kürzlich einige höchst merkwürdige Stunden verlebte; und es taucht in mir der Wunsch auf, daß alle diejenigen, mit denen ich in dem letztvergangenen halben Jahrzehnt über okkultistische Probleme mündlich und schriftlich disputierte, von einem ungestümen Drang nach diesem schönen Golf erfüllt, auszögen aus ihren Laboratorien und Bibliotheken, um Einlaß zu suchen in jenen Palazzo auf dem Vomero zu Neapel. Möchte dieser Wunsch in Erfüllung gehen, zum Besten aller, die im vergangenen Winter in ihren schneebedeckten Häusern in München und Berlin, in Paris und London saßen und auf Nachrichten warteten: ob sie wohl kommen wird?

Aber obgleich die weitausblickenden Berliner Psychologen bereits allerlei praktische Vorbereitungen getroffen hatten, welche die „Münchener Neuesten Nachrichten" mit bekanntem Scharfsinne kritisierten, so kam sie doch nicht, die dunkeläugige Tochter des Südens, das rasch berühmt gewordene Medium Professor Lombrosos; und die psychologische Welt in

*) Dieser Bericht wird, und soll auch, die mit spiritistischen Thatsachen Unbekannten nicht von deren Übersinnlichkeit überzeugen, so wenig dies die Berichte von Crookes, Zöllner und Lombroso konnten. Er mag aber diejenigen Leser, die sich ein eigenes, sicheres Urteil über solche Vorgänge bilden wollen und denen die dazu nötige Geistesatmosphäre nicht zu unsympathisch ist, wiederholt darauf hinweisen, daß ein solches Urteil nur durch eigene Versuche und Erlebnisse zu gewinnen ist.
(Der Herausgeber.)

München und Berlin, Paris und London harrt noch immer vergebens aller jener geistreichen Hypothesen, welche der Erklärungseifer der Gelehrten ersonnen hätte. Ewig schade!

Es wär' zu schön gewesen,
Es hat nicht sollen sein!

Doch ich verirre mich in Phantasien, anstatt einen ernsthaften Sitzungsbericht wohlgeordnet auszuarbeiten, der, wohl verstanden, bereits im Konzept vor mir liegt, wie er vorsichtigerweise unmittelbar nach der Sitzung niedergeschrieben wurde. Also zur Sache!

Es waren zu der von Signore Ercole Chiaja mit dankenswertester Freundlichkeit für mich auf den Abend des 24. April anberaumten Sitzung noch einige Herren erschienen, von denen nur Signore Ciolfi, welcher mit Chiaja zusammen seit einer längeren Reihe von Jahren unermüdlich die mediumistische Entwickelung der Eusapia verfolgt, überzeugter Okkultist ist. Die Versuche fanden nicht in der Wohnung Chiajas, der dieselben leitete, statt, sondern in einem großen Klubzimmer. Wir saßen um einen leichten Holztisch herum, ich neben dem Medium, einer kleinen dunkelhaarigen Frau von lebhaftem Temperament, die von den anwesenden Skeptikern vorher genau untersucht worden war; beide Hände und Füße des Mediums wurden während der ganzen Sitzung von den neben ihr Sitzenden gehalten und auf wiederholte Aufforderung Chiajas beständig kontrolliert.

Die ersten Phänomene wurden bei Halbdunkel beobachtet: Der unterste Teil des Rockes der Eusapia wurde, wie wenn ein lebendes Wesen darunter verborgen wäre, auf die Seite gedrückt, und man konnte durch den Rock hindurch unten am Boden eine Hand fühlen. Dann hob sich der Tisch, auf den alle die Hände gelegt, auf etwa 40 cm frei in die Luft und fiel hierauf aus dieser Höhe mit Geräusch auf den Boden.

Die dann folgenden, bei vollständigem Dunkel eintretenden Phänomene waren äußerst zahlreich und verschiedenartig. Ich unterlasse jedoch hier den Lesern der Sphinx gegenüber, welchen ja dieselben so häufig schon geboten wurden, eine genaue Einzelbeschreibung, die zwar sehr leicht zu geben, aber für den Leser wohl langweilig würde, und die Zweifler doch nicht bekehren könnte. Der modus operandi Chiajas war dabei der, daß er mit außerordentlich geläufiger Zunge einem hypothetischen Wesen Namens John zusprach, das die Manifestationen „angeblich" von der übersinnlichen Seite her ausführte, und sie zum Teil wohl mit Unterstützung anderer übersinnlicher Wesen ins Werk setzte. Wem diese Erklärung nicht paßt, der greife in das Gebiet des Unbewußten und wähle sich eine andere Hypothese. Non fingo, sage ich mit Newton, „ich ersinne nichts!" Bemerken muß ich aber, daß Frau Eusapia fortwährend bei anscheinend klarem äußeren Bewußtsein blieb, häufig sprach und sich schüttelte, stöhnte und seufzte.

Im Dunkeln also erfolgten beinahe während des ganzen Abends kräftige, oft ungestüme Berührungen von warmen Händen; auf den Tische wurde je nach Aufforderung wiederholt heftig geschlagen oder leise geklopft. Um auch direkte Schrift zu versuchen, legte ich mein Notizbuch

geschlossen, aber den Bleistift zwischen die Blätter geschoben, auf den Tisch. Chiaja forderte zum Schreiben auf eine bestimmte Seite auf. Zuerst wurde der Stift herausgeschleudert, weit weg, scheinbar zum Zeichen, daß man desselben nicht bedürfe. Dann gleich darauf hörten wir schreiben und fanden auf der bezeichneten Seite ein Gekritzel, in welchem nur das Wort „Caro" zu entziffern ist. — Hinter dem Medium, in etwa $1^1/_2$ m Entfernung stand ein Pianino; der Deckel wurde aufgeschlagen. Bald ward auf einer Taste getrommelt, bald auf mehreren zugleich. Der sinnlich nicht wahrnehmbare Urheber dieser Leistung schien wenig musikalisches Gehör zu besitzen oder Klavier spielen zu können, er versuchte aber offenbar sein Möglichstes, sich kund zu thun. Sehr schön und deutlich waren die nun auftretenden Lichterscheinungen, kleine leuchtende bewegliche Punkte, fünf bis zehn Sekunden lang umherschwirrend, bei deren Schein ich Hände zu sehen glaubte, die zusammenklatschten. Das auf Wunsch erfolgende Klatschen vernahm man ganz deutlich. Schließlich wurde noch der Tisch bei aufgelegten Händen etwa $^1/_2$ Meter hoch gehoben und eine weite Strecke umhergetragen.

Das waren in der Hauptsache die Phänomene, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte. Chiaja, der über eine reiche eigene Erfahrung auf mediumistischem Gebiete verfügt, hat übrigens, wie er und seine Frau mir vor der Sitzung ausführlich mitteilten, auch schon die Materialisation einer ganzen Gestalt durch Frau Eusapia erhalten — einen Mann, mit Vollbart und Turban, ähnlich wie bei Eglinton (siehe im IV. Bande der „Sphinx", August 1887, Seite 121).

Wenn ich im letzten Aprilhefte der „Sphinx" die Vermutung aussprach, daß Eusapia wohl, wie die meisten öffentlichen Medien, gelegentlich künstlich nachhelfe, so muß ich jetzt, nachdem ich dieses Medium Lombrosos oder richtiger Chiajas selbst gesehen, diese Vermutung zurücknehmen. In Neapel ist dies ganz sicher nicht der Fall, wenn Chiaja die Sitzung leitet. Ihre mediumistische Kraft ist offenbar sehr stark, und jetzt noch auf der Höhe der Entwickelung. In Rom hat man allerdings auch mir gegenüber behauptet, Eusapia habe dort Kunstgriffe angewendet und sei entlarvt worden, — eine Behauptung, die in Neapel mit Entrüstung zurückgewiesen wird. Wie wäre sie erst in Berlin entlarvt worden, wo lauter geborene Entlarver und genaue Kenner der Taschenspielerkunst sie umgeben hätten! Davor möge sie ihr Schutzgeist „John King" bewahren! — Aus „John King" hätte man dort unbewußte Cerebration und aus der ehrlichen und gutmütigen Eusapia ein schlaue Betrügerin und Taschenspielerin gemacht. Deshalb bleibe du, Eusapia, in deinem schönen Golfo di Napoli, und verzichte für alle Zeiten auf psychologische Kunstreisen!

Kurzſichtiges Urteil.

Von

Leopold Engel.

Frühling iſt es! Viele Blümlein
Blühen prächtig ſchon ringsum.
Plötzlich fängt es an zu ſchneien, —
Hm, das ſcheint doch gar zu dumm!

Flock' auf Flocke fällt hernieder,
Ganz verſchneit iſt bald die Flur.
Von den bunten Frühlingsblumen
Seh' ich auch nicht mehr die Spur!

In der Nacht kommt bittre Kälte,
Grimmig kalt bläſt der Nordoſt,
Doch die Blümlein unterm Schneee
Merken gar nichts von dem Froſt.

Andern Tags ſcheint warm die Sonne,
Schnell verſchwunden iſt der Schnee,
Unverſehrt ſind all die Blümchen,
Keines ich erſtorben ſeh'.

So, ein ſcheinbar hartes Leiden
Oft den Menſchen ganz umgiebt,
Nur damit ein härter Schickſal
Über ihn gefahrlos zieht.

Bald iſt zwar der Druck zerronnen,
Der beſchützend ihn erhält,
Doch der Menſch — höchſt weiſe — meinet,
Unklug ſei der Herr der Welt!

FRÜHLINGSLUST.

Träume.

Selbsterlebtes.

Von

Emil Baron von Hoenning O'Carroll.

Eine der wunderbarsten Erscheinungen ist wohl die Thätigkeit, welche das Gehirn im Schlafe entwickelt und uns die merkwürdigsten Bilder und Handlungen oft mit so konsequenter Logik vorführt, daß der Erwachende im Zweifel ist, ob es ein Traum war oder die erfreuliche oder betrübende Wirklichkeit, je nachdem die Phantasie ein Lust- oder ein Trauerspiel entwickelte.

„Träume sind Schäume," sagt das Sprichwort, und im allgemeinen gestehen wir diesem lakonischen Urteile des Volksmundes das Verdienst der Wahrheit gerne zu. Doch können wir manche Thatsachen, die unbegreiflich sind, nicht hinwegleugnen, weil wir sie in Wirklichkeit selbst erlebt haben.

So weiß ich von höchst eigentümlichen Erscheinungen meines träumenden Lebens zu erzählen, welche sich öfters wiederholten, die ich aber leider viel zu lange unbeachtet ließ, um mehr als drei eklatante Fälle mit unzweifelhafter Sicherheit anführen zu können.

Erst, als mir die Sache zu auffallend wurde und ich überhaupt anfing, mehr auf mein inneres Leben zu achten, nahm ich ein Notizbuch zur Hand und schrieb unmittelbar beim Erwachen das Geträumte nieder. Dieses bestand noch in sehr wenigem; es war nur das Datum eines Tages nebst Monat und Jahr. —

I.

Während des Krimkrieges hatte die österreichische Politik die Aufstellung einer großen Observations-Armee in den östlichen Provinzen des Kaiserstaates gegen Rußland veranlaßt.

Ich diente als Offizier in einem Dragonerregimente, welches in Ortschaften Galiziens hart an der russischen Grenze Dislokationen bezogen hatte. — Die Truppen wurden dort vom Fieber, Typhus, Skorbut decimiert, worauf dann die Cholera mit furchtbarer Verheerung das übrige that und noch den dritten Teil der ganzen Armee dahinraffte, so daß ein wirklicher Feldzug kaum mehr Opfer gefordert haben dürfte. —

Im Frühjahr 1855 wurde der Rückzug gegen Westen angetreten, der viele Wochen dauerte und uns durch fast gänzlich ausgestorbene Ortschaften führte. Die „schwarze Krankheit", wie sie die Leute nannten, blieb dabei unsere treueste Begleiterin und riß täglich größere Lücken in unsere Reihen.

Hätte es Eis, Sturm und Schnee gegeben, dann hätte man das grausige Bild des französischen Rückzuges aus Rußland vom Jahre 1812 gehabt. —

Von regelmäßigen Postverbindungen und Briefen aus der Heimat war keine Rede mehr. Der Tod herrschte als grausamer Autokrat, dem nicht einmal mehr die Ärzte ins Handwerk pfuschten. Alles dachte ans Sterben und dieser Gedanke störte den Verkehr und die Pflichten der Verkehrsanstalten.

Ich wußte also von den Meinigen nichts, als was ich vor Monaten im letzten Briefe, der mich erreichte, erfahren hatte, daß alles gesund und wohlauf sei.

Da träumte ich in einer Nacht den 25. Februar 1855. —

Erwachend schrieb ich sofort den Traum in mein Buch nieder, wo er noch heute zu lesen ist. —

Auf den langen Märschen, die uns Offizieren bald hierhin und dorthin, bei Tag und bei Nacht, zur meist vergeblichen Hilfe Erkrankter riefen, hatte ich mich noch immer physisch kräftig und wohl befunden.

Da, an einem naßkalten Regentage, bei fast ungenießbarer Kost in einem elenden Wirtshause, die doch den Hunger stillen mußte, mahnte es mich gewaltig, daß auch ich nicht gegen das Ungetüm Cholera gefeit sei.

Ich wehrte mich, so gut ich konnte, mit den gewöhnlichen, uns bekannten Mitteln; aber ich erreichte nicht mehr, als daß ich am folgenden Morgen nach entsetzlich durchbrachter Nacht, in das Hospital nach Tarnow, einer nahen, größeren Stadt, auf einem gewöhnlichen Bauernwagen übergeführt wurde. Dort erhielt ich ein Zimmer für mich allein und einen Wärter.

In der Hauptsache war ich bald genesen, als der einzige von elf Offizieren — aber elend und schwach —; der Schlaf war noch immer kein Schlaf, sondern nur ein halbes Schlummern und Träumen. —

So lag ich nachts, als ich plötzlich ein Sterbeglöcklein zu hören glaubte, obwohl in Tarnow längst keins mehr geläutet wurde. Es war so deutlich, es dünkte mir nicht fremd — nein, nein — es war das aus der Heimat, welches ich so oft schon gehört hatte und dessen Akkorde man im Leben nicht mehr vergißt. Als es verklungen, fährt mir eine weiche Hand wie streichelnd über Wange und Kinn, was mich zum vollen Bewußtsein bringt.

Ich blicke um mich, da die Nachtlampe Helle gab — ich sehe niemanden —, der Wärter schläft in tiefen Zügen am andern Ende des Zimmers neben dem Ofen.

Dasselbe Phänomen wiederholt sich dreimal und nach dem drittenmale raffe ich meine ganze Kraft zusammen und wanke zu einem Tische, wo ich ein Schreibzeug hatte. Ich schrieb an meinen Vater, dem ich sage,

daß ich bestimmt wisse, um welche Zeit meine geliebte Mutter gestorben sei und noch mehrere, nähere Umstände des Todes.

Ich erhielt keine Antwort. Nach vierzehn Tagen konnte ich mich beim Platzkommando auf Urlaub melden, der mir bewilligt ward, um gänzlich meine Gesundheit herzustellen.

Ein alter Obrist empfing mich mit Thränen im Auge und mich mit den Worten umarmend: „Gott sei Dank — doch einer ist uns geblieben von so vielen Offizieren — reisen Sie in Gottes Namen."

Ich reiste in die Heimat, wo mich am Bahnhofe in Hildesheim mein Vater in Trauerkleidern empfing und kaum die Worte hervorzubringen vermochte: „Du hast mir ja alles geschrieben — ich habe dir nichts mehr hinzuzufügen."

Mein Brief aber trug das Datum des Todestages meiner Mutter, den 25. Februar 1855.

II.

Das zweite Datum träumte ich im Dezember 1855 — es war der 21. April 1856.

Unsere Garnison hatten wir damals nach dem Rückmarsche aus Galizien in und um Melnik in Böhmen. Ich selbst war in der Stadt einquartiert, wo auch der Divisionsstab mit dem Kommandanten, Obristlieutenant Fürsten Alexander Auersperg sich befand. —

Der Fürst führte mit seiner liebenswürdigen Gemahlin ein gastlich Haus für die Offiziere, von denen diejenigen, welche nahe waren, fast täglich in angenehmer, geistreicher Unterhaltung in demselben verkehrten.

Damals machte zum erstenmale das Tischrücken, dann das Tischklopfen Sensation, worauf die schreibenden Tische und die weitere Ausbildung des „Spiritismus" folgten.

Natürlich beschäftigte man sich auch im Salon der Fürstin mit diesen Fragen, welche man aber niemals durch Versuche zu lösen oder auf die Wahrheit zu prüfen unternahm.

Ist man einmal bei diesem Thema angekommen, so ist es fast unausbleiblich, daß nicht auch Ahnungen und Träume besprochen werden.

Die Umstände mit dem Traume des Datums und der Ahnung vom Tode meiner geliebten Mutter waren mir noch in frischester Erinnerung, und ich erzählte diesen Vorfall, als wir an einem Winterabende beim Thee in verschiedensten Richtungen Mögliches und Unmögliches von einander zu sichten, zu beweisen oder zu verwerfen bestrebt waren.

Als ich mit meiner Erzählung, welche mich immer im höchsten Grade aufzuregen vermochte, geendigt hatte, blickte mich die Fürstin mit ihren hellen, freundlichen Augen an, als wollte sie sagen:

„Ich weiß, daß Sie niemals die Unwahrheit vorsätzlich reden; aber ich kann mich trotz allem des Zweifels nicht erwehren."

Sie fragte mich:

„Haben Sie später kein Datum mehr geträumt?"

„Leider, ja!" erwiderte ich; „denn es bringt nie Glück, nur Unglück."

Sie drang darauf, ihr den Tag zu nennen.

Ich nannte den 21. April 1856. —

Sie ſtand auf, ging zu ihrem Schreibtiſche und notierte ſich dort dieſen Tag, den beiläufig noch ein Zeitraum von vier Monaten von uns trennte.

Ich geſtehe, ich hatte den Tag längſt vergeſſen, als wir ihn wirklich ſchon erlebten; die Fürſtin jedoch nicht.

Sie hatte für den Abend eine größere Geſellſchaft als gewöhnlich geladen, war außerordentlich heiter und ſuchte mit allen Mitteln des Geiſtes, der Liebenswürdigkeit und Erfindungsgabe, welche ihr ſo reichlich zu Gebote ſtanden, ihre Gäſte bis um Mitternacht in froheſter Laune zu erhalten.

Um halb Zwölf hielt ſie es nicht mehr aus; ſie holte aus dem Schreibtiſche das kleine Buch hervor, in dem ſie das Datum verzeichnet hatte und hielt es mir vor die Augen mit den Worten, bei denen ſie freudig auflachte:

„Sehen Sie, heute iſt doch kein Unglück geſchehen!“ —

Ich ſah nach meiner Uhr und erwiderte:

„Fürſtin, Gott gebe es, daß keins mehr geſchieht; aber wir haben noch eine halbe Stunde bis Mitternacht.“

Kaum waren dieſe Worte noch geſprochen, als man die Trompeter „Feueralarm“ blaſen hörte und die Rufe von allen Seiten laut wurden: „Feuer, Feuer, es brennt!“

Ein Diener brachte atemlos die Nachricht, daß die Kaſerne total in Flammen ſtehe, in deren Stallungen die Pferde der Offiziere und Mannſchaften untergebracht waren und die Mannſchaft ſelbſt in den Sälen.

Es war ein rieſiger Brand, welcher das ganze, weitläufige Gebäude einäſcherte, wobei nicht nur der Fürſt ſeine ſämtlichen Pferde verlor, ſondern auch ich ſelbſt mein Lieblingspferd, eine teure, prächtige Vollblutſtute.

Beim Glanze des Feuers, an der Stätte des Unglücks, reichte mir die Fürſtin mit thränenfeuchten Augen die Hand:

„Ich werde Sie nie mehr um ein Datum fragen,“ ſagte ſie mit halberſtickter Stimme.

Der 21. aber blieb ihr verhängnisvoll, denn ſie erlitt an dieſem Tage im Jahre 1873 ſelbſt den Flammentod, indem beim Ankleiden leichte Ballkleider, denen die Zofe mit dem Lichte zu nahe kam, Feuer fingen und keine Rettung nahe war. —

III.

Achtzehn Jahre waren verfloſſen, ohne daß mich ein Datum quälte und ſchon glaubte ich, mit veränderter Lebensweiſe habe ſich auch ein Umſchwung in meiner Gehirn- und Geiſtesthätigkeit vollzogen.

Das Schwert hatte ich ſeit 1859 gegen den „Ziegenhainer“ vertauſcht, der mich, da ich Landwirt geworden war, durch Wald und Wieſen, Feld und Fluren bei einer raſtloſen Thätigkeit begleitete. —

Es galt, ein verwahrloſtes Gut, welches ich gekauft hatte, zu angemeſſener Ertragsfähigkeit zu bringen, was auch mit ſchweren Opfern, nach harten Kämpfen gegen gewohnheitsgemäße Mißwirtſchaft, Vorurteile,

Neid und Mißgunſt, gegen eine indolente Bevölkerung, die ich erſt für meine höheren Zwecke erziehen mußte, gegen manchen Mißbrauch meines Vertrauens von ſeiten unlauterer Beamten, — endlich gelang.

Ich ſah mich nach einer Frau um — ich wurde Bräutigam, als mein Beſitz in der Üppigkeit eines gut verwalteten Gutes, als leuchtendes Beiſpiel, Lohn der Ausdauer und des Fleißes, andern benachbarten Wirtſchaften zum aneifernden Beiſpiele diente.

Man fragte mich überall um Rat — ich war für die Landwirte ein Orakel geworden. Man wählte mich zum Präſidenten des landwirtſchaftlichen Vereins, den ich ſo gut organiſierte, daß mir auch von der Regierung Belobungen zukamen und andere Vereine nach meinem Muſter organiſiert wurden. Meine Tiere und Erzeugniſſe von Wald, Feld und Garten wurden preisgekrönt — ich war der glückliche Schöpfer eines „Eden".

Als Offizier hatte ich es nicht verabſäumt, in den verſchiedenen Ländern, in welche mich mein Beruf führte, zu beobachten und die mannigfaltigſten Erfahrungen zu ſammeln, welche ich nun als Landwirt und Induſtrieller mit dem Prinzipe: „Prüfet alles und das Beſte behaltet," reichlich verwerten konnte.

Da träumte ich vom 26. Auguſt — die Jahreszahl blieb mir verhüllt.

An einem herrlichen Maitage war ich zu einer benachbarten Familie geladen, wohin auch meine Braut mit ihren Eltern kam. Sie lenkte ſelbſt mit kundiger Hand das Zweigeſpann prächtiger irländiſcher Ponies von ihrem leichten, eleganten Korbwagen herab.

Die Eltern folgten ihr in einem zweiten Wagen nach. Das Feſt war vorzüglich gelungen, wir fanden Freunde und gute Bekannte, alles war heiter und froh, was wohl der Umſtand bewies, daß wir bis Mitternacht tanzten bei Geigen und Zymbal ungariſcher Zigeuner.

Es koſtete den Eltern Mühe, die junge Welt loszureißen von dieſer poetiſch leidenſchaftlichen Muſik, um ſie zur Heimfahrt zu entführen.

Da eine Strecke mich desſelben Weges führte, wie meine Braut, ſo lud ſie mich mit Erlaubnis ihrer Eltern ein, neben ihr auf ihrem Wagen Platz zu nehmen und den meinigen bis zur Trennung unſerer Wege folgen zu laſſen. Der Vorſchlag wurde natürlich von mir mit Begeiſterung begrüßt und angenommen.

Eine ſtille Mainacht mit allen verſchwenderiſchen Gaben üppigſter Natur, mit dem ſtummen, wohlgefälligen Beobachter, dem Freunde aller Liebenden, am tiefblauen Himmel, umgeben von zahlloſen Sternen, die ihm freundlich und verſtändnisvoll zublinzeln, als wären ſie die dankbaren Geiſter derjenigen, denen er durch Jahrtauſende eine Leuchte des Glückes geweſen iſt, — mit Milliarden ſich in jeder Sekunde öffnenden Dolden und Blüten, die ſich in einem einzigen Duft vereinen, der wie ein Liebeshauch durch laue Lüfte zieht, — mit allem Lebenden, was ſich da ſucht und findet — eine ſolche Maiennacht iſt eine Zauberin, aus deren Zauberſtabe die Liebe und die Macht des Schaffens quillt.

Und wie kam es, daß ich in ſolcher Nacht an der Seite des Weſens, das mich ſo glücklich machte, das mir ſein ganzes Herz mit Glut und

Leidenschaft geschenkt, doch meines Traumes gedachte — des 26. August? und daß mich's fröstelte in banger Ahnung?

Ich konnte ihr's nicht vorenthalten — nicht verschweigen — ich erzählte ihr meine Erfahrungen — ich nannte ihr dieses Datum, von dem ich das Jahr nicht wußte.

Sie wurde ernst — dann lachte sie und schalt mich wegen meines Aberglaubens — dann suchte sie mich zu beruhigen.

Wir waren angekommen, wo wir uns trennen mußten und schieden herzlichst „auf baldiges Wiedersehen!"

In wenigen Wochen war die Hochzeit — acht Jahre reinen Glückes folgten — dann trat ein Dämon zwischen uns, den ich beschwören — immer neu beschwören wollte, — es war Verschwendung bis zum Wahnsinn.

Sie hatte mein Vermögen ganz verschuldet — nahm sich das ihrige, und verließ mich, um nie mehr heimzukehren, an demselben Tage, als mein Besitz, der siebenundzwanzig Jahre meine Sorge, mein Schaffen, mein Kleinod, mein Ziel und mein Streben gewesen war, der als selbstgeschaffenes Werk nach gethaner Arbeit ein sorgenfreies Heim ihres und meines Alters sein sollte, in andere Hände überging.

Ich war so tief gekränkt, so verzweifelt, so krank von meinem Schmerz, daß ich an gar kein Datum dachte, als mir zur Unterschrift der Verkaufsvertrag vorgelegt wurde.

Da stand es aber:

V., den 26. August 1887.

Mich schüttelte ein eisigkalter Frost, — an diesem Tage hatte ich Alles verloren!

O trag!

Von

Wilhelm Ressel.

O trag die Bürde
Des Daseins still,
Wie es die Würde
Des Menschen will.

Mit Vorsicht wagen
Und Gott vertraun,
Heißt bessern Tagen
Entgegenschaun.

Fauſts geſchichtliche Perſönlichkeit.

Von

Carl Kieſewetter.

(Schluß.)

Ich gehe nun zu den Nachrichten über, welche der gelehrte Schüler Agrippas und berühmte Bekämpfer der Hexenprozeſſe, Johann Wier (1515—1588), über Fauſt mitteilt. In der von Baſſäus 1586 zu Frankfurt durch Fuglinus beſorgten deutſchen Ausgabe von Wiers berühmtem Werk „De praestigiis Daemonum“ heißt es[1]):

„Als vor zeiten zu Cracaw in Poln die Schwartzkunſt in offentlicher Schulen gelehrt vnd getrieben worden, iſt dahin kommen einer mit namen Joannes Fauſtus, von Kündtlingen bürtig, der hat dieſe ſchöne kunſt in kurtzem ſo wohl begrieffen, daß er hernach kurtz zuvor, ehe denn man geſchrieben tauſendt fünffhundert vnd viertzig, dieſelbige mit groſſer verwunderung, vielen lügen, vnd unſeglichen betrug hin vnd wieder in Teutſchland ohne ſchew zu treiben vnd offentlichen zu practiciren angefangen hat. Was für ein ſeltzamer Brillenreiſſer aber vnnd Ebenthewer er geweſen, vnnd was für ſeltzame ſtücklein er geköndt habe, will ich hie nur mit einem Exempel darthun dem Leſer zum beſten, doch mit dem beſcheidt, daß er mir, er wölle es jhme nicht nachthun, zuvor verſpreche vnnd gelobe. Als vff ein zeit dieſer ſchwartzkünſtler Fauſtus ſeiner böſen ſtück halben zu Battoburg, welches an der Moſe liegt, vnd mit dem Hertzogthum Geldern grentzet, in abweſen Graff Hermans in hafften kommen, hat jhme der Capellan deß orts, Herr Johan Dorſtenius, ein frommer einfältiger Mann, viel liebs vnnd guts erzeiget, allein der vrſach halben, dieweile er jhme bey trewen vnd glauben zugeſaget, er wölte jhn viel guter Künſte lehren, vnd zu einem außbündigen erfahrenen manne machen. Derohalben, dieweil er ſahe, daß Fauſtus dem Trunck ſehr geneigt war, ſchickte er jhme von hauß auß ſo lang wein zue, biß das fäßlein nachließ vnd gar leer wurd. Da aber der Zauberer Fauſtus das mercket, vnd der Capellan auch ſich annahm, er wolte gen Grauen gehen vnd ſich daſelbſt barbieren laſſen, lieſſe er ſich hören, wann er jm mehr weins geben wolte, ſo wölt er jhn ein kunſt lehren, dz er on ſchermeſſer vnd alles deß barts abkommen ſolte. Da nun der Caplan dz gleich eingienge, hieß er jhn ſchlecht auß d' Apotecke hinnemmen Arsenicum, vnd damit den bart vnd kinne wol reiben, vnd gedachte mit keinem wörtlein nit, dz ers zuuor bereiten vnd mit andern zuſetzen brechen ſolte laſſen. (Hier weicht Fuglinus, der alte Überſetzer, vom lateiniſchen Original Wiers ab.) Sobald er aber dz gethan, hat jme gleich das kinne dermaſſen angefangen zu

[1]) Die Fauſt betreffende Stelle findet ſich zuerſt in der mir vorliegenden Oktavausgabe in lateiniſcher Sprache von 1568 (Baſel, Oporinus), L. II. cap. 4. (Die deutſche Überſetzung des Fuglinus iſt nicht genau, denn nach dieſem Text war Fauſt 1540 ſchon verſchollen.)

hitzen vnd brennen, daß nit allein die haar jm außgefallen, sondern auch die haut mit sampt dem fleisch gar abgangen ist. Diß Bubenstücklein hat mir der Caplan mehr dann ein mal, aber allweg mit bewegtem mut selbst erzelet.

Noch ein ander ist gewesen, den ich auch wol gekant, der hatte einen schwartzen Bart, vnd war bräunlich von angesicht, von wegen seiner Melancholischen Complexion, wie er dann auch dero vrsachen halben zeitlich am Miltzen sich vbel befunde. Als derselbige den Zauberer Faustum auff ein zeit besuchte, sagte er frey offentlich zu jhme, Fürwar ich meinte nicht anders, denn du weresst mein schwager, meiner schwester Mann, sahe dir derhalben gleich nach den Füssen, ob du lange vnd krumme Klauwen daran etwan herfür gucken hettest. Verglieche also den guten Mann, dieweil er schwartz war von angesicht, als er zu jhm eintrat, dem Teuffel, vnd nennet denselbigen auch, wie sonst allweg sein gebrauch war, seinen Schwager. Aber sein lohn ist jhm zu letzt auch worden. Dann, wie man sagt, so ist er in einem Dorff, im Wirtenberger Landt, deß morgens neben dem Bette, tod gefunden worden, vnnd das angesicht auff dem rücken gehabt, vnd hat sich dieselbe nacht zuuor ein solch getümmel im Hauß erhaben, daß das gantze Hauß davon erzittert ist."

Bei Wier folgt nun in unmittelbarem Anschluß folgende Erzählung:

„Es ist eln schulmeister zu Goßlar gewesen, der hatte deß vnseligen schendtlichen Zauberers Fausti kunst auch studiret vnd gelernt, wie er den Teuffel in ein Glaß durch Segen vnd Zauberische sprüch bannen solte. Derselbige gehet eln mahl auff elnen tag ein mutter Gottes alleine hinauß in den Waldt, auff daß jhn niemandt an seiner kunst hindern köndte. Da er aber anfieng den Teuffel zu beschweren, wurde er irr in der kunst vnd fehlet. Da erscheinet jhme der Teuffel behende in gar erschrockentlicher gestalt, mit fewrigen augen, hat ein nasen, die gekrümmet wie eln Ochsenhorn, vnd lange zähne wie eln Eber, war harecht vmb die backen wie ein Katz, vnnd sonst vberal schrecklich vnd grausamb anzusehen. Dessen erschrickt der Schulmeister sehr, fellt zu boden nicht anders, als wann jhn der Donner getroffen hatte, ligt da etliche stunden auff der erden, als were er halber todt. Letzlich nachdem er sich wieder erholet, vnnd nach heim zu gehen wolte, kamen jhme hauß vor der Pforten entgegen etliche seiner Freunde vnd bekandten, die fragten, warumb er so bleich vndt erschrocken were, da kundte er vor schrecken vnd zittern keln bescheidentlich wort antworten, sondern wütet vnd tobet nur wie ein vnsinniger Mensch, bis zu außgang deß Jares, da fieng er erst wieder an zu reden vnd zu erzehlen, daß der Sathan in der gestalt, wie vor gemelt, jhme erschienen were, vnd nach dem er sich berichten vnnd mit dem heiligen Sacrament versehen lassen, hat er sich dem HErrn befohlen, vnd den dritten tag hernach sein geist auffgeben."

Der erste dieser drei von Wier überlieferten Berichte stammt aus des zu Grave an der Maas geborenen Erzählers engster Heimat und ist insofern von großer Bedeutung, als nach demselben Fausts Ende kurz vor 1540 zu setzen ist. Der sagenhafte Tod Fausts wird nach der im Munde des Volkes lebenden Überlieferung erzählt; doch ist zu bemerken, daß Wier wie Melanchthon des Zauberers Abscheiden in ein württembergisches Dorf und nicht — wie die Faustbücher — in ein Dorf bei Wittenberg verlegen. Der Zauberer selbst tritt uns in Wiers historischer Anekdote genau wie in den Volksbüchern als ein den Trunk liebender, zu jedem Schabernack geneigter Vagant entgegen. Der Streich, welchen Faust dem biedern Dorsten spielt, deutet auf sein Studium der natürlichen Magie in Krakau hin. Über Magie auf den mittelalterlichen Universitäten wurde oben das Nötige gesagt. Eine Unterabteilung der sogen.

natürlichen Magie machten aber die heute den Parfümeuren, Droguiſten und Friſeuren überlaſſenen Toilettenkünſte aus, und in den alten Werken über die natürliche Magie finden wir zahlloſe hierhergehörige Vorſchriften, welche ſich — ſorgſam aufgezeichnet und aufbewahrt — von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbten. In der berühmten Magia naturalis des Neapolitaners Johann Baptiſta a Porta (1545—1615) handelt ſogar das ganze neunte Buch „De mulierum Cosmetica“ und das vierte Kapitel dieſes Buches von den Enthaarungsmitteln. Wenn wir dieſes Kapitel leſen, ſo ſehen wir mit Staunen, daß man bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts (Portas Magia naturalis erſchien zuerſt zu Lyon 1561) das noch heute als Geheimmittel gebräuchliche Rhusma kannte.[1])

Das Rezept zu dem wahrſcheinlich während der Kreuzzüge in Europa bekannt gewordenen Rhusma hatte Fauſt offenbar bei ſeinen Studien kennen gelernt und bei Dorſten angewendet, denn reines Arſenik — wie Wier angiebt — bringt nicht dieſe Wirkung hervor. Ob endlich Fauſt dem Kaplan die Haut abſichtlich oder aus Unwiſſenheit verbrannte, bleibe dahingeſtellt. — Jene Erzählung Wiers ging faſt wörtlich in das Fauſtbuch von 1587 über.

Die zweite Erzählung Wiers iſt die einzige hiſtoriſch verbürgte Erwähnung von Fauſts Familiargeiſt, aus dem die Fauſtbücher und der Höllenzwang die Figur Mephiſtos machten.

In dem dritten Bericht begegnen wir der erſten Spur, daß nicht lange nach Fauſts Tod Anweiſungen zur Ausführung ſeiner Zauberkünſte — ſei es mündlich, ſei es ſchriftlich — in Umlauf waren. Der aus „Fauſts Lehre unterrichtete“ Schulmeiſter zu Goslar geht in den Wald, um den Teufel in ein Glas zu bannen und ſo einen Spiritus Familiaris zu erhalten. Ich habe in der Fauſtlitteratur noch nie einen Nachweis gefunden, wie der Aberglaube des Mittelalters dieſen Zweck zu erreichen hoffte. Es war aber in meinem Beſitze eine alte magiſche Handſchrift, die den Namen Johann Wagners und die Jahreszahl 1525 trug; in dieſer war das Verfahren ſolcher Teufelsbannung ausführlich beſchrieben. Leider iſt dieſelbe mir bei einem Brandunglücke 1874 verbrannt.

Dieſe Praxis muß ziemlich verbreitet geweſen ſein, denn G. P. Harsdörfer[2]), Philander von Sittewald[3]), P. Caspar Schott[4]) und J. Frommann[5]) erzählen hierher gehörige Hiſtorien. Die Geiſter wurden aber nicht nur in Gläſer, ſondern in Ringe, Kryſtalle, Steine, Spiegel, Bilder ꝛc. gebannt, und Lercheimer faßt in ſeinem „Bedenken von der Zauberei“ alles in folgenden Worten zuſammen[6]):

„Bey etlichen bleibet er (der Teufel) für vnnd für, haben jhn bey ſich oder

[1]) Psilothrum vulgare. Quo passim in Thermis utuntur. Constat vivae calcis partibus quatuor, redactis in pulveris modum, auripigmenti singulari, et decoque. Experimentum erit penna gallinacei, quae quum depilatur, coctum reit, cave ne nimis coquatur, aut nimis supra cutem muretur, nam urit.“

[2]) „Großer Schauplatz jämmerlicher Mordgeſchichte“, Hist. 45, no. 3.

[3]) „Expertus Rupertus“, pag. 642.

[4]) „Physica curiosa“, Herbip. 1662. 4°. Lib. I. cap. 37.

[5]) „De Fascinatione“, pag 210. — [6]) A. a. O. cap. 4.

daheim in eim glaſe, ring, biſems knauff, tollich knauff, in ſilbern, bleyern, wächſen bildern, in eim todten kopff, in eim Hund, Katzen, Raben ꝛc., Nicht daß ein Geiſt ſich laſſe einſchlieſſen oder eingeſchloſſen werden möge: ſonder es iſt alſo verwilliget vnnd bedinget, wenn der zauberer ſeiner beger, ſol er jhn bey dem ding ſuchen vnd finden. — Wie dem Joh. Carion[1]) ſein Geiſt antworte, wann er die Hand, daran er den Ring trug, in dem der Geiſt ſaß, ans Or hielt."

Dieſe Kunſt wird ſchon zu Kaiſer Ottos IV Zeit von Gervaſius von Tilbury erwähnt[2]), Papſt Johann XXII klagt 1317 in einer Bulle über dieſen Unfug[3]), und die Sorbonne verwirft auf Anlaß Johann Gerſons am 19. September 1398 den Glauben an die Spiritus familiares ſamt 27 andern Artikeln als ketzeriſchen Irrtum[4]) u. ſ. w. u. ſ. w.

Ob nun der Goslarer Schulmeiſter bei ſeiner Beſchwörung eine Hallucination hatte, oder ob ihn ein — vielleicht ganz natürliches — Ereignis erſchreckte, ſei dahingeſtellt. Ich will hier nur konſtatieren, daß ähnliche Teufelsviſionen auch in unſerer Zeit noch vorkommen in Volkskreiſen, die jetzt noch auf der Bildungsſtufe damaliger Zeit ſtehen. Ich entſinne mich — und die ältere Generation der Einwohner Meiningens mit mir —, daß dort im Jahre 1859 oder 1860 die Frau eines kleinen Schloſſermeiſters Krell, welche in einem öſtlich von Meiningen gelegenen, „die Kalteſtaude" genannten Walde im Leſeholz geweſen war, vor Entſetzen außer ſich nach Hauſe zurückflüchtete. Hier erzählte ſie mit allen Zeichen ſubjektiver Überzeugung, ſie habe ſich, vom Sammeln des Holzes ermüdet, ausruhen wollen, als ein ſchwarzgekleideter magerer Herr aus dem Gebüſch getreten ſei und ſie aufgefordert habe, ſich in ein von ihm mitgebrachtes rotes Buch einzuſchreiben. Als ſie erſchrocken gerufen: Ach Herr Jeſus, das thu ich nicht! ſei er mit furchtbarem (traditionellen) Geſtank verſchwunden. Die wirklich zum Tode erſchreckte Frau, die in keiner Weiſe als Lügnerin, Säuferin ꝛc. in ſchlechtem Rufe ſtand, erzählte ihr Erlebnis jedem, der es hören wollte, und bekräftigte es dem damaligen Oberhofprediger Dr. Ackermann, der ſie zu ſich hatte kommen laſſen, auf die Bibel. Die Frau erkrankte bald darauf heftig. — Die ganze Stadt war voll von der Teufelserſcheinung, und allerlei loſes Volk zog in die Kalteſtaude, um den Teufel zu ſehen. Als z. B. eine übermütige Geſellſchaft junger Leute ſich nach dieſem Wald aufmachte, kam ein furchtbares Gewitter, worauf die Helden Hals über Kopf kehrt machten und unter allgemeinem Gaudium ſich in die Stadt flüchteten u. ſ. w. u. ſ. w.

Ich will mit dieſer Abſchweifung nur nahe legen, daß wir es bei Wiers Erzählung vom Goslarer Schulmeiſter keineswegs mit einer bloßen Sage zu thun zu haben brauchen, ſondern daß ihr ſehr wohl ein — vielleicht nur ſubjektives — Erlebnis zu Grunde liegen mag.

Mit Wier ſchließt die Reihe der über Fauſt berichtenden Zeitgenoſſen, und es folgt nun noch eine Reihe von Epigonen, welche Traditionen der mit Fauſt gleichzeitig lebenden Generation mitteilen.

---

[1]) Carion lebte von 1499—1538 und war Hofaſtrolog Joachim Neſtors.
[2]) Otia imperialia. III, 28. — [3]) Raynald: Annal. eccles. a. a. 1317. 52.
[4]) J. Gerſon: Opera, Antw. 1706. I, 218.

Der erste derselben ist Andreas Hondorff, Pfarrer zu Droißig, welcher ein 1572 zu Frankfurt a. M. in folio erschienenes „Promptuarium exemplorum, das ist: Historien- vnd Exempelbuch, nach Ordnung vnd Disposition der heiligen Zehen Gebott Gottes ꝛc." schrieb, worin in dem Abschnitt: De magicis artibus, Exempel von Zauberey vnd Schwartzkünstlerey (fol. 71 b), die Zeugnisse von Gast und Melanchthon ausführlich bestätigt werden.

Auch der berühmte Theologe Heinrich Bullinger erwähnt Fausts beiläufig in seinem zuerst in Frankfurt a. M. 1569 herausgegebenen „Theatrum de veneficiis"[1]) mit den Worten:

„Dergleichen sind die gewesen, von denen die Geschrifft hin vnd her redet, vnd sie Magos nennet, wie zu vnsern Zeiten Faustus der Schwartzkünstler gewesen."

In demselben Theatrum de veneficiis findet sich in der Ausgabe von 1586 in des bekannten Leonhard Thurneysser „Bedenken, was er von der Exorcisterey halte" folgende auf Faust bezügliche Stelle[2]):

„Sie (die Zauberer) haben alle grosse Armut vnd viel Elends gelitten, wie man zu vnsern Zeiten bei den Elenden Unholden, an dem Doctore Fausto, vnnd anderen, deren etliche hohes standes gewesen, gesehen." —

Auch in den Faustbüchern leidet, wie wir noch sehen werden, Faust stets Mangel an barem Geld. Als historische Parallelen können Agrippa, Paracelsus und John Dee gelten. — Auch Bullingers Schwiegersohn Ludwig Lavater, der Ahnherr des berühmten Mystikers, spricht in seiner vielgelesenen Schrift „De spectris et lemuribus" ꝛc. beiläufig von Faust[3]):

„Wie wunderbar ist das, was man von dem deutschen Faustus erzählt, was er durch magische Künste hervorgebracht haben soll."

Wichtiger als alle diese gelegentlichen Notizen, sind die Nachrichten, welche Augustin Lercheimer, recte Wittekind[4]), über den Heros der deutschen Zaubersage beibringt. Lercheimer, der seit 1547 zu Frankfurt a. O. und Wittenberg Theologie studiert hatte, schrieb — durch Wier angeregt — ein 1585 ohne Ort erschienenes „Christlich bedencken vnd erjnnerung von Zauberey", worin er den Grundsatz verfocht, daß man die Hexen „ehr zum Arzet vnd zum Kirchendiener, dann zum Richter oder Schultheiß führe: damit jnen von jrer aberwitz, vnsinnigkeit vnd vnglauben geholffen werde." In diesem Buch bekämpft er die Übertreibung der Hexenprozesse, ohne die ihnen zu Grunde liegenden Thatsachen abzuleugnen, und bringt unter seinen vielen Erzählungen von Zauberern und Zaubereien auch eine Anzahl von Nachrichten von Faust, welche wohl aus seiner Wittenberger Studienzeit stammen, insofern sie mit Melanchthons Bericht — diesen ergänzend — sehr gut harmonieren. Endlich aber werden in Lercheimers Schrift eine Anzahl von — genannten und ungenannten andern Zauberern entstammenden — Zauberpossen er-

---

[1]) Ausgabe von 1586, cap. 6, p. 303. — [2]) A. a. O. S. 196.

[3]) Tigur. 1570. 8°. L. II, 17.

[4]) Vgl. Prätorius: „Von Zauberey vnd Zauberern" (unpagin. Vorrede): „Vnter allen obgemeldten, die von Zauberey geschrieben, lasse ich mir Wittekindum (der sich Augustin Lercheimer genennet) am besten gefallen."

wähnt, welche Spieß und Wiedmann auf Faust übertrugen. — Es mögen nun die Zauberschwänke, welche Lercheimer von Faust erzählt, der Reihe nach folgen. Zuerst heißt es[1]):

„Unschädlich, aber doch sündlich, war der Posse, den Joh. Faust von Knütlingen[2]) machte zu M[3]) im Wirthshauß, da er mit etlichen saß vnn sauff, einer dem andern halb vnd gar auß zu, wie der Sachsen vnn auch anderer Teutschen gewonheit ist. Da jm nu deß Wirtsjung seine Kannte oder Becher zu vol schenckete, schalt er jn, drawete jm, er wölle jn fressen, wo ers mehr thete. Der spottet seiner: Ja wol fressen: schenckete jm abermal zu vol. Da sperret Faust sein maul auff, frißt jn. Erwischt danach den Kübel mit dem Külwasser, spricht: Auff einen guten bissen gehöret ein guter trunck, seufft das auch auß. Der Wirt redet dem Gast ernstlich zu, er sol jm seinen Diener wieder verschaffen, oder er wölle sehen, was er mit jm anfienge. Faust hieß jn zufrieden seyn, vnn hindern ofen schawen. Da lag der jung, bebete von schrecken, war aller naß begossen. Dahin hatte jn der teuffel gestossen, das wasser auff jn gestürtzet: den zusehern die Augen bezaubert, daß sie daucht, er wer gefressen, vnd das Wasser gesoffen."

Der ehrliche Lercheimer hatte, als er vor 300 Jahren naiv meinte, daß die Augen der Zuschauer bezaubert gewesen, keine Ahnung, daß am Ende des 19. Jahrhunderts in der Hallucinationstheorie seine Weisheit als der Schluß der naturwissenschaftlich-exakten und philosophisch-schulgerechten Untersuchung des okkulten Phänomenalismus vorgetragen wird. Nach dieser Lehre wäre Faust als Hypnotiseur zu betrachten, der durch Anspannung seiner psychischen Kraft etwelchen Dutzend Zechern die Hallucination einflößt, daß er den Jungen fresse und den Schwenkkessel ausleere, während er ihn in Wirklichkeit mit affenartiger Geschwindigkeit hinter den Ofen wirft und das Wasser über ihn herschüttet. —

Die Erzählung Lercheimers ging fast wörtlich als Kapitel 57 in das älteste Faustbuch von 1587 über und findet sich ebenfalls in allen spätern Redaktionen desselben. Lercheimer erzählt nun weiter[4]):

„Also fuhr Faust einmal in der Fastnacht mit seiner gesellschaft, nachdem sie daheim zu nacht gessen hatten, zum Schlafftrunck aus Meissen In (nach) Beyern gen Saltzburg ins Bischoffskeller vber sechtzig meyl, da sie den besten weln truncken. Vnd da der kellermeister vngefer hinein kam, sie als dieb ansprach, machten sie sich wieder darvon, namen jn mit, biß an einen wald, da setzt jhn Faust auff eine hohe tanne vnd ließ jhn sitzen, flog mit den seinen fort."

Diese sich völlig auf dem Gebiet der Mythe bewegende Erzählung ist nichts als die Übertragung der von den durch die Luft in die Keller fahrenden und den Wein aussaufenden Hexen umlaufenden Sagen auf Faust. — Erwähnt sei nur noch, daß Lercheimer auf der gleichen Seite beiläufig des von Faust zu Venedig unternommenen verunglückten Luftfluges gedenkt.

---

[1]) „Christlich Bedenken": Kap. 7, S. 272.

[2]) Hier begegnen wir zum erstenmal der richtigen Schreibweise von Fausts Geburtsort.

[3]) Wahrscheinlich ist Magdeburg gemeint, wo er nach Wiedmann mit den „Thumbpfaffen" soff.

[4]) Kap. 13, S. 279 b.

Historischen Boden scheint folgende Erzählung Lercheimers[1]) — wenigstens soweit sie Melanchthon angeht (vergl. dessen Bericht) — zu haben:

„Der vnzüchtig Teuffelische Bub Faust hielt sich ein Weil zu Wltebergk auf, kam etwan zum Herrn Philippo, der laß jhm dann einen guten text, schalt vnd vermant jn, dz er von dem ding bey zeit abstünd, es würd sonst ein böß end nemmen, wie es auch geschah. Er aber kehrt sich nicht dran. Nun wars ein mal vmm zehen vhr, daß der Herr Philippus auß seinem studorio herunder gieng zu tisch: war Faust bey jhm, den er da hefftig gescholten hatte. Der spricht wieder zu jhm, Herr Philippe, jr fahrt mich allemal mit rauchen worten an, Ich wils einmal machen, wann jr zu tisch geht, daß alle häffen in der küchen zum schornstein hinauß fliegen, daß jr mit ewern gesten nit zu essen werd haben. Darauff antwortete jm Herr Philipp. Das soltu wol lassen. Unn er ließ es auch. Ein ander alter Gottesförchtiger Mann vermant jn auch, er solt sich bekehren. Dem schickt er zur Danckſagung ein Teuffel in sein schlaffkammer, da er zu bett gieng, daß er jn schreckte. Geht vmbher in der kammer, kröcht wie ein saw. Der mann war wol geräst Im glauben spottet seln, Ey wie ein seln stimm vnd gsang ist das eins Engels, der im Himmel nit bleiben kont, geht jetzt in der leut heuser verwandelt in ein saw. Damit zeucht der Geist wieder heim zum Faust, klagt jm, wie er da empfangen vnd abgewiesen sey: wolt da nit seyn, da man jm seinen abfall vnd vnheil verweiß vnd sein darüber spottet."

Ich will bemerken, daß Luther in seinen Tischreden die letzte Anekdote als im Hause eines Magdeburger Bürgers geschehen, doch ohne Hinweis auf Faust erzählt.[2]) Auch hier gilt, was ich oben über die Redaktion der Tischreden mehrfach sagte.

Melanchthon ergänzend erzählt Lercheimer weiter[3]):

„Zur Zeit D. Luthers vnd Philippi hielt sich der schwartzkünstler Faust, wie obgemelt, ein weil zu Wittenberg: das ließ man so geschehen, der hoffnung, er würd sich auß der lehr, die da im schwang gieng, bekeren vnd bessern. Da aber das nicht geschahe, sondern er auch andere verführte (deren ich einen gekant, wann der ein hasen wolt haben, gieng er in wald, da kame er jm in die händ gelauffen) hieß jn der Fürst einziehen in gefengnuß. Aber sein geist warnete jn, daß er davon kam, von dem er nit lang darnach grewlich getödtet ward, als er jm vier vnd zwantzig jar gedient hatte."

Bei dieser Erzählung ist bemerkenswert, daß hier Fausts zuerst in Bezug auf Jagdzauber gedacht wird, daß ihn sein Geist vor Gefahr warnt, und daß zum erstenmal die vierundzwanzigjährige Dauer des Paktes erwähnt wird. Noch sehen wir schließlich, daß Lercheimer nicht, wie in dem zwei Jahre später erschienenen Faustbuch geschieht, den Tod des Zauberers nicht in ein Dorf bei Wittenberg verlegt, sondern ausdrücklich sagt, daß Faust nicht lange vor seinem Tode von dort fliehen mußte.

Auch die Absicht, sich zu bekehren, und die daraus resultierende zweite Verschreibung, wie sie in den Faustbüchern vorkommen, finden wir zuerst bei Lercheimer, welcher sagt[4]):

„Der vielgemelte Faust hat jm ein mal fürgenommen sich zu bekehren, da hat

[1]) Kap. 15, S. 282. — [2]) Ed. Förstemann: III, 38. — [3]) Kap. 16, S. 287.
[4]) Kap. 19, S. 294.

jm der Teuffel so hart gedrawt, so bang gemacht, daß er sich jm auch auffs new hat verschriben."

Nicht nur die Sage von der Hexenfahrt, sondern auch die vom verblendeten Teufelsgeld wird auf Faust übertragen, denn der bekannte Jesuit Martin Delrio (1551—1608) sagt in seinen oft aufgelegten Disquisitionum magicarum libri sex[1]):

„So sollen der Sage nach Faust und Cornelius Agrippa,. wenn sie auf Reisen waren, in den Wirtshäusern mit scheinbar echtem Geld bezahlt haben, daß sich aber nach wenigen Tagen in Hornspähne und ähnliche wertlose Dinge verwandelte."

Falls dieser Erzählung und der folgenden Thatsachen zu Grunde liegen, so lassen sich dieselben sehr leicht durch hypnotische Suggestion erklären. Dies gilt namentlich von der Verwandlung der Nasen angeheiterter Zechbrüder in Trauben, die — von Goethe willkürlich nach Auerbachs Keller verlegt — noch heute eine Glanznummer in den Vorstellungen der Hypnotiseure von Beruf bilden würde. Diese Sage wird von dem Juristen Philipp Camerarius, dem Sohne von Melanchthons vertrautestem Freund Joachim Camerarius (1500—1574) erzählt und gehört somit zu der Zahl der sich an Melanchthon und Fausts Wittenberger Aufenthalt anlehnenden Nachrichten. Camerarius erzählt[2]):

„Uns ist bekannt, daß unter den Gaukiern und Zauberern, welche zur Zeit unserer Väter berühmt waren, Johann Faust einen berühmten Namen wegen seiner wundersamen Betrügereien und teuflischen Bezauberungen erlangt hat. — Und zwar habe ich von Leuten, welche jenen Betrüger kannten, Vieles gehört, was darthut, daß er ein Meister der magischen Kunst (wenn dieselbe nämlich eine Kunst und nicht eitles Gespött eines Jeden ist) gewesen. — Als er sich einst unter einigen Bekannten befand, die viel von seinen Zauberkünsten gehört hatten, ersuchten diese ihn, eine Probe seiner Kunst zu zeigen. Nachdem er sich lange geweigert hatte, ließ er sich durch die ungestümen Bitten der nicht mehr ganz nüchternen Genossenschaft bestimmen, ihren Willen zu thun, nnd versprach ihnen, auszuführen, was sie nur wollten. Einstimmig verlangten sie, er solle ihnen einen Weinstock voll reifer Trauben vorzeigen, denn sie glaubten, daß er dies wegen der ungeeigneten Jahreszeit (es war nämlich Winter) in keiner Weise ausführen könne. Doch stimmte ihnen Faust zu und versprach, das Verlangte sofort auf dem Tisch zu zeigen unter der Bedingung, daß sie unbeweglich im tiefsten Schweigen harren sollten, bis er ihnen die Trauben zu pflücken befehlen werde; wenn sie dagegen handelten, so kämen sie in Lebensgefahr. Nachdem sie dies zugesagt hatten, umnebelte er die Augen und Sinne der betrunkenen Schaar derart, daß ihnen so viele saftgeschwellte Trauben von wnnderbarer Größe an einem herrlichen Weinstock erschienen, als ihrer waren. Von Reize der Neuheit erregt und vom Durste der Trunkenheit geplagt, warteten sie mit gezogenen Messern, bis er ihnen die Trauben abzuschneiden befehlen würde. Nachdem nun Faust die Leichtsinnigen in ihrer eiteln Verblendung erhalten hatte, und Stock und Traube in die Luft aufgegangen waren, sahen sie, daß ein Jeder anstatt der Traube, die er ergriffen zu haben glaubte, seine Nase gepackt hatte und darüber sein Messer so hielt, daß, wenn er des Befehls uneingedenk ohne Erlaubniß die Traube hätte abschneiden wollen, er sich selbst die Nase verstümmelt haben würde."

---

[1]) Lib. II. 12, 10.

[2]) Operae horarum subcisivarum sive meditationes historicae auctiores, centuria prima, Philippo Camerario — auctore. Francof. 1602. 4°. p. 314.

Mit dieser von Camerarius erzählten Gaukelposse sind die Nachrichten der Zeitgenossen über den Zauberer Faust erschöpft. Die Bearbeitungen derselben übergehe ich, weil keine derselben zu einem befriedigenden Abschluß kommt hinsichtlich der scheinbaren Abweichung der Zeugnisse des Trithemius und Rufus von den späteren, welche durch die Entdeckung, daß Faust 1509 zu Heidelberg promovierte, aufgehoben wird. Nur will ich einer sich bei Stieglitz d. Ä. findenden Notiz, deren Quellenangabe fehlt, gedenken, daß nämlich Faust auch Rosenkreuzer gewesen sei und als solcher den Ordensnamen Johannes a Sole geführt habe.[1]) Wenn wirklich ein Faust dem Rosenkreuzerorden angehört hat, so kann dies nicht unser Zauberer sein, weil dieser Orden als solcher erst 1614 gegründet wurde; vielleicht aber haben wir in dem Johannes a Sole den oben genannten Frankfurter zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebenden Dr. Johann Michael Faust zu suchen.

Es bleibt nun noch ein Wort über die äußere Persönlichkeit Fausts zu sagen übrig, von welcher das älteste Faustbuch von 1587 nichts zu sagen weiß. Widmann dagegen, welcher offenbar über reicheres Quellenmaterial verfügte als Spieß, schildert Faust[2]) als ein „hochruckerigs (buckeliges) Männlein, eine dürre Person, habend ein kleines grauwes bärtlin." Er berichtet auch[3]), daß Faust, weil er „ein klein hockendt Mann" gewesen, von den Salzsiedern zu Schwäbisch Hall verspottet worden sei. Auch in den aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammenden „Gesprächen im Reiche der Todten zwischen dem Marschall von Luxemburg vnd Dr. Faust" wird letzterer als „ein kleines dürres höckerigtes Männlein mit einem kleinen Bärtlein" geschildert.

Diesen Schilderungen entspricht einigermaßen ein nach Rembrandt radierter Kopf, welchen Burgy (S. 24, Nr. 178) mit den Worten beschreibt: Het Portrait van Doctor Faustus, met een Kaal Hoofd en een Mantel um, und den wir hierbei wiedergeben.[4]) Die späteren Nach-

[1]) „Die Sage von Doktor Faust." Im historischen Taschenbuch von F. v. Raumer, Leipzig 1834.

[2]) Fausthistorie, 3. T., Kap. 21. — [3]) Ebenda, 1. T., Kap. 41.

[4]) Es ist dies eine von 13 auf 11 cm verkleinerte phototypische Nachbildung des im Kgl. Kupferstichkabinett zu München befindlichen Originals. Seit Yver nimmt man an, daß dieses Blatt von Rembrandts Schüler Jan Joris van Vliet nach jenes Vorlage oder Angabe etwa um 1630 radiert wurde; doch tragen alle Originalblätter hiervon Rembrandts RL inv. — Es ist das Verdienst von Dr. Siegfried Szamatólski in seiner neuen Ausgabe vom „Faustbuch des Christlich Meynenden" nach dem Drucke von 1725 (in der G. J. Göschenschen Verlagshandlung in Stuttgart, 1892, für Mk. 1,60) die Faustforschung zuerst auf diese Original-Radierung aufmerksam gemacht zu haben und ihren späteren Umbildungen nachgegangen zu sein. Von diesen letzteren giebt seine Ausgabe noch zwei Bilder außer dem Original wieder. Die erste Nachbildung dieser Radierung im Verlage von F. L. D. Ciartres (Pseudonym von Franz Langlois) ist etwa 50 Jahre später entstanden und trägt schon oben in der Mitte die Überschrift Doctor Faustus. Ob dieses Bild wirklich den geschichtlichen Zauberer vorstellt oder nur nach einer beliebigen Naturstudie Rembrandts gemacht ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Jedenfalls ist dieses Bild das Original zu allen später entstandenen Faustbildern, von denen freilich einige dasselbe fast bis zur Fratzenhaftigkeit entstellen. (Der Herausgeber.)

bildungen dieſer Radierung haben den traditionellen Fauſtkopf allerdings weſentlich umgeſtaltet. In dieſem ſoll die hohe kahle Stirn Klugheit andeuten; aus den kleinen Augen leuchtet eine mit Gutmütigkeit und Spott gepaarte ungemeine Verſchlagenheit; um die kurze, plumpe Naſe lagern Züge grober Sinnlichkeit und überlegenen Hohnes, während das mit zahlloſen Runzeln bedeckte Geſicht bis auf einen kleinen Schnurr- und Unterlippenbart glatt raſiert iſt.

Mit der Schilderung dieſes Fauſt-Porträts ſind die Angaben über deſſen geſchichtliche Perſönlichkeit erſchöpft, und wir ſind, wenn wir das oben Geſagte kurz zuſammenfaſſen, zu folgenden Ergebniſſen gekommen: Den um 1490 zu Knittlingen geborenen Fauſt lernte Trithemius 1506 kennen, in welchem Jahre er ſich als fahrender Schüler zu Gelnhauſen und Würzburg umhertrieb und ſich den Namen Georg Sabellicus beilegte, den eigenen Namen unter dem ſcheinbaren Beinamen Faustus junior verbergend. Franz von Sickingen verſchaffte dem fahrenden Schüler eine Lehrerſtelle zu Kreuznach, von wo er wegen ſeines ſittenloſen Lebenswandels fliehen mußte. Er ſtudierte hierauf unter ſeinem wahren Namen Johann Fauſt zu Heidelberg Theologie und wird am 15. Januar 1509 zum Baccalaureus promoviert. Nach dieſem beginnt er wieder das alte Abenteurerleben, und wir begegnen ihm 1513 in Erfurt, wo er ſich „Georg Fauſt, der Heidelberger Halbgott" nennt. Im Jahre 1516 hielt ſich der Zauberer bei dem Abt Entenfuß im Kloſter Maulbronn auf, ohne daß er jedoch — wie die Sage will — daſelbſt geſtorben wäre. Im Gegenteil treffen wir ihn nach dem Jahre 1520 in Erfurt wieder, wo er vielleicht eine Zeit lang an der Univerſität Vorleſungen hielt, nachdem er in einer nicht näher beſtimmbaren Zwiſchenzeit in Krakau die ſogenannte natürliche Magie ſtudiert hatte.

Im Jahre 1525 hielt ſich der Zauberer in Baſel und Leipzig auf, doch ſind ſeine Beziehungen zu Auerbachs Keller nicht nachweisbar, wenn ſie nicht ganz ins Reich der Fabel gehören. Drei Jahre ſpäter wurde aller Wahrſcheinlichkeit nach Fauſt an den franzöſiſchen Hof berufen, um nach der Mitteilung Agrippas, die beiden franzöſiſchen Prinzen durch Zauberei aus der Gefangenſchaft des Kaiſers zu befreien. Auch ein Kapitel des älteſten Fauſtbuches deutet auf Beziehungen Fauſts zu Franz I von Frankreich hin. Wohl zu Anfang der dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts hielt ſich Fauſt längere Zeit in Wittenberg auf, wo er mit den Reformatoren in Berührung kam, ohne jedoch in Beziehungen zur Univerſität zu ſtehen, bis ihn ein Haftbefehl Johanns des Beſtändigen zur Flucht nötigte. Aus ſpäterer Zeit wird uns noch Fauſts Aufenthalt zu Nürnberg und Batenberg an der Maaß verbürgt. Er ſtarb vor 1540 in einem württembergiſchen Dorfe (nicht in einem Dorfe bei Wittenberg) unter wahrſcheinlich abenteuerlichen Umſtänden, um welche die Sage bald ihre Duftgewebe ſpann.

RLin.

Das Original aller Hausbildnisse.

Phototypische Wiedergabe einer Radierung nach

Rembrandt

von dessen Schüler Jan Joris van Vliet um das Jahr 1630.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Stigmatisation in Amerika.

Wir erwähnten im letzten Hefte bei Gelegenheit des Bildes der Maria von Mörl von Professor Gabriel Max, verschiedene Personen, welche im Laufe dieses Jahrhunderts stigmatisiert worden sind, d. h. die Wundenmale Christi an sich ausgeprägt erhielten. Bisher nahm sich die katholische Kirche dieser frommen, ihren Glaubensanschauungen getreuen Frauen an, die Ärzte aber und andere Wissenschaftler widersetzten sich diesen einfachen Thatsachen, die zu begreifen sie noch zu einfältig waren. Heute nun hat sich dieses Blatt gewendet. Dank dem Hypnotismus sind heute die Wissenschaftler wenigstens etwas gescheiter geworden, und machen jetzt schon die Stigmatisation experimentell nach, wie dies namentlich der leitende Meister der Psychiatrie, Professor von Krafft-Ebing, früher in Graz, jetzt in Wien, gethan hat. Dadurch ist die auto-suggestive Stigmatisation der ekstatischen Frauen eine selbstverständliche und glaubhafte Thatsache geworden. Jetzt treten die Ärzte für dieselbe ein. Nun zeigt sich aber, das komische Schauspiel, daß jetzt wieder die katholische Kirche gegen die Echtheit der Stigmatisation opponiert, da, wo sie nicht unter ihrer Leitung sich bei einer Protestantin zeigt. Darüber berichtet die New-Yorker „Staats-Zeitung" vom 19. Dezember 1891 aus Louisville (Kentucky) am 11. Dezember:

Mehr als je beschäftigt gegenwärtig das „Stuckenborg-Geheimnis", wie es genannt wird, das Interesse der Ärzte und des Publikums. Es war am ersten Freitag im November, als sich bei der in einer hübschen Cotage der St.-Xavier-Straße wohnenden Frau Mary Stuckenborg zuerst die Wundmale Christi während eines Starrkrampfs zeigten. Seitdem ist kein Freitag vergangen, ohne daß die Erscheinungen eingetreten wären; Priester, Laien und Ärzte unterzogen sich der Mühe, die Manifestationen genau zu beobachten, aber alle angestellten Untersuchungen haben bis jetzt nichts über deren Ursprung ergeben, nur hat man festgestellt, daß die Wunden stets von selbst zu bluten anfangen. Die Ärzte, welche die Untersuchung leiten, sind: M. F. Coomes, ein Mitglied der Fakultät der medizinischen Schule von Kentucky, T. Ouchterlony, T. B. Marin, Henry Cassell, Samuel E. Woody, B. Buckel, William V. Doherty, C. F. Wilson, W. B. Meany und andere, lauter Ärzte von Ruf, teilweise von Louisville, teilweise von anderen Städten. Heute waren vier Doktoren in dem Stuckenborgschen Hause und die Manifestationen stellten sich gegen drei Uhr wie an den vorhergehenden Freitagen ein. Frau Stuckenborg war während derselben in einem starrkrampfähnlichen Zustande. Die Wundmale erschienen nicht allein an den Händen, den Füßen und an der Seite, sondern auch in Gestalt eines Kreuzes auf der Brust,

eines Kreuzes auf der Stirn, der blutig-roten Buchstaben I. H. S. (in hoc salus) in lateinischer Schrift auf der rechten Schulter und Wunden auf der Außenseite der Hände, anstatt, wie früher, nur auf der Innenseite derselben. Das Phänomen dauerte etwa zwei Stunden und Frau Stuckenborg war außerordentlich schwach, als sie aus dem Starrkrampfe erwachte.

Einer der Ärzte, Dr. Coomes, schildert den Zustand der Frau während ihrer Anfälle, wie folgt: Die Frau stöhnte, ihre Muskeln zuckten, Schaum trat vor ihren Mund und sie schien große Schmerzen zu dulden. Sie atmete unregelmäßig, der Atem stockte manchmal 20 Sekunden, während der Pulsschlag von 86 bis 100 per Minute erreichte, die Krämpfe glichen denen, welche Patienten, denen Chloroform gegeben wird, zeigen; die Glieder zeigten große Steifheit und man hätte sie leichter brechen, als biegen können, nur manchmal ballten sich die Hände, als ob die Patientin entsetzlich leide. Die Symptome waren an jedem Freitage dieselben. In der Zeit zwischen den Freitagen zeigten die Wundstellen keine Spur von Entzündung. An Donnerstagen beginnen sie anzuschwellen und werden dann immer dunkelroter, bis Freitags die Blutungen eintreten. Gewöhnlich entquoll der Fußwunde etwa eine Drittels-Drachme Blut; der Seitenwunde entquoll beinahe nur Blutwasser. Die Blutungen dauerten nie länger als 15 Minuten, dann nahm die Röte der Wunden ab, an Samstagen waren sie nur noch rosa und an Montagen zeigten sich dann nur noch unbedeutende Narben. Frau Stuckenborg brauchte gewöhnlich bis zum Montag Zeit, um sich zu erholen. Das ausgeschiedene Blut und Blutwasser wurde chemisch untersucht und man fand es normal. Frau Stuckenborg sprach ihre Meinung über die Ursache der Erscheinungen nie aus, sie war nur darauf bedacht, die Ärzte zu überzeugen, daß die Manifestationen natürliche, nicht künstlich hervorgerufene seien; sie verweigerte auch immer bestimmt, die Wundmale anderen Personen als den Ärzten zu zeigen und sich gewissermaßen auszustellen. Dr. Coomes konnte die Patientin nicht immer persönlich überwachen, allein er ließ dies wochenlang durch mehrere vertrauenswerte Wärterinnen thun.

Die Wärterinnen bezeugten, daß Frau Stuckenborg absolut nichts gethan habe, um die Blutungen hervorzurufen. An den letzten Freitagen traten die Erscheinungen immer pünktlich drei bis fünf Minuten vor drei Uhr ein und bei drei Gelegenheiten stürzte die Frau vor den Augen der Ärzte und während sie mit denselben sprach, zu Boden, indem sie angefangene Sätze abrupt abbrach. Seit dem 27. November zeigen sich auch Wunden auf der Außenseite der Hände und seit dem 4. Dezember auf der Sohle der Füße. Ende Oktober begannen Male auf der Stirne und auf der Brust zu erscheinen, die seitdem die Form von Kreuzen angenommen haben. Diese Male sehen wie eingebrannt aus und die Patientin erklärt auch, daß ihr Erscheinen jedesmal von Schmerzen begleitet sei, als ob sie gebrannt würde. Die Buchstaben I. H. S. sind erst in den letzten Wochen erschienen; sie sind etwa einen halben Zoll lang und sehr deutlich. Dr. Coomes unternimmt es in seinem Berichte auch nicht, eine Theorie über die Ursache der Erscheinungen aufzustellen; er und die anderen Ärzte haben nur festgestellt, daß kein Betrug vorliegt, und werden die Untersuchungen fortsetzen. Der Bischof und der katholische Klerus zeigen sich sehr skeptisch und treten dem Glauben an ein Wunder entgegen. Das Organ des Bischofs sagt: man solle erst einmal das Resultat aller ärztlichen Untersuchungen abwarten, ehe man sich eine Meinung bilde.

O. P.

Noch einmal Maria von Märl.

An den Herausgeber. — Ihrer Anregung folgend, war ich bemüht, hier in Meran und auch in Kaltern Augenzeugen aufzufinden, welche zuverlässige Aus-

Digitized by Google

ſagen über Maria von Mörl, deren Bild von Profeſſor Max Sie in Ihrem Maihefte brachten, machen könnten. Anfangs nach mehreren vergeblichen Anfragen ſchien dieſes Beſtreben ausſichtslos; ein glücklicher Zufall aber hat mich geſtern und heute zu den noch lebenden Verwandten Marias geführt. Es ſind dieſes hier in Meran zwei Damen, Nichten der Maria, Töchter eines jüngeren Bruders derſelben, alſo beide geborene von Mörl. Die genaue Adreſſe lege ich Ihnen bei; auch in Kältern, am Stammſitz der Familie, leben noch Verwandte, die über alle Einzelheiten Auskunft geben können und dazu bereit ſein werden. Vielleicht dienen Ihnen vorerſt die folgenden Angaben:

Maria Eliſabeth von Mörl, geboren am 15. Oktober 1812, wurde nach zweijährigem ſchweren Leiden im Jahre 1832 ekſtatiſch; am 5. Februar 1834 trat bei ihr die Stigmatiſation ein, welche bis zu ihrem Tode andauerte. Jene beiden Damen haben Maria in den 40er Jahren zuerſt als Kinder oft geſehen, haben auf ihrem Bette geſeſſen, ſind von ihr geküßt und beſchenkt worden und gedenken ihrer großen Schönheit in der Ekſtaſe mit Entzücken. Vom Jahre 1841 an hatte Maria eine abgeſonderte Wohnung im Tertiarinen-Kloſter des hlg. Franziskus, wo die beiden Damen mit ihrer Mutter ſie oftmals beſuchten. — Vom Jahre 1848 an hat ſie nicht mehr geſprochen, nur ein Minimum von Nahrung genoſſen, und in der Ekſtaſe öfter Stellungen eingenommen und ſtundenlang beibehalten, welche nach den Ausſagen der Ärzte in normalen körperlichen Zuſtänden unmöglich wären. Aber ſelbſt in dieſen ſpäteren Jahren hat ſie, trotzdem ſie nicht ſprach, ihr prophetiſches Hellſehen mehrfach Anfragenden durch Bezeichnung der bezüglichen Worte in einem großen Buche religiöſen Inhalts, das ſie vor ſich hatte, ganz unzweifelhaft kund gethan und auf die gleiche Weiſe Rat und Troſt gewährt. — Sie ſtarb nach großen geiſtigen und körperlichen Leiden am 11. Januar 1868. B. F.

Tod und Leben

iſt die Überſchrift eines der letzten Gedichte, welches Friedrich von Bodenſtedt nicht lange vor ſeinem Tode im „Deutſchen Dichterheim" veröffentlichte. Es iſt ganz im Sinne unſrer Monatsſchrift gedacht und enthält die folgenden Strophen:

Erſt wenn den Geiſt der Tod
Erlöſt von der ſtaubigen Hülle,
Erſtrahlt er in reinſter Fülle;
Denn der Leib nur gebiert die Not.

Und von dieſer Hülle befreit
Verkehren die edelſten Geiſter,
Meine liebſten Lehrer und Meiſter
Mit mir, ſelbſt aus älteſter Zeit.

Oft lad' ich zu trautem Verkehr
Mir Goethe, Shakeſpeare und Dante,
Auch ältere Geiſtesverwandte,
Zurück bis zu Vater Homer.

Dann hoch über Sorgen und Not,
Erhoben auf Geiſtesſchwingen
Hör' ich Stimmen der Ewigkeit ſingen:
Nur ein Schattenbild iſt der Tod!

Anregungen und Antworten.

Du ſollſt nicht töten.

An den Herausgeber. — Der Aufſatz: „Du ſollſt nicht töten“ im Märzhefte der „Sphinx“ hat mir viel zu denken gegeben und zuletzt doch einen Widerſpruch in mir wachgerufen, der entweder berechtigt iſt oder nicht, und dann bitte ich um gütige Belehrung.

Mir will es ſcheinen, als ſei der Menſch doch in gewiſſem Sinne berechtigt, Tiere zu töten, auch außer der Stubenfliege — denn hat er kein Recht dazu, ſo darf er ſich keine Ausnahmen erlauben, wo fangen wir dann an, wo hören wir auf? Iſt z. B. der Landmann nicht berechtigt, den Hirſch, den Eber zu töten, der ihm ſeine Saaten zerſtört? oder ſoll er ſich zu dieſem Zwecke etliche Raubtiere züchten, die dieſes Amt naturgemäß ausüben? Wer ſoll ferner das Ungeziefer vernichten, das ſich namentlich in armen Stadtvierteln an Kindern hängt und dieſe peinigt? Welcher naturgemäße Widerſacher iſt denn zu züchten für die Läuſe, Flöhe, Wanzen ꝛc.?

Wir würden ſchließlich doch wohl dahin kommen, den Tieren Platz zu machen — und unſere Miſſion unerfüllt laſſen.

Darf ich nun meine Meinung ſagen?

Ich bin der Anſicht, daß wir die Tiere verdrängen dürfen, ja ſollen, ganz wird das ja nie der Fall ſein, denn Luft und Waſſer und ſo manche Landſtrecke, in denen Menſchen einſtweilen nicht wohnen können, bleibt ja den Tieren frei. Ich habe Tiere ſehr gern und habe es nie ertragen, wenn ſolche gequält wurden, finde aber, daß es ein Unrecht gegen die Mitmenſchen iſt, wenn man Tiere geradezu liebt und mit ihnen zärtlich thut. Dann meine ich auch, die Unterhaltungskoſten für die Tiere kämen doch in erſter Linie den Menſchen zu. Und da die Menſchen ja Frugivoren ſind, ſo bedürfen ſie der Tiere überhaupt nicht. Und ſo hübſch die kleine Skizze „Der wahrſte Freund“ auch iſt — ich würde mir den rettenden Liebesdienſt tauſendmal lieber von einem Menſchen als von einem Hunde erweiſen laſſen.

Ferner glaube ich, daß wir einem Tiere durch Tötung desſelben eine Wohlthat erweiſen. Ich glaube an ſtete individuelle Fortentwickelung eines jeden Lebeweſens — nicht nur der Menſchen, und darum ſtelle ich mir vor, daß auch das Tier nach dem Tode zu einem höhern Leben wieder erwacht.

Der Schlußſatz: „Möchte jeder dahin ſtreben, daß die Menſchheit wieder wie in uralten Zeiten mit der Tierwelt in Frieden lebe,“ — ſcheint mir etwas ſehr kühn.

Wann war denn dieſe Zeit? Leider wächſt ja die Erde nicht, obſchon die Geſchlechter ſich vermehren, und da meine ich doch, hat das edelſte Geſchlecht, der Menſch,

nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, seine Existenz gegenüber der der niedern Geschlechter zu behaupten, da es ja einmal zum Kampfe gekommen ist; und ich denke, unser bestes Streben soll sein: daß die Menschen mit den Menschen in Frieden leben — wie es selbst in uralten Zeiten nicht war.

Wie manches verkümmerte Menschenleben wäre durchwärmt, durchsonnt, durchglückt, wenn ihm der zehnte Teil der Liebe würde, die man jetzt an Tiere verschwendet. Wir erheben und veredeln das Tier, indem wir es lehren, sein Leben in nutzbringender Thätigkeit zu verwerten, und darum hat das Tier Anspruch auf unsere Fürsorge, doch nicht auf Freundschaft und Liebe.

Köln am Rh., 20. März 1897. **Anna Mosebach.**

❦

Ein guter Mensch . . . ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Goethe (Faust, Prolog).

Das Töten von Tieren können wir gar nicht vermeiden; mit jedem Wassertropfen, den wir trinken, töten wir Hunderte von Infusorien. Professor Haitlers Aufsatz will auch nur sagen, daß wir Tiere nicht so roh und sinnlos ohne Not hinschlachten und ausrotten sollten, wie es heute die sogenannten „Kulturmenschen" thun. Auch ist zwar Reinlichkeit eine der ersten Anforderungen, die ein jeder Mensch an sich selbst stellen soll; aber diese wird wohl schwerlich jemals mit seinem viel höheren Bedürfnis der Barmherzigkeit und Liebe zu dem Leben der Natur in ernstlichen Widerstreit geraten.

Gewiß geht in allen Dingen der Mensch dem Tiere vor; aber wer so unglücklich ist, keinen menschlichen Freund mehr zu haben, der kann selbst in einem treuen Hunde noch einen „wahren Freund" finden. Auch sollen wir in erster Linie selbstverständlich streben, mit den Menschen in Frieden zu leben; aber darum brauchen wir doch nicht, wie es jetzt meistens der Fall, den Tieren ein teuflischer Schrecken zu sein. Dadurch, daß man Tiere pflegt und lieb hat, entzieht man doch den Menschen seine Liebe nicht. Durch Üben der Liebe wird die Liebefähigkeit ja nicht erschöpft, sondern gestärkt.

Daß auch ich in der durchgehenden individuellen Entwickelung allein die Lösung unseres Daseinsrätsels und der scheinbar grausamen Ungerechtigkeit der Weltordnung finde, habe ich in meiner Schrift „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe" eingehend dargestellt. Aber die Fortentwickelung hat ja keine Eile; Zeit ist unbegrenzt. Deshalb also brauchen wir Tiere nicht zu töten. Im Gegenteil; denn nicht die Zahl der Verkörperungen fördert die Entwickelung, sondern deren richtige Ausnützung! **Hübbe-Schleiden.**

❦

Privatbesitz oder Gemeingut?

Was soll man dabei thun?

An den Herausgeber. — Erst heut ist es mir möglich, mit einigen Worten Ihre allerdings sehr indirekte Frage auf S. 189 Ihrer „Sphinx": ob mir die Fingerzeige des voraufgehenden Artikels von W. St. genügen? zu erwidern.

Dies ist nun keineswegs der Fall; denn einmal streift W. St. nur in ganz äußerlicher Weise den Gegenstand jenes Artikels, den dessen Verfasser bereits viel tiefer und innerlicher durch den Hinweis auf den Konflikt zwischen göttlichem und menschlichem Rechte erfaßt hat; — dann aber berührt er die in meinem Schreiben vom 13. v. Mts. angeregte Frage vom Konflikt der Pflichten im Grunde genommen überhaupt nicht, — ganz abgesehen von der unendlichen Geringfügigkeit des Gegenstandes. Es ist aber eine Erfahrung, die jeder, der gewöhnt ist, sich selbst bei allem

seinem Thun von dessen sittlichem Werte Rechenschaft abzulegen, gemacht haben wird, daß wir uns oft genug im Leben einem sittlichen Dilemma gegenüber befinden, für dessen Klärung, geschweige denn Lösung selbst die Sonde des Gewissens sich als ein stumpfes Werkzeug erweist. Wie oft gilt es nicht, von zwei Übeln, die wir anderen zufügen müssen, von zwei Leiden, denen wir unseren Nächsten nicht entziehen können, das kleinere zu wählen — ja, wenn wir nur wüßten, nur vorauszusehen vermöchten, welches das geringere ist und auch in seinen Folgen bleiben wird! Wie schwer ist es selbst, rein nach den klaren Weisungen unseres Gewissens zu handeln, ohne in einer Welt, die nicht nach diesen streng sittlichen Gesichtspunkten urteilt, Anstoß zu erregen und uns bei unseren Bestrebungen für das Wohl des Mitmenschen dadurch einer Beihilfe zu berauben, ohne die wir oft beim besten Willen machtlos sind.

Gestatten Sie mir, sehr geehrter Herr, noch einen Augenblick zu den Beispielen zurückzukehren, die diese Kontroverse veranlaßt haben, nicht um einen Streit um Kaisers Bart zu perpetuieren, sondern um Sie auf das Streiflicht aufmerksam zu machen, welches jene Beispiele auf die einschneidendste soziale Frage, die des Eigentums werfen, wozu ich besonders durch die Ausführungen des Herrn W. St. angeregt werde. —

Es kann *nicht zwei* Rechte geben! Wenn unser Gewissen mit dem geschriebenen Gesetz in Widerstreit gerät, so kann nur eins von beiden im Rechte sein. Wir besitzen aber keine höhere sittliche Instanz als das Gewissen; folglich wird in solchem Streitfalle das Recht Unrecht sein. Es handelt sich in beregten Fällen um das Eigentum. Ob die Kultur ohne den heutigen Eigentumsbegriff unmöglich wäre, dürfte doch bezweifelt werden, dagegen spricht z. B. die kommunistische Tendenz des Urchristentums, die Stellung der Klöster als Kulturträger im Mittelalter und anderes. Es ist aber auch die Frage, ob der Eigentumsbegriff thatsächlich erschöpfend definiert ist, wenigstens bezüglich seiner Unverletzlichkeit? Denn der Staat selbst, der diese Unverletzlichkeit im Verhältnis seiner einzelnen Mitglieder untereinander proklamiert, erkennt sie für sich jenen gegenüber nur bedingt an (Steuern, Zölle, Geldstrafen, Kontributionen ꝛc.). Im Grunde genommen kann der Mensch, der nackt zur Welt geboren wird und ebenso wieder dahinfährt, auf gar kein *ausschließliches* „Eigentum" Anspruch machen, jedenfalls auch auf das Fiktive des zeitlichen Besitzes nur im gleichen Grade, wie alle seine Mitmenschen. Was wir mehr beanspruchen, ist ein Raub an denen, die dieses Mehr entbehren müssen. Daß dieser Raub durch tausendjährige Gewohnheit sanktioniert worden, ändert nichts an der Thatsache, daß die Wurzel aller gesellschaftlichen Leiden in ihm zu suchen ist. —

Dennoch giebt es ein wirkliches Eigentum; dies aber hat einen ganz persönlichen Charakter, so sind die Werke des Künstlers, die Erfindungen und Entdeckungen des Gelehrten sein Eigentum, ist es das, was für den Besitzer einen persönlichen, einen Schätzungs-, Affektionswert, kurz, einen nur für ihn verhandenen idealen Wert besitzt. — Es giebt daher auch ein Eigentum, von dem wenige eine Ahnung haben. Wenn mein Wirt einen alten Baum, dessen Rauschen mir von mancher glücklichen Stunde erzählt, die ich mit längst heimgegangenen Lieben in seinem Schatten verlebte, fällt, so schädigt er mich auch in einem wertvollen, freilich nur idealen Besitz! —

Glatz, 27. April 1892. **Max Krause.**

Über diesen Gegenstand gebe ich das Wort sehr gern auch andern Lesern, die sich auf Grundlage einiger Sachkenntnis ein eigenes Urteil über diese Fragen gebildet haben. — Ich selbst weiche in meinen Ansichten erheblich von denen des Herrn Krause ab.

Das, was *wir* jetzt Lebenden „Kultur" nennen, halte ich für zweifellos möglich, ohne daß die *materielle* Produktion mit Privatkapital betrieben zu werden

brauchte, aber nicht ohne Privat-Eigentum überhaupt, denn das, was wir im höheren, idealen Sinne „Kultur" nennen, beruht ausschließlich auf den geistigen Leistungen der Erfinder, Ingenieure, Künstler, Dichter, Gelehrten ꝛc. Alle deren Leistungen sind aber durchaus individuell (persönlich) und müssen es immer sein. Nimmt man nun diesen den privaten Boden ihres individuellen eigenartigen Werdens und Wachsens, so kann ferner nicht ein einziger solcher Geist sich ausbilden, und an die Stelle des Kulturlebens wird das Kasernenleben treten ohne höhere geistige Leistungsfähigkeit, als sie durchschnittlich bei Soldaten und beamtlichen Maschinen zu finden ist.

Wenn Herr Krause nun die Klöster und urchristlichen Gemeinden anführt, so ist dies nach einer Seite, nach der materiellen Seite hin, eine Bestätigung dieser meiner Ansicht; von dem ethischen und höheren Geistesstandpunkte beurteilt, bin ich aber wieder gerade einer ihm entgegengesetzten Ansicht.

Ein Vollendeter, ein Christus, braucht freilich kein Eigentum mehr, braucht sich auch nicht in Klöstern abzuschließen, braucht kein Studierzimmer, kein Laboratorium und kein Atelier. Was er der Menschheit leisten kann, vermag er jederzeit in reicher Fülle aus dem Urquell seines Geistes unmittelbar zu schöpfen. Aber solch ein Christus oder Buddha ist nicht allein nur möglich auf Grundlage einer schon vorhandenen „Kultur", sondern sein ganzer Beruf besteht nur darin, die „Kultur" zu überwinden, und wird dieses Ziel nach vielen Jahrmilliarden erreicht sein, dann wird freilich niemand mehr Privat-Eigentum nötig haben, denn die dann lebenden Geister können dann alles, was ihr geistiges Dasein erfordert, eben aus sich selber schöpfen.

Wenn man aber nun auch heute schon, wie es Herr Krause thut, die Leistungen der Künstler, Ingenieure und Gelehrten vom Geistesstandpunkte betrachtet, dann erscheinen jene erst recht nicht als deren Eigentum. Denn in der Geisteswelt ist alles nur Gemeingut. Autorenrechte und -gesetze brauchen wir allein als Grundlage für unser äußerliches, materielles Kulturleben. **Hübbe-Schleiden.**

Zeit totschlagen oder ausnützen?

An den Herausgeber. — Gestatten Sie mir die höfliche Anfrage, ob Ihnen für die „Sphinx" ein Aufsatz über „Die Punktierkunst eines Fürsten" genehm ist. Dazu bietet sich mir überreicher Stoff in dem über 30 Folianten umfassenden zum Teil vom Kurfürst August von Sachsen eigenhändig geschriebenen, geomantischen Material, mit dessen Durchsicht ich gegenwärtig beschäftigt bin. Es wäre dabei aber in hohem Grade erwünscht, wenn zur Erklärung dieses Systems und zur Erläuterung einiger Fragen zu dem Aufsatze eine Anzahl Figuren (mit Linien und Punkten in der bekannten Form und mit den sogenannten Himmelszeichen) angebracht werden könnten. . . .

Überdem erlaube ich mir die Bemerkung, daß mir bei meinen Nachforschungen vielerlei litterarische Schätze unter die Hände gekommen sind, welche geeignet erscheinen, Unterlagen zu bilden für Abhandlungen in der „Sphinx". **F. E.**

Der Zweck unserer Monatsschrift ist die Begründung und die praktische Verwertung der übersinnlichen Weltanschauung für die Förderung des ethischen und des ästhetischen Idealismus. Kann nun Ihre Arbeit einen Leser weiser und besser machen? Oder wird etwa dadurch eine übersinnliche Kausalität bewiesen? Oder wird die Unabhängigkeit der Menschenseele von dem Leibe anschaulich gemacht? Dann ist Ihr Aufsatz uns willkommen; denn dies sind die für uns maßgebenden Fragen. Bloße Unterhaltung unserer Leser aber ist nicht unser Zweck; und

wäre es gar möglich, jemandem das Hexen oder Wahrsagen zu lehren, so würden wir dies dennoch nicht thun. Bloße kulturhistorische Kuriositäten haben vollends für uns keinen Wert. Die sind sehr gut für Leute, die die Zeit totschlagen wollen, nicht aber für die, welche sie für ihre Seele möglichst ausnützen möchten. Wir bestreiten jenen nicht die Berechtigung ihres Daseinwollens, wir selbst aber gesellen uns zu letzteren. **Hübbe-Schleiden.**

Die Verbreitung der Sphinx.

An den Herausgeber. — Von einem Freunde wurde mir neulich ein Prospekt Ihrer Monatsschrift zugesandt, in welchem ich auch Ihr Programm abgedruckt fand. Ich habe noch niemals in so treffender Weise und so vollständig meine eigenen Anschauungen ausgesprochen gefunden, wie in diesen Ihren Sätzen. Ich ließ mir sofort ein Probeheft kommen und fand nun, daß dieses Märzheft ganz und gar den Erwartungen entspricht, die Ihre Versprechungen in mir erregten. Ich abonnierte und habe seitdem auch das Aprilheft erhalten; dieses scheint mir jenes Märzheft noch zu übertreffen. Mich fesselt diese Geistesrichtung in so hohem Grade, daß ich wohl wissen möchte, wie ich in derselben mitwirken oder was ich sonst für die Bewegung, welche Sie vertreten, thun kann. Litterarisch mitzuarbeiten traue ich mir nicht zu; aber ich fühle mich so sehr von der Richtigkeit dieser Bestrebungen überzeugt, daß ich mit jenem Enthusiasten sagen möchte: „Ich bin von vornherein mit allen Gründen einverstanden, die sich dafür anführen lassen!" G. A.

Wie Sie und alle unsere Leser unsere Bewegung fördern können, ist sehr einfach:

1. Dringen Sie bei Ihrem Buchhändler darauf, daß er ein Probeheft der „Sphinx" in seinem Schaufenster ausliegen lasse.

2. Veranlassen Sie ihn, Exemplare der „Sphinx" vom Verleger à Condition zu fordern und dieselben möglichst vielen seiner Kunden zuzusenden. Werden dabei erste Hefte (Probehefte) verdorben, so werden sie gern kostenfrei wieder ersetzt.

3. Versenden Sie selbst Prospekte und Probehefte an Ihnen bekannte Personen, von denen Sie glauben, daß sie für ideales Denken und Streben Sinn haben. Solche Hefte und Prospekte sendet Ihnen die Verlagsbuchhandlung von Braunschweig jederzeit kostenfrei; oder wenn Sie dieser die betreffenden Adressen aufgeben, besorgt auch diese den Versand direkt. — Auch wenn Sie daheim oder auf Reisen Wirtschaften oder sonstige Gelegenheiten finden, wohin Probehefte mit Nutzen versendet werden können, bitten wir Sie, solche Adressen der Verlagshandlnng auf einer Postkarte anzugeben.

4. Haben Sie Probehefte und Prospekte möglichst immer bei sich und lassen Sie dieselben beliebig liegen, wo immer es Ihnen passend erscheint, besonders in Lesezimmern von Hotels, Cafés, Restaurants, Kurhäusern, Klubs, Museen ꝛc., oder auch in viel besuchten Geschäften, Barbierläden, Haarschneidesalons ꝛc. In Berlin bieten auch wohl die Coupés der Stadtbahn geeignete Gelegenheit, um Sphinxhefte mit Nutzen liegen zu lassen.

5. Besonders vorteilhaft dürfte es auch sein, wenn es gelingt, hier und da Zeitungs- und Buchverkäufer an Eisenbahnstationen oder in Zeitungsbuden (Kiosks) zu veranlassen, daß sie sich Probehefte der „Sphinx" kommen lassen. Da sie diese gratis bekommen, so können sie sie immer so billig verkaufen, daß sie sie sicher los werden und auf alle Fälle eine gutes Geschäft dabei machen.

Die Freunde unserer idealistischen Bewegung unter unsern Lesern werden finden, daß schon wenige Bemühungen in der hier angegebenen Weise, merkliche Erfolge haben werden. **Hübbe-Schleiden.**

Bemerkungen und Beſprechungen.

Wert oder Unwert der Perſönlichkeit.

Die hiſtoriſche Geſchwätzigkeit der Biographen.

In vollem Maße teile ich die Anſicht meines Freundes Dr. Kuhlenbeck über dieſen Gegenſtand (S. 307), obwohl aus ganz entgegengeſetzten Gründen. Mir erſcheint nicht nur alle wiſſenſchaftliche Kleinkrämerei wegen ihrer Geiſtloſigkeit wertlos, ſondern auch beſonders alles Gewichtlegen auf die Perſönlichkeiten Verſtorbener eine Verkennung des Wertes und Zweckes der Perſönlichkeit, die immer nur dem einmaligen Leben dient. Nützen kann ausſchließlich das Gute, was jemand in ſeinem Leben ſchafft und leiſtet, und das gute Beiſpiel, das er durch ſein Leben giebt. Alle Biographiſtik, die darüber hinausgeht, iſt vom Übel. Obwohl ich in meiner Würdigung „Hellenbachs, als Vorkämpfers der Wahrheit und der Menſchlichkeit“ (Max Spohr, Leipzig 1891), dieſe Geſichtspunkte feſthielt, bin ich ſelber vielleicht in manchen Einzelheiten ſchon über das rechte Maß hinausgegangen. Das beurteilt man am beſten wohl, wenn man ſich in die Seele eines ſo Verherrlichten oder Geſchmähten hineinverſetzt.

Ich könnte mir nun kaum etwas Widerwärtigeres denken, als wenn nach meinem Tode irgend ein „guter Freund“, anſtatt ſich an das zu halten, was ich etwa geleiſtet hätte, auf die ekelhafte Idee käme, die Einzelheiten meines Lebens und Strebens breit zu treten. Allerdings iſt mein entſchiedener Grundſatz „Lebe, was du lehrſt!“, aber gerade dabei muß jedem aufrichtigen Menſchen die Wertloſigkeit ſeiner eigenen Perſönlichkeit am deutlichſten klar werden; denn wer von uns vermöchte wohl zu jeder Zeit zur eigenen Befriedigung dem höchſten Ideale, das ihm vorſchwebt, nachzuleben. Wenn daher die Leiſtungen und das Leben eines Menſchen, wie ja ſelbſtverſtändlich, mangelhaft und unzulänglich erſcheinen, dann ſuche man beide weder zu beſchönigen, noch auch tadelnd zu beſchwatzen. Will man einer Nachwelt etwas nützen, ſo beſchränke man ſich darauf, zu veranſchaulichen, dies und das waren die Ideale, denen dieſer Mann nachſtrebte und nachlebte. **Hübbe-Schleiden.**

Buddha-Gaya.

Eine kulturgeſchichtliche Thatſache von annoch unabſehbarer Tragweite vollzieht ſich gegenwärtig in Indien, und zwar ohne ein Aufſehen, wie man es in Europa davon machen würde. Der Buddhismus iſt bekanntlich der „Proteſtantismus“ des religiöſen Lebens in Aſien; durch ihn reifen die Geiſter zur Selbſtändigkeit ihres Gewiſſens und ihrer Vernunft heran, die dort wie überall von dem amtlichen Prieſtertum in kindlicher Abhängigkeit von Dogmen erhalten werden. Sieben Jahrhunderte

nun ist der Buddhismus ganz aus seinem Heimatland im Herzen Indiens verdrängt gewesen. Seitdem es aber kürzlich Colonel Olcott, dem ehemaligen Präsidenten der Theosoph. Gesellschaft in Adyar (Madras), gegiückt ist, alle buddhistischen Sekten zu einer einheitlichen Religionsgemeinde zu vereinigen, hat nun eine buddhistische Gesellschaft, die Buddha-Gaya Maha Bodhi Society in Budha-Gaya (Behar, Indien), den Boden, auf welchem der Buddha zur Vollendung gelangte, erworben; sie will dort einen neuen Mittelpunkt des „einigen Buddhismus" gründen und von dort aus den ethisch-erhebenden und geistig-läuternden Einfluß der buddhistischen Lehren nach allen Richtungen verbreiten.

Das Hauptverdienst um die Anregung und Begründung dieser Gesellschaft hat Dhammapaia Hevavitarana, der Herausgeber des oft in der „Sphinx" angezeigten Wochenblattes „The Buddhist" in Colombo auf Ceylon. — Sir Edwin Arnold, der Dichter und Sprachforscher, weltberühmt besonders durch seine Dichtung „Das Licht Asiens", wird die amtliche Handlung der Übergabe des heiligen Bodens in Budha-Gaya an die von allen Hauptgemeinden des Buddhismus dorthin abgesandten Vertreter der neuen Gemeinschaft vollziehen. Damit krönt er das Gebäude, dessen Grund Olcott und Dhammapala, jeder auf seine Weise, geistig und thatsächlich gelegt haben.

Man sieht, daß uns die Indier nicht allein in reinerer und tieferer Erkenntnis, sondern auch in deren praktischer Verwertung überlegen sind. Dafür zeugt jedenfalls der „Einige Buddhismus" und als heiliger Mittelpunkt desselben Budha-Gaya.

H. S.

Moltkes Unbefangenheit.

In den „Trostgedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben" (im I. Bande seiner Werke) hat Graf Moltke uns sein Glaubensbekenntnis hinterlassen. Es ist dieses wieder ein Beweis, daß jeder Mensch, der selbständig über höhere Begriffe, wie Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, nachzudenken anfängt, sich sehr bald über die hergebrachten Kirchenlehren erhebt. Wären ihm aber jemals andere als die dem europäischen Kulturleben geläufigen Vorstellungen bekannt geworden, so würde er wohl seine Weltanschauung noch etwas mehr erweitert haben. Er sagt in diesen „Trostgedanken" u. a.:

„Die Vernunft ist durchaus souverän, sie erkennt keine Autorität über sich: keine Gewalt — wir selbst nicht — kann sie zwingen, für unrichtig anzunehmen, was sie als wahr erkannt hat."

„Es ist ja nicht in Abrede zu stellen, daß das Alter oft stumpfsinnig erscheinen läßt, aber an eine wirkliche Verdunkelung der Vernunft kann ich nicht glauben, denn sie ist der lichte Funke des Göttlichen, und selbst beim Irrsinn tritt er wohl nur äußerlich hervor. Kann doch der Taube, der auf einem völlig verstimmten Instrument ganz richtige Noten anschlägt, sich seines korrekten Spiels bewußt sein, während alle außer ihm nur wirre Mißklänge hören." (Zu dem „tritt er" macht der Herausgeber seiner „Werke" die thörichte Anmerkung: „Gemeint ist wohl: der Gegensatz zur Vernunft, oder: sie, die Verdunkelung." — Nein, gemeint hat Moltke offenbar nichts anderes als das, was er sagt: beim Irrsinn tritt er, nämlich der Irrsinn. Dies ist wohl ein Beweis, wie blind Gelehrsamkeit die Menschen macht.) Moltke bringt unter seinen weiteren Ausführungen noch folgende Sätze vor:

„Wir können die Glaubenssätze hinnehmen, wie man die Versicherung eines treuen Freundes hinnimmt, ohne sie zu prüfen, aber der Kern aller Religionen ist die Moral, welche sie lehren...."

„Aber auch ein sicherer Ratgeber ist uns beigegeben. Von uns selbst unabhängig, hat er seine Vollmacht von Gott selbst. Das Gewissen ist der unbestechliche und

unfehlbare Richter, der ſein Urteil in jedem Augenblicke ſpricht, wo wir ihn hören wollen, und deſſen Stimme endlich auch den erreicht, der ſich ihr verſchließt, wie ſehr er ſich dagegen ſträubt..... Es predigt die Moral in der Bruſt von Chriſten und Juden, von Heiden und Wilden...."

„Körper und Vernunft dienen der herrſchenden Seele, aber ſie ſtellen auch ihre ſelbſtändigen Forderungen, ſie ſind mitbeſtimmend, und ſo wird das Leben des Menſchen ein ſteter Kampf mit ſich ſelbſt. Wenn dabei nicht immer die Stimme des Gewiſſens die Entſchließungen der ſo vielfach von äußerem und innerem Widerſtreit bedrängten Seele entſcheidet, ſo müſſen wir hoffen, daß der Herr, welcher uns unvollkommen ſchuf, nicht das Vollkommene von uns fordern wird."

„Denn wie vieles ſtürmt nicht bei ſeinem Handeln auf den Menſchen ein, wie verſchieden ſind ſchon ſeine urſprünglichen Naturanlagen, wie ungleich Erziehung und Lebenslage. Leicht wird es dem vom Glücke Bevorzugten, den rechten Weg einzuhalten, kaum daß die Verſuchung, wenigſtens zum Verbrechen, an ihn herantritt; ſchwer dagegen dem hungernden, ungebildeten, von Leidenſchaften beſtürmten Menſchen. Dies alles muß bei Abwägung von Schuld und Unſchuld vor dem Weltgericht ſchwer in die Wagſchale fallen; und hier wird Gnade zur Gerechtigkeit, zwei Begriffe, die ſich ſonſt ausſchließen."

Die Anlagen und Schickſale der Menſchen, von denen all ihr Werden und Vollbringen, ſowie auch alle Schuld, die ſie auf ſich laden, weſentlich abhängt, ſind nicht nur ſehr ungleiche, ſondern auch bei Allen unvollkommene. Können dieſe willkürlich ungleichen Unvollkommenheiten wohl von einer vollkommenen und gerechten Gottheit „geſchaffen" ſein, wie Moltke und die landläufigen Anſichten meinen? Ganz unmöglich! Was „Gott" dabei thut, kann nur vollkommen und für alle gleichmäßig gerecht ſein. Alles Unvollkommene an uns und unſern Schickſalen kann daher nur Ergebnis unſres eignen freien Wollens, Denkens, Thuns und Laſſens in bewußten Lebenszuſtänden vor unſrer jetzigen Geburt ſein. Nur wenn dies ſo iſt, herrſcht in der Welt Gerechtigkeit und Liebe. H. S.

Herders Philoſophie der Geſchichte in einer Stunde.

In unſerer Zeit der Haſt und Äußerlichkeit bilden diejenigen eine Ausnahme, welche noch innere Ruhe genug beſitzen und einer geiſtigen Sammlung ſo weit fähig ſind, um aus reinem Intereſſe die ernſten, echten Schriften der älteren Dichter und Denker zu leſen. Was das große Publikum verlangt, ſind populäre Abhandlungen, „Darſtellungen", Gerede über Schriftſteller und deren Werke, Auszüge und aus Auszügen wieder Auszüge, alles möglichſt kurz, möglichſt leicht, „modern" und im Feuilletonſtil. So z. B. der ganze Kant auf zwei Oktavſeiten in Zeitungsdeutſch; ein Bändchen philoſophiſcher Stichwörter; Inhaltsverzeichniſſe der klaſſiſchen Hauptwerke in Taſchenformat: — dies wäre ein Fund für unſere „Gebildeten". Daß ſie „gebildet" (in Gänſefüßchen) ſind, davon haben die Guten keine Ahnung; doch das iſt ihre Sache. Und „Weſſen Brot man ißt, deſſen Lied man ſingt!" Die armen Litteraten, die von der Gunſt des Publikums leben, und die noch ärmeren Recenſenten und Referenten, denen es obliegt, dem Publikum das Leſen zu erſparen, ſind gezwungen, ſich dem herrſchenden „Geſchmack" zu akkomodieren: jene, indem ſie das gewünſchte Leſefutter liefern; dieſe, indem ſie die Konſumenten vor dem allzuſchlechten warnen und ihnen das beſſere empfehlen.

Wir ſind diesmal in der angenehmen Lage, ſogar eine ausnehmend gute Schrift nennen zu können, welche den Wünſchen unſerer Leſer entgegenkommt, nämlich inſofern ſie dieſelben in einer kleinen Stunde, ohne Anſtrengung zu fordern und doch relativ gründlich, in den Geiſt und Inhalt eines alten berühmten Buches einführt.

Wir meinen Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ in der Wiedergabe von Gustav Hauffe.[1])

Da die Welt nun einmal verkehrt ist und Surrogate der geistigen Nahrungsmittel diesen selbst vorzieht, so müssen wir wünschen, daß auch die anderen nicht mehr gelesenen bedeutenden Werke der älteren Litteratur, deren Kenntnis zur Bildung (ohne Gänsefüßchen) sicherlich gehört, ebenfalls so gewissenhafte und geschmackvolle Bearbeiter finden mögen, wie Herder in Hauffe. **R. von Koeber.**

Psychologie der Suggestion.

Ein höchst wertvolles Buch unter diesem Titel hat der Münchener Privatdozent Dr. Hans Schmidkunz mit ärztlich psychologischen Ergänzungen von Dr. med. F. Carl Gerster herausgegeben.[2]) Er reiht die hypnotistische Suggestionslehre in die Psychologie als einen neuen Zweig der wissenschaftlichen Erkenntnis ein, und gewährt durch jene auch einer Reihe anderer Wissenschaften wertvolle Anregungen, so der Logik, der Ästhetik, der Ethik, der Soziologie und der Biologie. Besondere Vorzüge des Werkes sind eine klare anschauliche Schreibweise und eine meisterhafte Anordnung des Stoffes, durch die der Leser, von den einfachsten seelischen Vorgängen ausgehend, in das Verständnis auch der verwickeltsten hypnotischen Zustände eingeführt wird; dabei zeigt der Verfasser eine ganz erstaunliche Belesenheit und weiß dieselbe in anziehender Weise zu verwerten. Das umfassende empirische Material ist von Dr. Gerster durch besonders wertoolle Winke bereichert worden.

Der Verfasser geht von der Frage aus, ob die hypnotischen Erscheinungen etwas Krankhaftes oder nur besondere Formen gewöhnlicher seelischer und organischer Vorgänge seien, und kommt zu dem Schlusse, daß sie „von verschiedenen Begleiterscheinungen abgesehen, keine isolierten und abnormen sind, sondern normale, nur ungewohnt gesteigerte Bestandteile eines das alltägliche Leben durchdringenden, mannigfaltigen Ganzen; und dieses Ganze ist der Suggestionismus.“ Eine Suggestion ist „die Hervorrufung eines seelischen Bildes“. Die Gewalt, welche Gegenstände (Objekt-Suggestion), das eigene Ich (Auto-Suggestion) oder fremde Personen (Fremd-Suggestion) auf das Bewußtseln ausüben können, äußert sich in der Erregung von Vorstellungen, Gefühlen und Bestrebungen mit dem Drange noch Realisierung, ja sogar in der Beeinflussung der Sinnesempfindungen, des Gedächtnisses und der organischen Prozesse des Körpers. Allen Suggestionen ist mehr oder weniger etwas Zwangartiges im Gegensatz zum reiflich überlegt Gewollten eigen, jedoch so, daß der Beeinflußte frei zu wollen wähnt und solchen Willen als in seiner eigenen Überzeugung begründet zu rechtfertigen sucht. Die Empfänglichkeit für alle Arten von Suggestionen (die Suggestibilität) steigert sich vom wachen Zustande durch die des Schlafes und der sogenannten hypnoiden, traumhaften Zustände bis zur Hypnose. Besonders erhöht wird sie auch durch große Gemütserregung, Schreck, Freude, Überraschung, Ekstase oder körperliche Erschöpfung infolge von Hunger oder Schmerz, auch durch Trunkenheit und durch Anomalien wie Hysterie und ähnliches.

Der Suggestionismus bietet bekanntlich die Grundlage zur Erklärung der meisten sogen. „mystischen und magischen Erscheinungen“, des Zauber- und Hexenwesens, der Besessenheit, der Stigmatisation, der Ekstasen ꝛc.; aber auch für die Kunst und Wissenschaft, sowie für dos alltägliche Leben, ganz besonders der Rechtspflege wird die eingehende Kenntnis des Suggestionismus immer unentbehrlicher. In diesem Sinne wird das vorliegende Werk in weiten Kreisen aufklärend und nutzbringend wirken.

[1]) Herder in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Abgefaßt von Gustav Hauffe. Borna-Leipzig, bei A. Jahnke. 127 Seiten in 8°.

[2]) Bei Ferd. Enke in Stuttgart, 1892. 425 Seiten.

Niemand, der dasſelbe durcharbeitet, wird es ohne Befriedigung aus der Hand legen. Einen großen Fortſchritt aber bietet dieſes Buch beſonders für die wiſſenſchaftliche Pſychologie. H. S.

Die überſinnlichen Thatſachen.

Im Feuilleton des „Neuen Wiener Tageblattes", Nr. 69 vom 9. März 1892, hat Herr Robert Franceſchini ſich bewogen gefühlt, eine Lanze *für* die „Wiſſenſchaft" *gegen* die Erforſchung überſinnlicher Thatſachen zu brechen. Er behauptet dabei eine ſolche Fülle von Unwahrheiten, die eben nur erklärlich iſt bei einem Litteraten, der über etwas ſchreibt, von dem er „keinen blauen Dunſt" hat; und bei Franceſchini iſt dies ganz beſonders erklärlich, weil er auch der Wiſſenſchaft ſogar die Pflicht abſtreitet, ſolche Thatſachen zu unterſuchen. Darin freilich hat er völlig recht, ſoweit es ſich um Taſchenſpielereien handeln kann; und da dieſe bei öffentlichen Medien vorkommen, ſo haben auch wir oft davor gewarnt, ſolche zu wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen zu verwenden. Wer ſich von dieſen Thatſachen überzeugen will, muß ſich in ſeinem eigenen Privatkreiſe Medien ausbilden. Glücklicher freilich ſind alle diejenigen daran, welche ſolcher handgreiflichen Beweiſe nicht bedürfen.

Wir würden übrigens jenes wertloſe Feuilleton hier nicht erwähnen, wenn ſolche Entſtellungen nicht in der Tagespreſſe ſich heut immer noch ſo breit machten, ſo u. a. auch im Feuilleton der „Berliner Neueſten Nachrichten", Nr. 170 vom 2. April 1892, in dem ein Eugen von Jagow ſeine Unkenntnis in Sachen des „Aberglaubens und des Spiritismus" zur Schau trägt. Dabei werden dieſe Äußerungen ſtets in ſolchem Tone der Unfehlbarkeit gehalten, wie man ihn ſonſt nur bei Theologen und anderen Offenbarungsgläubigen gewohnt iſt; und dies macht denn auch, wie uns Zuſendungen aus unſerm Leſerkreis beweiſen, immer wieder einige in demſelben ſtutzig. Freilich können wir nun nicht in jedem Hefte wiederholen, was ſo oft ſchon und ſo meiſterhaft von anderen geſagt iſt. Allen Zweifelnden und ernſthaft Suchenden jedoch können wir nicht dringend genug anrathen, ſich über die wahre Sachlage der unrichtig behaupteten Thatſachen durch eigene Verſuche und durch Leſung der Original-Quellen zu überzeugen. Außer *Zöllners* „Wiſſenſchaftlichen Abhandlungen", Band 2—4, ſind hier hauptſächlich *Hellenbachs* Werke zu nennen (bei Oswald Mutze in Leipzig zu haben). Ein vorzügliches Sammelwerk iſt ferner Staatsrat *Akſákows*: „Animismus und Spiritismus" und desſelben ganze ſpiritualiſtiſche Bibliothek (ebenfalls bei Mutze in Leipzig). Wer der engliſchen Sprache mächtig iſt, ſollte auch nicht verfehlen, ſich mit den 2 Bänden der Phantasms of the Living (bei Trübner & Co., London 1886) und den ſämtlichen Proceedings der Londoner Society for Psychical Research bekannt zu machen (ebenda 1882—1892). Nicht genug aber können wir Anfängern die beiden neueſten Schriften von *Hans Arnold* empfehlen: „Wie errichtet und leitet man ſpiritiſtiſche Zirkel in der Familie?" und „Materialismus oder Spiritismus?" Aufzeichnungen aus dem Leben eines Unbekannten (beide bei Max Spohr in Leipzig). W. St.

Für und wider den Spiritismus.

Es wird wohl hinlänglich bekannt ſein, daß *ich* nicht dem Offenbarungs-Spiritismus huldige, da ich es vorziehe, meine *eigenen* Gedanken zu denken, und nicht irgend welche Geiſtermitteilungen für mehr als perſönliche Meinungen annehme. Mit den *Thatſachen* jedoch, auf die der Spiritismus ſich beruft, bin ich ſeit 25 Jahren gut vertraut und habe ſowohl alle echt, wie auch die meiſten künſtlich nachmachen geſehen. Auch anerkenne ich, daß man aus vielen ſolcher Geiſtermitteilungen

sehr viel mehr und Besseres lernen kann, als von den meisten lebenden Menschen oder aus gedruckten Büchern. Indessen halte ich es trotzdem immer für die Aufgabe jedes Menschen, selbst zu urteilen und seine eigenen Gedanken zu denken.

Dies fordere ich in Hinsicht der Anschauungen sowohl, wie auch der Thatsachen. Wenn daher irgend jemand über spiritistische Vorgänge abspricht, ohne selbst experimentiert zu haben, d. h. ohne sich vom Wesen dieser Thatsachen durch eigene Versuche im Familien- oder Freundeskreise überzeugt zu haben, so erscheint mir dies als ganz dieselbe Frechheit, wie wenn z. B. jemand die Thatsachen, auf denen die Bakteriologie sich aufbaut, leugnet, ohne selbst in der Mikroskopie erfolgreiche Versuche angestellt zu haben. Alle Theorien auch der Bakteriologie mögen ganz irrtümliche sein, deren Thatsachen jedoch, oder auch die des Spiritismus, als Schwindel zu bestreiten, ohne eigenes Studium, das ist Gassenbuben-Art.

Hübbe-Schleiden.

Spiritistische Thatsachen und übersinnliche Hypothesen.

Zur okkultistischen Forschung in Italien.

„I fatti spiritici e le ipotesi affretate, Bemerkungen zu einem Artikel von Professor Lombroso", ist der Titel einer Broschüre, die uns von deren Verfasser Dr. G. B. Ermacora aus Padua zugeht und unser Interesse in hohem Grade beanspruchen darf, insofern dieselbe in sehr bestimmter Weise Stellung gegenüber der psychiatrischen Hypothese Lombrosos nimmt.

Für Lombroso ist es, wie sich die Leser aus dem Aprilheft erinnern werden, die Gehirn-Rinde des Mediums, welche er als Psychiater für neuropathisch erklärt, und die nach ihm als Kraftquelle aufzufassen ist, von der aus alle Wirkung ausstrahlt, psychische (als Gedankenübertragung auf die Anwesenden) sowohl, als auch physische (als Bewegungsursache materieller Gegenstände). Diese Hypothese wird nun von Ermacora in scharfsinniger Weise folgendermaßen widerlegt:

Zugegeben, der Gedanke sei eine Bewegung, — sagt er — und nichts als eine Bewegung, so wird allein schon durch das Gesetz von der Erhaltung der Kraft die von Lombroso ja zugestandene Schwierigkeit dieser Erklärung zur baren Unmöglichkeit. Denn, wenn eine schwingende Bewegung von einem Centrum ausgeht, so nimmt ihre Kraft im Quadrat der Entfernung ab — ganz einerlei, welcher Art die Schwingungen sind, — so daß bei einer Entfernung von 1000 die Kraft auf den millionsten Teil ihres ursprünglichen Wertes reduziert wird. In diesem Verhältnis nun müßten auch die Phänomene der Gedankenübertragung abnehmen. Das thun sie aber nicht, vielmehr beweist die Erfahrung, daß die Entfernung bei denselben so gut wie gar keine Rolle spielt, und daß dabei noch die erstaunliche Thatsache auftritt, daß die von dem wirkenden „Agenten" ausgehende Kraft den wahrnehmenden „Percipienten" direkt trifft und findet, ohne sich dabei merklich zu zerstreuen.

Der Idee eines Gedankenbündels stellen sich nach Ermacora folgende Schwierigkeiten entgegen:

1. Es ist keine Spur eines Organs vorhanden, das als Projektor sich zu orientieren und den Strahl in die gewünschte Richtung zu lenken imstande wäre.

2. Die zweite Schwierigkeit besteht darin, einen für Tausende von Kilometern ausreichenden Parallelismus beibehalten zu können.

3. Die Schwierigkeit, die Zielrichtung zu finden, um auf solche Entfernungen den Percipienten genau zu treffen.

4. Die noch größere Schwierigkeit, zu begreifen, wie diese Zielrichtung, welche die von den feinsten astronomischen Instrumenten geleistete Genauigkeit übertreffen müßte, auf einer nicht unbeweglichen Basis zu stande kommt, indem die hier in Betracht kommende Basis in ihrer Lage von den Bewegungen des Körpers des Agenten abhängt, welche Bewegungen erfahrungsgemäß in keiner Weise mit der Zielrichtung im Zusammenhang stehen.

5. Als letzte Schwierigkeit kommt noch das Geheimnis hinzu, wie es der Agent dahin bringt, die Zielrichtung zu finden, da ihm doch gewöhnlich die Richtung, in der sich der Percipient befindet, gänzlich unbekannt ist.

Wenn man also mit Dr. Ermacora den Vorgang der Gedankenübertragung, als Ätherstrahlung vorgestellt, auf diese Weise zu Ende zu denken versucht, stößt man überall auf Ungereimtheiten. Trotzdem glaubt Lombroso mit der einfachen physikalischen Vorstellung der Ätherwellen zur Erklärung aller mediumistischen Phänomene auszukommen.

Nachdem noch Dr. Ermacora an mehreren Stellen der Werke Carl du Prels und Alexander Aksákows in anerkennendster Weise gedacht, sagt er zum Beschlusse dieser sehr durchdachten Arbeit: „Lombroso ging es, wie dem Jäger, der voll Ungeduld, um überhaupt etwas zu treffen, auf die Gefahr hin, das vornehmere Wild in seiner Nähe, das er nicht sieht, zu verscheuchen, auf zu große Entfernung schoß und schlecht traf."

Wenigstens hat Lombroso das Vorkommen jenes seltenen Wildes zugegeben, wenn er auch mit seiner Hypothesen-Büchse vorläufig daneben schoß; unsere deutschen Gelehrten aber geben größtenteils das Vorkommen jenes Wildes überhaupt nicht zu, so daß sie gar nicht in die Gefahr kommen, wegen unausbleiblicher Fehlschüsse ausgelacht zu werden. Da ist uns doch der noch etwas ungeübte, aber eifrige Jäger Lombroso lieber.

L. Deinhard.

Zwei spiritistische Neuheiten aus Frankreich.

Einem jungen Mädchen, das einmal Lust verspüren sollte, zu erfahren, was denn eigentlich der Spiritismus sei, von dem so viel geredet wird, kann das erste der vorliegenden Schriftchen von Lucie Grange[1]) schon empfohlen werden. Mehr läßt sich über diese gut gemeinte, anspruchslose Drucksache nicht sagen. Etwas anderes aber als die traurige Reimerei auf Seite 62 hätten wir für den Schluß des Ganzen schon gewünscht. —

Im zweiten Buch[2]) ist dieselbe Verfasserin aus mystischen Gründen unter einem mystischen Pseudonym verborgen. Geschrieben ist dies kleine

[1]) Petit livre instructif et consolateur. Manuel de Spiritisme par Lucie Grange, Directrice de „La Lumière". Paris. 63 Seiten.

[2]) Hab: La Communion universelle des âmes dans l'amour divin. Paris. 1892. 167 Seiten.

Buch für die seit einigen Jahren bestehende spiritistische Gemeinde, deren Mitglieder in allen Ländern der Erde am 27. jedes Monats gleichzeitig zu derselben Abendstunde eine Feier der Seelengemeinschaft in Gott begehen. Für die Eingeweihten dieser Gemeinde in Frankreich mag auch Habs Schriftstück verständlich, interessant und bedeutend sein; nach unserer unmaßgeblichen Meinung jedoch ist es zum größten Teil ein unklares und schwülstiges Gerede. R. K.

Manrhyn: Aus übersinnlicher Sphäre.

Von dieser Zusammenstellung der „Wunder der modernen Magie in den Phänomenen des Gedankenlesens, des Hypnotismus, Mesmerismus, Somnambulismus, der Sensitivität, der Psychometrie, der Telepathie und der sogenannten mediumistischen Erscheinungen" (1890 in Wien bei Hartleben erschienen) ist jetzt eine schwedische Übersetzung in Stockholm bei Fröleen & Comp. herausgekommen. Die deutsche Original-Ausgabe dieses illustrierten Sammelwerkes unsres Mitarbeiters Gustav Geßmann in Wien ist in der „Sphinx" bereits im Maihefte 1890 (IX, S. 269 f.) eingehend besprochen worden. H. S.

Unser vierzehnter Band.

In den nächsten Heften unsrer Monatsschrift werden wir unter andern folgende Beiträge bringen:

Walter von Appenborn: Das Feuerhexlein.
Christian Behring: Der Idealnaturalismus Rich. Wagners.
Carl Busse: Astarte.
Anton J. Ceyp: Das Experiment des Scheintods bei den Fakiren.
Hans Denecke: Ein Blick in die Zukunft.
Alois Dorda: Die Kunst des Tröstens.
Franz Evers: Sein wie Gott!
F. Ritter von Feldegg: Gelehrtendämmerung.
Arthur Fitger: Das Pan-Mysterium.
Friedr. Wilh. Groß: Aus dem Reiche der Metaphysik; Familienerinnerungen.
Ernst Hallier: Liebet auch die Vögel!
Hellenbach: Die Weltanschauung des zwanzigsten Jahrhunderts.
Carl Kiesewetter: Die alchymistischen Versuche des Dr. Price.
Hermann Krecke: Befreiung!
Hans tom Kyle: Um Leben und Ehre.
Jul. Mendius: Die Mondbewohner; eine Humoreske.
Montezuma: Meine Rechtfertigung.
O. Plümacher: Hartmanns Pessimismus.
Carl du Prel: Das Fernsehen in Raum und Zeit.
Wilhelm Ressel: Entlassen! Ein Bild aus dem zwanzigsten Jahrhundert.
D. C. von Schack: Der Gottsucher.
M. von Saint-Roche: Uebel; eine Skizze.
Richard Wedel: Aus den Davoser Bergen; eine Erzählung.

H. S.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig. — Druck von Theodor Hofmann in Gera.